Apologetik.



Apologetik.

Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums

von

J. H. A. Ebrard,
Dr. philos. et theol.

Zweiter Theil.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1875.

Vorwort

zum zweiten Theile.

Bei der allseitig günstigen Aufnahme, welche der erste Theil dieser Schrift gefunden,*) macht es mir mindere Sorge, daß der zweite Theil, und zwar Buch 1 desselben, zu weit größerem Umfang herangewachsen ist, als ich ursprünglich vermuthet hatte. Die Ursache liegt darin, daß während des Studiums und der Ausarbeitung ein meine eigne Erwartung weit übertreffender Reichthum werthvoller Thatsachen und Ergebnisse sich mir darbot. Zwar von manchem Leser erwarte ich den Vorwurf, daß in dem Buche eine Menge Dinge stünden, die viel eher in eine Ethnographie als in eine Apologetik gehörten. Aber dem gegenüber habe ich ein gutes Gewissen. Darin, daß ich auf die dem Apologeten wichtigen Punkte gar nicht vorzugsweise und voreilig den Blick gerichtet habe, sondern unbefangen und gründlich die breite Substruktion der Ethnographie und allgemeinen Religionsgeschichte zum eigentlichen Ziele meiner Forschung gemacht habe, liegt gerade der Werth der letzteren; denn was sich dabei nebenher und ungesucht an apologetisch-werthvollem Stoffe ergeben hat, das steht nun um so unangreifbarer in den felsenfesten Bau wissenschaftlicher Forschung eingefügt.

---

*) Beil. zur Augsb. Allg. Zeitung 25. Sept. 1874. — Beweis des Glaubens, Sept. 1874. — Neue ev. Kirchenzeitung 1874, no. 43. — Evang. Kirchenbote der Pfalz 1874, no. 34. — Literar. Anzeiger v. Zöckler und Andreä 1874, Nov. p. 327 ff. — Hauck. theol. Jahresbericht 1874. S. 556 ff. — Deutsche Blätter, 1875, Januar, S. 67 ff.

Es war mir dabei von vornherein klar, daß der einzig sichere Ariadnefaden, der durch das Labyrinth der Fragen nach der Herkunft, Abstammung und Verwandtschaft der Völker und ihrer Religionen zu leiten vermöge, der der linguistischen Forschung sei. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, in die altaischen, malaiischen, amerikanischen u. a. Sprachen mich hineinzuarbeiten, und jene Riesenstudien, die von W. v. Humboldt, Buschmann und Schott in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften niedergelegt sind, gründlich durchzuarbeiten. Um ein Haar hätte ich darüber meine Gesundheit eingebüßt und mir ein ernstes Nervenleiden zugezogen. Aber daß diese mühevolle Arbeit nicht ohne Frucht blieb, wird dieser Band jedem Unbefangenen zeigen.

Es gibt freilich Leute, welche jedem Versuch, einen geschichtlichen Zusammenhang entfernter Völkerstämme aus ihrer Verwandtschaft in Sprache, Sitte und Religion nachzuweisen, von vornherein den Stab brechen. So äußert z. B. Bastian in seinen höchst werthvollen, leider nur sehr ungeordneten Mittheilungen über die Loangoküste, daß solche Aehnlichkeiten nur auf einem Naturgesetze beruhen, das bei verschiedenen und einander fremden Völkern die gleichen Erscheinungen hervorgerufen habe. Das ist, so allgemein hingestellt, nicht richtig; Thier- und Menschenopfer, Steinpfeiler, Sonnen- und Mondverehrung, Zauberei und Geisterbeschwörung kommen freilich bei Völkern verschiedener Abstammung und dann eben auch in verschiedenen Formen vor. Wer aber deshalb die Wiederholung der speziellsten Erscheinungen heidnischer Sitte und Religion auf das gemeinsame Walten eines Naturgesetzes zurückführen wollte, den dürfte man doch wohl fragen, warum jenes Naturgesetz z. B. den Brauch, Pfeile durch Rohre abzuschießen und diese Rohre sarbacana oder sgaravatana zu nennen, gerade nur bei den Malaien des indischen Archipels und bei einzelnen Orinokostämmen — oder die Sitte, ein aus zerkauten Körnern bereitetes gährendes Getränk kava, kavan zu nennen, gerade nur bei den Polynesiern und den

amerikanischen Tupi-Indianern und nirgends sonst hervorgerufen habe. Besonnene Forscher werden in so singulärem Zusammentreffen von Wort und Sitte, Sache und Namen, nicht Naturgesetze sondern historische Zusammenhänge finden, und das gleiche wird von analogen Erscheinungen in den Religionen und ihren Sagen gelten müssen.

Als Quellen habe ich recht geflissentlich die Nachrichten ganz unbefangener Forscher und Reisender benützt, und auf Mittheilungen von Missionaren mich selten und nur subsidiär berufen. Ich hoffe von keiner Seite darüber einen Vorwurf befahren zu müssen.

Solche Linguisten, die sich nur mit den indogermanischen und den semitischen Sprachen beschäftigt haben, bitte ich, bei Beurtheilung meiner sprachvergleichenden Abschnitte die Thatsache im Auge zu behalten, daß bei den übrigen Sprachgeschlechtern der Erde nach den Forschungen von Humboldt, Buschmann, v. d. Gabelentz u. a. ein solches sicheres Gesetz der Lautverschiebung, wie wir es für die indogermanischen Sprachen kennen, nicht existirt und darum nicht vorausgesetzt werden darf.

Da aber mein Buch nicht bloß für Linguisten von Fach, sondern für alle Gebildeten verständlich sein soll, so mußte ich bei der Wiedergabe von Fremdwörtern die beim Sanskrt., Zend 2c. gebräuchlichen künstlichen Transskriptionssysteme vermeiden, welche überdies für die altaischen und malaiischen Sprachen doch nicht gepaßt haben würden, sodaß ich schließlich für jedes Sprachgeschlecht immer wieder ein anderes System hätte vorführen müssen! Ich zog es daher vor (ähnlich wie Riehm in seinem Handwörterb. d. bibl. Alterthums) den Buchstaben denjenigen lautlichen Werth zu lassen, den sie im Deutschen haben. Demnach gab ich die palatalen Quetschlaute in allen Sprachen durch tsch, dsh (wozu im Sanskrt tschh, dshh kommt) während j bei mir stets den Laut des deuschen Jod (wie in „ja, jeder") und ch den der gutturalen Spirans (wie in „machen, lachen") darstellt. Freilich reichte nun unser deutsches Alphabeth nicht für alle Laute aller Sprachen aus.

Den palatalen Zischlaut des Sanskrt (der nach Schleicher's gewiß richtiger Vermuthung so klang, wie in Norddeutschland und Franken das g nach e oder i, z. B. in „liegen, legen") gab ich hergebrachterweise durch ç. Die Lingualen des Sanskrt unterschied ich von den Dentalen nach M. Müller's praktischem Vorschlag durch Cursivschrift. Den Laut des französischen j gab ich durch sh, den des italiänischen g vor e oder i, wie gesagt, durch dsh. — Wie ich die vielerlei dentalen Verschluß- und Sauselaute des Arabischen auszudrücken suchte, zeige folgendes Alphabeth: —, be, tse, dshim, cha, chha, dal, dsal, re, ze, sin, schin, tzad, dhad, tha, thha, 'ajin, ghajin, phe, qaf, kef, lam, mim, nun, vau, he, je. Aztekische und sonstige amerikanische Wörter, die ich spanisch geschrieben fand, transskribirte ich in die deutschen Buchstaben, die dem Lautwerthe der spanischen Lettern entsprechen; über das Aztekische insbesondere vgl. § 297 Anm. — Für's Chinesische mußte ich, wenn nicht unheilbare Verwirrung entstehen sollte, die hergebrachte Transskription beibehalten.

Was die deutsche Orthographie betrifft, so habe ich in germanisirten fremden Appellativis (wie z. B. zitiren, speziell, Kultur) und deutsch-endenden Eigennamen (z. B. Thrazien, Phönizien) den Buchstaben c durch z und k ersetzt. Bei unveränderten antiken Eigennamen (wie Cicero, Lucianus) schien mir dies nicht thunlich, selbst bei „Cypern" geschmacklos; ebenso habe ich das Doppel-c (z. B. in Accent) unverändert belassen.

Ist das erste Buch länger, so ist das zweite, das von der Offenbarung Gottes handelt, vielleicht kürzer, als mancher Leser erwartet und gewünscht hätte. Aber eine ausführliche Geschichte des Reiches Gottes zu schreiben, konnte mir nicht obliegen; ich hatte meiner Aufgabe genügt, wenn ich erwiesen hatte, daß diese Geschichte sich nicht aus menschlicher Entwicklung, nur aus Offenbarung des lebendigen Gottes erklärt, und daß in ihr das Evangelium sich als erlösende Kraft Gottes bewährt. Uud das habe ich erwiesen.

Inhalt.

Zweiter Theil. Das Christenthum als geschichtliche Thatsache in seinem organischen Zusammenhange mit der allgemeinen Religionsgeschichte.

Druckfehler.

S. 128 Z. 22 v. u. lies כנאךְ.
— 220 Z. 9 v. u. st. Vaisou lies Vaison.
— 233 Z. 6 v. u. st. פוק lies פרץ.
— 235 Z. 3 v. o. st. פרמ lies פרט.
— 237 Z. 9 u. 8 v. u. sind die Worte: „die Kalmaks (Kalmüken) nördlich vom Mustaph" zu streichen.
— 258 Z. 4 v. o. l. Synonymum.
— 303 Z. 23 v. o. st. pukil l. puhil.
— 313 Z. 18 v. o. st. § 283 l. § 281.
— 313 Z. 8 v. u. st. Etvomo l. Etoomo.
— 384 Z. 19 v. o. st. 9) l. 12).
— 402 Z. 13 v. u. st. Utscha l. Utschu.
— 410 Z. 9 v. o. st. Anac ha l. Anacha.

Zweiter Theil.

Das Christenthum als geschichtliche Thatsache
in seinem organischen Zusammenhang mit der allgemeinen
Religionsgeschichte.

Einleitung.

§ 189. Was lehrt uns die Geschichte nicht?

Wenn wir die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, sei es allgemein die Kultur= sei es speziell die Religionsgeschichte als Zeugin für die Wahrheit des Christenthums aufrufen, so müssen wir vor allen Dingen uns klar machen, was denn durch sie bezeugt werden solle. Das Christenthum ist (§ 4) die ewige, absolute Wahrheit in Form thatsächlicher Verwirklichung. Nun ist A) nach dem § 5—6 entwickelten, mehr aber noch aus Th. 1 B. 1 Abschn. 2, klar, daß nicht für den ewigen Wahrheitsgehalt des Christenthums als solchen sich die Beweise aus der Geschichte der Menschheit und ihrer Religionen gewinnen lassen. Für die Existenz eines persönlichen Gottes und ebenso für die eines ethischen Gesetzes liefert uns die Geschichte des menschlichen Geschlechtes keine Beweise; denn soweit dies Geschlecht ein sich selbst überlassenes ist, sehen wir in ihm nur die Sünde, die Gottvergessenheit, das Heidenthum herrschen; wir sehen nichts als Widersprüche gegen das ethische Gesetz. Das ethische Gesetz selbst finden wir in der Geschichte der ihr selbst überlassenen Menschheit durchaus nicht verobjektivirt und vollzogen; es wohnt nur im Innern des einzelnen Menschen als Gewissen; als diese subjektive (im guten Sinn von § 92 subjektive) Stimme haben wir es ja Th. 1 B. 1 Abschn. 1 Kp. 3 bereits betrachtet als die wichtigste und wesenhafteste Thatsache des menschlichen Bewußtseins. Da nun die objektive Geschichte der sich selbst überlassenen Menschheit uns nur Auflehnungen gegen das ethische Gesetz zeigt — Irrthümer, Sünden, Greuel — das Herrschen des selbstischen Willens als bellum omnium contra omnes — so liefert sie als solche

uns auch keinen Beweis für das Sein und Walten eines persönlichen, heiligen, liebenden Gottes; dies Walten (§ 127) vermag nur derjenige trotz aller jener Verderbnis der Menschheit zu erkennen, welchem auf anderem Wege, sei es durch sein Gewissen und durch gewissenhafte Betrachtung der Thatsachen des Bewußtseins und der Natur (Röm. 1, 9 ff.) sei es durch die Offenbarung, die Erkenntnis Gottes aufgegangen ist. Was aber die Erlösung selbst betrifft, so fällt die historisch-kritische Untersuchung der von ihr berichtenden Urkunden (der neutestamentlichen Schriften) nach § 7 in das Bereich der besonderen theol. Disziplin der sogenannten „Einleitungswissenschaft" oder „biblischen Kritik" und bildet als solche zwar einen Theil der (speziellen) Apologie, aber nicht der (allgemeinen und prinzipiellen) Apologetik. Man könnte nun aber B) etwa meinen, wenn man mit der Geschichte der sich selbst überlassenen Menschheit die Geschichte der unter dem Einfluß der Erlösungsthatsache stehenden Menschheit, der „Christenheit", kombinirte, so müßte sich daraus ein geschichtlicher, näher: religionsgeschichtlicher Beweis für die Wahrheit (weil erlösende Kraft) des Christenthums unzweifelhaft ergeben. Im Kontrast mit jener im Bann und in den Banden der Sünde liegenden Menschheit erscheine hier ein von der Sünde frei gewordenes Geschlecht. Man hat ja wohl hin und wieder versucht, auf solchem Wege die Wahrheit des Christenthums zu beweisen, hat aber damit nur den Feinden desselben in die Hände gearbeitet, die es nicht unterließen, sofort auf alle innerhalb der Christenheit vorgekommene Verderbnis aufmerksam zu machen, und die gar nicht zu leugnende Thatsache zu betonen, daß unter der Aegide des Christennamens und Kreuzeszeichens viel ärgere Verruchtheit sich entwickelt habe, als je im Heidenthum vorgekommen (man denke nur an die beiden Worte: Heuchelei und Fanatismus!) Mit Schönfärberei wird diese Thatsache nicht aus der Welt geschafft, und wer den verkehrten Versuch machen will, aus der Existenz eines von der Sünde befreiten Menschengeschlechtes den Rückschluß auf das Geschehensein einer Erlösung zu ziehen, der wird die Gegner nur zu der entgegengesetzten Schlußfolgerung veranlassen: jene behauptete Erlösung habe sich als durchaus impotent erwiesen, sintemal von jenem Eldorado eines von der Sünde freigewordenen Menschengeschlechtes auf Erden post Christum natum so wenig zu entdecken sei, als vorher. Jener Versuch ist aber eben

ein in sich verkehrter. Er schreibt der Erlösung Wirkungen zu, welche diese nach der eigenen Aussage des Erlösers nicht hat und nicht haben will und vor der Hand nicht haben kann und nicht haben soll. Einen künftigen Weltäon (vgl. § 129 ff.) stellt die Erlösung allerdings in Aussicht, wo die Sünde und der Tod nicht mehr sein soll und wo ein sündloses Geschlecht (aber nicht mehr als Geschlecht Matth. 22, 30) existiren wird; für den gegenwärtigen Weltäon des Lebens in sterblichem Leibe ist nur eine Gemeinschaft der Gnadenmittel (noch nicht der vollendeten Gnadenerfolge) gegründet; es wird das Heil der Erlösung den einzelnen Individuen als solchen angeboten, und es ist individuell-persönliche That eines jeden, dasselbe zu ergreifen; aber nicht einmal das Individuum wird hiedurch hienieden zum sündlosen, hat vielmehr bis an seinen Tod die Sünde als alten Menschen (§ 139) in sich, mit dem es zu kämpfen hat, geschweige daß ein sündloses Geschlecht entstanden wäre. Im Gegentheil, auf das bestimmteste sagt der Erlöser voraus, daß nirgends eine sichtbare Gemeinschaft erlöster Menschen existiren werde, unter welche nicht unerlöste unter dem Deckmantel der Heuchelei sich, für menschliche Augen ununterscheidbar, einmengen würden (Matth. 13, 24—30.)

§ 190. Was beweist uns die Geschichte?

In dem Innern des einzelnen Menschen, der das Heil in Christo in bußfertigem Glauben aufnimmt, macht die Erlösung sich als erlösende Macht geltend (§ 139); in der Geschichte des Menschengeschlechtes macht sie sich nach dem ebengesagten durchaus nur als Ferment eines mit ihr beginnenden Gährungs- und Sichtungsprozesses geltend. So erschien Christi persönliche Thätigkeit im Volke Israel (Matth. 3, 12; Joh. 5, 25 bis 26 u. v. a.) und von derselben sichtenden Thätigkeit sagt er, daß er nach seiner Erhöhung sie in dem gesammten *κόσμος* (der Heidenwelt) üben wolle (Joh. 10, 16; 12, 24, vgl. Luk. 12, 49 und 51.) Und dies nun läßt sich aus der Geschichte erweisen, daß mit dem Eintritt der Erlösung ein Ferment in die Geschichte des Menschengeschlechtes eingetreten ist von wesenhaft neuer Qualität, welches in der sich selbst überlassenen Menschheit nicht war, welches, wo es eintritt, den Prozess eines stetigen

Tiefersinkens unterbricht, und zu einer Entscheidung für oder wider Gott auffordert und nöthigt, hiemit aber zu einer Scheidung innerhalb der Menschheit, und zwar zu einer immer klarer und klarer heraustretenden, führt. Dies, sagen wir, läßt sich, und zwar dem Pantheismus und Materialismus gegenüber, welche blindlings das Gegentheil behaupten, aus den geschichtlichen Thatsachen beweisen. Beide Weltanschauungen, in ihrer Wurzel (§ 181) eins, behaupten, das menschliche Geschlecht habe sich aus einem unentwickelten ja thierischen,[1]) jedenfalls „noch nicht sittlichen" und „religionslosen" Zustande allmählich heraufentwickelt, und sei in einem beständigen Fortschritt der Höherentwicklung begriffen. Nach pantheistischer Behauptung (§ 188) ist die Religion als solche nur eine relative Entwicklungsstufe, und in der Reihe der verschiedenen Religionen das Christenthum im besten Falle die oberste entwickeltste Religion, zu der die Menschheit sich hinaufgearbeitet habe, aber als Religion immer nur eine Stufe der Entwicklung, über die hinaus es die höhere Stufe des „reinen Wissens" gebe, sodaß die Menschheit von dieser (seit Hegel und D. Fr. Strauß erklommenen) höheren ja wohl höchsten Stufe aus auf das Christenthum hinuntersehe als auf einen „überwundenen Standpunkt". Nach den gröberen Gestaltungen des Materialismus wäre die Religion und das Christenthum nicht einmal eine Stufe aufwärts, sondern ein, die Entwicklung nur hemmender Rückschritt abwärts. Das aber setzen beide voraus, daß das Menschengeschlecht sich aus einem Zustand, in welchem es noch kein Sittengesetz gab, allmählich emporgearbeitet habe, erst zu einem dumpfen Fetischismus, dann allmählich zu mythologischem Polytheismus, dann zu abstraktem Monotheismus, dann zum Christenthum, endlich zum Pantheismus.[2]) Die wirkliche Geschichte der Religionen zeigt aber von dem allem das gerade Gegentheil. A) Gehen wir der Religionsgeschichte der Kulturvölker des Alterthums nach, an der Hand der ausgezeichneten gründlichen Forschungen von Max Müller, Spiegel, Lepsius, Ebers, Schrader, Duncker u. a. so finden wir im ganzen gebildeten Alter-

[1]) Die Theorie von der Entwicklung der Menschheit aus thierischen Anfängen ist insbesondre von dem Engländer John Lubbok ausgebildet worden. Ihm trat der Herzog von Argyll entgegen in seiner Schrift: speculations of primeval Man.

[2]) Vgl. Hartmann, Selbstzersetzung des Christenthums.

thum, je höher wir in die Vergangenheit hinaufsteigen, eine desto größere Annäherung an die Erkenntnis des Einen, lebendigen, heiligen Gottes, verbunden mit desto wacherem ethischem Bewußtsein des Unterschiedes von gut und bös, und desto lebendigerem Sehnen nach einem gehofften Erlöser — und je tiefer wir in der Zeit herabsteigen, ein desto tieferes Sinken von dieser Urreligion herab durch sittlichen Leichtsinn zur Trübung der Gotteserkenntnis bis zu rohem Polytheismus, der dann bei einzelnen Völkern in Pantheismus umschlägt, und Hand in Hand damit: eine zunehmende sittliche Verwilderung trotz aller Fortschritte äußerer Kunstfertigkeit, Zivilisation und Kultur. Halten wir dann damit eine Untersuchung der wilden Völker ihrer Zustände, Sprachen und Sagen, zusammen, so finden wir auch hier, wo die Geschichte der älteren Vergangenheit uns im Stiche läßt, wenigstens in den Jahrhunderten, die kontrollirbar sind, ebenfalls ein nachweisbares stetes Noch-tiefer-sinken, aber auch fast allenthalben Rückerinnerungen an frühere bessere Zustände und hin und wieder selbst objektive Denkmale solcher. Von einem allmählichen „Emporarbeiten“ dieser „den Affen noch so nahestehenden“ Stämme will sich dagegen gar nichts entdecken lassen. Ueberhaupt wäre es ja seltsam, warum diese Stämme, wenn ein solches Gesetz des „Fortschrittes“ und der Aufwärtsentwicklung bestünde, in so vielen Jahrtausenden noch so gar keine Schritte vorwärts gemacht haben sollten. — Diese Untersuchungen über das sich selbst überlassene Menschengeschlecht, die den Inhalt von Buch 1 dieses zweiten Theiles bilden sollen, werden uns somit geschichtliches Zeugnis geben von der Thatsache eines geschehenen Abfalls von Gott, durch den die Entwicklung zu einer Verwicklung wurde. — B) Für jene behauptete Aufwärtsentwicklung kann man sich mit einigem Scheine des Rechtes durchaus nur auf Ein Volk des Alterthums berufen, in welchem „der Monotheismus“ durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende klar und lebendig geblieben sei, und in dessen Schooße derselbe denn auch zur christlichen Religion „sich fortentwickelt habe.“ Diese Berufung auf das israelitische Volk würde aber nur dann gelten, wenn es, ich will nicht einmal sagen als wirklich, sondern auch nur als möglich erwiesen wäre, daß zu jenem „Monotheismus“ dies Volk sich selbst emporentwickelt habe. Die Geschichte lehrt uns aber auch hier wieder das gerade Gegentheil. Vor allem handelt es sich bei Israel nicht bloß um „Monotheismus“,

sondern um die Erkenntnis eines heiligen Gottes und um die Erkenntnis der menschlichen Sünde und Schuld und um den Glauben an eine künftige Gottesthat der Erlösung. Denn nicht auf die numerische Zahl der Gottheiten kommt es an, sondern auf die Wesensqualität der Gottheit, die verehrt wird, und die 33 Aditja's der älteren Veden standen dem wahren lebendigen, heiligen Gott entschieden näher, als die 4 Schandgötter der Babylonier. Nun lehrt uns aber die urkundlich dokumentirte Geschichte: α) daß in der semitischen Völkersippe, der das Volk Israel angehört hat, das Heidenthum schon in ältester Zeit herabgesunken war bis auf die allerunterste, von der Wahrheit entfernteste, mit Lüge infizirteste Gestaltung einer Religion, welche nicht das Ethisch-gute sondern direkt das Ethisch-böse (viehische Wollust und teuflische Grausamkeit) als Wesen der Gottheit und ihres Dienstes betrachtete und übte, und β) daß das israelitische Volk zu dieser verruchten Baalsreligion zu allen Zeiten, fort und fort, die allerentschiedenste natürliche Neigung besaß und bethätigte. Eine Religion, welche von der natürlich-semitischen das diametrale Gegentheil war, indem sie verdammte, was jene gebot, und das schlafende Gewissen des Volks fortwährend wieder weckte, kann also vernünftigerweise nicht als natürliches Entwicklungsprodukt eines semitischen Volkes betrachtet werden, wie sie sich denn auch selbst nicht als solches darstellt, sondern als Offenbarung des lebendigen heiligen Gottes. Diese Untersuchung wird den Gegenstand von Abschn. 1 eines zweiten Buches bilden. C) In Buch 2 Abschn. 2 haben wir denn endlich aus der Geschichte der von der Erlösung selbst berührten Völker — also der Christenheit — den Beweis zu führen, wie die Erlösung als ein Ferment den Prozess jenes Sinkens unterbrochen und statt seiner einen Gährungs- und Sichtungsprozess eingeleitet habe, in dessen einzelnen Stadien es sich immer wieder neu bewährt, daß der Glaube an das Evangelium, wo er eine Macht wird, die sozialen Verhältnisse klärt und ihre Verwicklungen löst, auf die Völker verjüngend, auf die geistige Entwicklung (Wissenschaft und Kunst) erleuchtend und befruchtend wirkt, und Gestaltungen des Gemeinschaftlebens hervorruft, in welchen die heiligende, von der Sünde und dem Sündenfluche erlösende Kraft des Evangeliums eine vorläufige Gestaltung gewinnt, — daß aber da, wo mit dem Evangelium gegebene

Gotteskräfte in verruchter Heuchelei in den Dienst eines sündigen gottwidrigen Wollens gestellt werden (vgl. Gal. 2, 17), ein Grad und eine Art der Verderbnis eintritt, viel furchtbarer und entsetzlicher, als der, wo die durch die Schöpfung dem Menschen verliehenen Gotteskräfte in den Dienst bösen Wollens gezogen werden.

Erstes Buch.

Die Religionen der Menschen.

Erster Abschnitt.

Die Kulturvölker des Alterthums.

Kap. I. Die Religion der arischen Inder.

§ 191. Quellen der indischen Religionsgeschichte.

Ueber die Geschichte der Religion der Inder besitzen wir eine vollständige Kette von Dokumenten in der überaus reichen indischen oder Sanskrtliteratur, deren älteste Bestandtheile bis in das zweite Jahrtausend vor Christo hinaufreichen. Zwar ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Literatur bis in's 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. noch nicht schriftlich fixirt war, sondern nur mündlich fortgepflanzt wurde (weil nämlich Wörter für „schreiben", „Schrift, Buch", „Tinte" u. dgl. nicht früher vorkommen); dafür aber enthält diese Literatur selbst Nachrichten über die skrupulös sorgfältige und gesetzlich geregelte Art, wie durch jahrelanges Vorsagen und Wiederholen die Brahmanen ihre Schüler die heiligen Texte auswendig lernen ließen — bis auf den Tonfall jedes Wortes genau! — und wie in Folge dessen diese Texte rein erhalten wurden (analog und mit nicht minder peinlicher Genauigkeit, wie in einer viel späteren Zeit, von 900 nach Chr. an, die hebräischen Texte durch die geschriebene Masora.) Und was gerade die allerältesten und wichtigsten Theile der indischen Literatur, die Vedas, betrifft, so bürgt für die Inkorruptheit ihrer Erhaltung schon das eine, daß sie, als hochheilig stets betrachtet, aus ihrem alterthümlichen Dialekt nie in die „Sanskrt" genannte spätere Sprache umgegossen, sondern unverändert

fortgepflanzt wurden in Zeiten, wo man sie nicht einmal mehr — wenigstens nicht mehr richtig — verstand, sodaß erst der Scharfsinn der neueren sprachvergleichenden Forscher ihr linguistisch-exegetisches Verständnis wieder erschlossen hat. — Diese Literatur ist aber nicht nur bis in ein außerordentlich hohes Alter hinaufreichend und dabei sehr reich und vollständig; sie ist auch zugänglich; die wichtigeren Werke sind alle jetzt in guten gedruckten Ausgaben, die übrigen in zahlreichen indischen Handschriften in Bibliotheken — in Deutschland namentlich in der neuen Straßburger Bibliothek — vorhanden. Ferner linguistisch zugänglich, da schon die Brahmanen selbst seit 600 v. Chr. sich mit eingehenden Untersuchungen über den Bau und die Gesetze des Sanskrt beschäftigt haben (s. Anm.) welche Arbeit für das Sanskrt durch Bopp's Forschungen vollendet und von Lassen u. a. mit glänzendem Erfolg auf den älteren Dialekt der Vedas ausgedehnt worden ist. Endlich aber sind auch über das Alter der einzelnen Werke dieser Literatur, und zwar über den gerade uns hier angehenden älteren Theil derselben (von etwa 1800 bis 200 v. Chr.) die gründlichsten und eingehendsten Forschungen gemacht von Prof. Max Müller in Oxford, und niedergelegt in seinem Meisterwerke: History of ancient Sanscrit Literature so far as it illustrates the primitive religion of the Brahmans (zweite Ausg. London 1860.)

Anm. Die vjâkârana (Grammatik) nirukta (Etymologie) und chhanda (Lehre vom Metrum) bildeten drei vedânga's (Lehrgegenstände) der Brahmanenschulen. Die Grammatik Pânini's (aus dem 4. oder 5. Jahrh. v. Chr.) ist noch vorhanden, und hat die Grundlage der ganzen Sanskrtforschung gebildet.

§ 192. Die Hauptperioden der indischen Religionsentwicklung.

In dieser Literatur nun liegt eine fast anderthalbtausendjährige Entwicklungsgeschichte der indischen Religion bis in alle ihre einzelnsten Phasen klar vor unsern Augen, und in ihr stellt sich dar ein unaufhörliches stetiges Sinken von der Anbetung Eines unsichtbaren lebendigen heiligen Gottes an durch eine Zeit der Verehrung bloßer Naturkräfte hindurch in eine Zeit künstlicher Priesterhierarchie und polytheistischen Zeremoniells bis hinab in einen polytheistisch gefärbten Pantheismus, der zuletzt in reinen konsequenten Pantheismus überging. Vier Perioden unterscheidet M. Müller, für deren drei

letzte er als Minimum die Dauer von 200, 200 und 400 Jahren annimmt. Da die letzte dieser Perioden 200 v. Chr. schließt, würde das Ende der ersten und der Anfang der zweiten um 1000 v. Chr. zu setzen sein; viele Gründe sprechen aber dafür, daß der zweiten und der dritten Periode eine etwas längere Dauer gegeben werden müsse. (S. Anm.) Die erste ist die Periode der ursprünglichen Vedareligion (von Müller als Tschhandas- oder Dichter-Periode bezeichnet) etwa 1800—1400 v. Chr., die zweite oder Indra-Periode ist die der beginnenden Entwicklung eines in Klassen getheilten Priesterthums und fixirten Zeremoniells (von Müller als Mantra- d. i. Hymnenperiode bezeichnet); die dritte ist die Periode des Brahmanismus, d. i. der in Folge einer durchgreifenden Katastrophe (auch Sprachumwandlung) erfolgten politischen wie religiösen Herrschaft einer Priesterkaste, und Abänderung des Göttersystems; (von Müller ebenso bezeichnet), und endlich die Periode der Schulgelehrsamkeit (von Müller Sutraperiode genannt, von dem Worte sûtra, „gelehrte Schrift“) in welcher Periode die Schreibkunst in Gebrauch kam.

Anm. Coolebrooke (misc. essays I, p. 108) hat berechnet, daß eine im Kalender der Veda's angegebene Stellung der Koluren auf das 14. Jahrh. als Entstehungszeit dieses Kalenders führt. Dieser Kalender scheint aber nicht einmal der ältesten Vedazeit anzugehören.

a) Die Periode der ursprünglichen Vedareligion.

§ 193. Die Gottheit.

Gegenstand der Anbetung sind die dêvâs, „Götter“ so ziemlich im Sinne von Elohim. A) Das Wort dêva ist das allen jafetidischen Sprachen gemeinsame, von der Wurzel div, leuchten, strahlen. Im Griechischen ist das Wort vorhanden in *Δη-μήτηρ*, in *Ποσει-δαων*, *Ποτι-δᾶς*, in *Δεῦς* (*Ζεὺς*) *Δίος*, im Lateinischen als Deus und Dius, Jus (Jovis), im Persischen als daeva (mit modifizirter Bedeutung, siehe Kap. 2), im Germanischen als Tius, Ziu, im Keltischen als Dia (verwandt mit dia „der Tag“, wie im Lat. deus mit dius, dies) im Chinesischen als Thîan (altchinesischer Himmelsgott, später Thîan ti' „Himmel-Herr“ genannt), im Japanischen als Ten, in der Sprache der alten Maja-Völker Zentralamerika's als Teotl (wo tl bloße Endung ist, vgl. J. G. Müller, Urreligionen Amerika's S. 472) oder Teo (Pyramide von

Teotihuacan d. i. „Götterwohnung", ebenda S. 458) in der altperuanischen (vor- inkaischen) Sage als Appellativum tici in Illatici, Contici, Tici Viracotscha auch in Titi-caca „Göttersee" (ebenda S. 314.) Diese Gemeinsamkeit des Einen Wortes für die Bezeichnung Gottes ist schon Beweis, daß die Jafetiden in der Urzeit vor der Trennung ihrer einzelnen Völkerstämme (aber noch nach ihrer Trennung von den Semiten und andern Völkerfamilien) diesen Einen Gott anbeteten. Denn für die einzelnen Götter ihrer späteren polytheistischen Religionen haben sie keine gemeinsamen Benennungen; z. B. für den Sonnengott haben die Inder und nächstverwandten Eranier Mitra, die Griechen *Φοῖβος*, für den blauen Himmel die Inder Indra, die Griechen *Ἀθήνη* (von *αἴθω*), für das Feuer die Inder Agnis, die Eranier Atars, die Griechen *Ἥφαιστος*, die Germanen Logi; den Indern und Griechen ist noch der Wortstamm Varuna, *Οὐρανος* gemeinsam, aber in verschiedener Bedeutung. — B) Die Devas der ältesten Vedaperiode führen den Beinamen: dêvâs Manôs „die Götter des Manu" (d. i. die von Manu verehrten); Manu aber ist, wie wir bald näher sehen werden, derjenige unter den Vätern des Menschengeschlechts, welcher allein die große Fluth überlebt hat, also dem Noah des a. T. entsprechend. — Wie die Pluralität der dêvâs gedacht worden sei, zeigt der Hymnus Rigv. 8, 30:

Unter euch, ihr dêvâs, ist keiner klein, keiner jung; ihr seid alle groß. Seid gepreist ihr Zerstörer der Feinde, ihr dreiunddreißig, ihr heiligen Götter Manu's. Vertheidigt uns, helft uns, segnet uns, lasset uns nicht abirren vom Pfad unsrer Väter, vom Pfade Manu's. Die ihr gegenwärtig seid, ihr Götter insgesammt (viçvôdêvâs) und von allen Menschen angebetet, gebt uns euern mächtigen Schutz, gebt ihn den Kühen und Rossen."

Hier ist von einer Mehrheit, sogar von einer bestimmten Zahl (33) der Götter die Rede. Aber der Ausspruch, daß unter ihnen kein Unterschied der Größe, zeigt, daß keine polytheistische Anschauung im gewöhnlichen Sinne zu Grunde liegt, Der Hymnus gehört einer Zeit des Hirtenlebens an. C) Statt dêvâs findet sich auch der Ausdruck âditjâs „die Ewigen" (von âditi „Ewigkeit", dies von âdi „der Anfang, das Erste"). So Rigv. 2, 27, 3: „die Aditjas, die alles Böse und alles Gute sehen, und denen alles, auch das Fernste, nahe ist", und (v. 11:) „für die das Rechte nicht vom Linken, der Ost nicht vom Westen unterschieden ist." Sie sind also ewig, allgegenwärtig und allwissend, und ihr Wissen ist

auf das ethische Verhalten des Menschen bezogen. Sie heißen auch „Söhne der Ewigkeit“ und „die Wächter“; in einem Hymnus an Varuna heißt es von diesem: „Er, der weise Sohn der âditi, wolle unsre Wege gerad machen. . . Die Wächter (pâlâs, gemeint sind die übrigen Aditjas) sitzen um seinen Thron her.“ — Ihre Wohnung ist der höhere (unsichtbare) Himmel, der als die Sphäre des „ewigen Lichtes“ in den Vedas von dem sichtbaren Himmel, dem Firmament als der Sphäre „der Luft und der sichtbaren Lichter“ (Sonne und Gestirne) scharf unterschieden wird.[1]) Die Aditjas „schlafen nicht, und nicken nicht ein“; sie durchdringen alles; sie verabscheuen die Sünde und strafen die Schuld (2, 27, 5 und 11); denn die Sünde widerstrebt ihrem Wesen, das ganz Licht und Reinheit ist. Sie sind also heilig im ethischen Sinne (sanctus, nicht bloß sacer.) Eine Mehrheit allgegenwärtiger, allwissender, heiliger Wesen kann eo ipso keine polytheistisch gedachte Pluralität distinkter Götterindividuen sein. D) Und dies bestätigt sich, durch das, was von den einzelnen Devas gesagt wird. Mitra (d. h. „Freund“) ist der Gott der Sonne oder genauer des Tageslichtes, Varuna der „Allumfasser“ (in späterer Zeit Gott des Wassers) ist in den älteren Vedas der Gott des die Nacht erhellenden Sternenlichtes (Varuna vom Stamme vr „umgeben umfassen“); beim Leuchten des Morgenrothes besteigt er mit Mitra zusammen den goldenen Wagen, beim Untergang der Sonne einen ehernen (V, 5, 6, 8). — Nun wird aber von jedem der beiden gesagt, daß er der Schöpfer des Weltalls sei. Im Hymnus des Çunaçepha wird erst Varuna allein, dann Varuna und Mitra im Dual[2]) als „der Herr des Himmels und der Erde“ angerufen. Neben Varuna und Mitra werden als Aditjas gelegentlich mit Namen genannt: Ardshaman („Wohlthäter“) Bhâga, (der „Segnende“), Ança („Theilnehmer, Genosse“) Dakscha (der „Einsichtige“.) Als „dêvâs“ finden sich ferner noch: Agni („Feuer, ignis“), Indra (der Gott des Himmels?) Soma, die Marutas (die Götter der Winde), und die einzige weibliche Gottheit Uscha („Morgenröthe“), die eine mehr dienende, untergeordnete Stellung einnimmt. Von anthropomorphischen Ver-

---

[1]) R. Roth, die höchsten Gottheiten der arischen Völker, in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft, 1852, H. 1, S. 67 ff.

[2]) In der indischen Dwandwaverbindung, deutsch etwa: „die beiden Varuna-Mitra's“.

wandtschaftsgraden, Ehen und Abstammung des einen Gottes vom andern ist keine Rede. Die vier: Varuna, Mitra, Indra, Soma werden am häufigsten erwähnt und angerufen; ein objektiver Vorrang wird darum weder von einem unter ihnen, noch von allen vieren prädizirt. Von jedem der viere findet sich vielmehr die Aussage, er sei „der größte aller Götter"; aber auch Agni erhält Prädikate, die ihn den vieren gleichstellen. (So heißt es 2, 1 von Agni er sei der Gesetzgeber des Universums, der Herr, Vater, Bruder und Freund der Menschen, 10, 86 von Indra: viçvamâd Indra uttara „Indra ist höher als alle", 9, 96 von Soma: er ist bhuvanasja râdsha „der König des Seienden", und „der König des obern Himmels (Götterhimmels) und der Erde, des Agni, Surja, Indra und Vischnu", und endlich 2, 27 wird Varuna der „König aller Götter und Menschen" genannt. So ist es denn klar, daß diese dêvâs nicht als disparate Individuen nebeneinander gedacht wurden, sondern als die πρόσωπα des Einen unsichtbaren heiligen Gottes, als verschiedene Offenbarungsweisen, in denen der Eine sein unendlich reiches Wesen manifestirt, und in deren jeder er wieder der höchste — der Eine Gott ist. Es ist auch ein klares Bewußtsein vorhanden gewesen und hat sich lange forterhalten, daß alle diese „Götter" nur Namen des Einen Gottes seien. Noch in einem Hymnus, der nicht der ältesten Zeit angehört (Rigv. 1, 164) lesen wir: „Sie nennen ihn Indra, Mitra, Varuna, Agni, auch ist er der wohlbeschwingte himmlische Garutmat; das, was Eines ist, benennt der Weise auf mancherlei Art; sie nennen ihn Agni, Jama, Mâtarisvan."

Anm. Aus dem Umstande, daß Varuna, Mitra, Ardshaman, Ança und Dakscha diejenigen Devas sind, welchen in einzelnen Veden gelegentlich das Prädikat âditja ausdrücklich beigesetzt wird, wollte R. Roth a. a. O. schließen, daß diese sechs, vielleicht mit einem uns unbekannten siebenten zusammen, in der alleruräItesten Zeit die einzigen höheren Götter gewesen, und daß erst sekundär Indra, Agni und Soma Gegenstand der Anbetung geworden und vor ihnen Ardshaman, Bhaga, Ança und Dakscha verblasst seien. Weil nun die Namen jener 6 Aditjas meist rein sittliche Begriffe ausdrücken (siehe oben im §) so nimmt er an, in der ältesten Urzeit sei Gott als rein geistig-sittliches Wesen verehrt und erst seknndär zu Naturkräften in Beziehung gesetzt worden. — Gegen diese Auffassung sprechen aber gewichtige Gründe. Den Mitra haben auch die Eranier, und zwar ebenfalls als den Gott des Tageslichtes und der Sonne, verehrt (s. Kp. 2) ein deutlicher Beweis, daß er schon vor der Trennung beider Völker, also

schon vor dem Ursprung der spezifisch indischen Religion, diese schöpferische Naturkraft Gottes darstellte, und daß mit seinem Namen „der Freund" nicht eine abstrakte sittliche Idee ausgedrückt, sondern nur dem im Tageslicht schöpferisch sich als den freundlichen manifestirenden Einen Gott ein adäquates cognomentum gegeben werden sollte. (Analog hieß bei den Germanen der Gott des Sonnenscheins Fráuja, Freyer, Frô, d. h. „der milde, erfreuende"; Grimm d. Mythol. S. 190 ff.) Varuna vollends, der „Allumfasser" erscheint durchaus als eine in der Natur sich manifestirende Gotteskraft, und war als Οὔρανος den Griechen ursprünglich mit den Indern gemeinsam, obwohl dies Wort bei den ersteren nachher vom Gottesnamen zur appellativischen Bezeichnung jenes Gotteswerkes herabsank. So werden denn auch Ardshaman, Bhaga ꝛc. nicht abstrakte sittliche oder soziale Begriffe haben ausdrücken sollen, sondern cognomenta von προςώποις gewesen sein, in deren jedem irgend eine in der Natur sich manifestirende Schöpferkraft — und in ihr die entsprechende ethische Wesensbestimmtheit — Gottes personifizirt wurde. (Im Tageslicht manistirt sich der Schöpfer als der freundliche, im Sternenhimmel als der unendliche, alles umfassende; Ança war vielleicht der Mond, in dem Gott als der „Genosse" der „Begleiter" — Bhaga vielleicht der Regen, in dem er als der „Segner" sich manifestirte, ꝛc.) — Einen Vorrang aber können jene sechs, ausdrücklich „Aditjas" genannten Devas vor den übrigen, dem Soma, Agni, Indra ꝛc. unmöglich gehabt haben, da dem Soma und Indra ganz ebenso wie dem Varuna und Mitra das Prädikat „der höchste aller Götter" beigelegt und die Zahl der Aditjas bestimmt auf 33 angegeben wird. — Darin aber scheint R. Roth Recht zu haben, daß der Name Indra erst nach der Trennung von den Eraniern an die Stelle des älteren, den Eraniern und Indern gemeinsamen Trta (Trita), des Schlangentöters, getreten ist, Trta bezeichnet ihn als den verheißenen Schlangentöter, Indra als den Nationalgott des indischen Volkes.

§ 194. Die Form der Anbetung.

Die äußere Form der Gottesverehrung, der Kultus also, war in dieser ersten Periode (etwa 1800—1400 v. Chr.) überaus einfach. Die sozialpolitischen Zustände waren analog denen, wie wir sie zu Abrahams Zeit in Mesopotamien und Palästina finden: kleine Hirtenkönige, die, von einzelnen Raubzügen einzelner fehdelustiger abgesehen, friedlich neben einander lebten. Der Familienvater war Priester, Hymnendichter und weltliches Oberhaupt für sein Haus, ebenso der Stammeshäuptling (râdshan) für den Stamm. Als sich mit dem Wachsen der Stämme die Macht des Menschen zu einer schon mehr fürstlichen hob, hatte jeder solche „König" einen Purôhita (wörtlich: praepositus) an seinem Hofe, der sein Minister, sein Freund, Be-

gleiter und Rathgeber in Krieg und Frieden (gleichsam sein Vezier) war, und diesem war denn auch der Kultus, dies priesterliche Geschäft, übertragen. (Also nicht eine Priesterkaste, die sich zu politischem Einfluß erhob, sondern eine politische Würde, auf die der Radshan auch seine Priesterbefugnis übertrug.) Da aber die Würde des Purohita eine erbliche war oder wurde, (analog wie bei den Kelten die des Hausbarden), so führte dies allmählich zur Entstehung eines erblichen Priesterstandes. Auch darin aber ist das indische Priesterthum dem keltischen Bardenthum (und nicht dem Druidenthum) ähnlich, daß das eigentliche Geschäft des Priesters nicht das Schlachten von Opfern sondern das Gebet war, nämlich das Rezitiren der Hymnen während der Opferhandlung, welche letztere auch in allen folgenden Perioden durch untergeordnete, dienende Priesterklassen vollzogen wurde. Diese Anschauung, daß das Beten das Ehrenamt des Priesters im engeren und höheren Sinne sei, zeigt sich in den folgenden Perioden so festgewurzelt und alle Kultuseinrichtungen dominirend, daß hieraus mit vollkommener Sicherheit ein Rückschluß auf die älteste Periode gezogen werden kann. Die Funktion des Gebetes spaltete sich aber schon im Laufe dieser ersten Periode in die Funktionen des Betens und des Singens; gegen ihr Ende hin werden in den Veden arkin's (Betende) und gâjatrin's (Singende) unterschieden, der erste Keim des späteren Unterschiedes verschiedener Priesterklassen. — Das Zeremoniell scheint sehr einfach gewesen zu sein. Die Opfer bestanden ohne Zweifel schon in der ersten Periode aus Thieropfern (Rosse, Farren, Schafe) und Speiseopfern (Reiskuchen.)

Anm. Die Sage von Çunaçepha, in einer brahmanischen Schrift der dritten Periode, scheint (nach M. Müller) eine Reminiszenz zu enthalten an eine Zeit, wo auch Menschenopfer gebracht wurden. Çunaçepha, der sich hat erkaufen lassen, sich statt eines Anderen opfern zu lassen, damit des letzteren kranker Vater genese, betet zu Indra, und Indra schenkt ihm das Leben und macht den Mann ohne Opfer gesund. Dabei sagt die brahmanische Schrift: „die Götter nahmen Menschen zum Opfer, aber darnach fuhr der Geist des Opfers in die Rosse, darnach in die Schafe und zuletzt in die Reiskuchen.“ — Kamen wirklich in der Urzeit Menschenopfer vor (wovon die Veden freilich keine Spur enthalten), so war dies (weil ein Sünder nicht für den andern büßen kann) freilich eine Verirrung, welcher aber doch ein tiefes Schuldbewußtsein und die Erkenntnis, daß jeder Mensch durch seine Sünde des Todes schuldig sei, zu Grunde lag. Für „Rohheit“ kann nur Rohheit solche Menschenopfer erklären. Dann müßte es noch

größere Rohheit sein, wenn — nicht für das Seelenheil sondern für das hohe aber immerhin irdische Gut: das Vaterland, ein Krieger sein Leben opfert und solches Opfer von ihm verlangt wird. — Ganz anders freilich verhält es sich mit den Menschenopfern des Molochdienstes, wovon später.

§. 195. Der Geist der Gottesverehrung.

Wichtiger, als das äußere Zeremoniell der Anbetung, ist der innere Geist derselben. In den älteren Veden ist durchaus das Bewußtsein lebendig, daß Gott heilig und daß der Mensch ein Sünder und der Entsühnung bedürftig ist. Die Sünde aber wird als eine den Willen des Individuums knechtende Macht, ja geradezu als Erbsünde erkannt. Dabei spricht sich denn auch ein wahrhaft kindlich-gläubiges Vertrauen zu Gott als dem Erbarmer, ein Kindschaftsbewußtsein aus, so daß manche dieser uralten Hymnen in Ton und Geist an die Psalmen erinnern.

Hymnus an Varuna (7,86:) Weise und mächtig sind die Werke deß, der die weiten Firmamente gewölbt hat. Er richtete auf den breiten, herrlichen Himmel. Er breitete gesondert aus das Sternengewölb und die Erde. — Sage ich dies meiner eigenen Seele? Wie kann ich zu Varuna gelangen? Wird er mein Opfer mit Misfallen aufnehmen? Wann werde ich ruhigen Gemüthes ihn versöhnt sehen? — Ich frage, o Varuna, indem ich meine Sünde zu erkennen begehre. Die Weisen alle sagen mir das nämliche: Varuna ist's, der erzürnt ist über dich. — War es eine alte Sünde, o Varuna, daß du deinen Freund verderben willst, der dich immer preiset? Thue es mir kund, du unüberwindlicher Herr, so will ich mich schnell zu dir wenden mit Preis, befreit von der Sünde. — Sprich uns los von den Sünden unsrer Väter, und von denen, die wir mit unsren eignen Leibern begangen haben; löse mich, o König, wie einen Dieb, der von gestohlenem Vieh gegessen hat; löse mich, wie man ein Kalb von dem Strick löst. — Es war nicht unser eignes Thun, o Varuna; es war unfreiwillig; es war ein vergiftender Zug, es war Leidenschaft, Schicksal, Gedankenlosigkeit. Der Alte ist geneigt, den Jungen zu verführen; selbst der Schlaf bringt Uebertretung. — Laß mich ohne Sünde Genugthuung geben, wie ein Sklave dem freigebigen Herrn, dem Gott, unserm Helfer. Der Herr Gott erleuchtet den Thörichten; er, der Weiseste, leitet seine Anbeter zum Heil. — O Herr, Varuna, möge dieser Gesang günstig zu deinem Herzen gehen! Mögen wir gedeihen im Behalten und Erwerben! Schützt uns allezeit, ihr Götter, mit euern Segnungen!

(Ein andrer Hymnus an Varuna:) Laß mich noch nicht, o Varuna, eingehen in das Haus von Lehm; erbarme dich, Allmächtiger! erbarme dich! — Wenn ich zitternd wandle, gleich einer Wolke, die vom Winde gejagt wird, so erbarme dich, Allm., erb. d. — Durch Mangel an Kraft, du starker und strahlender Gott, bin ich geirrt zur falschen Küste; erb. d., Allm., erb. d. — Durst kam über den Anbetenden, ob er gleich mitten im Wasser stand; erb. d. 2c. 2c.

— Wenn wir Menschen, o Varuna, eine Uebertretung begehen vor dem himmlischen Ernährer, wenn wir dein Gesetz übertreten aus Gedankenlosigkeit, so erb. d. Allm., erb. dich!

In einem Hymnus an Indra (2,27) heißt es: Was für Sünde wir auch gegen dich begangen haben, laß uns, o Indra, das glänzende, selige Licht des Tages erlangen; laß nicht die lange Finsternis über uns kommen.

Ein Hymnus an Varuna: Ob wir gleich deine Gesetze Tag für Tag übertreten, Menschen wie wir sind, o Gott Varuna! so laß uns doch dem Tode nicht, noch dem Schlage des Wüthenden, noch dem Zorne des Feindseligen. Dich zu versühnen, Varuna, binden wir dein Gemüth mit Gesängen, wie der Fuhrmann ein müdes Ross bindet. — Nimm hinweg von mir deine niederwärts geschlagene Geißel; ich bin nur begierig, Heil zu gewinnen, wie Vögel (begierig sind) nach ihren Nestern. — Wann werden wir hieherbringen den Mann, welcher der Sieg ist für die Krieger? Wann werden wir bringen den Varuna, den weitsehenden, daß er versöhnt sei? — Das thun sie beide mit einander, Mitra und Varuna; sie fehlen nie dem gläubigen Beter. — Er, welcher kennt den Platz der Vögel, die in der Luft fliegen, er, der auf den Wassern die Schiffe kennt — er, der Erhalter der Naturordnung (dhrtavrata), der die zwölf Monate kennt sammt dem Ursprunge eines jeden, und kennt den Monat, der darnach eingeschaltet wird [1]) — er, der da kennt den Zug des Windes nach Weite, Breite und Macht, und kennet die, die in der Höhe wohnen [2]) — er, der Erhalter der Naturordnung, Varuna, thront in seinem Volke; er, der Weise, thront hier, zu regieren. — Von da alle wunderbaren Dinge schauend, sieht er, was geschehen ist und was geschehen wird. Er, der weise Sohn der Ewigkeit, wolle unsre Wege gerademachen all unsre Tage; er wolle unser Leben verlängern! Varuna, der da trägt den goldenen Panzer, [3]) hat sein strahlendes Gewand angethan; die Wächter (s. § 193) sitzen um ihn her. Der Gott, den die Spötter nicht (zum Zorn) reizen, noch die Quäler der Menschen, noch die Verschworenen der Bosheit — er, der den Menschen Herrlichkeit gibt, und keine halbe Herrlichkeit, und der sie auch unsrem eignen Leibe gibt — nach ihm sich sehnend, dem Fernschauenden, bewegen sich meine Gedanken, wie Kühe sich bewegen zu ihrer Weide. — Laß uns mit einander reden, weil mein Honig dargebracht ist; du issest, was du liebest, gleich einem Priester (hôtri). — Jetzt sah ich den Gott, der allen sichtbar ist; ich sah seinen Wagen über der Erde; er muß meine Gebete angenommen haben. — O höre diesen meinen Ruf, Varuna, sei mir gnädig, komm mir zu Hilfe; ich habe dich gerufen, — Du, o weiser Gott, bist der Herr von allem, von Himmel und Erde, höre auf deiner Bahn. — Daß ich leben möge, nimm von mir den oberen Strick, löse den mittleren und entferne den unteren.

§. 196. Erste Keime der Verderbnis.

Eines fällt doch auf, wenn man diese, in ihrer Art herrlichen Gebete mit den Psalmen vergleicht; es mangelt ihnen das tiefe per=

[1]) Die Inder hatten also damals ein Jahr von 12 syn. Mondsmonaten nebst einem Mondsschaltjahr. [2]) Die Sterne. [3]) Des Sternenhimmels.

sönliche Schuldbewußtsein der letzteren. In jenen Veden ist schon eine gewisse Neigung, die Schuld von sich abzuwälzen. Wenn David singt: „An dir, Herr, habe ich gesündigt und Uebel vor dir gethan; da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine ꝛc." so ist der vedische Sänger gar zu sehr geneigt, die Schuld seiner Sünden nur auf die Erbsünde zu schieben und sie damit zu entschuldigen. Es ist ein „unfreiwilliges Thun" (wörtlich: eine Nothwendigkeit), „ein vergiftender Zug, ein Schicksal, eine Gedankenlosigkeit" gewesen, wenn er gesündigt hat; „Menschen, wie wir nun einmal sind, übertreten wir täglich die Gesetze Gottes." Hier sehen wir die ersten leisen Keime jener Entschuldigung der Sünde, die zur Trübung und Verdunklung der Gotteserkenntnis und schließlich zum Pantheismus führen mußte. — Und so tritt nun auch, Hand in Hand damit, das Verlangen nach Frieden mit Gott und nach Versöhnung hin und wieder bereits bedenklich zurück hinter dem Verlangen nach irdischen Glücksgütern, die man zunächst zwar noch als Zeichen und Proben der versöhnten Gesinnung der Gottheit erfleht, bald aber um ihrer selbst willen als letzte Ziele (für deren Erreichung der anzuflehende Gott nur Mittel ist) begehren wird. Der folgende Hymnus an Indra, ein Gebet des Königs Vasischta um Sieg, spricht ein inniges Kindschaftsbewußtsein aus, erinnert aber doch in einzelnen anderen Versen schon weit mehr an die Gebete der homerischen Helden zu ihren Göttern (z. B. Ilias 1, 37 ff.), als an die Psalmen.

Hymnus Vasischta's an Indra (7, 32:) Laß nicht Einen deiner Anbeter dich missen, uns ferne bleibend! Auch von ferne komm zu unsrem Fest. Oder wenn du (schon) hier bist, so höre uns! — Für die, die hier zu dir beten, — setze dich zu ihrem Trankopfer, wie Fliegen sich um den Honig setzen. Die Anbetenden, um Heil besorgt, haben ihr Begehren auf Indra gestellt, wie wir unsern Fuß auf einen Weg stellen. Nach Fülle (vasu) begehrend, rufe ich dich an, der den Donner in seinem Arm hält, und der ein guter Geber ist, wie ein Sohn seinen Vater nennt. — Diese Trankopfer des Somasaftes, gemischt mit Milch, sind für Indra zugerüstet. So, mit dem Donnerkeil bewaffnet, komm sammt deinen Rossen, davon zu trinken mit Lust! Komm zu dem Hause! — Möge er uns hören, denn er hat Ohren zu hören. Er ist um Reichthum (vasu) gebeten; wird er unsre Gebete verachten? Er könnte geben Hunderte und Tausende; niemand kann ihn hindern, wenn er geben will. — Der, welcher für dich, o Schlangentödter (vrtrahan), reiche Trankopfer rüstet und sie vor dir ausgießt, dieser Held gedeiht mit Indra, unverachtet von den Menschen. — Sei du, o Mächtiger, der Schild des Mächtigen, wenn du die Kämpfer gegen einander treibst. Laß uns theilen den Besitz dessen,

den du geschlagen hast; bring uns den Hausrath dessen, der schwer zu besiegen ist. — Opfere das Soma[1]) dem Somatrinker, dem Indra, dem Herrn des Donnerkeils; röste Geröstetes, mach ihn uns beschützen; Indra, der Freigebige, ist ein Segen für den, der ihm Opfer bringt. — Murret nicht, ihr Spender des Soma; gebt Stärke dem großen Gott, daß er Wohlstand gebe. Nur wer beharrlich ist (im Opfern), siegt, bleibt und blüht; Götter lassen nicht mit sich spielen. — Keiner (kein Feind) umzingelt den Wagen des freigebigen Anbeters; keiner hält ihn auf. Wer von Indra und den Marutas beschützt ist, kommt in Ställe voll Futters. — Wenn er kämpft, wird er Beute erlangen, o Indra, der Sterbliche, dessen Schutz du sein wirst. O Held, sei du der Schutz unsrer Wägen und Mannen, — Sein Theil ist überaus groß, gleich dem Wohlstand eines Gewinnenden. Ihn, bei welchem Indra mit seinen Rossen ist, können Feinde nicht unterwerfen. Möge er (Indra) dem Opfernden Stärke verleihen! — Mache für die heiligen Götter ein Lied, das nicht klein, das gut und schön ist. Manche Schlingen gehen an dem vorüber, der bei Indra bleibt durch seinen Opferdienst. — Welches Sterbliche darf den angreifen, der reich in dir ist? · Durch Glauben an dich, o Mächtiger, gewinnt der Starke Beute am Tage der Schlacht .... Wir haben keinen andern Freund als dich, kein anderes Glück, keinen andern Vater, als dich, o Mächtiger! .... Wir rufen dich an, Held, gleich ungemolkenen Kühen, wir preisen dich als den Herrscher alles Beweglichen, o Indra, als den Herrscher alles Unbeweglichen. — Dir ist keiner gleich im Himmel und auf Erden; ein solcher ist nicht geboren und wird nicht geboren. O mächtiger Indra, wir rufen dich an, wenn wir kämpfen für Kühe und Rosse. — Gib all dies denen, die gut sind, Indra, seien sie alt oder jung; denn du, o Mächtiger, bist der Reiche für die Alten, du bist anzurufen in jedem Kampfe. — Treibe hinweg den Unfreundlichen, Mächtiger! Mach es uns leicht, Beute zu gewinnen. Sei unser Schützer in der Schlacht, der Wohlthäter unserer Freunde. — Indra gib uns Weisheit, wie ein Vater seinen Söhnen. Lehre uns auf diesem Gang; laß uns bald die Sonne schauen. — Laß nicht unbekannte Bösewichter, Schurken und Unheilige uns niedertreten. Durch deine Hilfe, o Held, laß uns schreiten über die ungestümen, ewigen Gewässer.

Was ferner auffällt, ist dies, daß im Begriffe des Opfers nicht der der Sühne, sondern nur der eines dem Gotte angenehmen, seine Gunst gewinnenden Geschenkes liegt. Der Gott kommt unsichtbar und „setzt sich auf das Trankopfer wie die Fliege auf den Honig," So führte die leichtsinnge Anschauung von der Sünde direkt zu einer Depravation der Gottesidee. (Vgl. § 136!) Wenn nun die Gottheit, obwohl in der Theorie noch als heilig und allwissend gedacht, doch in Praxi nicht so sehr um Vergebung der Sünden und um Kraft zu Buße und Besserung, als vielmehr um freundliche Nachsicht mit der einmal vorhandenen

[1]) Den Saft der Somapflanze.

Schwachheit und um irdische Segnungen angerufen wurde, so konnte es nicht ausbleiben, daß im Gottesbegriffe selbst der Begriff der die Natur durchwirkenden schöpferischen und erhaltenden Kraft allmählich in den Vordergrund trat, und der Begriff der Persönlichkeit und Heiligkeit in den Hintergrund, und daß es auf diesem Wege zu einer Identifikation der Naturkraft mit der Gottheit kam. Auch hievon sehen wir die ersten Keime schon in den älteren Veden; namentlich tritt dies im Kultus des Feuergottes Agni hervor. Die physikalischen Eigenschaften des Feuers wurden auf den im Feuer wirkenden und darin gegenwärtigen Gott ohne Weiteres übertragen.

Hymnus an Agni (7, 3:) Wiehernd (bist du) gleich einem Ross, das nach Futter verlangt; wenn seine Schritte heraus sind aus dem starken Kerker, — dann schlägt der Wind in seine Lohe. — Dein Pfad, o Agnis, ist zugleich dunkel (vor Rauch). — O Agnis, du, von dem als von einem neugeborenen Männlichen[2]) unsterbliche Flammen ausgehen; der glänzende Rauch wallt gen Himmel; als Bote wirst du gesandt zu den Göttern. — Du, dessen Macht sich über die Erde ausbreitet in einem Augenblick, sobald du mit deinen Kinnladen Futter erfaßt hast; gleich einem siegenden Heere rückt deine Lohe vorwärts; mit deiner leckenden Flamme scheinst du das Gras zu verzehren. — Ihm allein, dem immer jungen Agnis, dienen die Menschen wie einem Ross am Abend und in der Dämmerung; sie betten ihm in ihrem Lager (Haus, Heerd) wie einem Gast; das Licht Agni's, des verehrten Mannes, wird angezündet. — Deine Erscheinung ist schön anzuschauen, du Agnis mit leuchtendem Antlitz, wenn du schimmerst wie Gold an der Hand; dein Glanz kommt wie das Licht des Himmels; du zeigest Glanz gleich der strahlenden Sonne.

In der gen Himmel wallenden Lohe wallt also Agnis selbst gen Himmel; darum wurde er als der Bote betrachtet, der von den Menschen empor zu den Göttern gesandt wird, und in den etwas jüngeren Hymnen (am Ende unserer ersten Periode) wird er deshalb geradezu als der priesterliche Vermittler zwischen den Menschen und Göttern dargestellt.

Hymnus an Agni (8, 11:) Du, o Agnis, bist der Hüter der heiligen Handlungen; du bist ein Gott mitten unter den Sterblichen (auf Erden leiblich anwesend); du mußt gepreiset werden bei den Opfern. Du, starker Agnis, mußt gepreiset werden bei den Festen, der du gleich einem Fuhrmann die Opfer zu den Göttern bringst. Kämpfe, und treibe von uns hinweg unsre Feinde, o wallender Gott (Jâtadêva), die ungöttlichen Feinde, o Agnis!... Möge der Dichter deine Aufmerksamkeit herbeiziehen von dem entferntesten Aufenthalt durch Gesang, der bis zu dir reicht, o Agnis. Du bist

[2]) Der Gott wird also jedesmal neu geboren, so oft eine Flamme entzündet wird.

der nämliche an vielen Orten, und der Herr unter allem Volk; wir rufen dich an in den Schlachten. In den Schlachten rufen wir dich an, Agnis, um Hilfe, wenn wir der Stärke bedürfen, wir rufen in Nöthen zu dem Geber köstlicher Gaben. Du bist alt, gepreiset zu werden mit Opfern; du sitzest als Priester seit vor Alters und heute. Fülle deinen Leib und gewähre uns Glück.

Man sieht aus der zweiten Hälfte dieses Hymnus, daß jene Identifikation des Gottes mit dem Element nicht in fetischistischem Sinne gemeint war, als ob das Feuer als solches als Gott angebetet worden wäre. Agnis bleibt persönlicher Gott;[3]) er ist nicht einmal ohne weiteres in dem Feuer unbedingt zugegen, sondern seine Aufmerksamkeit, also seine willentliche Gegenwart muß erst herbeigebetet werden; er vermag aber als allgegenwärtiger in allen Opferflammen zugleich gegenwärtig sein. Das Feuer ist also vielmehr eine Erscheinung des Gottes und seiner Kräfte und Eigenschaften. Darin liegt aber eben jener pantheistische Keim, daß die sichtbare Welt als die erscheinende Gottheit gedacht wird. — Analog wie das Feuer mit Agnis als dessen Erscheinung wird die Morgendämmerung oder Morgenröthe mit Uscha als deren Erscheinung identifizirt. Sie „kommt zu jedem Hause“ (1, 123), „bringt Glück“ (1, 48), „bleibt vom Alter unberührt“ (1, 113); es heißt von ihr:

(im Hymnus an Uscha, 7, 17:) Sie schimmert über uns gleich einem jungen Weibe, erweckend jedes lebende Wesen, daß es an das Tagewerk gehe. Das Feuer (des Morgenopfers) ist entzündet von den Menschen; sie brachte Licht, die Dunkelheit niedertretend. Sie stand auf, fern und weit sich ausdehnend, und sich gegen Jeglichen hinbewegend. Sie wuchs an Glanz, tragend ihr schimmerndes Gewand. Die Mutter der Kühe (d. i. der Morgenwolken) die Leiterin des Tages, schien sie goldig, lieblich anzuschauen. Sie, die beglückte, die die Augen des Gottes (nämlich des Mitra) herbeiführt, die das weiße, liebliche Ross (desselben) lenkt, Uscha erschien, geoffenbart durch die Strahlen; mit schimmernden Schätzen folgt sie einem jeden. Die du ein Segen bist, wo du nahest, treibe fern hinweg den Feindseligen; mache weit die Weideplätze; gib uns Gesundheit! Entferne die Hasser, bringe Schätze! Erhöhe den Wohlstand dem Anbeter, du mächtige Uscha. Scheine uns mit deinen besten Strahlen, du glänzende Uscha, die du unser Leben verlängerst, du von allen geliebte, die du uns Nahrung gibst, die du uns Wohlstand gibst an Kühen, Rossen und Wägen. Du Tochter des

---

[3]) Die Inder vermochten das Feuer noch nicht als Verbrennngsprozess physikalisch zu erklären; aber das Walten eines Gesetzes und eines zweckvoll wirkenden Gesetzes und somit einer geistigen Macht in dieser Erscheinung erkannten sie deutlich, und standen somit hoch über der Stumpfheit und Plattheit des modernen Materialismus.

Firmamentes, du hochgeborene Uscha, welche Veisischta mit Gesängen preist, gib uns Reichthum hoch und weit; ihr Götter insgesammt, schützt uns allezeit mit euern Segnungen.

Der fromme Glaube an die Götter war schon in der ersten Periode kein allgemeiner. Wie es schon unter den Söhnen des ersten Menschenpaares einen Kain gab, so gab es gottlose, frivole Individuen natürlich zu allen Zeiten und unter allen Völkern. Schon Rigv. 8, 21, 14 klagt ein Hymnensänger über zunehmende Verderbnis unter den Reichen. „Du, o Indra, findest keinen Reichen, der dir Freund wäre; Weinsäufer verachten dich; aber wenn du donnerst, wenn du Wolken ballst, dann wirst du wie ein Vater angerufen." — Auch das sei schließlich bemerkt, daß der Sieg Indra's über die Schlange, eine Reminiscenz ethisch-religiöser Art an jene, allen Völkern des Alterthums gemeinsame Urtradition, deren geschichtlichen Kern wir 1. Mos. 3 lesen, schon in einzelnen Hymnen des Rigveda (1, 32 u. a.) naturalistisch umgedeutet zu werden beginnt. Es geschah dies in der Zeit, als der Indradienst sich über den des Varuna erhob. Vrtra (die Schlange) wird nun bezeichnet als „der Wolkengeborene", und als Personifikation der finstern Wetterwolke gedeutet; diese Wolke spaltet Indra mit dem Blitze, damit sie die Wasser nicht entführe, sondern auf Erden regne.

b) Die Indra-Periode.

§. 197. Liturgischer Charakter.

In allmählichem Uebergang, doch schwerlich ganz ohne äußere politische Katastrophen (s. Anm.), bildete sich, nachdem einmal gegen Ende der ersten Periode die Verehrung Varuna's gegen die des, spezifisch als Nationalgott gefaßten Indra in den Hintergrund getreten war, ein veränderter Zustand heraus. Mit der Tiefe der Gottesverehrung nahm die Produktivität der Hymnenpoesie ab, und es trat ein Zeitalter von wesentlich konservativem Charakter an die Stelle (etwa 1400—1000 v. Chr.), welches die Produktionen der Vorzeit bewahrte und sammelte (analog wie in Griechenland die Zeit der Diaskeuasten auf die Zeit der Epiker oder im Christenthum die Zeit der apostolischen Väter auf die apostolische oder die der Orthodoxie auf die Reformation folgte.) Vor allem wurden in dieser Periode die alten Hymnen der vorigen Periode als „Rigveda" gesammelt und in zehn ma*n*d*ala's („Kreise") gesammelt (der brahm. Tradition

nach: von Krschna dvaipâjana vjâsa). Die Anordnung ist eine systematische. Jedes der ersten sieben Mandala's beginnt mit Hymnen auf Agni, in jedem folgen dann Hymnen auf Indra, dann auf „die Götter insgesammt"; das achte Mandalam enthält Hymnen auf Pragâtha, das neunte auf Soma; das zehnte beginnt wenigstens mit Hymnen auf Agni. Hymnen auf Varuna und andre Aditjas finden sich verstreut. Aus dieser Anordnung sieht man, daß sie in einer Periode gemacht wurde, wo der Dienst des Indra und des Agni schon einen Vorrang vor dem der andern Aditjas bekommen hatte. Jedes Mandalam trägt den Namen eines bestimmten Râdshageschlechtes an der Spitze; das zweite wird dem Grtsamada, das vierte dem Vâmadeva,i das 5te dem Atri, das 6te dem Bhâradvâja, das 3te dem Viçvâmitra, das 7te dem Vaisischta u. s. w. zugeschrieben; da aber bei einzelnen Hymnen noch spezielle Dichternamen genannt sind, so ist dies so zu verstehen, daß je ein ganzes Mandalam den Namen des Herrschergeschlechtes trägt, in dessen „Königreich" und unter dessen Aegide seine einzelnen Hymnen entstanden sind. — Es waren Hymnen aus sehr verschiedenen Zeiten (der ersten Periode), die hier gesammelt (d. h. in ein corpus memoriale vereinigt) wurden. Denn sogleich der erste Hymnus des ersten Mandalam enthält die Worte: „O Agnis, der du werth bist des Lobes der alten und der lebenden Dichter." Dieser Hymnus ist von Madhutschhandras gedichtet; aber schon der Vater desselben, Viçvâmitra, singt: „Ich habe ausgerufen, o Agnis, diese deine alten Lieder, und neue Lieder dir dem Alten." Damit bestätigt sich die lange Dauer der ersten Periode. — Sehr viele dieser alten Hymnen haben gar keinen liturgischen Charakter und keine Beziehung auf liturgische Akte, sondern sind freie individuelle Gebetsergüsse. Andre beziehen sich auf die Opfer (wie z. B. der in §. 196 mitgetheilte 7, 32), aber durchaus ohne Andeutung des bestimmten Zeremoniells der späteren Zeit. Nur wenige Hymnen wurden in der zweiten Periode hinzugedichtet, diese aber zu ganz bestimmten liturgischen Zwecken, so daß sie nicht den Charakter religiöser Poesie sondern den liturgischer Formulare an sich tragen. Dahin gehört a) der Aprî-Hymnus für die gleichnamige Opferzeremonie; er findet sich in sieben Mandala's mit geringen Varianten wiederholt, b) neugedichtete liturgische Hymnen, die unter dem Namen khilâs den zehn Mandala's als besondrer Anhang beigegeben sind, c) ein=

zelne Hymnen, die zwar mitten in die Mandala's hineingestellt sind, aber aus sachlichen Gründen mindestens der Zeit des Uebergangs in die zweite Periode angehören müssen (wie 3, 28 und 36; 1, 162; 4, 50 u. a.) Es begegnen uns in diesen aus der zweiten Periode stammenden Hymnen zwei wesentlich neue Erscheinungen. Erstlich eine äußerliche, nämlich ein organisirter, in Klassen eingetheilter Priesterstand und Hand in Hand damit eine Unterscheidung bestimmter Klassen von Opfern und Libationen. Aus dem Keim eines Unterschiedes von „Betern" und „Sängern" (§. 194) hat sich der fixirte Unterschied zweier Priesterklassen: der hôtri's und udgâtri's herausgebildet, deren jede ihre ganz besondere Funktion bei der Opferhandlung hat. Der Hotri (die Wurzel des Wortes ist alt und der eranischen Sprache mit der indischen gemeinsam, nämlich Sskr. hu, eran. zu, „opfern", = *Χεϝω, Χέω, Χεύω*, woher im Eranischen zaotha „Priester" sich ableitet) der Hotri also hatte den obersten Rang; er hatte die Hymnen zu beten; der Udgatri hatte Gesänge (sâkhâ's) zu singen. Die Schlachtung der Opferthiere (namentlich Rosse) nebst den sonstigen Handreichungen besorgte eine dienende Klasse, âvaja's genannt. Und wie wir die Hotri's und Udgatri's unterschieden finden (z. B. 3, 36, 10), so auch bestimmte fixirte Kultusakte, z. B. eine dreimalige tägliche Libation (3, 28, 1.) — Die andre neue Erscheinung ist innerlicher Art.

Anm. Die Volksepopöen, welche um 500 v. Chr. im Mahabhârata und Ramâjana zuerst gesammelt (in späterer Zeit aber nochmals umredigirt) wurden, waren in der dritten Periode schon vorhanden oder müssen wenigstens im Anfang derselben entstanden sein. (Einzelne „Episoden" d. h. Epopöen des Mahabh. enthalten in ihren leicht kenntlichen Urbestandtheilen keine Erwähnung der Brahmanen; wo solche Erwähnungen vorkommen, erweisen sie sich handgreiflich als störende spätere Einschiebsel, siehe §. 198 Anm.) Noch älter, als jene Volksepen, muß natürlich der in ihnen behandelte Stoff sein (man denke an das chronol. Verhältnis Attilas und Dietrichs von Bern zur Entstehung des Nibelungenliedes, oder an das der hellenischen Vikingerfahrten nach Kleinasien zur Entstehung der „homerischen" Gesänge!) Die im Mahabh. berichteten Kämpfe gegen fremde Eindringlinge von Norden, und die im Ramaj. berichteten Kämpfe gegen die Aboriginer des Südens fanden also sicherlich im Laufe der zweiten Periode statt (für welche ebendeshalb eine Dauer von mehr als zwei Jahrhunderten wird angenommen werden müssen. Das Epos pflegt in kürzere Zeiträume zusammenzudatiren, was faktisch in längere auseinander gefallen war.) Solche größere Kriege gegen gemeinsame Feinde mußten zur Vereinigung je mehrerer kleiner Hirtenhäuptlinge unter einem Oberkönig, also zur Bildung größerer König-

reiche oder Staaten führen (dergleichen etwa 10 bestanden zu haben scheinen, nach den 10 Mandala's zu schließen.) Dadurch wurde einerseits die Ablösung der Priestergeschäfte vom Staatsdienst, also die Organisation eines Priesterstandes, und zwar eines dem mächtigeren Königthum entsprechenden reicher organisirten, sowie eines glänzenderen Zeremoniells veranlaßt, andrerseits aber (ebenhiedurch) sowie durch die Ablenkung des Sinnes auf Glanz und Welthändel) eine liturgische Veräußerlichung der Religion, eine Unproduktivität religiöser Dichtung bei wachsender Produktivität des Zeremoniells.

§. 198. Polytheistischer Charakter.

Wichtiger, als die Entwicklung eines Priesterthums und Zeremoniells ist die innere Umwandlung, die in der Religion der Inder vor sich ging. Varuna, der „Allumfasser," ist aus dem Gott des Sternenhimmels zum Gott des Meeres geworden, und hat die Herrschaft über den Himmel völlig an Indra abgetreten. Das Bewußtsein, daß Varuna, Mitra, Indra, Agnis, Soma nur verschiedene Namen oder πρόςωπα des Einen Gottes seien, wenn es auch hin und wieder in schwachen Spuren noch aufleuchtet, ist doch im Ganzen so verdunkelt, daß die Götter schon ganz als selbstständig neben einander existirende Wesen erscheinen. Während in den alten, aus der ersten Periode stammenden Hymnen in je Einem Hymnus nur je Ein Gott angerufen wird, nämlich der Eine Gott unter Einem bestimmten Namen, und daneben die viçvêdêvâs ganz im Sinne der hebr. Elohim, d. h. als Gesammtheit der Geister und Kräfte Gottes: so werden in den Hymnen aus der zweiten Periode je in Einem Hymnus eine Pluralität von Göttern als neben einander existirende aufgezählt. Z. B. 8, 13, 21: „Mitra, Ardshaman, Varuna und ihr Marutas." Bereits tritt nun in diesen Hymnen ein gewisses Pochen auf eigene Rechtschaffenheit hervor, und vollends ein eudämonistisches Bitten um nur irdische Güter.

(8, 13, 21:) Möge ihm Uebel widerfahren, dem Feinde, dem fluchenden Sterblichen, der doppelzüngig uns den Schlag eines Missethäters versetzen wollte! Ihr Götter seid mit den Rechtschaffenen; ihr kennt die Menschen in ihren Herzen; kommt zu dem treuen Mann und kommt (als strafende) zu dem falschen! ihr vasu's.[1]) Wir bitten um Beschützung der Berge und Beschützung der Gewässer. Himmel und Erde! entfernt von uns alles Uebel! Führt uns, vasu's! durch euren gesegneten Schutz wie in eurem Schiff durch alle Gefahren. Unsren Nachkommen, unserem Geschlechte und uns selbst verlängert das Leben, ihr star-

[1]) Ihr „Reichen." Ein ähnlicher Begriff, wie das eranische baghas.

ken Aditja's. O Mitra, Ardshaman, Varuna und ihr Marutas, verleiht uns einen Aufenthalt frei vom Uebel, voll von Menschen, herrlich und dreifach verriegelt.

(Liturgie des Rosseopfers, 1, 162:) Mögen Mitra, Varuna, Ardshaman, Adshu, Indra, der Ribhu-Herr und die Marutas uns nicht zurückweisen, wenn wir beim Opfer die Tugenden des schnellen Rosses, des den Göttern ensprungenen, preisen. Wenn sie vor das mit Zieraten von reichem Gold bedeckte Ross das festgehaltene Opfer legen, so blöckt die gefleckte Ziege (die zu opfernde) im Vorwärtsgehen; sie geht den von Indra und Puschan[2]) geliebten Weg. Diese Ziege, für alle Götter bestimmt, ist zuerst mit dem schnellen Ross als Puschan's Antheil hingelegt; Tvasch*tr* selbst steht auf, dies wohlgefällige Opfer zu preisen, das mit dem Ross gebracht wird. Wenn dreimal zur rechten Zeit die Menschen das Opferross ringsum führen, das zu den Göttern geht, so kommt zuerst Puschan's Antheil, die Ziege, die den Göttern das Opfer ankündigt. Der Hotri, der Adhvarju, der Avaja füllt die Bäche um den Altar her mit dem wohlgerüsteten und wohlvollendeten Opfer."

Anm. Die Nal-Episode im Mahabhârata enthält eine alte epische Sage, die dem Inhalte nach ganz und gar dieser zweiten Periode angehört; denn abgesehen von einigen Einschiebseln, die sichtlich dem späteren Redaktor angehören, enthält diese Episode nicht die geringste Anspielung auf Brahma und den Brahmanismus. Zwar treten Brahmanen an den Höfen der Könige auf; diese Brahmanen stehen aber mit der Geschichte selbst in keinem Zusammenhang, sondern sind bloß als Staffage (ja als Statisten!) von dem späteren Redaktor eingefügt. Der König und Kschatria Nal wird als eifriger Veda-Kenner gerühmt, während in der brahm. Periode die Kenntnis der Veden nur der Brahmanenkaste erlaubt war. Der Gott Brahma und der Gott Vischnu werden gar nicht erwähnt, sind vielmehr geradezu ausgeschlossen; als Götter treten überall nur die vier auf: Indra als Gott des Himmels, Varuna als Gott des Wassers („apâmpatis"), Jama als Gott der Erde und Totenwelt und Agnis als Gott des Feuers.

§. 199. Ahnendienst.

Einen entschieden polytheistischen Charakter hat also die Religion der Inder in dieser zweiten Periode angenommen. Die Götter sind wesentlich nur noch Personifikationen einzelner Naturkräfte (im Nalas geradezu Personifikationen der 4 Elemente: Luft Wasser, Erde, Feuer). Hand in Hand mit diesem polytheistischen Grundzug zeigt sich nun auch schon der erste Keim des Ahnendienstes, der in der folgenden Periode zu voller Entfaltung kommen

[2]) Beiname des Sonnengottes Savitar oder Surja, der jetzt neben Mitra erscheint (analog wie bei den Griechen Helios neben Phoibos Apollon.) Savitar bedeutet „Erzeuger", puschan „Ernährer."

sollte. Die Opferhandlung erscheint in den jüngeren Hymnen des Rigveda als ein Faden, der die Lebenden mit den verstorbenen Vorfahren und durch deren Vermittlung mit den Göttern verbindet. (Ein Bewußtsein, daß die vergangenen Geschlechter frömmer waren und der Gottheit näher standen, wirkte offenbar hiebei mit.) Während es in den aus der ersten Periode stammenden Hymnen nur heißt: „Ich sehe im Geiste die, die in den vergangenen Zeiten Opfer brachten", so ruft in der dritten Periode jeder Brahmane beim Opfer die Ahnen seines Geschlechtes förmlich mit ihren Namen an, bei den Göttern Fürbitte einzulegen, daß sie gnädig auf das Opfer herabschauen mögen (analog der Heiligenanrufung in der römischen Kirche.) Der Uebergang hiezu liegt in der zweiten Periode. Zur Bezeichnung der Anrufung der Ahnen bildete sich der besondere technische Terminus: pravarâ.

c) Die Periode des Brahmanismus.

§. 200. Brahma.

Die dritte Periode (1000—600 v. Chr.) bezeichnen wir mit Max Müller als die brahmanische, d. h. als die der Anbetung Brahma's als höchsten Gottes, und zugleich als die der Brahmanen (brahmanas) als einer völlig organisirten Priester- und Theologenkaste, und endlich zugleich als die der brâhmanas d. h. der heiligen theologischen Schriften dieser Brahmanen. Das erste dieser Momente bezieht sich auf die Religion, das zweite auf die Religionsverfassung, das dritte auf die Literatur. In allen dreien kehrt der Wortstamm brahma wieder, als Name des Gottes und im Namen der Priester und dem ihrer Schriften. Aber der Wortstamm selbst ist viel älter; es ist ein uranfängliches arisches Wort, nur hatte es in den Vedaperioden eine andre Bedeutung. In den Veden kommt das Wort brahma vor, aber nur in der Appellativbedeutung „Gebet." (S. Anm.) Einen andern Sinn hat es in jener jüngeren Klasse heiliger Schriften, den in Prosa geschriebenen brâhmanas d. h. „brahmanischen" (von den brahmanas verfaßten) Schriften. Hier begegnet uns erstlich eine Kaste, d. h. genealogisch abgesonderte Sippe der brahmanas, die das Geschäft der liturgischen Opferzeremonien nebst gewissen damit verknüpften finanziellen und politischen Rechten für sich allein in Anspruch nehmen mit Aus-

schluß der Kaste der Kschatrias, d. i. Krieger und Fürsten.[1] Eine Art hierarchischen Regimentes ist eingetreten; die Brahmanen dominiren über die Kschatrias. In dem Worte brahman als solchem liegt nun das Neue noch nicht; das Wort als solches heißt „Beter," der ursprünglichen Bedeutung des Wortstammes brahma entsprechend. Aber — und das ist das zweite — dieser Wortstamm selber hat in der Zeit, als jene Hierarchie aufkam, seine Bedeutung geändert, und heißt nun nicht mehr „Gebet", sondern bezeichnet den, der Gegenstand des Gebetes ist, also die Gottheit.

Anm. Auch die ältere Bedeutung von brahma: Gebet, ist eine abgeleitete. Die zu Grunde liegende Wurzel brah, eranisch brç, heißt „wachsen"; mit dem Worte bareçma „Gewächs", welches in der Form seiner Ableitung genau dem Sskr. brahma entspricht, bezeichnen die eranischen Religionsschriften (s. §. 216) einen Büschel Palm-Zweige oder andere Zweige, den man beim Beten in der Hand hielt oder auch auf einem Gestell vor sich liegen hatte, und welcher eine Art glückbringender, Gebetserhörung vermittelnder Wünschelruthe war. Da nun die Inder bei ihren Gebeten und Opfern bis in die spätesten Zeiten hinab einen Büschel Kuscha-Gras in die Hand nahmen (und noch nehmen), da also jene Anschauung beiden Völkern gemeinsam, folglich ursprünglich arisch also uralt ist, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß das Wort brahma auch bei den Indern in der urältesten, vorvedischen Zeit ebenfalls das beim Beten in der Hand gehaltene „Gewächs" bezeichnet habe und sekundär erst Bezeichnung des Gebetsaktes selbst geworden sei.

§. 201. Die Entstehung der Brahma-Religion.

Die mit dem Worte Brahma bezeichnete Gottheit war eine Gottheit in philosophischem Sinn, ein Produkt der Spekulation, hervorgegangen offenbar aus einer Reaktion gegen den Polytheismus, aber aus einer pantheistisch-tingirten. Die Aditja's sind nämlich in dieser Periode herabgesunken zu einer Zwölfzahl untergeordneter Genien. Nicht mehr Indra als Himmelskönig ist oberster Gott in mythologischem Sinn. Sondern Brahma, allenfalls in Verbindung mit Vischnu, erscheint als oberster Gott, nämlich als die der Welt immanente Gottheit. Welche Neigung nach dem Pantheismus hin die indische Religion von jeher hatte, ist §. 196

---

[1]) Diese Ausscheidung des priesterlichen und des kriegerischen Dienstes erinnert an Winfried, der den Klerikern den Kriegsdienst verbot bei Strafe, als homicidae angesehen und behandelt zu werden.

gezeigt; diese Neigung war es, die zu dem Naturdienst der zweiten Periode geführt hatte, wo die Naturwesen als die erscheinende Gottheit selbst und darum als Pluralität von Göttern betrachtet wurden. Immerhin blieb man hin und wieder im Gedanken sich noch der Ueberweltlichkeit dieses Gottes, seiner Unterschiedenheit von seinem Geschöpfe, bewußt; so in dem schönen Hymnus (10, 121) aus der zweiten Periode:

Im Anfang entsprang der Quell des goldenen Lichtes; er war der eingeborene Herr alles Seienden; er stellte die Erde hin und den Himmel. Wer ist der Gott, dem wir Opfer bringen? Er, der Leben und Stärke gibt, nach dessen Segen alle die strahlenden Götter (die einzelnen Naturkräfte) verlangen, dessen Schatten Unsterblichkeit ist, dessen Schatten Tod ist (d. h. der Unsterblichkeit oder Sterblichkeit auf seine verschiedenen Geschöpfe wirft wie man einen Schatten wirft.) Wer ist der Gott, dem ꝛc. Der, der durch seine Macht der einzige König der athmenden und wachenden Welt ist, er, der alles, Menschen und Thiere, regiert. Wer ist ꝛc. Er, dessen Macht diese Schneegebirge in's Dasein rief, diese See mit den verschiedenen Strömen, er, dem diese Lande gehören, als wären es seine zwei Arme. Wer ist ꝛc. ꝛc. Er, durch den der Himmel strahlend und die Erde fest ist, er, durch den Himmel, der höchste Himmel, aufgerichtet wurde, er, der das Licht in der Luft vertheilte. Wer ist ꝛc. ꝛc. Er, zu dem Himmel und Erde, feststehend durch seinen Willen, mit innerem Zittern aufblicken, er, durch den die aufgehende Sonne scheint. Wer ist ꝛc. ꝛc. Wo immer die mächtigen Wasserwirbel gehen, wo immer man sät und Feuer anzündet, da steht Er, der das einzige Leben der strahlenden Götter ist. Wer ist ꝛc. ꝛc. Er, der mit seiner Macht die Wolken überschaut, die Stärke geben und das Opfer bestrahlen, er, der Gott über alle Götter. Wer ist ꝛc. Möge er uns nicht verderben, der Schöpfer der Erde, er, der Gerechte, der den Himmel schuf, der die glänzenden mächtigen Wasser schuf!

Daß der Verf. dieses Hymnus sich über den Polytheismus erhebt zum Gedanken an die Einheit des Gottes, der in allen Göttern d. i. Naturkräften waltet, das ist von vornherein klar. Er stellt ihn aber sichtlich auch dar als einen über diese Götter frei waltenden, als den Schöpfer, der „die Wolken überschaut", der, wie er will, Sterblichkeit oder unsterbliche Fortdauer verleiht, der die Welt regiert. Das ist nicht Pantheismus, sondern Panentheismus also Monotheismus. Und bedeutsam und lehrreich genug ist es, daß dieser Dichter sich eben auch der „Gerechtigkeit" Gottes noch bewußt ist. Aber neben solchen letzten Nachklängen des guten alten Monotheismus der ersten Periode lief in der zweiten schon eine pantheistische Grübelei her, die zwar auch über den Polytheismus zum Gedanken der Einheit Gottes sich erhob, aber, anstatt in die Erkenntnis

des EinenGottes in anbetender Ehrfurcht sich zu versenken, ihn als den heilig-waltenden und gerechten zu erkennen und zu fragen: wie werde ich der Schuld und Sünde ledig? lieber die Frage des Aberwitzes aufwarf: woher hat denn nun die Gottheit selbst ihr Sein? In diesem Sinne ist folgende andre Ode des 10. Mandalam gedichtet:

Weder etwas noch nichts existirte; jenes glänzende Firmament war nicht, noch spannte sich des Himmels breite Wölbung darüber aus. Was verhüllte alles? was bedeckte und verbarg alles? War es des Wassers unergründlicher Abgrund? Es war da kein Tod, so war auch nichts Unsterbliches;[1]) es war kein Unterschied von Tag und Nacht; das Einzig-Eine athmete in sich, ohne zu athmen; ein andres, als es, gab es nicht. Finsternis war da, und alles war zuerst verhüllt in ein tiefes Dunkel, in ein Meer ohne Licht. Der Keim, der noch in der Hülse bedeckt lag, brach hervor, Eine Natur, durch die glühende Hitze. Da zuerst kam Liebe über ihn, den neuen Keim des Geistes; ja, die Dichter in ihren Herzen unterschieden (erkannten) erwägend dies Band zwischen den geschaffenen und den ungeschaffenen Dingen. Kommt dieser Funke, der alles durchdringt, von der Erde oder vom Himmel? — Dann wurden Saaten gesät, und mächtige Gewalt entstand, unten die Natur und darüber Macht und Wille. Wer kennt dies Geheimnis? Wer verkündigt es hier, woher, woher diese mannigfaltige Schöpfung entsprang? Die Götter selbst kamen später zum Sein. Wer weiß es, woher diese große Schöpfung entsprang? Er, von dem all diese große Schöpfung kam. Ob nur sein Wille schuf, oder ob er stumm (willenlos) war? — Der höchste Seher, der im höchsten Himmel ist, weiß das — oder vielleicht weiß auch er es nicht.

Nachdem die Götter der zweiten Periode mit den Naturkräften identifizirt sind, wird hier auf spekulativem Wege eine ihrem und allen Sein zu Grunde liegende Urgottheit, ein Absolutes, gesucht und präsupponirt; dasselbe wird aber hier als abstrakte unterschiedlose Einheit gedacht und darum als „Dunkel" bezeichnet (freilich inkosequent, da auch der Gegensatz von Licht und Dunkel, ebenso wie der von Tod und Leben, als noch nicht gesetzt hätte dargestellt werden müssen!) Während nun unser moderner Pantheismus durch stroherne Begriffsspaltungen (§. 188) die Welt aus dem Absoluten hervorgehen läßt, erkannte der Dichter dieses Hymnus ungleich tiefer, daß das Feuer der Liebe sich in jenem dunkeln Eins entzündet und die Setzung und Vermittlung der Ge-

---

[1]) Dem Kontext nach heißt das nicht, es habe noch keine sterblichen und unsterblichen Kreaturen gegeben, sondern der Unterschied zwischen Tod und Unsterblichkeit sei an sich noch nicht gesetzt gewesen, sowie überhaupt noch kein Unterschied. Aus der unterschiedlos abstrakten Einheit wird das Universum hergeleitet (wie bei Spinoza und Hegel.)

gensätze hervorgerufen haben müsse. Die Frage aber, ob dies ein von dem Absoluten gewollter oder ein unwillentlicher Prozess gewesen sei, läßt er unentschieden, und ebenso die korrelate zweite Frage, ob das Absolute ein wissendes oder ein unbewußtes sei.

Ganz dieses Absolute, von dem es unentschieden ist, ob es selbstbewußtes Subjekt sei oder nicht — ein Produkt philosophischer Spekulation — finden wir nun in der dritten Periode unter dem Namen Pradshâpati, „Weltherr", wieder als den höchsten Gott, welcher „Gegenstand der Anbetung" (brahma) ist, und darum bald ohne weiteres mit dem Eigennamen Brahma bezeichnet wird. Was Philosophem war, hat sich also dogmatisch fixirt. Doch that die Anbetung dieses Brahma dem Kultus der älteren, nationalen Götter keinerlei Abbruch, um so minder, als die pantheistische Fassung Brahma's die theistische bald entschieden überwog. (Eine analoge Erscheinung bietet der Neoplatonismus.)

§ 202. Priesterschaft, Kultus und liturgische Literatur.

Das liturgische Zeremoniell bestand nicht nur fort, sondern hat sich mit und in Folge der Brahmanenhierarchie wuchernd vermehrt, und diese hat sich in Folge jenes wiederum reich gegliedert. Vor allem fixirte sich der Unterschied der Hotri's, Adhvarju's und Udgâtri's als dreier gesonderter Priesterklassen. Die Hotris hatten bei den Opfern die alten, im Rigveda vorlängst gesammelten Hymnen (soweit diese liturgisch geeignet waren) zu beten; die Udgâtri's hatten Lieder zu singen, die als einzelne auch schon früher vorhanden waren, aber erst jetzt im Anfang der dritten Periode in ein (zunächst noch ungeschriebenes) corpus memoriale: das Jadshurveda zu liturgischem Gebrauche gesammelt und geordnet wurden; die Adhvarju's hatten die zeremoniellen Handlungen vorzunehmen und dabei liturgische Formeln zu sprechen, welche um die nämliche Zeit als Samaveda gesammelt wurden. Allerlei Zauber- Segens- und Beschwörungsformeln nicht zu priesterlich-zeremoniellem sondern zum Privatgebrauch bildeten endlich, in ein corpus memoriale vereinigt, das Atharvaveda. Aber im weiteren Verlauf der dritten Periode erschienen Kommentare über die Veda's nöthig, weil im Anfang dieser Periode in der Sprache eine Umwandlung vor sich gegangen und der alte

Vedadialekt jüngeren Volksdialekten sowie dem Sanskrt (als der Literatursprache der Gebildeten) gewichen war. Es bildeten sich nun unter den Brahmanen einzelne kharanas d. h. Schulen (unabhängig von — und sich kreuzend mit — den Gotra's, d. h. den genealogischen Geschlechtern der Brahmanen.) In diesen Schulen wurden nun prosaische Erklärungen der Veden aufgestellt (wiederum mündlich, und durch Auswendiglernen fortgepflanzt.) Diese Kommentare galten als sruti, als göttlich-geoffenbarte Lehre (im Gegensatze zu smrti, menschlicher Forschung) und wurden bezeichnet mit dem Namen brâhmanas „Brahmanenwerke". Es waren:

das	Bavricha-brâhmana	der	Hotris	über	das	Rigveda
„	Tittirija	„	Adhvarjus	„	„	Jadshurveda
„	Çatapatha	„	„	„	„	„
„	Chandôga	„	Udgâtris	„	„	Samaveda

dazu das Gopatha-brâhmana über das Atharvaveda, und andere ähnliche Werke, z. B. das Aitareja-brâhmana u. a. dgl. Den Inhalt dieser (nachmals schriftlich aufgezeichneten) Brâhmanas bildet ein Mischmasch antiquarischer und linguistischer Notizen und absurder Erklärungen und Fabeleien, sehr an den Talmud erinnernd, dazwischen natürlich auch einzelne Perlen im Kothe. Vor allem zeigt sich, daß das Verständnis des ursprünglichen Sinnes der Rigvedahymnen sowie der alten Lieder und liturgischen Formulare verloren gegangen war. Die zu ganz anderem Zweck, nämlich für den liturgisch-zwanglosen einfachen Opferkult der Urzeit naturwüchsig entstandenen Hymnen wurden aufgefaßt, als wären sie ganz eigens für das peinlich fixirte Zeremoniell der nunmehrigen drei Priesterklassen angefertigt worden. Dabei liefen die lächerlichsten Misverständnisse unter. In mehreren Hymnen des Rigveda wird (wie z. B. in dem, § 201 mitgetheilten 10, 121) gefragt: „Wer ist der Gott, dem wir Opfer bringen?" oder auch: „Welchem Gott sollen wir opfern?" d. h. im Vedadialekt: kasmai dêwâja havischavidêma. Die Brahmanen haben nun glücklich das Fragpronomen ka für einen Eigennamen gehalten, haben einen neuen Gott ka eingeführt, und eine besondere Sorte von Opfern für diesen Gott, die sie „kaja" (Ka's-Opfer) nannten! Im Rigveda hat die Sonne mehrfach das poetische Epitheton „die goldhandige"; die Brahmanen haben zur Erklärung dieses Beiwortes die des Talmud würdige Fabel ersonnen:[1])

[1]) Mit der abgebissenen Hand Tyr's in der Edda (Grimm d. Myth. Vorr. S. XI, VII. und S. 188) hat diese Fabel keine Gemeinsamkeit des Ursprungs.

dem Sonnengott seien in einem Kampfe seine Hände abgehauen worden und er habe sich dafür goldene fertigen und ansetzen lassen. — Daneben enthalten diese Brâhmanas auch noch einzelne merkwürdige alte Sagen, so die schon (§ 194 Anm.) erwähnte Çunaçepha-Sage und die später (§ 207) mitzutheilende Fluthsage. Auch die uralte Erkenntnis der ersten Periode, daß die verschiedenen Götter nur *πρόςωπα* des Einen Gottes seien, taucht gelegentlich einmal — unabhängig von der Brahma-Idee — wieder auf. So heißt es einmal im Aitarejabrâhmana: „Agnis ist der erste unter den Göttern Vischnu der letzte; zwischen beiden stehen alle andern Götter. Agnis ist alle Götter; Vischnu ist alle Götter." — Das Zeremoniell umflicht das ganze Leben des Inders. Wichtig war die Dîkschâ-Zeremonie, d. h. die Einweihung des Jünglings zur erstmaligen Theilnahme am Opferkultus. Diese Einweihung wurde förmlich als eine Art Wiedergeburt angesehen. „Der Eingeweihte", heißt es im Aitarejaveda, „wird in ein Embryon zurückverwandelt. Der Priester besprengt ihn mit Wasser; Wasser ist Same." (Er wird also zum zweitenmal erzeugt.) „Er wird dann in eine Halle geführt; diese Halle ist der Mutterleib; er muß dann seine Hände ballen, wie ein neugebornes Kind; dann wird er in ein Bad gebracht." Aber nur magisch dachte man sich diese Quasi-Neugeburt vor sich gehen; zu ethischen Kräften, Forderungen und Wirkungen ward sie nicht in Beziehung gesetzt. — Von der Ethik löste sich die Religion als Deisidaimonie mehr und mehr los, und ward zum Aberglauben. Das Kauschîtakibrâhmana enthält eine Sammlung pedantischer Regeln, wie Fehler, die im Zeremoniell begangen worden, gesühnt und unschädlich gemacht werden konnten. — Die Klasseneintheilung der Priester wurde mit der Zeit immer komplizirter. Am Ende der Periode ist zu den drei früheren Klassen eine vierte der *κατ' ἐξοχήν* „Brahmanas" genannten hinzugekommen; jede der vier Klassen zerfällt in drei Unterabtheilungen; dazu kamen dann erst noch die verschiedenen dienenden Klassen derer, die die Opferthiere zu schlachten und zu zerlegen und sonstige Handreichungen zu leisten hatten.

Tyr ist als Kriegsgott einhändig, weil er nur dem Einen Theile Sieg zu verleihen vermag.

§ 203. Die Philosophenschulen.

Ueberall, wo in einem gebildeten Volke die Religion als Deisidaimonie sich außer Beziehung zur Ethik setzt, tritt ihr eine philosophische Ethik oder wenigstens eine, die ethischen Probleme mit in ihr Bereich ziehende Philosophie zur Seite oder entgegen. Während die brahmanische Priesterhierarchie, im Genuß des höchsten politischen Einflusses und Ansehens schwelgend, das Volk in den Banden eines komplizirten Zeremoniells auf der Grundlage eines pantheistisch tingirten Polytheismus gebunden hielt, entwickelten sich in der esoterischen Theologie der Brahmanenschulen neben einem talmud-ähnlichen strohernen Wissenskram philosophische, bald theistische, häufiger pantheistische Ideen von Einer absoluten Gottheit, welche bald in förmlichen philosophischen Schulen sich fixirten. — Zunächst wurde die spekulative Lehre vom Brahma in einer Reihe von Werken („Schriften" dürfen wir sie nicht nennen, da auch sie nur mündlich verfaßt, auswendig gelernt und erst später schriftlich fixirt wurden) entwickelt: den Upanischad's, eigentlich: Einsidlermeditationen. Sie sind durchaus philosophischen Inhalts, und enthalten die manchfachsten Versuche, das Wesen jenes Absoluten, jenes Ursfeins, sich klar zu machen unter den verschiedensten Formen und Namen. Bald wird dasselbe als Brahma, bald als âtman, „das Selbst", bald als sat, „das Seiende", bald als atscharam, „das Wandellose", bezeichnet. Hin und wieder wird es als selbstbewußt-persönliches Wesen gedacht, so im Bav*r*icha-upanischad: „Im Anfang von diesem (der Welt) war âtman allein und nichts außer ihm. Er dachte: ich will die Welten schaffen, und er schuf diese Welten." Aehnlich wird im Tattirija-upanischad Brahma genannt „das wahre, allwissende, unendliche, von welchem Aether, Luft, Feuer, Wasser, Erde und alles seinen Ursprung hat." Häufiger aber tritt die pantheistische Auffassung auf. Im Chandoga-upanischad erklärt Ça*nd*iljas: „Das âtman in unserem Herzen ist Brahma", also ein in einem endlichen Subjekte zum Bewußtsein von sich gelangender Gott. In dem Upanischad Brhadâra*n*jaka heißt es: „Ein Gatte wird geliebt, nicht weil du den Gatten liebst, sondern weil du den âtman in ihm liebst. Wenn wir Wohlstand, Güter 2c. lieben, lieben wir immer den âtman. Wie das Salz zu Wasser und das Wasser salzig wird, so erscheint der âtman aus den Elementen heraus und verschwindet wieder in ihnen. Wenn zwei Wesen wären, würde das eine das andere sehen;

da aber das göttliche Sein allein ist, wie kann es irgend etwas oder sich selbst erkennen?" (Spinoza ante Spinozam!) In andern Upanischads wird geredet von dem Seienden (sat), „das eins war, und vielfach zu sein begehrte, und darum das Licht schuf, das in Wasser überging." Wieder an andern Stellen wird Brahma als „der Unentfaltete" (avjakrta) definirt, sodaß also die Welt der entfaltete Gott und Gott die unentfaltete Welt ist. Im Chandoga-upanischad wird er einmal geradezu definirt als das asat (d. h. τὸ μὴ ὄν das Unseiende) aus welchem das sat hervorgegangen sei. — Es ist leicht einzusehen, daß solche philosophische Untersuchungen, wenn sie einmal angeregt waren, nicht auf die stillen Kreise der Anachoreten (tâpasas) beschränkt bleiben konnten. Diese fanden Schüler und wurden von Schülern aufgesucht. Um 600 v. Chr., beim Uebergang aus der dritten in die vierte Periode, bildeten sich förmliche Philosophenschulen und philosophische Schulsysteme. Die Njâja-Philosophie (von njâja „geziemend") war eine Moralphilosophie auf pantheistischer Grundlage; die von Kapila gegründete Sânkhja (wörtlich: „ratiocinatio") war eine pantheistische Dialektik; ähnlich das Mimânsa-System (von mâ „messen"); nur in der Jôga-Philosophie (von judsh „jungere", daher jôga „die Vereinigung" nämlich mit der Gottheit) tritt in Gestalt einer theistischen Mystik das alte Gold der ursprünglichen Vedareligion noch einmal, zum letzten Mal, auf, und das Lehrgedicht Bhagavadgîtâ, worin das Jogasystem niedergelegt ist, gehört zu dem herrlichsten, was außerhalb des Bodens der Offenbarung über das Wesen Gottes und sein Verhältnis zu den Menschen je gedacht worden ist.

Anm. Das Bhagavadgita hat die Form eines Gespräches zwischen einem König Ardshuna und dem ihm erscheinenden Çribhagavân („Seligen Erhabenen") d. h. der in Krschna inkarnirten Gottheit. In einem heiligen Kriege sollte Ardshuna gegen ein Heer streiten, in welchem seine eignen Brüder, Verwandte und Freunde sich befanden. Muthlos bebt er zurück; der Gott tritt zu ihm und muntert ihn auf. Jener beruft sich auf die Möglichkeit, Gotte auch ohne Thaten, in thatloser Beschaulichkeit, durch asketische Uebungen, dienen zu können. Krschna: „Deine Feigheit ist Sünde. Gegen die Deinen zu kämpfen, fürchtest du dich. Ehe die Deinen waren, war ich. Und auch sie sind unsterblich. Furcht vor leiblichem Tod ist Sünde, und gleicherweise ist's Sünde, irdisches Gut zu lieben. Alles ist Schein, nur Eines ist, das in Ewigkeit sich nicht wandelt, das alle Himmel ausfüllt: das ist Gott. Er wird nicht geboren, er stirbt nicht; er ist nicht heute, er war nicht gestern, er ist ewig. Wer in Gott lebt, der kennt nicht

Furcht, Liebe und Haß. Gott zu lieben, seinen Willen zu thun ist die einzige Pflicht des Menschen, ist seine einzige Seligkeit. Wohl denen, die in wandelloser Stille ein Leben der Beschauung und Gottversenkung führen. Alle Begierde nach endlichem Besitz, alle Begierde nach endlicher Liebe, allen Schmerz endlichen Verlustes geben sie dahin; eingehüllt gleich der Schildkröte in der Veste des eigenen Innern, bleibt ihr Auge unverwandt auf mich gerichtet. Wer solch ein Leben führt, der zittert nicht; wandellos stille geht er voran, bis er einst sich auflöst in ein Gotteswehen." Ardshuna: „Aber wenn nur das Schauen Gottes Pflicht ist, warum wird mir die schwere Pflicht des Kampfes noch daneben auferlegt?" Bhagavan: „Etwas thut der Mensch immer; rastlos ist der Geist. Die Kräfte, die ich ihm erschaffen, wendet er an, und sollte er sie auch nur durch Athmen anwenden. Die rechte Anwendung nun ist, sie meinem Dienste zu opfern. Aller andre Gebrauch ist Sünde. Nicht dies, nicht jenes soll er begehren und dafür seine Lebenskraft vergeuden; mir zu dienen, sei sein einziges Werk; meinen Willen zu thun, dazu gebrauche er seine Kraft! Nicht um des Erfolgs willen sollst du handeln; der Erfolg steht in meiner Hand; dir sei es genug, mir gehorcht, mich geliebt zu haben. Nicht du bist Lenker der Welt; ich bin es. Ich bin ewig mein bewußt; du bist von gestern her. Ich lenke und leite die Ordnung des Weltalls; ich verleihe Erfolg und versage ihn, wie es gut ist für meinen Zweck. Dein ist es, mir zu gehorchen; hierin bist du selig, und selig bist du auch dann, wenn deine Mühe kein Erfolg krönt, auch wenn du in meinem Dienst untergehst. Frei soll dein Geist stehen über dem, was du thust. Mich im Auge, behältst du ungestörte Ruhe bei allem Werke, und mitten in äußerer Ruhe vollbringst du das Werk: mich zu lieben. So ist dein Werk nicht mehr Werk; im Feuer der Gottversenkung ist es geläutert; du gehst nicht auf in der eigenen That; erhaben stehst du über ihr. Gott lieben ist die einzige gute That; diese Gottesliebe ist das Wahre in allen äußeren Werken, sie das Wahre in der Pein, mit der der Asket sich stundenlang des Athems beraubt, mit der er Jahrelang seine Glieder unbeweglich gefesselt hält." Ardshuna: „Aber wenn denn doch die innere That des Geistes nicht besser wird dadurch, daß auch die äußere Handlung hinzukommt — wenn wir mit Beten dir ebenso gehorchen, wie mit Kämpfen: warum forderst du dann dennoch, daß wir auch äußerlich dir dienen in deiner Weltregierung?" Bhagavan: „Ewig (ewigen Werthes) ist die Entsagung nur wenn das Herz der Sünde entsagt. Alle Thatlosigkeit, soweit sie bloß äußerlich bleibt, ist selbst wieder ein Thun. Die wahre Entsagung, die wahre Zurückziehung vom Leben ist die, wenn du in allen äußeren Thaten und Lagen des Lebens deinen Geist losreißest vom Dienste des Endlichen. Völlig kannst du dem Leben, kannst du der Mitwirkung an meiner Weltregierung doch nicht dich entziehen. Du lebst, du wirkst mit deinem Thun — du wirkst auch mit deinem Nichtsthun ein auf die Welt, d. h. ich wirke durch dich. Du bist mein Werkzeug, unbewußt oder bewußt." (Ganz richtig, vgl. § 127.) „Dann aber bist du

frei, dann bist du selig, dann bist du ein rechter Asket, wenn du mit Bewußtsein mir dienst. Du handelst, was ich fordre; der Erfolg kümmert — der Erfolg belohnt dich nicht. In dir selber liegt deine Seligkeit; das ist deine einzige Wonne, daß deine Seele mit meinem Geiste sich einigt. Frei von aller endlichen Lust, frei von den Freuden, die nie ohne Schmerz sind, nicht mit Werken äußerer Andacht mein Wohlgefallen erstrebend, sondern den Trieb der Sünde bändigend — so bist du frei. Denn wer mich erkennt, der ich der Vater aller Heiligkeit, der ich der Herr aller Welten, der ich die Liebe bin, der ist selig." — So ist das ethische Gesetz trefflich und tief entwickelt. Weiter freilich konnte es ohne Offenbarung auch die beste Philosophie nicht bringen. Auf die Frage Ardshuna's: woher es komme, daß man oft beim besten Willen sündige, und wie man es denn anfangen müsse, die Sünde zu bekämpfen? hat Bhagavan keine genügende Antwort. Die tiefe Erkenntnis der Schuld fehlt und darum auch der Begriff der Entsühnung. Die Sünde wird — zwar nimmermehr als nothwendiges Moment des Entwicklungsprozesses — aber doch nur als eine relative Hemmung, als eine sich je und je wieder einstellende allmähliche Depravation betrachtet. „Von Zeit zu Zeit", sagt Bhagavan, „wenn die Frömmigkeit einschläft und die Sünde erstarkt, steige ich hernieder und werde als Mensch geboren. Dann strafe ich die Bösen, und befestige die Frömmigkeit. Wer mich dann recht erkennt, der steigt immer höher, bis er zu mir gelangt." Es ist eine schwache, traumartig dämmernde Ahnung, daß die erlösende Hilfe von Gott kommen müsse; aber worin sie zu bestehen habe, das weiß und findet die sich selbst überlassene Menschheit nicht. Jenen relativen, sich wiederholenden Depravationen stellt sie relative Erlösungsthaten Gottes, sich wiederholende Inkarnationen, entgegen, deren Zweck sie aber nur in richtender und erleuchtender, nicht in entsühnender Thätigkeit sucht. Und einmal doch hebt sich die Ahnung noch höher; einmal sagt Bhagavan, nachdem er von der Nothwendigkeit, daß der Mensch sich erleuchten lasse, gesprochen, zu Ardshuna: „Du mußt glauben; nur durch Glauben kommst du zu der Erkenntnis, die dich in den Frieden Gottes einführt."

d) Die Periode der Schulgelehrsamkeit.

§ 204. Die Zersetzung des religiösen Bewußtseins.

Die Jogaphilosophie war kein Morgen- sondern ein Abendroth. Ihr Einfluß blieb, wie der aller tieferen Mystik, auf kleine Kreise beschränkt, und erlosch bald völlig, während die pantheistischen Schulsysteme immer mächtiger auf die Masse des Volkes wirkten. Es konnte ja nicht fehlen, daß der Kampf, der zwischen den Brahmanenschulen der Sankhja, Njaja und Mimansa immer heller entbrannte,

in das Volk hinauswirkte, und zu einer Zersetzung des religiösen Volksbewußtseins, zur Skepsis führte. Die Götterverehrung war nicht mehr ernsthaft gemeint; eine (uns an die Eleaten erinnernde) All-Eins-Lehre war mehr und mehr Volksbewußtsein geworden. Alles Seiende, Konkrete, Bestimmte galt mehr und mehr als majâ, „Schein, Täuschung", und das abstrakte âtman für das einzige realseiende. Strabo erzählt, 15, 59, von der Zeit, als Alexander der Große die Grenzen Indiens berührte, daß die Inder das irdische Leben als einen embryonischen Zustand und den Tod als den Eingang zum wahren Leben betrachteten; aber das war kein Glaube an persönliche Fortdauer (wie in den älteren Veden, z. B. Rigv. 1, 125, 5: „wer Almosen gibt, geht an die oberste Stelle des Himmels ein und gelangt zu den Göttern"; ähnlich 1, 150, 3) sondern vielmehr der Glaube an eine Auflösung in das allgemeine abstrakte Ursein.[1]) Daher die stoische Verachtung des Gegensatzes von gut und übel, Lust und Schmerz, von der Strabo a. a. O. berichtet. — Damit hatte aber der Brahmanismus sich selbst den Boden untergraben. Wenn das Volk an die Götter nicht mehr glaubte, bedurfte es auch keiner priesterlichen Vermittlung mehr. Daher sehen wir alsbald mit dem Beginn der vierten Periode (600—200 v. Chr.), krampfhafte Anstrengungen der Brahmanen, das Volk (Krieger und Ackerbürger) von der esoterischen Weisheit auszuschließen und fernzuhalten. Während in den älteren Zeiten jedermann die Vedas auswendig wußte und betete, so wurde nun streng verboten, daß den Frauen irgend etwas aus den Veden mitgetheilt würde, ja bald ward nicht mehr geduldet, daß ein Mann aus dem Volk auch nur zuhörte, wenn der Brahmane beim Opfer die Veden betete. Um 600 wurde die Schreibekunst in Indien bekannt, und kam in Gebrauch für Briefe und Privatangelegenheiten[2]); die Brahmanen verpönten es aber als schweren Frevel, irgend einen Veda- oder einen sonstigen heiligen Text schriftlich aufzuzeichnen, offenbar aus Besorgnis, daß er in profanen Kreisen bekannt und gelesen werden möchte.

---

[1]) Selbst die Joga-Mystik lehrte ja „eine Auflösung in ein Gotteswehen", § 203 Anm.

[2]) Man schrieb auf Baumrinden und Baumwollenzeuge.

§ 205. Sâkhja-Muni.

Das alles konnte aber nicht auf die Dauer helfen. Gegen die verschiedenen philosophischen Systeme hatten die Brahmanen sich tolerant verhalten, weil die Vertreter dieser Systeme ihrerseits die Autorität der heiligen Bücher (der Vedas, Brâhmanas und Upanischads) nicht antasteten, vielmehr ihre Systeme aus denselben abzuleiten und zu beweisen suchten. Nun begann aber mit Viçvâmitra und Jaunaka eine Opposition gegen die priesterlichen Vorrechte der Brahmanen. Beide waren Fürsten, also kschatriâs, und beanspruchten als solche das Recht, selbst Opfer bringen zu dürfen ohne brahmanisch-priesterliche Vermittlung, so wie in den uralten vedischen Zeiten, und wirklich setzten sie in den von ihnen beherrschten Gebieten ihre Ansprüche durch. Soweit hatte die Sache etwas mit der Reformation Luthers analoges. Aber bald ging die Opposition weiter. Sâkhja-Muni (gest. 477 v. Chr.) war nach den Nachrichten späterer (um 250 geschriebener) buddhistischer Schriften selbst ein Brahmane und Brahmanenschüler, nach anderen, minder wahrscheinlichen Nachrichten aus fürstlichem also kschatria-Geblüte. Wie dem sei, er hat sich zur Partei der Opponenten geschlagen, und hat dem bisherigen Monopol des Brahmanismus dadurch den Todesstoß versetzt, daß er nicht nur die Prärogative der Brahmanen, allein opfern zu dürfen, bestritt (eine Art allgemeines Priesterthum im Gegensatze zu einem besonderen lehrte), sondern ganz in abstrakto den Satz aufstellte: daß der Mensch ohne jegliche priesterliche Vermittlung und ohne jeglichen Glauben an die heiligen Bücher das Heil, die Vereinigung mit der Gottheit, erlangen könne. Die heiligen Bücher der Brahmanen erklärte er für gefälscht; seine eigene kecke Behauptung begründete er durch einen konsequenten Pantheismus; er zog nur das Fazit der Prämissen, die in der Brahmareligion der dritten Periode schon gegeben waren. Ist das abstrakte Sein allein existent, und alles Konkrete, namentlich alle Persönlichkeit, nur Schein, und ist die ganze Welt nur ein mit unausweichlicher Nothwendigkeit verlaufender Prozess des Eintritts in die Erscheinung und des unerbittlichen Wieder-zurücksinkens der konkreten Erscheinung in das abstrakte Ursein, so versteht es sich ja, daß jeder Mensch ganz unausweichlich und ohne erst priesterlicher Vermittlung zu bedürfen dies letzte Ziel des „Zerwehens“ (nirvâna, von vâ „wehen“ und nir „zer-“) erreichen

wird. Wie bald er es erreiche, hängt nur von ihm selbst ab; je energischer er sich dem Nirvâna-Quietismus dahingibt, um so früher wird er der Qual des, in der Seelenwanderung sich fortsetzenden Daseins entrissen, und in das abstrakte Ursein, das ein Nichtsein ist, aufgelöst werden.

§ 206. Reaktion der Sûtratheologie.

Diese Lehre Sâkhja-Muni's war anfangs nur Lehre einer brahmanischen Sekte. Aber mit Schrecken sah die Masse der Brahmanen, wie diese Sekte sich ausbreitete und Anhänger gewann. Nun machte der Brahmanismus seinerseits alle erdenklichen Anstrengungen, der gefährlichen Sekte gegenüber sich zu behaupten und neuen Boden zu gewinnen. Hatte Sâkhja-Muni zur Verbreitung seiner Lehre sich mit Eifer und Erfolg der Schreibekunst bedient, so durften die Brahmanen dies Mittel der Mittheilung nicht mehr vornehm perhorreszieren. Auch sie griffen nun zur Schriftstellerei, zeichneten nicht nur die drei Klassen heiliger Bücher schriftlich auf, sondern neben denselben entstand nun eine große brahmanisch-theologische Literatur, deren Werke unter dem gemeinsamen Namen der sûtrâs befaßt, und von den drei Klassen der, als sruti „Offenbarung" geltenden heiligen Bücher (Vedas, Brâhmanas, Upanischads) als bloß menschliche Forschung, smrti, unterschieden wurden. Es war in der That ein philologisch-theologisches System, das in einer Reihe von Schriften aufgestellt wurde. Aus dem mystischen Wirrwarr der alten Brâhmanas wurden nun die einzelnen „Wissenschaften" (vêdangâs) herausgelöst, herauspräparirt und in Form von versibus memorialibus schriftlich verfaßt. (S. Anm.) Auch auf politischem Gebiete suchten die Brahmanen ihre frühere Macht wiederzugewinnen und zu befestigen, indem sie nunmehr (um 400 v. Chr.) den naturwüchsigen, theilweise auf Abstammungsunterschieden beruhenden Gegensatz der verschiedenen Stände durch peinliche gesetzliche Bestimmungen zur Trennung der vier Kasten verschärften (der brahmanas, kschatrias, vaiçjas „Bauern" und çûdras „Knechte") welche seitdem sich forterhalten und aus welcher das komplizirte jetzige Kastenwesen sich entwickelt hat. Aber das alles half dennoch nichts. Ein mächtiger König in Pâtaliputra, Açôka mit Namen, berief (250 v. Chr.) ein großes Konzil von Weisen, Brahmanen und Für-

sten über die zwischen den Brahmannen und den Anhängern Sâkhja-Munis obschwebende Streitfrage; dies Konzil, den König voran, entschied sich für die Lehre Sâkhja-Munis „des Weisen“ (buddha), und von da an war der Sieg des Buddhismus über den Brahmanismus entschieden. In Vorderindien hat der letztere sich freilich bis auf den heutigen Tag forterhalten — in stets tieferem Hinabsinken in polytheistischen Aberglauben, pantheistische Morallosigkeit und Verlogenheit, und verknöchertes Kastenwesen; in Hinterindien kam der Buddhismus zur Alleinherrschaft. Und so stellt sich uns denn in der gesammten Geschichte der indischen Religion keine Aufwärtsentwicklung, sondern urkundlich belegt ein fortwährendes Sinken dar von der ursprünglichen Anbetung der heiligen allwissenden unsichtbaren Aditjas als der Einheit der Geister Gottes durch polytheistischen Naturdienst und pantheistischen Polytheismus herab bis in die Stumpfheit des konsequenten Pantheismus, und als der Faktor dieser stetigen Depravation hat sich deutlich und klar der die Sünde entschuldigende Leichtsinn, die Abstumpfung und Einschläferung des Gewissens, herausgestellt.

Anm. 1. Die Vedangas waren: 1) sikschah: Lautregeln, Aussprache, 2) khanda: Metrum: 3) vjâkarana, Grammatik, Form- und Satzlehre, 4) nirukta, Etymologie, 5) kalpa, religiöses Zeremoniell, 6) dshjôtischa, Astronomie und Chronologie. — Begreiflicherweise erwachte, sobald von der Schreibekunst literarischer Gebrauch gemacht wurde, auch eine allgemeinere literarische Thätigkeit, dahin gerichtet, die Vergangenheit dem Volke in's Bewußtsein zu rufen. Zwar Geschichtschreiber hatte Indien nie gehabt wegen jenes Mangels der Schreibkunst, und die mündliche Ueberlieferung war nie über abgerissene Heldensagen hinausgekommen. Aber ein großer Theil derselben ward um 500 gesammelt und bildete die beiden Epopöen Ramâjana und Mahabhârata (in deren älteren Gestalt). Erst später, nach Buddha's Auftreten, hat Vjâsa beide Epen schriftlich aufgezeichnet, dem Mahabh. noch eine Reihe zerstreuter Heldensagen als Episoden eingefügt, und beide epische Werke in ihre jetzige Gestalt redigirt. Um die Zeit Vjâsa's wurde auch das Manavadharmasastra („Gesetzbuch Manu's“) gedichtet, eine Zusammenstellung der brahmanischen Gesetzgebung, die hier fiktiv auf Manu (den indischen Noah) zurückdatirt wird. Auch der dramatische Dichter Kalidâsa (durch seine Sakontala bekannt) gehört dieser Zeit an. — Eine Reihe von Gelehrten (Saunaka um 400, Katjâjana 350—300 Asvalâjana u. a.) schrieben „Anukramani's,“ gelehrte Untersuchungen über die Veden. Um 500 schrieb Paninî die erste Grammatik; Katjâjana überarbeitete dieselbe.

Anm. 2. Ueber die Ausbreitung des Buddhismus in Tibet und der Mongolei rc. s. § 265.

§ 207. Die Fluthsage.

Die spezifische Art der Deterioration, welche der alte Urtheismus beim indischen Volk erfuhr, stellt sich noch bedeutsamer heraus, wenn nun die Religionsgeschichte des andern arischen Hauptstammes, des eranischen, dagegengehalten wird, der das Wahrheitsmoment des Schuldbewußtseins und des Kampfes wider die Sünde mit ungleich größerem Ernste festgehalten hat. Doch ehe wir hiezu übergehen, fragen wir noch, ob sich beim Volke der Inder eine Erinnerung an die Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes erhalten habe. — An irgend eine alte Tradition über die Schöpfung der Welt findet sich keine Erinnerung: denn jene sogenannte „Schöpfungssage", die sich im Gopathabrâhmana findet, ist in Wahrheit keine Sage, sondern eine philosophisch-konstruirte Allegorie. (S. Anm.) — Ebensowenig findet sich eine, wenn auch noch so leise Erinnerung an den Sündenfall, — wohl aber in Soma, der zugleich lebenspendende heilige Pflanze und Gottheit ist, eine unverkennbare Erinnerung an den Baum des Lebens im Paradiese (1 Mos. 2, 9; 3, 22). Dieser Baum erscheint als in eine Gottheit des Lebens personifizirt (vgl. § 212). — Hievon abgesehen, reicht die Erinnerung des indischen Volkes nur bis zur Sintfluth zurück. Die Fluthsage findet sich in der indischen Literatur in mehrfacher Gestalt. Die älteste Aufzeichnung derselben ist in Çatapatha-brâhmana 1, 8, 1, 1:

Sie brachten dem Manu morgens Wasser zum Waschen. Als sie es mit ihren Händen zum Waschen brachten, kam ein Fisch (d. h. ein in diesem Waschwasser befindliches Fischlein) in Manu's Hände, während er sich wusch. Er sprach zu Manu: „Behalte mich, so will ich dich behüten." Manu sprach: „Wovor willst du mich behüten?" Der Fisch: „Die Fluth wird alle Kreaturen wegschwemmen; ich will dich vor ihr behüten." Manu: „Wie kann ich dich aufbewahren?" Der Fisch: „So lange wir klein sind, sind viele Gefahren für uns; Fische verschlingen Fische. Zuerst mußt du mich also in einem Becken aufheben; wenn ich dies ausgewachsen habe, so zerbrich es und trage mich in einen Teich; wenn ich diesen ausgewachsen habe, so thue mich in die See, so bin ich vor Untergang bewahrt." — Er wurde bald ein großer Fisch. Er sagte zu Manu: „In dem nämlichen Jahre, wo ich ausgewachsen bin, wird die Fluth kommen. Baue dann ein Schiff und bete mich an, und wenn die Fluth steigt, so gehe in das Schiff, und ich werde dich vor ihr behüten." Manu brachte den Fisch in die See, nachdem er ihn auf jene Weise aufbewahrt hatte. Und in dem Jahre, wo der Fisch ausgewachsen war, baute Manu ein Schiff, und betete den Fisch an. Dann, als die Fluth stieg, ging er in das Schiff. Der Fisch kam zu ihm geschwommen, und Manu band das Schifftau an ein Horn des Fisches. Der

Fisch führte ihn daran über das nördliche Gebirge (Himalaja) weg. Der Fisch sprach: „Ich habe dich behütet, binde das Schiff an einen Baum. Möge dich das Wasser nicht entzweischneiden, so lange du auf dem Berge bist. Wenn das Wasser sinkt, dann steige herab.“ Manu glitt hinab mit dem Wasser, und dies heißt: Manu's Gleiten an den nördlichen Gebirgen. Die Fluth hatte alle Kreaturen weggeschwemmt, und so war Manu allein. Er ging, einen Hymnus meditirend, und wünschte sich Nachkommenschaft. Er brachte ein Pâkajadshna-Opfer: klare Butter, geronnene Milch, Molken und Geronnenes opferte er den Wassern. Nach einem Jahre ward ein Weib vor ihn gebracht; sie stieg auf, fetttriefend und tröpfelnd, und wo sie stand, war klare Butter. Mitra und Varuna kamen zu ihr und sagten: „Wer bist du?“ Sie sagte: „Ich bin die Tochter Manu's.“ Die Götter sprachen: „Sage, du seiest unser.“ Sie sprach: „Nein, ich gehöre dem, der mich erzeugt hat.“ Dann verlangten sie, sie solle ihre Schwester sein, und sie willigte halb ein. Sie ging und kam zu Manu. Manu sprach: „Wer bist du?“ Sie sprach: „Ich bin deine Tochter.“ Er fragte: „Wieso?“ Sie sprach: „Mit dem Opfer, das du in das Wasser warfest, hast du mich erzeugt. Preise mich beim Opfer, dann wirst du reich sein an Samen. Jeden Segen, den du verlangst, will ich dir geben.“ So pries er sie in der Mitte seiner Opferhandlung. Er ging mit ihr, einen Hymnus meditirend und Nachkommen wünschend, und zeugte mit ihr seine Nachkommenschaft.

Die Episode des Mahabhârata: Naubandanam („Schiffsbinden“) ist in späterer Zeit verfaßt, hat aber zum Stoff, den sie in poetischer Ausmalung verarbeitet, eine ältere, reinere Gestalt der Fluthsage. Die ganze abgeschmackte, nur zur Verherrlichung der Verdienstlichkeit der Opfer ersonnene Geschichte von der Buttertochter Manu's fehlt dort; das Wachsen des Fisches und die Furchtbarkeit der alles Lebende vertilgenden Fluth, auf welcher Manu's Schiff „einem trunkenen Weibe gleich tanzte“, wird mehr ausgemalt, und der Fisch ausdrücklich als Inkarnation Varuna's bezeichnet. (Die Sage hatte diese Gestalt also in der zweiten Periode angenommen, wo Varuna nicht mehr der Gott des Sternenhimmels, sondern des Meeres war.) Von einer Sündenschuld der Menschheit, wofür die Fluth Strafe sei, ist auch dort nicht die Rede. Der in Fischgestalt erscheinende Varuna sagt, jenen kitzlichen Punkt mit außerordentlicher Zartheit umgehend: „die Zeit der Abwaschung alles Fleisches steht bevor.“ — Höchst merkwürdig ist aber ein anderer, im Naubandanam aufbehaltener Zug. „Die sieben Rschi's“ sind während der Fluth mit Manu im Schiffe, und binden beim Ablaufen der Fluth das Schiff an einen Berg fest. Nun werden die sieben Rschi's (Bh*r*igu, Angiras, Viçvâmitra, Vasisch*t*a, Kâçjapa, Atri, Agi-

sta) in den Brâhmanas, also in der dritten Periode, als die (fabelhaften, mythologischen) Stammväter der sieben Brahmanengeschlechter (gôtrâs) dargestellt (eine Ableitung der Abkunft der Brahmanen, die natürlich nicht früher möglich war, als es ein Brahmanenthum gab, also nicht vor der dritten Periode) sie werden aber zugleich als Söhne der Sonne und der Athmosphäre bezeichnet, und diese Notiz ist denn wohl älteren Ursprungs (wie die Rschi's selber, die ja schon in dem, der zweiten Periode entstammenden Stoff des Naubandanam vorkommen.) Sollten nicht diese „sieben Söhne der Sonne und der Athmosphäre" die sieben Farben des Regenbogens sein? Während die graue Fluth die Erde bedeckte, war Farbiges nur noch in Manu's Schiffe, und daß nach der Fluth ein Regenbogen das Schiff an das Land festband, könnte eine Reminiszenz an das 1 Mos. 9, 12—13 Erzählte sein.[1]) — Da der Name und die Person Manu's sich schon im Rigveda erwähnt findet, und überdies auch in der eranischen Sage vorkommt (§ 210), so muß diese Tradition von einer die höchsten Berge der Erde bedeckenden Fluth, bei welcher nur Ein Mann in einem Schiffe sich rettete, in einer nicht mehr vorhandenen Urgestalt schon in der ersten Periode bei den Indern existirt haben.

Anm. Das Schöpfungsphilosophem des Gopathabrâhmana ist folgendes: Das Brahma gerieth durch die Hitze seines Schöpfungsdranges in Schweiß; dieser Schweiß bildete das Wasser; in diesem sah Brahma sein eignes Bild sich spiegeln, verliebte sich in dasselbe, und zeugte mit ihm Bhrigu und Atharvan; Atharvan ist der pradshâpati (Weltenherr); dieser zeugte sofort die Verfasser des Atharvaveda (!!) Nachher schuf Brahma aus seinem eignen Fett die Erde, aus seinem Leibe die Athmosphäre, aus seinem Hirnschädel den Himmel; dann schuf er die drei Götter Agni, Vaju, Aditja, und aus diesen ging das Rigveda, Jadshurveda und Somaveda hervor. — Dieses, lediglich zur Verherrlichung des Atharvaveda und des Brahmanismus überhaupt ersonnene Figment konnte nur in einer Zeit, wo die Veden noch unerforscht waren und die Brahma-Religion den europ. Gelehrten für die ursprüngliche der Inder galt, als eine „alte Schöpfungssage" angesehen werden. Sie ist dies sowenig, als Hesiod's Theogonie eine alte Schöpfungssage der Pelasger ist. — Aehnliche, noch komplizirtere künstlich-ersonnene Theogonien finden sich in jüngeren brahmanischen Schriften.

---

[1]) Friedrich Rückert, dem ich, als ich das Naubandanam 1837 unter seiner Leitung las, diese Vermuthung äußerte, billigte dieselbe lebhaft.

Kap. II. Die Religion der Eranier.

§ 208. Quellen.

Die Quellen woraus die Religionsgeschichte der eranischen Volksstämme geschöpft wird, sind: A) religiöse Andeutungen, Anrufungen und Notizen in den Keilinschriften der persischen Könige aus dem Achämenidenhause: Kyros, Darius Hystaspis, Xerxes, Artaxerxes I. und II. Besonders wichtig ist die Inschrift von Behisthun von Darius Hystaspis. B) Die heiligen Schriften der Ost-Eranier, verfaßt in der altbaktrischen, der sogenannten Zend-Sprache, und bekannt unter dem gemeinsamen Namen des Avesta. Diese Schriften sind: 1) das Vendidâd (vidaeva dâta „Anti-Däva-Gesetz"), das eigentliche Religions- und Gesetzbuch, und der zweitälteste Theil des Avesta. Es enthält hauptsächlich Gesetze; die erzählenden d. h. mythischen Abschnitte scheinen (als Paralipomena verlorner Schriften) erst später dem Vendidâd eingefügt worden zu sein. 2) Das Jaçna, bestehend aus 70 Stücken; die 28 ersten sind liturgische Gebetsformulare, die übrigen sind gâthâs, d. i. metrische Hymnen, und diese sind der allerälteste Bestandtheil des Avesta. (Den Beweis s. in Spiegel die heil. Schriften der Parsen I, Einl. S. 13.) Diese Hymnen sind theils dem Zarathustra theils andern mythischen Personen theils der Priesterschaft im allgemeinen in den Mund gelegt. 3) Das Vispered, in den Handschriften zwischen Vend. und Jaçna, also an zweiter Stelle stehend, enthält jüngere Zusätze zu den liturgischen Gebetsformeln, also zum ersten Theile des Jaçna. 4) Das Khoda-Avesta, für die Privatandacht der Laien bestimmt, enthält theils Gebete (theilweise in später Zeit und jüngeren Sprachen abgefaßt), nämlich „Jascht's" d. i. Lobgebete an Genien an den einzelnen ihnen geweihten Tagen, — theils religiöse Sagen und Lehren. C) Notizen bei Herodot, Plutarch u. a. über die Religion der alten Perser und anderer eranischer Völker.

§. 209. Das Alter des Avesta.

Daß das Avesta in Ost-Eran, und zwar nicht vor der achämenidischen Herrschaft, sondern nach derselben, zu einer Zeit, wo Ost-Eran (Baktrien) und West-Eran (Medopersien) zwei Reiche bildeten, schriftlich aufgezeichnet wurde, hat Spiegel (die heil. Schriften

der Parsen, Bd. 2, S. 210 ff.) aus Vend. II., 63 ff. und Jaçna 19, 50 ff. sehr treffend bewiesen. In der That läßt die Tradition der Parsen das Avesta erst in der Zeit nach Alexander d. Gr. niedergeschrieben werden, und dafür spricht der Text des Avesta selbst, insofern darin von Schreiben nie die Rede ist, sondern nur von mündlicher Tradition. Niedergeschrieben wurden die eranischen heiligen Schriften also ganz zu derselben Zeit, wie die indischen. Es ist ja an sich ganz begreiflich, daß eine solche Welterschütterung, wie sie durch Alexander d. Gr. herbeigeführt wurde, indem sie den ruhigen Bestand der getrennten Völker aufhob, zu schriftlicher Fixirung dessen anregen mußte, was bisher in ruhiger Sicherheit mündlich fortgepflanzt worden. Nunmehr, wo die entferntesten Völkermassen durcheinander geschüttelt wurden, fremde Sprachen an's Ohr klangen und der Bestand aller Reiche vernichtet oder gefährdet war, mußte es mit Recht zweifelhaft erscheinen, ob die heiligen liturgischen Gesänge und Traditionen sich fernerhin durch mündliche Ueberlieferung rein und unentstellt würden fortvererben lassen; und da man an den hellenisch-makedonischen Eroberern das Beispiel einer schreibenden Nation vor Augen hatte, und die Vortheile schriftlicher Mittheilung kennen lernte, so ist leicht begreiflich, daß auch im eranischen Volke die Priesterschaft nun zu dem bisher verschmähten und für unheilig erachteten Mittel schriftlicher Fixirung griff. — Aus dieser späten Niederschreibung des Avesta folgt aber nun in keiner Weise, daß der Text als solcher so späten Ursprungs wäre. Derselbe kann, wie der der Vedas, Jahrhunderte lang durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden sein; er muß sogar eine geraume Zeit mündlich fortgepflanzt worden sein, eben weil im Texte als solchem vom Schreiben noch keine Rede ist, und weil in ihm Schichten aus sehr verschiedenen Zeiten sich erkennen lassen. Wie alt derselbe sei, kann aber nur entschieden werden a) aus dem Inhalt, nämlich aus der Beschaffenheit des Religionssystemes, das sich in ihm darstellt, und b) aus Vergleichung mit den Religionsnotizen in den Keilinschriften und bei den griechischen Schriftstellern. Was sich nun in den persischen Keilinschriften an Götteranrufungen und liturgischen Notizen findet, das stimmt alles so genau mit dem Avesta, daß man deutlich sieht: das im Avesta erscheinende Religionssystem der Baktrer hat genau ebenso in der Zeit von Kyrus bis auf Artaxerxes II. in Medopersien geherrscht, also im

6. und 5. Jahrhundert v. Chr. Damit ist nun nicht ausgeschlossen, daß es auch schon früher geherrscht haben könnte. Als der Prophet, der die Offenbarung dieser Religion von Auramazda empfangen habe, wird im Avesta Zarathustra (griechisch: „Zoroaster“) genannt, und dieser erscheint im Avesta bereits als eine von Mythen umsponnene Person. Hienach muß Zarathustra jedenfalls in der Zeit vor den Achämeniden gelebt haben.

§. 210. Das Alter des persischen Religionssystems.

Gleichwohl darf man dieses perso-baktrische oder kurz gesagt: parsische Religionssystem nicht in zu frühe Zeit hinaufdatiren, darf es nicht für die ursprüngliche Religion der Eranier halten, und am allermeisten irren diejenigen, welche dasselbe mit der ältesten Vedareligion der Inder geradezu identifiziren, oder es wenigstens für eine unmittelbare Schwesterreligion derselben halten wollen. Hiegegen spricht 1) der Inhalt und die Beschaffenheit des Systems, und 2) die uralt-persische Tradition über den Ursprung desselben. — Ad. 1) Das Religionssystem des Avesta ist kein naturwüchsiges, es ist keine Religion, wie die der Veden, sondern ein Religionssystem im strengsten Sinne des Wortes, ruhend auf einem Philosophem oder einer Philosophie; und im Interesse philosophischer Gesichtspunkte sind die früher vorhanden gewesenen religiösen und mythologischen Elemente zurechtgelegt und geordnet (wovon wir uns bald in konkreto überzeugen werden.) Somit stellt sich auf eranischem Gebiete in dem Religionssystem des Avesta ein analoges Stadium dar, wie auf indischem in dem Brahmanismus, freilich unbeschadet großer innerer Verschiedenheit.[1]) Damit stimmen nun 2) die traditionellen Notizen. Erstlich bestätigen uns dieselben das Negative, daß zwischen dem Parsismus und der Vedareligion kein unmittelbarer, direkter Zusammenhang bestand. Nicht bloß bei Berosus, Suidas und Klemens Alexandrinus, sondern auch Vendid. XIX. wird berichtet, daß Zarathustra nicht in Ost-Eran, der

[1]) Da Zarathustra spätestens 700 v. Chr. gelebt haben kann, so fällt seine Reformation der eranischen Religion auch der Zeit nach mit der Periode der brahmanischen Deformation (1000—600 v. Chr.) noch zusammen. Den inneren Unterschied, den wir mit den Worten Re- und Deformation andeuten, werden wir alsbald begründen. (Vergl. § 215.)

Nachbarschaft Indiens, sondern in Ragha (jetzt Rai), der alten Hauptstadt Mediens, geboren war, und von dort nach der baktrischen Hauptstadt Balkh an den Hof eines baktrischen Königs Vistaçpa (zu unterscheiden von Hystaspes dem Vater des Perserkönigs Darius!) wanderte, wo er für seine Lehre geneigtes Ohr fand. Hier schließt sich nun Firdôsi an, und gibt positive Aufschlüsse. Firdôsi hat im 11. Jahrh. nach Christo die alten Sagen der Perser in seinem Shah-nâme (Königsbuch) gesammelt, aber in so später Zeit dies geschah, so stimmen doch mit seinen Angaben alle im Avesta enthaltenen gelegentlichen Notizen und Anspielungen so genau überein, und erhalten wiederum durch die bei Firdôsi aufbehaltenen Sagen so viel Licht und Klarheit, daß über das hohe Alter und die treue Ueberlieferung dieser letzteren gegenwärtig unter den Gelehrten kein Zweifel herrscht. Die Sage bei Firdôsi hebt nun an mit der Erschaffung der Welt, (welche als das Resultat eines Kampfes zwischen Auramazda und Angromainjus erscheint) und geht dann über zu der Reihe der ältesten, mythischen Könige: Haoshjanga, Takhmourupa, Jima, die einem paradiesischen Zeitalter angehören. Auf Jima folgt ein böser König, ein Werkzeug des Angromainjus: Azis Dahâka, der in Babylon regiert und von „arabischer" (also semitischer) Abkunft ist. Ihn stürzt ein Nachkomme Jima's: Thraetona, Sohn des A'thwyn. Ein Enkel Thraetona's ist Manucithra („Same des Manu"). Thraetona theilte sein Reich unter seine drei Söhne: Iradsh, Çalm und Tur. Thraetona, dessen Sprößling „Manu-Same" heißt, ist hienach mit dem Manu der Inder identisch, ebenso sichtlich aber seiner drei Söhne halber mit dem Noah der Bibel (näheres darüber s. in §. 323); charakteristisch ist hiebei, daß während in der reinerhaltenen Urtradition der Genesis sich die klare Anschauung, daß alle Völker der Menschen von den drei Söhnen Noahs stammen (1. Mos. 10) erhalten hat, die parsische Tradition diesen Zug unter partikularistisch-engem Gesichtspunkt umdeutet, indem sie, um die ganze übrige Völkerwelt unbekümmert, (s. Anm. 1) nur die Arier (Eranier), Çairimier (Çalm's, Sarmaten) und Turanier auf jene drei Söhne: Iradsh, Çalm und Tur, zurückführt (Jascht 13, 143.) — Bis auf Thraetona herab lauft also die persische Sage der biblischen Urgeschichte von Adam bis auf Noah parallel. Von diesem Punkte an aber beschäftigt sie sich ausschließlich mit den nationalen

Kämpfen zwischen Eran und Turan. Das Reich und Volk der Turanier ist ohne weiteres Repräsentant des Angromainjus, des bösen Gottes. Der König von Turan, Afrâsiâb (im Avesta: Frangraçé, Jascht 19, 55 ff.) kämpft gegen Manucithra, den Enkel Thraetona's und Sohn Iradsh's, und Manucithra rächt an Afrasiab den Tod des Iradsh. Aber Afrasiab bemächtigt sich endlich der Herrschaft, und Eran ist wieder eine Zeit lang unter Turan geknechtet, bis daß in Kaikabod (im Avesta: Kavi Kavâta, Jascht 19, 71 ff.) ein Befreier aufsteht, der nun mit Turan einen Friedensvertrag abschließt. Aber Blutrache führt zu neuen Kämpfen, wobei Afrasiab von dem eranischen König Kavi Huçrava (Jascht 19, 74.) getötet wird. Da aber letzterer mütterlicherseits aus Turan stammt, bleibt die Herrschaft nicht bei ihm, sondern gelangt zu Vistaçpa (Jascht. 19, 84), welcher rein eranischen Blutes ist. Unter seiner Regierung kommt Zarathustra an den Hof, findet Aufnahme, verkündet den ihm geoffenbarten Willen des Auramazda, und nun wird das Religionssystem eingeführt, wie es fortan bei den Baktrern und Persern bestand. — Daß jene Kämpfe zwischen Eran und Turan, obwohl sagenhaft ausgemalt, ebensogut einen historischen Kern haben müssen, wie die in den Heldensagen des Mahabhârata und Ramâjana erzählten Kämpfe der Inder, oder wie der trojanische Krieg Homers, wird kein Besonnener leugnen wollen. Damit ist aber der Schlüssel zum Verständnis des zarathustrischen Religionssystems gegeben. Einem solchen, gleichsam künstlichen, philosophischen Religionssystem mußte ein Verfall der naturwüchsigen Volksreligion vorangegangen sein, und die Ursache solchen Verfalles bietet sich nun eben in der mehrmaligen Unterjochung Erans durch turanische Herrscher dar. Hiedurch wurde eine fremde, nicht-arische, die turanische Religion in Eran entweder herrschend, oder sie mischte sich wenigstens mit der eranischen, und letztere wurde verunreinigt und verderbt. Zarathustra, aus dem Westen herkommend, wo die eranische Religion, wenn auch vielleicht nicht ganz von fremden Einflüssen, doch von turanischer Verderbnis frei geblieben, sucht nun jene wiederherzustellen, und hiebei ist begreiflich, daß die zu bekämpfenden und den Baktrern ohnehin verhaßten Turanier von ihm als direkte Knechte und Werkzeuge des Angromainjus dargestellt wurden. Die Frage ist nur, ob es wirklich die alte, ur-eranische Religion gewesen sei, welche Zarathustra aus Medien mitbrachte, oder ob nicht auch dort diese Re-

ligion schon eine Periode des Verfalles und der Umbildung durchgemacht hatte. Daß etwas der Art geschehen sei, darauf führt schon die Sage von dem babylonischen semitischen Eroberer Azis Dahâka, welcher (West-)Eran eine Zeit lang unterjocht habe, und welcher gerade so, wie die turanischen Könige, als Werkzeug des Angromainjus dargestellt wird. Aber auch abgesehen von dieser Sage ist es an sich ganz natürlich, daß in West-Eran, in Medien, wo die Eranier in engste Berührung mit den semitischen Syrern des Eufratgebietes (den Nabathäern und Casdim) kamen, auch geistig-religiöse Einflüsse herüber und hinüber stattfanden (wie denn Spiegel in der That semitische Einflüsse auf die zarathustrische Religion nachgewiesen hat.) Wo aber zwei so grundverschiedene Religionen, wie die sabäisch-fatalistische der Nabathäer und die panentheistische der Eranier, sich berührten, da mußte nothwendig die philosophische Reflexion geweckt werden, es mußte der Versuch gemacht werden, die prinzipiell verschiedenen Anschauungen auf spekulativer Grundlage zu vereinigen oder auseinanderzusetzen. Ganz diese Erscheinung bietet das zarathustrische oder sogenannte „parsische" System dar, zu dessen näherer Betrachtung wir nun übergehen.

Anm. 1. Den Manu der Inder und Eranier finden wir auch bei einem dritten indogerm. Volke wieder. Bei den Germanen ist Mannus, der Sohn Thuisko's des Sohnes Wuotans, der Stammvater aller Menschen. Aber auch bei den Germanen schob sich an die Stelle der Gesammtheit aller Völker die Gesammtheit aller ihnen bekannten (nämlich in irgend einem vorgeschichtlichem Zeitpunkt ihnen bekannten) Völker, nämlich der german. drei Hauptstämme der Ingävonen, Iskävonen und Hermionen, und sie nennen die drei Söhne des Mannus: Ingo, Isko, Hermino, als die Stammväter dieser drei Stämme. (Grimm deutsche Mythol. S. 318 ff.)

Anm. 2. „Avesta" ist entstanden aus apestâk, was etwa dem Begriff „Text" entspricht, nämlich den Text (auch den noch ungeschriebenen) der heiligen Bücher bezeichnet. „Zend" heißt Kommentar und bezeichnet die Huzvaresch-Uebersetzung (huzaothra oder huzvaresch heißt „bonum sacrificium habens"; im Sskr. würde suhôtrâ entsprechen.) Letztere Uebersetzung entstand unter den Sasaniden. — Der spätere Entwicklungsgang der parsischen Religion und Literatur — nothwendig zum Verständnis der folgenden §§ — ist nämlich in Kürze folgender. Artaxerxes Ochi führte Bilder als Darstellung der Götter in den Kultus ein. Nach der Unterjochung durch Alexander d. Gr. änderte sich die Sprache, und die parsische Religion verlor mit der Herrschaft den Glanz. Alsobald, so wie nachher unter der Herrschaft der (skythischen) Parther, 200 v. Chr. bis 116

n. Chr., drangen hellenische Einflüsse und im 2. Jahrh. n. Chr. auch das Christenthum in Persien ist. Erst die Sasaniden (226—651 n. Chr.) stellten den nationalen Parsismus wieder her, und verfolgten das Christenthum, während sie gegen Judenthum und Nestorianismus sich tolerant verhielten. Die Sprache hatte durch Aufnahme von (meist semitischen) Fremdwörtern und durch Abwerfung der alten Flexionsendungen diejenige Form angenommen, welche als Huzvaresch sprache bezeichnet zu werden pflegt; diese erscheint auf den sasanidischen Münzen, in der unter sasanidischer Herrschaft gemachten Huzvareschübersetzung des Avesta, und in anderen Literaturprodukten jener Zeit, worunter das Minokhired (Gespräch eines Parsen mit der himmlischen Weisheit) das bedeutendste ist. Aber auch nach der Unterjochung des Sasanidenreiches durch die Araber (651) erhielt sich mit der parsischen Religion bis in's 9. Jahrh. die Huzvareschsprache, mindestens als Gelehrtensprache. Aus dieser späteren Zeit stammt das Bundehesch (kosmogonische Untersuchungen), der Bahman-jescht (Gebete) und das Arda-virâf-nâme (Nachbildung des ἀναβατικὸν Ἡσαΐου.) Die Volkssprache hatte sich mittlerweile durch Lautverschiebung (Verweichung der Tenues in Mediä) seit Jesdegirt's I. Zeit in den Parsi-Dialekt umgewandelt. Um 900 nahm der größte Theil des persischen Volkes den Islam an; nur in der Gegend von Jezd erhielt sich wie in einer Oase der Parsismus bis heute; Schaaren parsischer Perser flohen nach Guzerate in Indien. In Persien ging nach der Annahme des Islam der Parsidialekt im 11. Jahrhundert in das Neupersische über (Firdôsi.) Die Perser wurden seit dem 9. Jahrh. die Lehrer der Araber des Chalifenreiches in Künsten und Wissenschaften. — Unter den nach Indien ausgewanderten Parsen übersetzten im 15. Jahrh. zwei Mobed's (Priester), Neriosengh und Ormuzdiar, das Jaçna (aus der Huzvareschübers.) und das Minokhired ins Sanskrt; ebenso entstanden Uebersetzungen des Avesta in's Guzerati, und selbständige neue Literaturprodukte, z. B. das (durch eine lat. Uebersetzung Hyde's bekannte Sad-der („die 100 Pforten"). — Von den guzeratischen Parsen kommen sämmtliche Handschriften des Avesta und der übrigen Parsenliteratur, welche Europa besitzt. — Zuerst suchte Hyde in Oxford (1700) aus sekundären und tertiären Quellen das parsische Religionssystem zusammenzustellen; durch ihn und Frazer kamen Avestahandschriften, die aber noch niemand lesen konnte, nach England. Der Franzose Anquetil du Perron ging 1754 als gemeiner Soldat nach Indien, um die Schriften der Parsen studiren zu können, brachte weitere Handschriften mit, und gab 1771 das „Zendavesta" (wie er es nannte) heraus in einer Uebersetzung, die er lediglich aus mündlichen vereinzelten Worterklärungen der Parsen zusammenstoppelte, ohne Kenntnis der Sprache und ihrer Gesetze. Erst E. Burnouf (1833—35) in Paris, Kenner des Sanskrt, hat den Schlüssel zu wissenschaftlicher Entzifferung der altbaktrischen Sprache und des Avesta gefunden, und Spiegel durch Kollation sämmtlicher vorhandener Handschriften und eigene Weiterforschung das Größte geleistet, während dagegen Haug's Versuch, das Avesta aus aprioristischen sprach-

vergleichenden Spekulationen ohne Berücksichtigung der parsischen Tradition verstehen und erklären zu wollen, nur als ein Rückschritt bezeichnet werden kann.

§. 211. Ahura-mazda und seine Amesha-çpenta's.

Lernen wir nun das Religionssystem der persischen Keilinschriften und des Avesta kennen. In der ersteren ruft Darjawus (Darius Hystaspis) lediglich den Auramazda als Gott mit Namen an, daneben nur „die übrigen Götter, welche sonst noch existiren." In der Keilschrift H. ist insbesondere noch von vithibish bagibish, gleichsam Clann-Göttern, die Rede; vithija baga ist der Gott (Schutzgott) einer einzelnen vith, d. i. eines einzelnen Stammes. Auch Plutarch erzählt (de fortit. Alex. 1, 2), die Perser hätten *θεοὺς βασιλέους* und *θεοὺς πατρώους* verehrt. In Keilschriften Artaxerxes des II. und III. werden außer Auramazda auch noch Anâhita und Mitra mit Namen genannt. Ferner werden in den Keilschriften hin und wieder haina's, „Heere, Banden," als feindselige Wesen erwähnt. — Dies alles wird nun bestätigt und aufgehellt durch das Avesta. Der höchste Gott ist Ahura-mazda „der Herr, der große Wissenbesitzende" (maç groß, dâo Wissen), auch çpenta-mainju „der vermehrende Geist" oder „der heilige Geist" (denn çpenta hat beide Bedeutungen) genannt. Es wird als ein gestaltetes Wesen gedacht, „mit dem besten Körper versehen" (Jaçn. 1, 1—2 u. a.) und eine Seele (fravashi) habend. Er hat im Anfang der 12000jährigen Weltzeit die „himmlische" (mainjava) oder „geistige" Welt geschaffen, und später auch die „irdische" Welt. (Jaçn. 37, 1 ff. und in den Keilschr. wird er als „Schöpfer des Alls" oder als „Schöpfer des Lichtes, der Erde und alles Guten" bezeichnet.) Er wohnt in dem garo-nemâna, dem obersten Himmel. Die vollkommensten seiner „Geschöpfe" sind die Amesha-çpenta's (die „unsterblichen Heiligen", Jaçn. 39, 8 u. v. a.), auch bezeichnet als „die wohlweisen, die guten Könige", sechs an Zahl und mit Ahura-mazda die Siebenzahl bildend, daher dann auch er als ein Amesha-çpenta bezeichnet wird, obwohl es von den anderen sechsen heißt, daß sie durch eine große Kluft von ihm, ihrem Schöpfer, geschieden sind. — Diese sechs Amesha-çpenta's sind folgende: 1) Vohu-mano (später Bahman) „der gute Geist, die gute Gesinnung", bei Plutarch *θεὸς εὐνοίας*, zugleich als Abstraktum und als persönli-

ches Wesen gedacht, der Wächter und Schutzherr der frommen Menschen, unter denen er den Frieden erhält. 2) Asha-vâhista (Ardibihist) „die beste Reinheit", bei Plut. *θεὸς ἀληθείας*, der Wächter über das Feuer und somit über das Leben, der Spender von Unsterblichkeit und Fröhlichkeit, der Abwehrer von Krankheiten. 3) Khshatra-vairja (Shahrévar) „der für das Reich wünschenswerthe" *θεὸς εὐνομίας*, der Wächter der Metalle (des Geldes) und Versorger der Armen. 4) Çpenta-armaiti, „heilige Weisheit", *θεὸς σοφίας*, im Avesta Femininum und weibliches Wesen, „Tochter des Ahuramazda (Jaçn. 46, 2), Weisheitsspenderin und Hüterin der Erde. 5) Haurvatât, „Allheit, Fülle", *θεὸς πλούτου*, Wächter und Behüter der Gewässer. 6) Ameretât, „Unsterblichkeit", *θεὸς ἐπὶ καλοῖς ἡδέων*, Hüter des Pflanzenreiches, Spender der Nahrungsmittel und Futterkräuter. — Schon hier zeigt sich, daß wir es mit keinem naturwüchsigen sondern mit einem künstlich konstruirten Religionssystem zu thun haben; zwar entspricht das Wesen der Ameshaçpenta's im allgemeinen dem der indischen Aditjas; beide sind die „Wächter" oder Regierer der Welt; aber während die Aditjas ursprünglich konkrete, in konkreten Naturerscheinungen waltende Gotteskräfte sind, erscheinen uns die Ameshas als Hypostasirungen abstrakter Begriffe: Güte, Reinheit, Nützlichkeit, Weisheit, Fülle, Unsterblichkeit. Bei dreien derselben, 2, 4 und 5, findet eine Beziehung auf Feuer, Erde, Wasser zwar noch statt, aber das Feuer kommt dabei nicht als natürliches Element, sondern als der Lebenspender in Betracht, die Erde kaum als Element; wenigstens sind von ihr die Metalle, und zwar in ihrer sozialen Bedeutung als Geld, Verkehrsmittel, Reichthümer, schon ausgeschieden. Ebenso ist bei 6 das Pflanzenreich nicht als solches, sondern nach seiner Nützlichkeit als Speise und Futter in Betracht gezogen. Daraus, daß Jaçn. 38, 2 „Frauen des Ahuramazda", freilich ohne namentliche Nennung und nähere Bezeichnung, erwähnt werden, darf man vielleicht mit Spiegel den Schluß ziehen, daß diesem avestischen Religionssystem eine mythologische Volksreligion vorangegangen war, wo Ahuramazda Frauen, Söhne und Töchter hatte, und daß nun Zarathustra diese mythologischen Personen zu abstrakt philosophisch angeschauten Wesen erhob, sie zugleich aber zu Geschöpfen Gottes herabsetzte.

§. 212. Die Jazatas.

Außer den Ameshaçpentas existirt nun aber noch eine Menge von Genien, Jazatas, („der Opferdarbringung würdige"), welche mit Ahuramazda und den Amesha's zusammen unter den allgemeinen Begriff der Götter, baga's (wörtlich: der „segnenden") fallen. Den Jazatas sind die einzelnen Monatstage geweiht. Es sind 1) Â tars, der Feuergenius, „Sohn des Ahuramazda", der in jeder Flamme und in jedem Blitze, zugleich aber auch wieder als persönliche Gottheit existirt. Als Blitz schlägt er die bösen Geister. Einzelne heilige Feuer (in denen immer wieder der eine und selbe Atars gegenwärtig ist) hatten ihre Sitze auf einzelnen heiligen Bergen (nicht etwa Vulkanen), wo heilige Feuer unterhalten wurden. 2) Âpo, das Wasser und der Wassergott. 3) Ardvi çûra anâhita (Vend. 7, 37; Visp. 1, 18; 2, 20; Khoda-Av. Jascht 5) „die aufwallende starke reine" Gottheit, die auch von den Syrern in Damaskus, Sardes und Armenien unter dem Namen Anahita verehrt wurde. Sie war Göttin des Wassers und zugleich der animalischen Befruchtung. 4) Apaûm nâpât, „Feuchtigkeit der Gewässer" oder „Nabel der Gewässer", hat seinen Sitz in einem besonderen See, von welchem alle Wasser der Erde ausgehen und herquellen. 5) Hvare, „Sonne" und Sonnengöttin; sie ist „mit schnellen Rossen begabt". 6) Mâo, der „Mond"; er gibt den Bäumen Wachsthum (Jascht 7). 7) Tistrja, der Stern Sirius, ist Aufseher über die Sterne, Herbeiführer der Wolken und Bekämpfer des Daeva (Dämons) der Trockenheit und des Miswachses. 8) Gêus-ûrva, „Stierseele". Als Auramazda die sichtbare Welt zu schaffen begann, schuf er zuerst einen Stier; diesen tötete Angromainjus; aus seinem Leibe gingen die Getraidearten hervor, während seine Seele gen Himmel stieg (Jaçn. 29). 9) Mithra hat tausend Ohren und zehntausend Augen, besitzt weite Triften, ist Gott des Lichtes, speziell der Vormittagszeit, ist schlaflos, alles sehend, Herrscher der ganzen Welt, Krieger und Sieger, mit leuchtenden Rossen auf einem Wagen fahrend (vgl. § 193); vor ihm her fährt Verethragna, der Siegesgott. Seine Wagenlenkerin heißt Ashis-vanghuhi (vergl. Uschas § 196); seine Wege aber bereitet ihm Parendi „das gute Gesetz". Mithra selbst ist zugleich ein rächender Gott; Ahuramazda hat ihn zu seinem obersten Priester bestellt, und er ist so ver-

ehrungswürdig wie Ahuramazda selbst" (Jascht 10, 1.) 10) Craosha, „das Hören". Er ist Schützer der Welt von Mitternacht bis Morgen, ist schlaflos, weckt den Hahn, der durch sein Krähen die bösen Geister vertreibt. Auch er fährt mit Rossen. (Er ist also offenbar der lauschende Gott und Wächter der Nacht.) 11) Rashaurazista, der Feind der Diebe. 12) Die Fravashi's (später: Ferver's); dies Wort bezeichnet theils allgemein Seelen der Götter und Menschen, theils besondere Genien der Sterne, welche Ahuramazda als Hüter gegen die Daeva's aufgestellt hat. 13) Verethragna (später Behram), der Siegesgott (siehe bei 9), bald als Stier, bald als Ross, als Vogel, als Wind gestaltet. 14) Râman, Genius der Luft, behend und stark, auf goldenem Wagen. 15) Vâta, Genius des Windes. 16) Daena, Genius des Gesetzes. 17) Ashis-vanghuhi, (siehe bei 9), Tochter Ahuramazda's und Göttin des Segens und Glückes, speziell auch der sexuellen Fruchtbarkeit. 18) Arstât, „Richtigkeit, Geradheit", weiblicher Genius. 19) Açman, Genius des Himmelsgewölbes. 20) Zemjad, Genius der Erde. 21) Manthra-çpenta, „heilige Schrift" und Genius derselben, wird als „Seele des Ahuramazda" bezeichnet (Vend. 19, 48.) 22) Amaghra-raoçaa „unendliches Licht." — Zu diesen Jazatas kommen nun noch Qadhâtas, anderweitige Gottheiten, z. B. Twâsha das Firmament, Miçvana das Haus, insbesondere Haoma. Dieser ist lautlich und sachlich identisch mit dem indischen Soma (s. § 193 und 195); gleich diesem ist er zugleich eine Pflanzenart und eine Gottheit (der in eine Gottheit personifizirte Baum des Lebens, vgl. § 207). Aber auch als Pflanze ist er gedoppelt vorhanden: a) der „weiße Haoma" wächst im Himmel, und verleiht Unsterblichkeit (vgl. 1 Mos. 2, 9; 3, 22). b) Der gelbe Haoma, ein irdisches Abbild des weißen, wächst auf Erden, und sein Saft spielt bei den Opfern, Gebeten und liturgischen Handlungen (s. § 216) eine große Rolle. Die Somapflanze der Inder war die Asclepias acida; welche Pflanze das gelbe Haoma der Perser gewesen, ist nicht zu ermitteln. Der Gott Haoma bekam von den Opferthieren die Zunge und das linke Auge zugeeignet. (Durch ein Vergehen des Auges und der Zunge werden 1 Mos. 3, 6 die ersten Menschen des Lebensbaumes verlustig. Vgl. § 216 und 224, D.) — Beachten wir nun, daß diese unteren Götter: Jazatas und Qadhâtas, im Vendidad und in den

Gâthâs beinahe ganz unerwähnt bleiben, dagegen im Khoda-Avesta, diesen Formularen der Privat-Andacht und der Verehrung jener πατρῷοι θεοί eine große Rolle spielen, so ist klar, daß wir es hier (von der Anahita abgesehen) mit alteranischen, vorzarathustrischen Göttern zu thun haben, deren Kultus im Volke festgewurzelt war, und welche Zarathustra, der ja eben das Alteranische wiederherstellen wollte, keineswegs zu beseitigen im Sinne hatte, denen er aber im Interesse seines philosophischen Monotheismus eine untergordnete Stelle anwies. Und wenn dies noch eines Beweises bedürfte, so läge der vollgültigste Beweis ja einfach darin, daß wir hier Götternamen und Göttergestalten, die der ältesten indischen und der eranischen Religion gemeinsam sind, finden, wie Mitra=Mithra, Uschas=Aschis, Soma=Haoma, und daneben, wenn auch unter verschiedenen Namen wenigstens gleiche Göttergestalten, wie Agni=Atars, Hvare=Savitr, Açman=Indra. (Daß der Wassergott Apo nicht mit Varuna gleichnamig ist, erklärt sich sehr einfach daraus, daß Varuna ursprünglich auch bei den Indern nicht Gott des Wassers war, s. § 193, sondern erst in der Indraperiode dazu wurde.) — Uebrigens fällt uns auf, daß die Eranier mit manchen ihrer alten Götter (Jazatas) eine Verdoppelung vorgenommen haben, vgl. 2 mit 4, 10 mit 11, 14 mit 15, 16 mit 21, 9 mit 22.

§ 213. Angromainjus mit seinen Daeva's.

Ist schon bisher der philosophisch-systematische Charakter der zarathustrischen oder ahuramazdanischen Religion deutlich genug hervorgetreten, so tritt er noch viel klarer hervor, wenn wir nun der Betrachtung der bösen Götter uns zuwenden. Der guten Götter- und Geisterwelt Ahuramazda's steht nämlich eine böse Götter- und Geisterwelt gegenüber, die von Angromainjus geschaffen ist. Angromainjus, d. h. der „schlagende (zerstörende, tötende) Geist“ (im Gegensatze zu Ahuramazda, dem çpenta-mainjus, d. i. dem semper augustus oder σεβαστός, dem „mehrenden“ oder „heiligen Geiste“), ist ein ebenso selbständiger, aus sich seiender Gott, wie dieser letztere; er wird wenigstens nirgends als ein Geschöpf des Ahuramazda bezeichnet, das von diesem abgefallen wäre, sondern als ein an sich und von Haus aus böses Wesen betrachtet. „Diese beiden himmlischen Wesen, die Zwillinge, ließen zuerst aus sich selbst vernehmen

das Gute und das Schlechte" (Jaçn. 30, 3.) Aber wenn ihm auch Aseität zukommt, so wird ihm doch keine Absolutheit zugeschrieben; er ist machtlos dem Ahuramazda gegenüber, ja selbst dessen Propheten Zarathustra gegenüber (Khod.Av. Jascht 3 u. 15 u. 17) und sogar die übrigen Menschen können durch Opfer, die sie den guten Göttern bringen, die Macht des Angromainjus binden und beschränken. Insbesondere ermangelt er der Voraussicht und darum der Weisheit. Er sieht die Erfolge seiner eigenen Handlungen nie voraus, und greift daher in der Regel in seinen Mitteln fehl. Gleichwohl ist es ihm gelungen, die Schöpfung Ahuramazda's zu verunreinigen, indem er Sünde, Tod und Uebel aller Art in dieselbe brachte. Seine Wohnung ist die finstere Hölle. Auch er hat körperliche Gestalt, und zwar die einer Schlange (Vend. 21, 5—6.) Er hat „Heere" (haena's, i. d. Keilschr. haina's) böser Geister geschaffen, und nun ist sogleich hier der merkwürdige Umstand zu beachten, daß dasjenige Wort, welches bei den sämmtlichen indogermanischen Volksstämmen Bezeichnung des Gottesbegriffes als solchen, oder auch speziell des obersten Gottes ist (dêva; *Δεῦς*, *Ζεύς*; deus, Diespiter; ahd. Zio; lithauisch Dievas; keltisch Dia) in der parsischen Religion zur Bezeichnung der bösen Götter dient, also etwa dem modernen Sinn unsres germanisirten Wortes „Dämon" entspricht — nämlich das Wort daeva. Diese daeva's sind nun theils mainjava daeva, unsichtbare, geistige, die den Ameshaçpentas feindlich gegenüberstehen, theils varenja daeva, irdische, die Menschen quälende. Jedem der Ameshaçpentas steht ein besonderer daeva entgegen, z. B. dem Vohumano der Akomano, dem Ashavâhista der Andra (lautlich verwandt oder vielmehr identisch mit dem indischen Indra, der — oder dessen Name — also hier in den eines bösen Dämons umgewandelt ist, wie das Wort daeva selbst, und anolog, wie aus der germanischen Göttin Hulda die unheimliche „Frau Holle" geworden ist) — der Çpentaarmaiti die Nâonghaiti u. s. w. Hier tritt der künstlich systematisirende Charakter der zarathustrischen Religion nun ganz klar hervor. — Auch den Jazatas stehen einzelne bestimmte Daevas entgegen. Unter ihnen Aeshma, der Dämon des Zornes, Açtô-vîdhotus, der Dämon des Todes, Bûshjançta, der (weibliche) Dämon des Schlafes, Gegnerin Mithra's, Apaosha „Vertrockner", Gegner des Tistrja, u. s. f. — Untergeordnetere, etwa den Qadâthas

entgegengesetzte Dämonen sind die Druja's und die Pairika's (später: Peri's.) Zu den ersteren gehören Jahi, der Dämon der Unzucht, Naçus, der der Verwesnng, u. a.; die Pairika's sind Dämonen der Verführung, des Götzendienstes, der Theuerung.

§ 214. Theogonie und Kosmogonie.

Ueber die Geschichte der beiden Götterreiche, also die Theogonie und Kosmogonie, liefert das Avesta nur vereinzelte Andeutungen, die jedoch so sehr mit dem Bundehesch (§ 210 Anm. 2) stimmen, daß man die in letzterem enthaltene Theogonie und Kosmogonie für im wesentlichen alt halten darf. Nach dem Bundehesch lebten Ahuramazda und Angromainjus durch einen Luftraum von einander geschieden, der eine im Lichte, der andere in der Finsternis, beide ursprünglich gleichmächtig, aber der letztere ohne Voraussicht der Zukunft. Jeder von beiden schuf (nicht: erzeugte) seine Götterwelt. Sobald Angromainjus die Existenz des Ahuramazda erfuhr oder warnahm, fing er an, ihn zu hassen. Ahuramazda, einsehend daß der Kampf, wenn er ihn sogleich beginne, zweifelhaften Ausgangs sei, schlug jenem einen Waffenstillstand von 9000 Jahren vor, und jener in seiner Blindheit nahm denselben an. Diese Zeit benützte Ahuramazda zur Erschaffung der sichtbaren, materiellen Welt. (Man sieht sogleich hier, daß der zarathustrische Dualismus nichts zu schaffen hat mit dem späteren manichäisch-gnostischen Dualismus von Geist und Materie, vielmehr prinzipiell von letzterem verschieden ist. Bei Zarathustra ist nicht die Materie das Böse oder dem Bösen eignend.) Die materielle Welt stellte Ahuramazda dem Angromainjus vielmehr als ein Bollwerk entgegen. Er schuf sie in sechs gahanbar's d. i. „Perioden" (Jaçn. 19, 2 vgl. 30, 4), zuerst den sichtbaren Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere, dann den Menschen. (S. Anm.) Dreitausend Jahre nach dem Friedensschluß brach Angromainjus denselben, indem er seinen Kampf gegen die Schöpfung Ahuramazda's begann. Seine Daeva's zerbrachen die Erde in sieben kareshvares „Erdtheile", die nun durch Meere getrennt sind. Ahuramazda schuf nun auf der Erde den Urstier und den Urmenschen (Jaçn. II. und Visp.) Angromainjus tötete den Urstier (vgl. § 212, 8), aber dessen Same wurde dem Mond anvertraut und daraus gingen die verschiedenen Rinderarten hervor (diese wichtige Rolle, die den Rindern ge-

geben wird, zeigt, daß dieses Sagenelement uralt ist, nämlich aus einer Zeit des einfachsten Hirtenlebens stammend), wie aus seinem Leichnam die Getraidearten. Angromainjus tötete auch den Urmenschen, den Gajo-maratan, den „Erdsterblichen" (Jaçn. 14 u. 24 u. 26 u. 67), und aus dessen Samen ging das erste Menschenpaar Meshia und Meshiâna (etym. ident. mit manuscha, Mensch) hervor. Hier schließt sich nun die schon § 210 aus Ferdôsi berichtete Sage an. Nach ihr stellt sich in der Weltgeschichte ein wechselnder Kampf zwischen den Dienern des Ahuramazda und denen des Angromainjus dar, ein Kampf, der mit der Sendung Zarathustra's in ein neues, entschieden günstiges Stadium tritt; denn durch Zarathustra hat ja Ahuramazda gelehrt, auf welche Weise und durch welche Gebete und Opfer man den Einfluß der Daeva's brechen und sich nach dem Tode den Eingang in den Himmel sichern könne. In letzterer Hinsicht sind besonders wichtig zwei Gebetsformeln: Ashem vohu und: Jathâ ahu vairjo. Die erstere lautet: „Reinheit ist das beste Gut. Heil ihm! Heil ihm! nämlich dem besten der Reinen an Reinheit." Die andere: „Wie es des Herrn Wille ist, so ist er der Gebieter aus der Reinheit. Von Vohumanu wird man Gaben empfangen für die Werke, die man in der Welt für Mazda thut. Und das Reich gibt man dem Ahura, wenn man dem Armen Schutz verleiht."

Anm. Die Aehnlichkeit der Schöpfungsperioden des Avesta mit denen der Genesis ist eklatant:

1 Mos. 1.	Avesta.
1. Licht.	1. Himmel.
2. Scheidung der Wasser.	2. Wasser.
3. Erde und Pflanzen.	3. Erde.
4. Planeten.	4. Pflanzen.
5. Fische, Vögel.	5. Thiere.
6. Säugethiere, Menschen.	6. Mensch.

§ 215. Verhältnis der Religion zur Ethik.

Darin nämlich steht die Avesta-Religion hoch über der hellenischen (und mit der ältesten Vedareligion der Inder in diesem Punkte auf gleichhoher Stufe), daß Religion und Ethik noch (oder in Folge einer Reformation wieder) in engster Beziehung zu einander stehen. Ahuramazda ist ein heiliger Gott; wir dürfen dies Wort ohne Entweihung hier anwenden. Die Ethik des Avesta ist eine sehr

reine. Das oberste Gesetz derselben ist das der Wahrhaftigkeit; jede Lüge ist vor Auhuramazda ein Greuel (Herodot 1, 183); vor Eidschwüren hatten die Perser große Scheu. Ebenso verlangt Ahuramazda geschlechtlich-sittliche Reinheit; Mehrweiberei zwar war (wie im alten Test.) erlaubt, und Ehe unter näheren Verwandten wurde gewünscht (man vergl. auch hiermit Abraham und Sara, Isaak und Rebekka, und 1 Mos. 24, 3—4); dagegen galten Hurerei und Päderastie für „Sünden, die durch gar keine Buße gut zu machen sind" sondern unbedingt in die Hölle führen. Raub, Diebstahl und Mord waren verboten als schwere Sünden, ebenso Zorn und Zwietracht und vor allem Götzendienst. Diese Sünden können gebüßt werden durch Beichte und thätige Reue; zu der letzteren gehörte vor allem das Töten und Vertilgen von Schlangen und giftigem Gewürm und krafçtra's (d. h. Geschöpfen des Angromainjus), aber nicht dies allein, sondern auch das Vollbringen edler Thaten. Denn drei Tage nach dem Tode eines Menschen kommt seine Seele an die Brücke Chinvat, die in den Himmel führt aber so dünn und scharf ist wie eine Messerschneide; dort am Eingang der Brücke werden die Thaten der Verstorbenen gewogen (Vendid. 19, 90 ff.); wer das Böse gebeichtet und durch Gutes aufgewogen und überwogen, den führt ein schöner Genius über die Brücke in den Himmel zu Ahuramazda; diejenigen Seelen aber, welche den Daeva's gedient haben, werden von der Brücke in die Hölle hinabgestürzt. Im Himmel sind drei Paradiese (Stufen der Seligkeit, Vorhöfe des Garo-nemâna, der Wohnung Ahuramazda's). — Diese Entscheidung des Seelenschicksals war indessen noch nicht die schließliche; 3000 Jahre nach Zarathustra's Auftreten wird der große Entscheidungskampf zwischen Ahuramazda und Angromainjus gekämpft. Ihm geht die Auferstehung der Toten[1]) voran (Khoda-Av. Jascht 19, 98 ff.) und dieser wiederum die Erscheinung eines Erlösers: Çaoshjanç (ebendas.), der den Sieg über Angromainjus davonträgt. Çaoshjanç selbst aber ist (Jascht 13, 98 u. 128 u. 142 vergl. 19. 92) kein anderer, als einer der drei wiederauferstandenen Söhne Zarathustra's. (Die beiden anderen heißen Ukhshjat-ereto und Ukhshjat-

[1]) Auch Theopompus (zur Zeit Alex. d. Gr.) kennt die Lehre von der Auferstehung der Todten als eine persische. Sie war in der That die einfache und nothwendige Konsequenz der Lehre, daß der Leib von Ahuramazda geschaffen, der Tod durch Angromainjus in die Welt gekommen ist.

nemo.) Çaoshjanç (wörtl. „der Nützende") heißt auch Açvat-ereto („der Hohe unter den Bekörperten") und führt den Beinamen Verethradsha („der Siegreiche"). Das Heer der Auferstandenen wird das Heer des Angromainjus schlagen (Jascht 18, 95 f.), „und es beugt sich der Uebelthäter Angromainjus, der Herrschaft beraubt."

§ 216. Die liturgischen Handlungen.

Mit der Priesterwürde scheint in allen eranischen Landen Ein eranischer Stamm, der der Magier, erblich betraut gewesen zu sein, (daher denn die gleichmäßige Verbreitung der Avesta-Religion bei den Persern und Medern wie in Ost-Eran.) Die Priester hießen Maubeds „Haus-Herren", oder Destur's „Handreichende, Hilfleistende". Diese Priesterschaft zerfiel ihren Funktionen nach in verschiedene Klassen oder Aemter. Der zaota (etymol: = Sskr. hota, hotri) hatte die Gebete zu sprechen, der hâvanân das Haoma (§ 212) im Mörser (hâvana) zu stoßen, der âtare-vakhsho das heilige Feuer „wachsen zu machen" d. h. zu unterhalten, der âberet oder Frabereta das zum Opfer nöthige herbeizubringen, der âcnata die heiligen Gefäße zu reinigen, der raethviskare verunreinigte Menschen zu reinigen, der çraoshâvareza Beichte zu hören. — Der Kultus umfaßte das Menschenleben von Geburt an. Das neugeborene Kind wurde gebadet (Vendid. 16, 18 f.), was übrigens keine besondre religiöse Bedeutung hatte. In den ersten sieben Jahren ist das Kind von Schuld frei; alle Schuld seiner Sünden fällt auf seine Eltern, die ihm die Sünde angeerbt haben. Vom fünften Jahre an soll es über gut und bös unterrichtet werden; mit 15 Jahren empfängt es den heiligen Gürtel, aiwjâongana (analog wie bei den Indern), den es sein Leben lang tragen muß, und durch den es zu einem Verehrer und Diener Ahuramazda's geweiht wird. Dieser Gürtel besteht aus 72 Wollenfäden, und wird von den Priestern gewoben; schwarze Wolle darf nicht verwendet werden. — Die Ehe, nairithwana, gilt im Avesta als ein mithra „heiliger Vertrag", der nicht gebrochen werden darf (Vendid. 14, 63 ff.); eine Tochter zu verheiraten, ist ein gutes, sündebüßendes Werk. Ehe unter nahen Verwandten, qaetvôdatha, ist besonders verdienstlich. Besondere Heiratszeremonien werden im Avesta nicht erwähnt. (Noch heute darf sich bei den Parsen eine Frau nie von ihrem Manne scheiden, der Mann von der Frau nur auf Grund von Ehebruch, von

Kinderlosigkeit, von Zauberei.) — Der Sterbende soll das Jatha-ahu-vairjo (§ 214) beten. Ist er tot, so stürzt sofort eine Naçu (§ 213) herbei, um sich auf die Leiche zu setzen; dies zu verhüten, führt man einen Hund herbei, der durch seinen Blick den Dämon vertreibt. Der Leichnam muß nackt von zwei Menschen fortgetragen werden (Vendid. 3, 44) auf Steinen oder Ziegeln (8, 25 ff.) auf einen Platz, der Kata oder Çkemba heißt, (ebend. u. 5, 34) wo er den Vögeln ausgesetzt ist. Die Leichenträger müssen sich dann mit dem Harn von ihren nächsten Verwandten und von Kühen waschen, um sich zu reinigen. Einen Leichnam zu verbrennen, gilt als Greuel; das Feuer, weil heilig, darf nicht in Berührung mit einer Leiche gebracht werden. Diese darf aber auch nicht begraben werden, weil die heilige Erde hiedurch verunreinigt würde; aus analogem Grunde darf sie nicht, während es regnet, fortgetragen werden. Auch das Klagen und Weinen beim Leichenbegängnis ist verboten (Vendid. 3, 37). Nach den späteren parsischen Vorschriften wird der Leichnam von der Kata aus später an einen Bestattungsplatz, Dakhma, gebracht, wo er auf Pfählen in der Luft liegen bleibt, um mit der Erde nicht in Berührung zu kommen. Da Gräber (Bestattungsorte) der achämenidischen Könige ausdrücklich erwähnt werden, so muß schon zu ihrer Zeit eine analoge Sitte bestanden haben. Die Leichen sollten nämlich (Vendid. 5, 128; 8, 28) von den Vögeln und Hunden zwar an- aber nicht aufgefressen werden. — Aus einem Hause, worin ein Mensch gestorben ist, muß alles Feuer neun Tage lang entfernt bleiben (Vendid. 5, 123 ff.) — Eine Frau, die ein totes Kind geboren hat, ist durch diesen Leichnam verunreinigt, und muß, um sich zu reinigen, 3 bis 9 Tropfen Kuhharn mit Asche vermischt trinken (Vend. 5, 149 ff.) und sich dann den nackten Körper mit Kuhharn waschen. (Ueber die Menstruation s. Vend. 16, 21 ff.) — Wer durch Berührung einer Leiche unrein geworden, muß (Vend. 9) auf einem eigens eingerichteten Platze nackt seine einzelnen Körpertheile nach einander in bestimmt vorgeschriebener Ordnung von einem Priester mit einem Löffel Kuhharn begießen lassen und dann mit Erde reiben. — Aber auch der Schlaf ist ein Werk des Angromainjus; daher Nächte zu durchwachen verdienstlich (Vend. 18, 14 ff.) Auch Benetzung der Füße mit dem eigenen Harn (analog bei den Indern, Nalas 7. Gesang Sl. 3) sowie Samenerguß im Schlafe ist verunreinigend, und heischt Reinigung durch oftmaliges Sprechen bestimmter Gebetsformeln

(Vend. 18, 91 ff. u. 101 ff.) — Morgens nach dem Aufstehen soll man Holz an's Feuer legen (18, 43.) — Die Befugnis, Opfer zu bringen, eignet ausschließlich den Priestern. Die Opfer haben aber nicht die Bedeutung blutiger Sühne. Geschöpfe des Ahuramazda soll man nicht töten; ihr Tod würde dem Gotte nicht wohlgefällig sein; Geschöpfe des Angromainjus (Schlangen, Gewürm, reißende Thiere) soll man töten, aber sie dürfen, weil unrein, dem Ahuramazda nicht dargebracht werden; keinerlei Thiere beider Klassen eignen sich also zu Opfern. Da aber der Mensch zu seiner Nahrung, d. h. zur Stillung des „von Angromainjus erregten“ Hungers, reine Thiere zu töten genöthigt ist, während er sie doch eigentlich nicht töten sollte, so muß er das an denselben begangene Unrecht dadurch gut machen, daß er die Zunge und das linke Auge des geschlachteten Thieres dem Haoma als Opfergabe durch den Priester darbringt; hiedurch wird das Leben des Thieres erhalten.[1]) — Noch bedeutungsvoller ist das Opfer Mjazda (Jaçn. 3, 2) oder Draona (Jaçn. 11, 20), bestehend aus kleinen Fleischschnitten, die auf Brodkuchen gelegt und von den Opfernden gegessen werden, wozu der, unter bestimmten Zeremonien aus der gelben Haomapflanze gepresste Haomosaft getrunken wird; hiemit weiht der Opfernde sich selbst und seinen Leib dem Lebensgotte (Jaçn. 11, 25), bringt sich also selbst dem Gotte als (lebendiges) Opfer dar. Indem er die, dem Lebensgotte geweihte Speise und Trank genießt, gibt er sich dem Gotte hin, begibt sich hiemit aber auch unter die Macht des Gottes, daß dieser ihm (ewiges) Leben verleihe. — Selbstverständlich wurden diese Opfer von Seiten des Priesters mit Gebetsformularen begleitet; diese sind im Jaçna enthalten. Zu eben dem Zwecke mußten die Priester den Jaçna und den Vispered und nicht minder das Gesetzbuch Vendidad auswendig wissen. — Eine wichtige Rolle bei allen liturgischen Handlungen, Opfern, Gebeten u. s. w. spielte das Bareçma (vgl. § 200), ein Bündel Zweige von Dattelpalmen oder

[1]) Hiedurch bestätigt sich die Bemerkung in § 212. Der Hunger als solcher galt als korrelat mit der Sünde, als durch den Sündenfall hereingekommen. Die Begehrlichkeit des Auges und der Zunge, in deren Folge der Mensch der himmlischen Speise des Lebensbaumes verlustig und zu irdischer Nahrung genöthigt worden, muß dadurch gebüßt werden, daß Zunge und Auge des geschlachteten Thieres dem Gotte des Lebensbaumes und Lebens geopfert wird, damit dieser dem Thiere das demselben zum Behufe der Lebensunterhaltung des Menschen geraubte Leben ersetze.

Granatbäumen oder Tamarisken, ein Symbol der Lebens- und lebenspendenen Kraft, welches von dem Betenden sowie von dem Priester in der Hand gehalten zuweilen auch auf ein besonderes Gestell gelegt wurde, ferner aber das geweihte Wasser: Zaotha.

Anm. Die Zeitrechnung anlangend, ist im Avesta von zehnmonatlicher Dauer der Schwangerschaft die Rede; das setzt Mondsmonate also ein Mondjahr voraus, wie denn in der That die, allen indogerm. Völkern gemeinsamen Worte für Mond und Monat auf eine ursprünglich allgemein übliche Rechnung nach Mondsmonaten schließen lassen. (Daß bei den Indern mânu sekundär die allgemeinere Bedeutung „Licht" erhalten hat, und zur Bezeichnung des Mondes tschandra in Gebrauch kam, thut dieser Folgerung keinen Abbruch.) — Zur Zeit der Sasaniden hatten die Perser ein Sonnenjahr von 365 Tagen, in 12 Sonnenmonate getheilt, wie man aus der Huzvaresch-Uebersetzung sieht.

§ 217. Der Monotheismus Zarathustra's ist nicht semitischen Ursprungs.

Nach dieser quellenmäßigen Darstellung des Religionssystemes und des Kultus der nachzarathustrischen Eranier bleibt nun noch die wichtige Frage zu beantworten: welche Schlüsse wir aus diesem sekundären oder tertiären System auf die ursprüngliche, vorhistorische Religion der eranischen Völkerstämme zu ziehen berechtigt seien? Wir haben uns (§ 210) überzeugt, daß die Avesta-Religion einer viel jüngeren Zeit angehört und ein viel späteres Stadium der Religionsentwicklung darstellt, als die Veda-Religion der Inder in deren erster Periode. Der Avesta-Religion war ein Verfall und eine Verunreinigung der alteranischen Religion durch turanische, vielleicht auch durch heidnisch-semitische Einflüsse vorangegangen, und sie selbst dankt einer national-religiösen Reaktion gegen das Fremde ihre Entstehung. Aber nicht als bloße Repristination des Alten. Zarathustra hat (§ 210—213) eine systematisch-konstruirende Thätigkeit auf spekulativer Grundlage geübt. Da entsteht nun die wichtige Frage: bewegt er sich auch hierin als Reformator? d. h. sind seine philosophischen Grundideen nur Weiterentwicklung von Momenten, die in der alt-eranischen Religion schon gegeben waren? Oder hat er diese Grundideen dem Religionssystem einer fremden Völkerfamilie entlehnt, sodaß er nicht Reformator sondern Umbildner der eranischen Religion genannt werden müßte? Näher: hat er seine monotheistische Grundidee, wonach alle guten Götterwesen durchaus nur Ge-

schöpfe des Einen Gottes Ahuramazda sind und nur als erhabene Geschöpfe verehrt werden dürfen — und hat er ferner jene (sogenannt-) dualistische Grundidee, wonach dem Reiche Gottes ein Reich der Finsternis und der bösen Geister gegenübersteht — hat er diese Ideen den semitischen Assyrern oder Chaldäern entlehnt? — Die gewichtigsten Gründe nöthigen uns, gegen die letztere Annahme uns zu entscheiden. Vor allem läßt sich schon im allgemeinen sagen, daß Zarathustra den Monotheismus nicht da entlehnen konnte, wo keiner zu finden war. Wir werden uns Kap. 5 überzeugen, daß sowohl der Sabäismus als die Bel-Moloch-Religion der heidnischen Semiten mit dem Monotheismus Zarathustra's nicht mehr Aehnlichkeit oder Verwandtschaft hatte, als ein Kellerloch mit der Sonne, ja daß sie den schärfsten kontradiktorischen Gegensatz mit der Ahuramazda-Religion darstellt (eine schlechthin unbewußte, unfreie fatalistische blinde Naturkraft, auf welche unterschiedslos das Gute und Schlimme, das Gute und Böse zurückgeführt wird, und die die von ihr erzeugten Wesen selbst wieder tötet!) Will man die Konjektur machen, Zarathustra sei mit Israeliten des 722 v. Chr. zerstörten Zehnstämmereiches zusammengetroffen (die allerdings nach Assyrien also in das nächste Grenzland Mediens, doch freilich nicht in die Nähe von Rhagä deportirt wurden) und habe den Glauben an einen selbstbewußt freien, heiligen Schöpfer kennen gelernt: so mag man das thun! Von heidnischen Semiten hat Zarathustra seine religionsphilosophischen Ideen nicht überkommen. — Untersuchen wir die Sache aber näher. Ein heidnisch-semitischer Einfluß läßt sich in der parsischen Religion allerdings nachweisen, aber er ist jünger, als das Avesta-Zeitalter,[1]) und steht mit jenen Grundideen geradezu in Widerspruch. In einigen Stellen des Avesta heißt es (Vendid. 19, 33:) Auramazda schuf im zrvana akarana („der unendlichen Zeit“ oder genauer, „in der unendlichen Alten“) und (Vend. 19, 44:) „Preise du, o Zarathustra, das geschaffene Himmelsgewölbe, die unendliche Zeit, die Luft, die in den Höhen wirkt.“ Hier wird „die unendliche Zeit“ durchaus mit den Geschöpfen Ahuramazda's

---

[1]) Behauptungen späterer Nabathäer (Spiegel II, 216), sie hätten einst ganz Eran beherrscht, die Eranier seien 1800 Jahre lang Sternanbeter gewesen und erst dann zu der Magierreligion abgefallen, haben, wie schon Spiegel gezeigt hat, gar keinen historischen Werth.

zusammengestellt und nimmermehr als eine ihm übergeordnete Gottheit betrachtet. Wenn nun Berosus, bekanntlich Belspriester in Babylon um 300 v. Chr. schreibt (ed. Richter S. 59:) Ante turrim ac priusquam generis humani sermo multiplex factus est et varius, post Xisuthri autem in Armeniam navigationem, Zerovanus, Titan et Japethostes principatum terrae tenuere, und wenn er weiter erzählt, Zerovanus, quem hic Zoroastrem magum, Bactrianorum regem fuisse dicit, qui fuit Medorum principium ac deorum pater, habe die beiden unterjochen wollen und es sei zum Kriege zwischen ihnen gekommen rc., so ist dieser verworrene Mythus, wo Zarathustra mit Jafet-Japetos und den Titanen zusammendatirt ist (!) nichts anders, als eine konfuse Kombination griechischer, hebräischer und eranischer Traditionselemente, welche nur auf Rechnung des Berosus kommt, und in der höchstens eine Reminiszenz an einen alten Kampf zwischen der eranischen und andern Religionen mitspielen mochte. Indessen bleibt immerhin beachtenswerth, daß der Name Zerovanus hier als Repräsentant der Magierreligion, also der eranischen, erscheint. Schon hieraus möchte man schließen, daß Zervana kein semitischer, sondern ein von Haus aus eranischer Baga-Name gewesen sei; in der That aber ist Zrvana ein eranisches Wort mit eranischer Etymologie. Sonach enthalten jene zwei Stellen des Vendidad nichts, was von Semiten entlehnt sein müßte. In den jüngern parsischen Schriften steht dem Zrvana akarana zur Seite ein Zrvana daregô qadâtha, d. i. die 9000jährige Periode von der Schöpfung der sichtbaren Welt bis zum Untergange des Angromainjus. In diesen, aus der Sasanidenzeit stammenden Schriften, nämlich im Minokhired und in Glossen der Huzvareschübersetzung, erscheint nun Zrvana akarana als eine Art Schicksalsgottheit, analog dem Bel der Babylonier, aber selbst da nicht als ein Fatum, das über Ahuramazda stünde, sondern als unter ihm stehend, sodaß er frei darein eingreifen kann. Nur eine Sekte unter den späteren Parsen, die Zervaniten, betrachtete den Zervana akarana als oberste ewige Gottheit, aus welcher die beiden Gottheiten: Ahuramazda und Angromainjus, hervorgegangen seien. (Spiegel II, 2, S. 220.) Dies ist nun eine babylonische, also semitische Anschauung, die aber eben, wie gesagt, erst in der Sasanidenzeit Eingang unter den Parsen — und auch da nur bei einem geringen Bruchtheil — gefunden hat, und von der das Avesta nichts weiß, vielmehr das Gegentheil lehrt.

Anm. Ebenso, wie mit dem Zrvana, verhält es sich mit dem Sterndienst. Astronomische Sternbeobachtungen und Berechnungen haben die Eranier gewiß schon sehr frühe angestellt, und daß die Magier unter den Achämeniden sich mit Sternbeobachtung und Sterndeutung abgaben, ist bekannt. Aber ein fatalistischer Einfluß wird im Avesta den Sternen nirgends zugeschrieben. Die Sterne sind als Wächter oder als Schildwachen des Lichtreiches gegen das Reich der Finsternis aufgestellt, daher denn die Sterndeutung nur die Bedeutung haben konnte, daß man aus dem heliakischen Aufgang eines Sternes auf einen neuen Sieg des Lichtreiches und somit auf ein günstiges Ereignis und v. v. schloß. Vendidad 5, 46; 6, 106; 7, 122; 19, 78 wird den Sternen auch eine reinigende Kraft zugeschrieben. Erst in der Sasanidenzeit nahm auch die Astrologie bei den Parsen einen fatalistischen Charakter an. — Das einzige Religionselement, bei dem man an eine Herübernahme aus dem semitischen Heidenthum denken könnte, ist der Name oder vielmehr der Beiname der Ardvi çûra anâhita, dieses Jazata des Wassers und der Befruchtung (§ 212, 3). Dieser Beiname müßte schon in der vorzarathustrischen Zeit bei den Eraniern Eingang gefunden haben, und Zarathustra könnte ihn neben den andern Jazatas ruhig haben stehen lassen, da diese Ardvi doch nichts weiter, als ein Duplikat der Ashis-vanghuhi (§ 212, 17), dieses genuin eranischen Jazata, war, somit nichts spezifisch fremdes, semitisches in sich schloß. Nun fragt sich aber überhaupt erst noch, ob diese „Anahita" von Damaskus und Sardes zu den Eraniern gewandert, oder nicht vielmehr umgekehrt von den Eraniern zu den Syrern gekommen sei. Da anâhita ein eranisches, kein semitisches Wort ist, so ist entschieden die letztere Annahme die richtige. — Die babylon. Anatuv (Weib Anu's) ist jüngeren Ursprungs, und die Namensähnlichkeit mit der eranischen Anâhita ist eine zufällige. (Siehe § 255 Anm.)

§ 218. Der Monotheismus Zarathustra's ist alt-eranisch.

Zu dem negativen Beweis, daß Zarathustra seinen Monotheismus nicht von den heidnischen Semiten geholt hat, kommt nun ein zweiter positiver Beweis für den alt-eranischen Ursprung der Anschauung, welche Zarathustra nur eben in schärferer, systematischerer, gleichsam schulmäßiger Form — als eigentlicher Reformator — wiederhergestellt hat. Daß die eranische Religion in ihrem ersten Ursprung (etwa um 2000 v. Chr.) mit der allerursprünglichsten indischen eins gewesen sein müsse, ergibt sich stringent aus den Götternamen und Gebräuchen, welche beiden Religionen gemeinsam sind. Wie bei den Eraniern, so heißen auch bei den Indern die Götter „die Wächter der Erde" (lôkapâlâs), und der allgemeine Begriff der Amesha-çpenta 's ist von dem ursprünglichen Begriffe der Aditjas nicht verschieden. Gemeinsam sind,

wie wir schon § 212 gesehen haben, Soma = Haoma der Lebensbaum und Lebensgott, Mitra = Mithra, der Gott des Tageslichtes Uschas-Ashis, die Götter der Morgenröthe, und wenn wir von den gemeinsamen aber verschieden benannnten Göttergestalten Agni = Atars, Savitr = Hvare, Indra = Açman auch ganz absehen wollen, so bleibt doch die Identität des (in späteren parsischen Quellen erwähnten, aber offenbar der alteranischen Sage angehörenden) Gandarĕwa mit dem indischen Gandarva (Liebesgott), des Kĕrĕçani mit Krçanu; sodann die etymologische Identität des Namens der Drukh (eines eranischen Daeva) mit der Sanskrtwurzel druh „töten". Auch menschliche Sagengestalten sind identisch, so vor allem Manu (§ 210), ferner der eranische Schlangentöter Thraetona mit dem indischen Schlangentöter Tr^ta, so Kereçaçpa mit dem indischen Kr^çaçva (Ramâj. I, 31, 10). Dazu kommt die Identität religiöser Gebräuche; der Inder hält beim Beten das Kuscha-Gras, der Eranier das bareçma in den Händen, und das indische entsprechende Wort brahma hat schon in ältester Zeit geradezu die Bedeutung „Gebet" bekommen (§ 200 Anm.). Der Wortstamm für Priestere, zaota, hôta (hôtri), ist der eine und selbige; der Ritus der Umgürtung mit dem heiligen Gürtel ist der nämliche. Die Benetzung der Füße mit dem eignen Harn setzt den Inder wie den Eranier dem Einflusse böser Geister aus. Daß die Religionen beider Völkerstämme aus Einer Wurzel entsprungen sind, steht also fest. Nun war aber noch nach der Trennung beider, nämlich noch in der ersten Vedaperiode bei den Indern das Bewußtsein lebendig, daß in den Aditjas nicht eine Mehrheit gesonderter Götter im polytheistisch-mythologischen Sinne sich darstelle, sondern nur die Fülle der Schöpferkräfte des Einen und zwar heiligen Gottes, und daß in jedem dieser Aditjas immer wieder der eine Gott verehrt werde. Je höher wir in der Vergangenheit emporsteigen, desto lebendiger finden wir dies Bewußtsein bei den Indern; in der zweiten, der Indra-Periode schwindet es und macht einer polytheistischen Anschauung Platz. Wir werden also erwarten dürfen, daß im gemeinsamen Wurzelstamme beider Religionen jenes Bewußtsein am energischsten gewaltet habe. Ein primitiver Monotheismus (oder Elohismus, wie wir ihn, da zwischen den elôhim und den âditjas kein wesentlicher Unterschied ist, auch nennen dürfen) bildete jene gemeinsame Wurzel. Und unter den speziellen Kräften des Einen, selbstbewußten, heiligen Gottes, den die noch vereinten

Erano=Inder verehrten, war Mitra, die Gotteskraft des Lichtes Soma = Haoma, die des Lebens, waren die im Feuer, im Wasser, in der Morgenröthe, im Firmament und Sternenhimmel sich manifestirenden Schöpferkräfte des Einen Gottes. Der Entwicklungsgang der eranischen Religion nach der Trennung beider Völker wird dann im allgemeinen eine gewisse Analogie mit dem der indischen insoweit gehabt haben, daß wohl auch bei den Eraniern eine polytheistisch=mythologische Auffassung der einzelnen Gotteskräfte Platz griff. Aber es geschah dies in andrer Weise als bei den Indern. Wir fanden (mit Spiegel) im Avesta gelegentliche Spuren, wo dem Ahuramazda Frauen, Söhne und Töchter zugeschrieben werden (§ 211—212); es sind das Spuren einer vorzarathustrischen mythologischen Auffassung des Ahuramazda, aber eben hiemit ein Beweis dafür: daß Ahuramazda als solcher schon **vor** Zarathustra von den Eraniern als höchster der Götter und Götttervater verehrt wurde, und nicht etwa erst ein Produkt der zarathustrischen Philosophie ist (so, wie Brahma ein Produkt der brahmanischen). In ihrer polytheistisch=mythologischen Entartung besaß die eranische Religion schon den obersten Gott, die monarchische Spitze, die dem indischen Polytheismus der zweiten Vedaperiode fehlte. In der vor=polytheistischen Periode der eranischen Religion muß „Ahura=mazda" schon als Name des Einen Gottes, welcher alle Gotteskräfte in sich befaßt, vorhanden gewesen sein. Und erwägt man nun weiter, daß es (§ 210) die turanischen Unterdrücker waren, welche einen (wahrscheinlich schamanischen) Polytheismus begünstigten oder vollends erzwangen, so ist es keine allzukühne Vermuthung, daß, mindestens bei einer Elite der edelsten unter den Eraniern mit dem nationalen Widerstande auch die monotheistische Reaktion gegen jene mythologische Auffassung Ahuramazdas als eines Göttervaters und das Bewußtsein von ihm als dem einigen und einzigen Gotte nie ganz erloschen sei. Dies Bewußtsein war es, welches Zarathustra als genuin=alteranisches bei einem Reste der besten seines Volkes vorfand, und welches er reformatorisch wieder zum Gemeinbesitz der eranischen Völker machte. Die bewußte, reflektirende, systematische Schärfe, womit er dieses that und namentlich den Begriff des Schöpfers dem des Erzeugers entgegenstellte, erklärt sich hieraus völlig. Die Annahme (§ 217) daß Zarathustra Israeliten des Zehnstämmereiches und durch sie etwa das alte Testament kennen

gelernt habe, und hiedurch zu seinem Schöpferbegriff oder wenigstens in der Schärfe der Fassung dieses Begriffes gefördert worden sei, erweist sich mindestens als völlig überflüssig. Sie erweist sich aber auch als unmöglich, nicht so sehr darum, weil Rhagä der assyrischen Grenze fern lag — denn warum sollte nicht ein Mann wie Zarathustra einmal nach Babylon eine Reise habe machen können? — sondern darum, weil seine Lehre von den bösen Göttern in jenem Falle nothwendig eine ganz andere Gestalt hätte annehmen müssen. Dies haben wir nunmehr zu untersuchen.

§ 219. Der Dualismus Zarathustras ist nicht semitischen Ursprungs.

Bei dem entschiedenen Triebe, den Polytheismus zu bekämpfen, bei dem scharf monotheistischen Streben, welches ihn die Ameshaçpentas und Jazatas zu Geschöpfen Ahuramazda's herabsetzen und allen Götzendienst für Greuel erklären läßt, würde er sicherlich die israelitische Lehre (vgl. Hiob 1, Sach. 3, 1 f.), daß auch der Verführer des Menschengeschlechtes, die Schlange, ein Geschöpf, Gottes, nämlich ein abgefallenes, gewesen, mit Freuden ergriffen haben. Davon zeigt sich keine Spur; ihm ist Angromainjus ein selbständig Gotte gegenüber existirendes Wesen, über dessen Ursprung er gar nichts weiß und auch keinen Erklärungsversuch wagt. Er fand die Lehre vom Angromainjus und seinen Daeva's bei den Eraniern so vor, und fügte sie nur in systematischer Form seinem System ein. Wenn wir uns erinnern, daß in der reinerhaltenen Urtradition, die wir im Buche der Genesis finden, über die Frage, woher die verführende Schlange kommt, kein Aufschluß gegeben ist, daß also die ursprüngliche Menschheit hierüber einfach nichts wußte, so wird begreiflich, daß ein Volk, wenn das Sünden- und Schuldbewußtsein in ihm lebendig blieb, das Böse als eine knechtende, über dem Willen des Individuum stehende, einheitliche Macht empfand, das Uebel als den Fluch der Sünde ebenso wie die Sünde selbst auf diese Macht zurückführte, diese Macht als eine übermenschliche und in diesem Sinn als eine göttliche (d. h. dämonische) bezeichnete, und ihre Existenz einfach als gegebene Thatsache hinnahm, ohne sich den Ursprung derselben erklären zu können oder erklären zu wollen. So die Eranier schon vor Zarathustra, und ganz hiebei bleibt Zarathustra stehen. Mit seinem sogenannten „Dualismus" steht es nicht

gar so schlimm. Nirgends im Avesta wird spekulativ oder a priori entwickelt, daß und warum es zwei Urwesen geben müsse. Der böse Gott ist einfach da, und zwar schon ehe diese sichtbare Welt erschaffen worden, schon in vorzeitlicher Zeit. Nur diesen negativen Mangel hat die Avesta-Religion, daß sie sich nicht zu der Erkenntnis erhebt, daß das Böse seinem Wesen nach nicht selbständig sondern nur als Willensqualität geschöpflicher Individuen existiren kann. Und über diesen Mangel würde eine Bekanntschaft mit der israelitischen Religion, welche von einem bösen „Gotte" schlechterdings nichts weiß, dem Zarathustra hinausgeholfen haben. Immerhin hat er sich doch wenigstens gehütet, den Angromainjus als ein absolutes Wesen hinzustellen (§ 213) und so reduzirt sich sein „Dualismus" schließlich darauf, daß er der Frage nach dem Ursprung des Angromainjus und des Bösen überhaupt aus dem Wege geht. Der Gedanke, daß Angromainjus aus eigner Schuld gefallen sein könnte, kommt ihm gar nicht in den Sinn (was doch bei einer Kenntnis der israelitischen Religion nothwendig hätte der Fall sein müssen); er besitzt nur die alteranische Anschauung von der Existenz eines dämonisch-göttlichen Reiches des Bösen und Uebels, als eines an sich existirenden, und nun kann er sich freilich nicht denken, daß ein an sich böses Wesen von Gott geschaffen sein sollte.

§ 220. Der „Dualismus" Zarathustra's ist alt-eranisch.

Eine „alteranische Anschauung" haben wir die Lehre vom Reiche des Angromainjus genannt, sind den positiven historischen Beweis dafür aber noch schuldig. Der Glaube an ein Reich der Finsternis liegt der ganzen Volkssage und Volkssitte zu Grunde. Die vorzarathustrische uralte, mit der Genesis sich (§ 210) berührende Sage sieht nicht etwa nur im Kampfe gegen Turan einen Kampf gegen Angromainjus, sondern hat auch in Jima und Thraetona schlangentötende und mit dem Reiche der Finsternis kämpfende Gestalten, die mit den Personen der indischen Sage gleichnamig und identisch sind, nur daß in der indischen Sage diese Kämpfe mit der Schlange nicht in so prinzipieller Bedeutung, sondern mehr als zufällige Einzelereignisse dargestellt und frühzeitig (§ 196) auf Naturvorgänge umgedeutet werden. Was aber die religiöse Volkssitte betrifft, so wäre es eine Thorheit, zu glauben,

daß jener liturgische Brauch, der überall den Kampf zwischen Ahuramazda und Angromainjus zur Grundlage hat (§ 216), durch den aber nun das ganze Leben der Eranier von Baktrien bis an den Eufrat bestimmt und geprägt war, diesen Völkern durch die Willkür der Theorie eines Einzelindividuums aufgedrängt worden sei. Mindestens wäre in diesem Falle die Persönlichkeit des Zarathustra eine so beispiellos mächtig wirkende[1]) gewesen, daß es gerade dann sich nicht begreifen ließe, daß über dieselbe und sogar über die Zeit derselben sich nur so ganz vage, widersprechende Notizen erhalten haben sollten. Es hätte ein solches Unterfangen unausbleiblich zu einem langen heißen Kampfe zwischen der alteranischen und der zarathustrischen Religion führen müssen, wovon doch keine Spur vorhanden ist! Wenn also etwas gewiß ist, so ist es dies, daß Zarathustra die Masse jener Gebräuche schon als religiöse Nationalsitte vorfand und sie nur einheitlich regelte und gesetzlich fixirte. Dann fand er aber eben den Glauben an das Reich des Angromainjus und an den zu bestehenden Kampf wider dies Reich — den Glauben an die Daeva's, die Naçu's, die Drujas und Pairika's und an ihre bösen und schädlichen Einflüsse, und an die Mittel, ihnen zuwiderstehen, schon vor, kurz: den Glauben an das Reich des Angromainjus.

§ 221. Unterschied und Scheidung der Inder und Eranier.

War aber in der alteranischen Religion dieser sogenannte „Dualismus" schon vorhanden, so haben wir eben in ihm den Grundunterschied zwischen der eranischen und der indischen Religion und ohne Zweifel auch eine Hauptursache der Scheidung beider Völkerfamilien, welche eine feindliche schon aus dem Grunde gewesen zu sein scheint, weil die Eranier das indische Wort, das bei den Indern die Götter bezeichnet, zur Bezeichnung der bösen

---

[1]) Wollte man sich hier etwa auf Muhammed berufen, so wäre zu bedenken, daß dieser zwar liturgisches Zeremoniell der Sabäer, Juden und Christen abgeschafft, aber außer der, bei den beiden ersteren ohnehin schon vorhandenen Beschneidung keine liturgische Zeremonien eingeführt hat. Wie ganz anders die Totenzeremonien und Totenbestattung, die Kuhharnreinigungen, die Opferformulare und Gebetsvorschriften des Avesta, wo alles in's kleinste in komplizirter Weise bestimmt ist! Nur Moses würde sich mit Zarathustra vergleichen lassen. Aber in welch ganz andrer Lage befand sich — um von allen höheren Faktoren abzusehen — Moses, als Zarathustra!

Götter verwendet und den Himmelsgott der Inder, den ihnen gleichnamigen Indra, unter jene bösen Geister versetzt haben. Wann und wo ist diese Trennung der beiden Völkerfamilien erfolgt? Die jüngeren Fabeleien, daß a) die Eranier mit den Indern als ursprünglich Ein Volk über den Himalaja nach Indien gewandert wären, dort mit ihnen gelebt und sich dort erst von ihnen ausgeschieden hätten und nach Eran zurückgekehrt seien, oder daß b) die Eranier zwar ursprünglich in Eran gelebt aber dann einmal einen Eroberungszug nach Indien gemacht hätten, sind als unhaltbar erwiesen. Unter den, Vendid. 1. aufgezählten „Ländern, die Ahuramazda geschaffen hat", also den den Eraniern bekannten Ländern, wird ganz zuletzt auch Hepta-hendu „Sieben-Indien" (das Indien der 7 Ströme, Pendschab) erwähnt, gleichsam als eine ultima Thule; daraus folgt aber nur, daß die Eranier um 700 v. Chr. oder vielleicht auch schon früher von der Existenz dieses Landes Kunde hatten, nicht, daß sie je dort gewesen. Im Sprachschatze des Avesta findet sich kein einziges Wort für spezifisch indische Naturprodukte (z. B. Reis, indische Thierarten 2c.) wenigstens keines, das mit dem gleichbedeutenden Sanskrtwort etymologisch identisch oder verwandt wäre, was doch der Fall sein müßte, wenn Indien die gemeinsame Heimat gewesen wäre (Spiegel 2, pag. CVII.). N ö r d l i c h v o m H i m a l a j a m u ß d i e T r e n n u n g d e r b e i d e n V ö l k e r s t a t t g e f u n d e n h a b e n. — Welches der beiden war es nun, das von der alten Urreligion m e h r bewahrte? Haben ursprünglich auch die Inder von einem Kampfe mit dem Reiche der Finsternis gewußt? Oder hat keines der beiden Völker ursprünglich davon gewußt, und die Eranier haben erst nach der Trennung dies Theologumenon ersonnen? Wenn wir beachten, daß auch in Indien das Gesetz gilt: in der Nacht, die auf die Verbrennung eines Toten folgt, in dem Hause keine Speise zu kochen, so werden wir nicht zweifeln, daß die Frage im ersteren Sinne zu beantworten sei. Bei den Eraniern hatte es einen Sinn, daß nicht gekocht werden durfte, weil das Feuer überhaupt von dem Hause fern gehalten werden mußte, damit es nicht verunreinigt würde durch die Nähe des Toten. Bei den Indern hatte das Gesetz keinen Sinn mehr; denn sie verbrannten ja die Leichen, brachten also das Feuer in unmittelbarste Berührung mit denselben. Offenbar hatte das Gesetz aber ursprünglich auch bei den Indern einen Sinn g e h a b t. Auch ihnen muß ursprünglich der Tod als Wirkung eines

gottfeindlichen, unheiligen Wesens gegolten haben, das mit seiner Wirkung in dem Leichnam gegenwärtig war. Dergleichen Spuren sind noch mehrere. Im Nalas, dieser aus der Indraperiode stammenden Heldensage (§ 198 Anm.) geht ein böser Dämon, Kali, in Nalas ein, weil dieser seine Füße mit seinem Harn verunreinigt hat — ganz wie bei den Eraniern! Aber bei den Indern spielen diese bösen Geister nur in der Sage eine Rolle, nicht in der Religion, in letzterer so wenig, daß eben jener Kali ganz gemüthlich mit den höchsten Göttern verkehrt und Gespräche hält (Nal. VI. 1 ff.) Die ganze indische Religion hatte frühe schon einen pantheistischen Zug. Die Immanenz Gottes in seinen Geschöpfen wurde festgehalten und dabei Jahrhunderte lang (nämlich in der ersten Periode) Gott noch als der Eine, auch noch in theoria als der heilige, betrachtet, aber die Sünde wurde (§ 196) schon in dieser ersten Periode durchgängig als Schwäche der Menschen entschuldigt. Wie ganz anders der ernste, das ganze Leben bis in superstitiöse Formen hinein durchdringende Kampf mit den Geistern der Finsternis bei den Eraniern! Indem die Inder es mit der Sünde und darum bald auch mit der Heiligkeit Gottes leicht nahmen, mußte ihnen konsequenterweise allmählich auch die Erkenntnis der Selbstbewußtheit Gottes sich verdunkeln, sie mußten zu der Lehre kommen, daß Gott gleicherweise im Bösen wie im Guten wirksam, daß er mit der Welt identisch und die Welt der erscheinende Gott sei. Ihnen gegenüber haben die Eranier ein hohes Wahrheitsmoment bewahrt.

Anm. In welcher Form sich die Entzweiung und Trennung der beiden Völker vollzogen habe, darüber lassen sichere Vermuthungen sich nicht aufstellen. Möglicherweise so, daß der indische Volksstamm eine Art Vertragsverhältnis mit dem Gott und Reich der Finsternis einging, indem er (was wir bei so vielen unzivilisirten Volksstämmen finden) den bösen Gott durch Opfer begütigen und besänftigen zu müssen glaubte, während dem Eranier jeder solche Versuch als ein Gräuel, und die Bekämpfung des finstern Gottes als einzige Pflicht erschien. Dann wird begreiflich, daß die Eranier sagten: „die Götter der Inder sind falsche Götter," also auf arisch: „die dêvâs der Inder sind falsche Götter," und daß sie darum ihre eranischen, wahren Götter gar nicht mehr mit dem nämlichen Appellativbegriff benennen mochten, mit welchem die Inder ihre indischen Götter benannten, sondern diese Bezeichnung (daeva) auf die bösen Götter übertrugen, und ihre eignen Götter lieber als bâgâs, „die Austheilenden, Segnenden," bezeichneten. Ebenso mußte die Ueberzeugung: „der Himmelsgott der Inder, Indra, ist der rechte Himmelsgott nicht," dazu führen, dem eranischen Himmelsgotte einen andern Namen, Açman, zu geben und den „Indra" oder „Andra"

unter die Daevas zu versetzen. Vgl. Vendid. 10, 17: „ich bekämpfe den Indra, ich bekämpfe den Çaura“ (Beiname Çiva's) „ich bekämpfe den Nâonghâiti“ (Beiname der Açvina's). – Der indische Gott Çiva scheint nichts andres, als der von ihnen unter die (guten) Götter erhobene Gott des Reiches der Finsternis gewesen zu sein. — Die Trennung der beiden Völker wird schwerlich später, als um 2000 v. Chr. stattgefunden haben. — Interessant ist, daß die sarmatischen (slavischen) Völker zur Bezeichnung des Appellativbegriffes „Gott Götter“ den gleichen Wortstamm haben, wie die Eranier, nämlich bog. Im Peruanischen kommt neben dem alten (vorinkaischen) Appelativum tici auch noch das huaca (vaka), und zwar speciell zur Bezeichnung der alten (vor-inkaischen) Götter vor. (J. G. Müller, Urrel. Amer. S. 371). Dies vaka scheint mit bâga identisch, wie tici mit dêva.

§ 222. Die Schattenseiten der eranischen Religion.

Ein hohes Wahrheitsmoment haben die Eranier den Indern gegenüber bewahrt: ein lebendiges Bewußtsein des ethischen Gesetzes, ein Bewußtsein, daß mit der Sünde nicht zu spielen sei, daß in ihr eine furchtbare Macht wirksam sei, mit der es ernsten Kampf gelte. Und darum hat sich auch unter ihnen fort und fort (§ 218) eine Erkenntnis des Einen Gottes erhalten, und so konnte es bei ihnen zu einer Reformation, einer systematisch-konsequenten Wiederherstellung des uralten monotheistischen Glaubens kommen, um dieselbe Zeit, in welcher bei den Indern sich die Deformation des Brahmanismus, die Ueberwindung des Polytheismus durch ein System pantheistischer Spekulation vollzog. Trotzdem barg auch die eranische Religion Keime der Unwahrheit und Verderbnis in sich, nur andersartige. Schon vor der Scheidung beider Völker war in ihrer gemeinsamen Urreligion jener mythologisirende Grundzug vorhanden, der die Einheit Gottes in eine Vielheit göttlicher Kräfte spaltete, und wenn auch beide Völkerstämme noch auf Jahrhunderte hinaus das Bewußtsein bewahrten, daß dies eine Mehrheit nicht von Göttern, sondern nur von Kräften des Einen Gottes sei, und wenn auch dies Bewußtsein bei den Eraniern heller blieb und von Zarathustra in aller Schärfe wiederhergestellt wurde, so hat doch auch er jenes polytheistische Element nicht ganz zu überwinden vermocht. Es war sehr monotheistisch-gut gemeint, wenn er die Ameshaçpentas und Jazatas mit großer Bestimmtheit für Geschöpfe

Gottes erklärte; aber dadurch wurden sie erst recht zu individuellen Personen; sie waren nun nicht mehr Schöpferkräfte in Gott, sondern Geschöpfe neben Gott — und gleichwohl göttlicher Verehrung theilhaftig! Da entstand nun dennoch eine Art von Polytheismus, ein subordinatianischer, der Heiligenverehrung der römischen Kirche vergleichbarer. Das führte direkt zur Superstition. Für bestimmte Anliegen wandte man sich an bestimmte Jazatas; am Vormittag rief man den Schutz des Mithra, in der Nacht den des Çraosha an; vor Diebstahl bewahrte Rashaurazista, in Krankheiten half Haoma, gegen Kinderlosigkeit Ashisvanghuhi u. s. f.; zudem hatte jeder Monatstag seinen Schutzpatron. Und dieser subordinatianische Polytheismus hat dann zur Zeit Artaxerxes II. und III. konsequent zur Aufstellung und Verehrung von Baga-Bildern, also zu Idololatrie, geführt. — Aber das war nur der eine Keim der Verderbnis, der andre war jene Fassung der bösen Mächte als göttlicher, d. i. als aus sich seiender, an sich böse seiender, böses schaffender. Daraus ging unmittelbar eine konfuse Vermischung der Sünde mit dem Uebel hervor; beides war ja gleicherweise von Angromainjus geschaffen; das Uebel war nicht Strafe von Seiten Gottes für die Sünde, sondern mit der Sünde in Naturzusammenhang stehend, weil Uebel wie Sünde nur durch die Bosheit des Angromainjus in die Welt gesetzt sind. Dies führte wiederum mit nothwendiger Konsequenz zu einer Identifikation körperlicher Vorgänge mit geistig-ethischen, und hiemit wiederum zu blinder Superstition. Der Aberglaube, daß Verunreinigung der Füße mit dem eignen Harn bösen Geistern Einlaß gewähre, war schon vor der Trennung beider Völker vorhanden (§ 221), ebenso der Aberglaube, daß ein Leichnam etwas die Gottheit beleidigendes sei (ebend.) Die eranische Religion ist nun aber ganz und gar mit solchem Aberglauben durchwachsen, und zwar ohne Zweifel (§ 220) schon in der vorzarathustrischen Zeit. Wie Angromainjus der Schöpfer der Schlangen, Würmer und wilden Thiere ist, so ist er der Schöpfer der Sünde. Die Sünde erscheint nicht als böse Selbstbestimmung und Willensentscheidung des Menschen, sondern gleichsam als etwas dem Menschen angezaubertes;[1]) schiebt der Inder die

[1]) Die Berührung einer Leiche, die Unterlassung einer Reinigung muß Ursache gewesen sein, wenn ein Mensch in ein moralisches Laster verfällt oder ein moralisches Vergehen oder Verbrechen begeht!

Schuld der Sünde auf Gott, so ist der Eranier geneigt, sie auf den Teufel, auf Angromainjus zu schieben; er nimmt es mit der Sünde ernster, als der Inder, aber die Schuld seiner Sünde sucht er nicht in sich, und darum kommt er nicht zur wahren Buße, nicht zum Schuldbewußtsein und Leid über die Sünde! Das Uebel ist nicht göttliche Strafe für die Sünde, sondern die Sünde vielmehr nur durch ein Uebel bewirkt und selbst nur ein Uebel. Die unmittelbare Folge hievon ist eine verkehrte Taxation der ethischen Qualität einzelner Handlungen. Daß bei den Eraniern des Avesta die Ethik in enge Beziehung zur Religion gesetzt ist, haben wir rühmend anerkannt, aber die wirklich edlen Züge dieser Ethik (§ 215) werden durch die Gleichwerthung von Zeremonialfehlern mit sittlichen Vergehen wesentlich verdunkelt. Das Begraben oder Verbrennen eines Toten ist ein eben so großer Frevel, als Mord und Unzucht; Verfehlungen gegen Ritualgesetze müssen ebenso gebüßt werden, wie Fehler ethischer Art, und wiederum sind rein äußerliche Handlungen, wie z. B. das Töten von Gewürm und schädlichen Thieren, ebenso verdienstlich und sündegutmachend, wie wirklich edle Handlungen.

§ 223. Die Depravation des Parsismus.

Alle diese Krankheitselemente, vor allem das letzte, mußten einen Verfall der Religion, einen Prozess des Sinkens, herbeiführen. Im Vendidad finden sich Einschiebsel, die der Sprache nach nicht jünger als aus der Achämenidenzeit sein können, z. B. 8, 83—97, wo für solche Handlungen, die für unsühnbar erklärt waren, z. B. Päderastie, nun dennoch eine Sühne aufgestellt wird, und zwar eine sehr leichte: „das mazdajanische Gesetz zu preisen.“ Und so werden in Betreff anderer Sünden schon in den ursprünglichen, echten Theilen des Vendidad rein äußerliche, zeremonielle Bußmittel gleichgewerthet mit innerlicher Buße und Besserung. Wohin es auf diesem Wege mit dem sittlichen Zustande der Nation kam, lehrt uns die bekannte Geschichte des persischen Reiches und seiner Ueppigkeit und Schwelgerei. Bald kam der Parsismus auf dem Punkte an, wo die Ethik vom Zeremoniell völlig überwuchert und durch dasselbe überflüssig gemacht wurde, und wo das „Gutmachen der begangenen Sünden“ ganz und gar den Priestern überlassen wurde als ein Geschäft, das sie um Geld für

den Laien abmachten. Diese Gestalt zeigt der Parsismus der Sasanidenzeit; hierin wie in seinem entschiedenen Hasse gegen das Evangelium bietet er ein auffallendes Analogon der Papstkirche dar. — Wir finden also bei den Eraniern im Ganzen und Großen ebenso, wie bei den Indern, ein stetiges Sinken. Sichere Thatsachen und Schlüsse haben es uns zweifellos erscheinen lassen, daß beide Völker ursprünglich die Erkenntnis des Einen, lebendigen, ewigen und unsichtbaren, heiligen Gottes besaßen, und wir können es mit Augen verfolgen, wie beide Völkerfamilien, jede in eigenthümlicher Weise, von jener Höhe im Laufe von zwei Jahrtausenden herabsanken — die eine, indem sie die Sünde als solche entschuldigte, durch pantheistischen Polytheismus in Pantheismus, die andere, indem sie die Sünde als unheimliche Macht erkannte, aber die Schuld der Sünde von sich hinweg auf diese Macht schob, trotz energisch versuchter Aufraffung aus dem Polytheismus doch nur einem anders gefärbten, einem subordinatianischen Polytheismus und einer superstitiösgesetzlichen Veräußerlichung in die Arme. — Von einer noch primitiveren Urzeit, welche diesem zweitausendjährigen Decrescendo als ein Crescendo vorausgegangen wäre — einer Urzeit, in welcher diese arischen Stämme sich zu jener reinen Gotteserkenntnis erst hinaufentwickelt und etwa aus einem fetischistischen oder gar affenähnlichen Zustande emporgearbeitet hätten, sind geschichtliche oder auch nur sagenhafte Spuren und Dokumente nicht vorhanden. Dieser Prozess des Emporarbeitens existirt schlechterdings nur als Modeartikel in den Köpfen moderner Gelehrten, ein aprioristisches Hirngespinnst. Alle historischen Data, wie die gründlichen und gelehrten Forschungen eines Lassen und Burnouf, eines M. Müller und Spiegel uns dieselben geliefert haben, zeigen uns jene beiden arischen Völkerfamilien schlechthin nur in religiösem Sinken begriffen, und je höher wir in ihrer Geschichte und den Denkmalen ihrer Religionen hinaufsteigen, einem desto reineren Monotheismus begegnen wir. Stimmt dies nun an sich schon ganz und gar mit dem, was uns die heilige Schrift über den Zustand der Menschheit zu Abrahams Zeit, 2000 v. Chr., sagt, wo sich noch in Mesopotamien (1 Mos. 24, 31 und 50; 31, 49) und bei den kanaanitischen Königen Melchisedek und Abimelek (1 Mos. 20, 3 ff. 21, 22 f.) ein ganz analog gearteter Urmonotheismus, eine Erkenntnis des Einen unsichtbaren Gottes, findet, so haben wir uns schließlich noch zu überzeugen, daß die Sage der Eranier, wie

(§ 207) die der Inder, sich mit der Urtradition der Genesis in einer solchen Weise zusammenschließt, daß hiedurch die Möglichkeit jener modernen Konjektur einer Zeit des Emporarbeitens aus affenähnlichem Zustand durch Fetischismus bis zum Monotheismus geradezu ausgeschlossen wird.

§ 224. Die eranische Sage.

Während bei den Indern sich nur eine verwaschene Erinnerung an den Lebensbaum des Paradieses und eine deutlichere an die Sintfluth findet (§ 207), so enthält die Sage der Eranier weit mehr: die Erinnerung an Eden, an die Schlange und den Sündenfall, und an die Sintfluth. A) Jima[1]) erscheint als Träger des goldenen Zeitalters auf der Erde: er lebte im „Garten (vara) Jima's." Jaçn. 9 wird Jima „ein Sohn Vivanghao's, des ersten Menschen", genannt (der erste Mensch hat sich also in Jima und Vivanghao sagenhaft verdoppelt). Unter ihm waren Menschen und Thiere unsterblich; er konnte in die Sonne sehen ohne geblendet zu werden; es gab damals nicht Alter und Tod und keine Sünde. Nach Khod. Av. Jascht 19, 34 wurde Jima später zum Sünder, indem er „lügnerischer Rede sich hingab" (ihr Glauben schenkte); Stolz und Selbstüberhebung schlichen in sein Inneres ein; Ahuramazda verließ ihn nun, und er verfiel der Sterblichkeit. Eine Andeutung dieser Sage findet sich auch Jaçn. 32, 8; die ruchlosen Bösewichter der eschatologischen Zeit werden hier in der Größe ihrer Frevel geschildert, und in diesem Kontexte heißt es: „Zu diesen Bösen sprach Jima, der Sohn des Vivanghao, der uns Menschen gelehrt hat, Fleischstücke zu essen: Von diesen will ich unterschieden werden, o Mazda." Offenbar will er anerkannt sehen, daß seine Sünde nicht der Ruchlosigkeit dieser verstockten Frevler gleichkomme. Seine Sünde aber bestand darin, daß er „uns Menschen Fleichstücke essen lehrte", also in dem Genuß einer vorher unbekannten Speise, was einigermaßen an die verbotene Frucht des Paradieses, zugleich an den erst nach der Vertreibung aus dem Paradiese begonnenen Fleischgenuß (vgl. 1 Mos. 4, 4 u. 20) erinnert. — B) Vendid. II,

---

[1]) Vgl. über ihn Windischmann, Ursagen der arischen Völker, in den Abhandl. der bair. Akad. d. W. Bd. 7. Abth. 1, und: Westergaard in Weber's Studien, 3, 402 ff.

4 f. wird Jima geradezu der erste Mensch genannt, und es ist dort von Vivanghao keine Rede (wohl aber II, 46.) Und dort wird erzählt, Jima habe der Aufforderung Ahuramazda's, daß er Träger des Gesetzes sein solle, nicht entsprochen, und darauf habe der Gott zu ihm gesagt: „Wenn du mir nicht gehorchen willst, Jima, als Erinnerer und Träger des Gesetzes, so breite meine Welten aus, und mache sie fruchtbar" (bevölkere die Erde mit Nachkommen.) Dazu habe Jima sich verstanden. (Auch hier die Erinnerung, daß Jima zwar Stammvater der Menschen, aber nicht Erfüller des göttlichen Gesetzes und Willens gewesen sei.) Jima vergrößert nun die Erde (d. h. das Menschengeschlecht auf der Erde), und spaltet die Erde mit seiner goldenen çufra, was R. Roth mit „Wanne", Spiegel mit „Lanze" übersetzt, wovon aber auch der letztere zugibt, daß es mit Sanskrt çurpa „Wanne" etymologisch identisch sei. Man möchte hier wohl am ersten an einen konkaven Spaten oder Karst und somit an die Bebauung des Feldes denken. — Aber nachdem eine große Menge Menschen bereits vorhanden sind und die Erde bevölkern, verkündet die Versammlung der Götter der Versammlung der Menschen, es würden nun „die Uebel des Winters über die körperliche Welt kommen." Die späteren Uebersetzungen und Kommentare, kurz die spätere persische Tradition ist einstimmig, daß mit diesem „Winter" der „Regen Malkoschan"[2]), d. i. eine furchtbare Regenzeit, gemeint sei. Und damit stimmt denn auch, was im Vendidad sich unmittelbar anschließt. „Es wird Schnee in großer Menge fallen von den Gipfeln; vorn fließt Wasser, hinten ist Aufthauung des Schnees; das Vieh muß hinweg von den Weideplätzen, von den Gipfeln und von den Thälern" (es findet also weder mitten noch oben noch unten mehr eine Stelle); „denn Wolken kommen heran zur Körperwelt." Jima soll nun eine viereckige Umzirkung von der Größe einer Reitbahn machen und dorthin Menschen, Vieh und Vögel bringen, nämlich den Samen der besten Menschen, des schönsten Viehes, der besten Bäume, „alles paarweise" (v. 78). Oben an der Umzirkung soll er „neun Brücken" (Zwischenböden,

---

[2]) Ein erst zur Sasanidenzeit in's Persische eingedrungenes semitisches Fremdwort (vgl. § 210 Anm.), das selbst wieder „Regen" heißt; das hebr. מלקוש. Also ist „Regen Malkoschan" = Regen der Regengüsse, d. i. starker, unaufhörlicher Regen.

Stockwerke) übereinander machen; auf die „oberste" soll er den Samen von 1000 Menschen, auf die mittlere den von 600, auf die untere den von 300 Menschen bringen. (So sind es in Wahrheit nur drei Böden übereinander.) (Die Stockwerke werden also nach oben breiter.) In diese „Umzirkung" (oder diesen „Einschluß", „Verschluß") soll er nun die Menschen und Thiere bringen mit der goldnen çufra (was hier entweder wieder Spaten, Schaufel bedeutet, als sollte Jima die Menge der zu rettenden gleichsam hineinschaufeln, oder wahrscheinlicher wieder in dem allgemeinen Sinne von „Hohles, Vertieftes, curvum" steht und ein Boot bezeichnet). Dann heißt es v. 92: „Herum um diese Umzirkung mache eine hohe Thür und ein Fenster, das innen hineinleuchtet." Alles das that Jima und (v. 101) sammelte dort (oder es sammelte sich dort) das Wasser an zur Höhe eines hâthra (1000 Schritte mehr als eine Parasange, also 19000 Fuß.) Hier bricht die Erzählung ab. Daß wir hier eine Erinnerung an den Bau der Arche haben, ist klar (an eine Herübernahme aus israelitischen Quellen ist nicht zu denken, weiß doch die eranische Sage nicht einmal mehr, daß es ein Schiff war, was Jima baute! aber die Erinnerung an die drei Stockwerke und an das Fenster hatte sich erhalten.) Daß „Jima, der erste Mensch" die Fluth erlebt und die Arche baut, kann nicht auffallen. Er erscheint hier nur als der noch lebend und gegenwärtig gedachte Stammvater seiner Nachkommen, die schon die Erde nach ihren Weiten bevölkert haben. Sein Sündenfall ist beschönigt und in möglichst mildem Lichte dargestellt, sein Erdbevölkerungsgeschäft möglichst verherrlicht, und an die erfolgte Bevölkerung der Erde wird sogleich die Fluth angereiht, wo er nun für die Rettung seiner Nachkommen sorgt. — C) Die Schlangengestalt des Angromainjus (§ 213) ist selbst schon eine Reminiszenz an die Schlange des Paradieses. Aber alle natürlichen Schlangen heißen im Avesta Geschöpfe des Angromainjus. Die Schlange des Paradieses erscheint dann auch wieder von Angromainjus verschieden. Jaçna 9, 21—27 wird nach Jima als zweiter ahuramazdanischer Heros oder Gotteswerkzeug Thraetona (neupers. Feridun), der Sohn Athwja's, genannt, der die Schlange Dahâka getötet habe, welche drei Köpfe und drei Rachen hatte und von Angromainjus zum Verderben der Welt geschaffen war. Sodann wird ebend. v. 38—39 Kereçaçpa, der Sohn Thrita's, als dritter ahuramazdanischer Heros aufgeführt,

der die grüne giftige Schlange Çruvara tötete. Es ist hier offenbar ein und dieselbe Sage in verdoppelter Gestalt, die sie bei verschiedenen eranischen Stämmen angenommen hatte. (Vgl. auch unten E.) Thrita wird Vendid. 20, 1 ff. als der früheste Arzt, der den Tod abgewehrt habe, genannt. Mit dem indischen Schlangentöter Trîta ist offenbar sowohl Thraetona als Thrita identisch. Eine andere Gestaltung derselben Sage ist (Khod. Av. Jascht 19, 41) daß Kereçaçpa den Dämon Gandarewa, „den mit goldener Ferse versehenen", getötet habe. In allen diesen Sagen kehrt immer die Gestalt des, 1 Mos. 3 verheißenen Weibessamens, der der Schlange den Kopf zertreten soll, wieder, und in der letztgenannten sogar eine verwaschene Erinnerung an den Fersenstich; denn wenn der Schlangendämon eine goldene Ferse hat, die dem Menschen Kereçaçpa abgeht, so liegt darin ausgedrückt, daß nicht der Dämon von Kereçaçpa, wohl aber dieser von jenem an der Ferse verwundet werden kann. Auch im Jaçna findet sich übrigens eine Andeutung, daß der Kampf für Kereçaçpa kein unmittelbarer sofortiger Sieg war. Er habe, heißt es, über der Schlange Çruvara (sie nicht bemerkend) in einem Kessel seine Nahrung gekocht; da sei sie, vom Feuer gebrannt, unter dem Kessel hervorgesprungen, und der muthige bestürzt rückwärts geeilt (v. 36—39.) — D) Eng verwachsen mit der Schlangentötersage ist die vom Lebensbaum des Paradieses. Vendid. 20, 13 ff. sagt Ahuramazda: „Um zu widerstehen der Krankheit, zu widerstehen dem Tode, zu widerstehen den Leiden, zu widerstehen der Fieberhitze, der Fäulnis und der Verunreinigung, die Angromainjus zum Körper des Menschen hinzugebracht hat, brachte ich die heilenden Pflanzen hervor, viele hunderte, tausende, ringsherum um den Gaokerina." Gaokerina ist Beiname des weißen Haoma des Paradieses (§ 212 und 216), der Lebensbaum, der Unsterblichkeit verleiht, und der den Menschen nicht mehr zugänglich ist; sein Abbild ist der irdische Haoma. Um den Gaokerina her hat Ahuramazda die Arzeneigewächse gepflanzt; sie verleihen nicht Unsterblichkeit, halten aber den Tod eine Zeitlang zurück. — E) In der Sage, wie sie bei Ferdôsi erscheint, sind mit dem Namen des Thraetona Züge kombinirt, die aus der Geschichte Noahs herrühren. Es ist begreiflich, daß man da, wo die klare Erinnerung an die Urgeschichte des Menschengeschlechtes einmal geschwunden war, auf die Meinung kommen konnte, in dem Manne, der die Menschheit durch

die Sintfluth hindurchgerettet habe, sei der verheißene Schlangentöter schon erschienen, und daß man folglich den Schlangentöter mit Noah-Manu identifizirte. So wird die Vertheilung der Welt (d. h. der den alten Eraniern etwa um 1800—1500 v. Chr. bekannten Welt) unter die drei Söhne des Sintfluthüberdauerers in der (bei Ferdôsi erhaltenen) Sage dem Schlangentöter Thraetona zugeschrieben. Seine drei Söhne seien Eradsch, Tir und Çalm, die Stammväter der Eranier, Turanier und Çairimier (Sarmaten). Aber auch schon im Avesta findet sich diese Sage. Jascht 13, 131 wird Thraetona's Enkel Manucithra („Manus Same") genannt, und da nun eben dieser Manucithra ebendaselbst als „Sohn des Airja" bezeichnet wird, so kann Manu nicht sein Vater sondern nur sein Großvater gewesen sein. Airja ist der Stammvater der Arier oder Eranier; Eradsch (bei Ferdôsi) ist nur die jüngere Form des Namens Airja. — Der eigentliche echte Schlangentöter der eranisch-indischen Sage war offenbar Thrita; indem die Eranier die geschichtliche Person des Manu für die — oder wenigstens für eine Erfüllung der Verheißung eines Schlangentöters ansahen, gaben sie diesem Manu den Beinamen Thraetona, und so kam die eranische Sage zu einem zweiten Schlangentöter. — So sehen wir denn, wie bei den Indern (§ 207), so und noch viel reicher bei den Eraniern von der alten Urtradition, die uns in ihrer Reinheit und Klarheit in der Genesis erhalten ist, die unverkennbarsten Reminiszenzen. Was in der Genesis nüchtern und schlicht ist, erscheint in jenen Sagen verwaschen, verwirrt, auseinandergerissen, falsch zusammengeflickt, auch verdoppelt. Seit der Zeit des Rationalismus ist es Mode geworden, aus jenem Zusammentreffen heidnischer Sagen mit dem Berichte der Genesis den Schluß zu ziehen: „die Heidenvölker hatten ganz ähnliche Sagen, folglich wird das in der Genesis erzählte auch nur eine solche Sage sein." Einen gedankenloseren Schluß, als diesen, kann es nicht geben. Man muß doch fragen: wie kam es und wie war es möglich, daß so verschiedene Völker verschiedener Abstammung und getrennter Wohnsitze, wie die Inder, Baktrier, Medoperser und Israeliten, in einem Zeitalter, wo keinerlei Berührung zwischen ihnen stattfand, ein jedes von seinen Vorfahren dieselben Erlebnisse (und zwar hin und wieder bis ins kleinste! man denke an das Fenster und die drei Böden der Arche! vgl. 1 Mos. 6, 16) zu erzählen wußte? Das ist doch nur erklärlich, wenn die Ur-

ahnen der einen Völkerfamilie mit denen der anderen wirklich identisch waren. Die Gemeinsamkeit der Sage zwingt zu dem Schlusse auf die Gemeinsamkeit und Einheit ihres Ursprungs. Die Völkerfamilie a hätte von den Vorvätern der Völkerfamilie b nichts wissen können, wenn diese Vorväter der Familie b nicht ihre eigenen Vorväter gewesen wären. Von den gemeinsamen Vorvätern der semitischen Israeliten und der indogermanischen Eranier und Inder ist jene Tradition auf diese verschiedenen Völker vererbt worden. Nun liegt der weitere Schluß nahe, daß diese gemeinsamen Vorväter, wenn sie jene Geschichten vom Paradies, vom Sündenfall, vom Schlangentöter, von der Sintfluth und Arche ihren Nachkommen erzählten, dieselben auch wohl erlebt haben müssen. Doch diesen Schluß wollen wir noch nicht ziehen: wir wollen die Möglichkeit der (freilich wunderlichen) Annahme noch offen halten, daß jene gemeinsamen Vorfahren jene Dinge nicht wirklich erlebt, sondern nur mit einander erträumt und erdichtet hätten. Aber auch bei dieser Annahme kommen wir über die Thatsache nicht hinaus, daß die gemeinsamen Vorfahren der Semiten und der Indogermanen schon die Erkenntnis des Einen, lebendigen, heiligen Gottes und den Glauben an ihn besaßen; denn dieser Glaube bildet ja die Grundlage und den Inhalt jener gemeinsamen „Ursage" oder Urtradition. Wir werden in den folgenden Untersuchungen uns überzeugen, daß bei sämmtlichen Völkerfamilien der Erde sich Erinnerungen an jene gemeinsame Urtradition erhalten haben; das zwingt zu dem Schlusse: daß die gemeinsamen Väter des ganzen Menschengeschlechtes jene „Sagen" vom Paradies, Sündenfall, Schlangentöter, Sintfluth, Arche, besessen haben, daß somit der Glaube und die Erkenntnis des Einen, heiligen Gottes gemeinsamer geistiger Urbesitz der noch ungetrennten, der beginnenden Menschheit war, und damit ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß einzelne Volksstämme als vereinzelte oder daß das ganze Menschengeschlecht sich aus thierischen Zuständen allmählich zur Produktion einer „Gottesidee" emporentwickelt hätte. Im Lichte hat die Geschichte der Menschheit angefangen, und ist aus diesem Lichte gefallen und aus der fürerst noch herrschenden Dämmerung im Laufe der Jahrtausende in immer tieferes Dunkel gesunken.

Kap. III. Die Religion der Griechen.

§ 225. Verwandtschaft mit der Religion der Ostarier.

Daß die Griechen mit den Eraniern und Indern stammverwandt waren, ist bekannt. Welchen Grad der Kultur sie erreicht hatten, als sie (nebst den Italern, Kelten, Slaven und Germanen) von den Ost-Ariern sich trennten, lehrt die Sprachvergleichung. Sie hielten damals schon Rinder, Schafe, Rosse, Gänse, Hunde, hatten Häuser mit Thüren, ja Städte, bedienten sich der Wägen und Joche, der Schiffe mit Rudern; denn die Wörter zur Bezeichnung aller dieser Gegenstände sind dem Griechischen und Sanskrt (und Altbaktrischen) gemeinsam (s. Anm.) So ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn wir die alten, den Indern und Eraniern ursprünglich gemeinsamen Gottheiten im wesentlichen bei den Griechen wiederfinden. Daß das Appellativum für den Gottesbegriff: dêva, im griechischen *Δεῦς* (äol.), *Δη-μήτηρ*, *Ποτι-δάος*, *Διο-νύσος* wiederkehrt, ist schon früher bemerkt; und wenn bei den Griechen nicht so, wie bei den Eraniern, der Stamm dêva zur Bezeichnung der bösen Geister degradirt ist, so geht daraus sonnenklar hervor, daß sie bei jener religiös-nationalen Scheidung der Inder und Eranier (§ 221) geistig auf der Seite der Inder standen. Keineswegs aber folgt daraus, daß sie mit den Indern noch eine längere Zeitperiode nach jener Scheidung lokal zusammengelebt haben müßten. Das ist schon darum nicht möglich, weil für manche Gottheiten, die bei den Indern und Eraniern noch den gleichen Namen haben, bei den Griechen sich zwar noch die entsprechenden Göttertypen, aber unter anderen Namen finden (z. B. statt Mithra: *Πᾶν* und *Ἥλιος* und später *Ἀπόλλων*.) Nur Varuna = *Οὔρανος* und Usha = *Ἠώς* sind noch gleichnamig. Daraus ergibt sich, daß die Griechen sich von den Indern in jener Urperiode, als Varuna noch der Gott des Sternenhimmels war, getrennt haben. Die Trennung der drei Völkerstämme scheint hienach ziemlich gleichzeitig erfolgt zu sein; aber jeder derselben hat sein eigenes geistiges Erbe mitgenommen.

Anm.

gaus	*βοῦς* (?)	açva	*ἵππος*	damas	*δόμος*
awis	*ὄϊς*	juga	*ζῦγον*	dvara	*θύρα*
sthura	*ταῦρος*	aksha	*ἄξον*	naus	*ναῦς*
hansa	*χήν*	vastu	*ἄστυ*	plava	*πλοῖον*
çwan	*κύων*	veça	*οἶκος*	aritra	*ἐρετρον.*

§ 226. Quellen.

Die Griechen treten in einer viel späteren Periode in die Geschichte ein, als die Inder und Eranier. Zwar ihre *geschriebene* Literatur beginnt früher, als die Anwendung der Schreibkunst bei jenen beiden Völkern (Griechen um 600, Inder um 500, Eranier um 300), aber bei den Griechen fehlt dagegen jene ungeschriebene, mnemonisch aufbehaltene Literatur, die bei den Eraniern bis um 700, bei den Indern bis um 1800 v. Chr. hinaufreicht. Die homerischen Gesänge, anfangs nur mnemonisch behalten, erst gegen 600 schriftlich redigirt, sind das älteste Literaturwerk der Griechen, und dies ist bekanntlich kein religiöses, sondern ein poetisches. Ueber die Religion der Griechen vor 560 haben wir gar keine unmittelbaren Quellen. Wir können über dieselben nur mittelbar Schlüsse ziehen theils aus einzelnen zerstreuten Notizen und Andeutungen und jüngeren Sagen, theils aus der Etymologie der Götternamen. Indessen sind in neuerer Zeit auf diesem Gebiete so fleißige und gründliche Forschungen gemacht worden (insbesondere von *Duncker* in seiner alten Geschichte) daß wir doch ein ziemlich vollständiges Bild der griechischen Religion, wie dasselbe unmittelbar nach der Einwanderung der Griechen in Europa, um 1500 v. Chr., war, gewinnen.

§ 227. Grundcharakter.

Und da sehen wir nun: a) daß die Religion der Griechen jenes Bewußtsein eines großen Kampfes des göttlichen Reiches mit den Mächten der Finsternis, welches der eranischen Religion zu Grunde liegt, so wenig bewahrt hat, als die indische Religion (nämlich nur in wenigen schwachen Spuren, vgl. § 229) und b) daß die Spuren ethischen Ernstes — des Bewußtseins der Heiligkeit der Götter, die sich in der indischen Religion bis in die Jogaphilosophie hinab finden, in der griechischen Religion völlig verloren gegangen sind. Die griechischen Gottheiten, soweit hinauf wir sie verfolgen können, sind *bloße Naturkräfte*, nicht persönliche Wesen, sondern gleichsam *poetische Personifikationen* von Naturerscheinungen. So ist c) in der griechischen Religion *das Ethische und das Religiöse auseinandergerissen*. Erst in späterer Zeit ist sekundär der Götterdienst mit ethischen, aber doch nur mit sozialen und politischen, nicht mit persönlich-ethischen Gedanken in Beziehung gesetzt

worden. d) Dadurch, daß die Gottheiten der Griechen bloße Personifikationen von Naturkräften sind, hat ihre Religion von Anfang an einen rein polytheistischen und zwar einen vorzugsweise durch die Phantasie bestimmten Charakter angenommen. Denn der Naturkräfte sind viele, und sie erscheinen unabhängig von einander, jede in ihrer Sphäre wirkend. Von der Idee eines einheitlich in und über der Natur waltenden geistigen Schöpfers ist bei den Griechen von vornherein jede Spur verloren. Ueberzeugen wir uns hievon, indem wir den Entwicklungsgang der griechischen Religion von 1500 v. Chr. an bis zum perikleischen Zeitalter, bis 400 v. Chr. kennen lernen.

§ 228. Erste Periode: die der Pelasger.

Vor allem fragt sich, was man unter den Pelasgern zu verstehen habe. Nach Herodot 1, 57 hätten sich die Pelasger zu den Dorern etwa ähnlich verhalten, wie die Kelten zu den Germanen; die Pelasger seien die alten Ureinwohner Griechenlands gewesen, und die Thessalodorer ein von ihnen unterschiedenes, anderes Volk, das erst später aus Epirus nach Thessalien und von da nach dem eigentlichen Griechenland einwanderte. Diese Meinung hat lange Zeit die Wissenschaft beherrscht. Aber Herodot widerlegt sich selbst, indem er sagt, Epirus sei von Pelasgern bewohnt gewesen; wenn nun seine Thessalodorer aus eben diesem Epirus stammen, so müssen sie selbst Pelasger gewesen sein. In der That zeigt sich in Griechenland und der griechischen Sprache nirgends und zu keiner Zeit eine Mischung aus zwei verschiedenen Sprachen, wie sie doch hätte entstehen müssen, wenn die Griechen ein Mischvolk aus zwei verschiedenen Völkern gewesen wären. Wohl in verschiedene Dialekte hat sich die griechische Sprache gespalten, aber diese sind durchaus nur phonisch unterschieden (analog wie Hochdeutsch und Plattdeutsch), der Sprachschatz der Wortstämme ist in allen Dialekten der nämliche; es zeigt sich keine Mischung, die der Mischung keltischer und deutscher Wortstämme in der altenglischen — oder der Mischung beider mit lateinischen Stämmen in der neuenglischen und der französischen Sprache vergleichbar wäre. So ist man denn gegenwärtig auf dem Gebiete der philologischen und historischen Wissenschaft völlig überzeugt, daß die Pelasger kein von den Dorern oder Hellenen verschiedenes Volk waren, sondern daß sich unter dem Namen Pelasger nur eine alte Urperiode des

Bildungsstandes des einen und selben griechischen Volkes darstellt. — Wenn Asios von Samos um 750 v. Chr. (bei Pausan. 8, 1) sagt, die Erde habe die Pelasger geboren (ebenso Hesiod, Fragm. 135) so ist damit das Negative gesagt, daß man von älteren Einwohnern, als den Pelasgern, in Griechenland nichts wußte, und daß jede Erinnerung daran, daß diese Pelasger irgend einmal aus Asien herübergekommen waren, im Volke erloschen war. Positiv wichtig ist dagegen, daß der Name der Pelasger mit Dodona, dem Sitze des alten Orakels, in Verbindung gebracht wird. Nach Il. 16, 234, Hesiod fragm. 192 waren die Ein- und Umwohner Dodona's Pelasger, und nach alter Sage (Plut. Pyrrh. 1 u. a.) war die Stadt von Deukalion, dem Stammvater der nachfluthlichen Menschheit, gegründet. Wenn Odyss. 14, 315, Aesch. Prom. 830, Strabo 325, Pausan. 1, 17 die Einwohner Dodona's „Thesproter" genannt werden, so ist dies schlechthin synonym mit Pelasger. — Wie aber Dodona, so wird auch Thessalien und speziell der Pelion als Sitz der Pelasger genannt (Hellanicus bei Dion. Halic. 1, 11, 17; Steph. Byz. *Αἱμονία*, Apollon. Rhod. 2, 1240; Eusthat. ad Iliad. 2, 681) und vom Dienst einer „pelasgischen Hera" in Thessalien erzählt (Apoll. Rhod. 1, 14; 3, 66.) — Drittens wird Böotien zu den Pelasgern in Beziehung gesetzt; die Sage (Diod. Sic. 4, 72) leitet nämlich die Pelasger von einem Pelasgos her, und macht diesen zu einem Sohne des böotischen Flusses Asopus. Und in dem Namen der böotischen Stadt Larissa hat die neuere Sprachforschung die pelasgische Bezeichnung der alten pelasgischen Steinburgen: λᾶς, wieder erkannt. Aber auch die Urbewohner von Argolis waren Pelasger (Aesch. supplem. 250; Apollod. 2, 1; 8, 1 u. a. Pausan. 2, 22; 8, 22) und ebenso die von Arkadien (Pausan. 8, 2 und 3 und 38; Apollod. 3, 8, 1.) So sehen wir, daß Pelasger ein Name war, der alle griechischen Stämme umfaßte. Der Etymologie nach heißt er: „die Altgeborenen, die Leute der alten Zeit." Es war also ein Name, den die Griechen der alten Zeit sich nicht selbst gaben, sondern mit dem sie von den Griechen einer späteren Periode bezeichnet wurden. Und namentlich wurden diejenigen griechischen Stämme (hauptsächlich am Athos, auf Lemnos und Imbros und am Hellespont) so bezeichnet, welche die folgende politische und Kultur-Entwicklung Griechenlands nicht mitmachten, sondern auf dem Kulturstande jener alten Zeit

stehen blieben, nämlich fort und fort in rohen Steinburgen, τύῤῥοις, lebten, Seeraub trieben, und an dem gemeinschaftlichen Opferkult, den die entwickelteren Stämme einrichteten, keinen Theil nahmen.

§ 229. Forts. Die obersten Götter.

Ueber die Religion der Pelasger berichtet Pausanias (1, 14; 2, 171), daß sie als ackerbauende Leute die Demeter anbeteten. Aus Thessalien vertrieben, hätten sie den Ackerbau nach Attika gebracht und dort eine Steinburg erbaut. Von da vertrieben, seien sie nach Chalkidike, nach Kreta, Mysien, Lydien und Troas ausgewandert und wurden Tyrrhener genannt von ihren τύῤῥοις. Daß sie allmählich immer weiter hinausgedrängt wurden, ist richtig; nur geschah dies nicht durch ein fremdes Volk, sondern durch die entwickelteren Stämme des eigenen. Ueber ihren Götterdienst aber läßt sich weit mehr und genaueres ermitteln, als das dürftige, was Pausanias von ihrem Demeterkult berichtet. — Dodona lag (Hes. Fragm, 80) in Hellopia, und nach Paus. 10, 12; Soph. Trach. 1167; Il. 16, 233 ff. verkündeten dort in Dodona die Σελλοὶ den Willen der Gottheit. Das anlautende σ des älteren Griechisch entspricht dem spir. asp. des jüngeren; die σελλοὶ sind = ἑλλοὶ, „die hellen"; der Stamm ist σέλας „die Helle, das Licht"; der gleiche Stamm liegt dem Worte ἥλιος zu Grunde, sowie dem Worte σελήνη = ἑλενα. Σελλοὶ war hienach eine allgemeine appellativische Bezeichnung der Gottheiten als der hell in die Zukunft schauenden, die Zukunft kündenden. — Speziell aber war es Ζεῦς, der in Dodona verehrt wurde. Er erscheint als reiner Naturgott, nämlich als der Gott der Athmosphäre und des athmosphärischen Himmels mit seinen Wolken, als νεφεληγερετής, wie ihn Homer noch stehend bezeichnet. Neben ihm wurden die Hyaden (das die regnerische Jahreszeit ankündende Gestirn) in Dodona verehrt (Pherec. fragm. 46) und die Quellnymphen (ebend.) galten als die Töchter des Zeus. Die von den Bergen stürzenden Flüsse hießen „Stiere des Zeus" auch „Söhne des Zeus", und wurden mit Stieropfern verehrt, so Achelous bei Dodona, so Alpheios und Spercheios (Hes. ἔργ. κ. ἡμ.735 ff.) Wir finden hier den Standpunkt eines ackerbautreibenden Volkes, welchem in dem heißen und dürren Klima Griechenlands vor allen Dingen der die Fluren bewässernde Regen wichtig ist. Als wasserreiche Gegend war Dodona dem Zeus heilig. Ebenso

wie ihm, wurden aber auch seinem Erzeugten, dem Flusse Achelous (von ἄχα = aqua = Ache) Opfer dargebracht. Wie die vom Regen gespeisten Flüsse die Kinder des Zeus waren, so die Berggipfel seine Wohnsitze. In Thessalien waren die Gipfel des Olympos, des Lykaios (von lôk, lux) und Ithome Sitze des Zeus und seiner Verehrung, analog wie in Indien der Himalaja der Thron Indra's, in Eran der Haraberezaiti der Göttersitz war. Zeus selbst, wenngleich Regenspender, ist darum doch kein dunkler Gott, kein Wolkengott, sondern analog, wie in der polytheistisch gewordenen indischen Religion Indra über den Wolken im lichten Himmel thront, ist auch der Δεῦς der Aeoler der hoch über den Wolken im reinen Aether thronende lichte Gott. Ihm, wie dem Indra, sind die Stiere (als die Thiere des Ackerbaus) heilig; er, wie Indra, fährt mit Rossen (weil er schnell fährt.) Dagegen findet sich von der Allegorie der Wolkenspaltung des Vrtra bei den Griechen keine Spur. Denn der Kampf des Zeus gegen die rebellischen Titanen (Il. 14, 277 ff.; 8, 479; 15, 224 f.) sowie der (damit identische) gegen die Giganten (Odyss. 7, 58; 10, 113 ff.) gehört nicht der dauernden Gegenwart des Naturlaufes an, sondern erscheint als ein rein der Vergangenheit angehöriger, einmaliger, abgeschlossener, hat also mit den Vrtrakämpfen Indras (diesem erst lang nach der Trennung der Inder von den Eraniern und übrigen Ariern entstandenen Naturmythus § 196) nicht das mindeste gemein, desto mehr mit der alten, den Indern, Eraniern und Semiten gemeinsamen Urtradition von einem Kampfe der Gottheit gegen ein Reich der Finsternis. — Der fortdauernde athmosphärische Kampf, den die Inder der zweiten Periode als Spaltung des Wolkengottes Vrtra durch den Blitz des Indra darstellten, wurde in dem Polytheismus der Pelasger in ganz andrer Form dargestellt. Dem Zeus tritt nämlich zur Seite eine weibliche Gottheit: Pallas, die Göttin des blauen Himmels; sie bezwingt die Gorgo, d. h. die schwarze finstre unheildräuende schreckende Wetterwolke, die den Glanz des Himmels verdunkeln will, dadurch, daß sie die Aegis (d. h. den Gewittersturm, von ἀΐσσω, nicht von αἴξ) schüttelt und nach der Gorgo ihre Blitze schleudert, sodaß die Wolke zerfließt und der heitre Himmel wieder zum Vorschein kommt. So trägt sie denn auch das von Blitzen umgebene Haupt der Gorgo als Siegeszeichen in ihrem Schilde. (Theogon. 270 ff.) Sie hat den Beinamen Ἑλεσίη „die helle", Ἀθήνη „die glühendstrahlende" (von αἴθω).

In der homerischen Zeit erscheint sie als Tochter des Zeus und als die oberste Gottheit nächst ihm (Il. 5, 875 ff.; Od. 16, 260). In Wahrheit ist sie nichts, als eine Verdoppelung des Zeus, und eigentlich mit ihm identisch. Wann diese Doppelgängerin sich von Zeus abgelöst habe, wissen wir nicht. Es scheint, daß man unter Zeus sich die wirkende Kraft dachte, und ihr gegenüber den blauen Himmel als das von Zeus gewirkte mit Pallas bezeichnete, und dies Werk des Zeus dann selbst zu einer Gottheit erhob. Als der Doppelgängerin des Zeus wird ihr auch an jenem (einmalig vergangenen) Kampfe gegen die Giganten ein Antheil zugeschrieben. — Eine ähnliche Verdoppelung wurde mit dem griechischen Sonnengott vorgenommen; ja sogar unter vier verschiedenen Namen erscheint derselbe. Sein ältester Name ist *Πᾶν* d. i. *φάων*; unter diesem Namen verehrten die Arkadier, ein auf dem pelasgischen Standpunkte stehen gebliebener Stamm, die Sonne und den Sonnengott. Bei den übrigen Stämmen findet sich von derselben Wurzel die Form *Φοῖβος* „der leuchtende". Und wie bei den Indern (Rigv. 1, 50, 3) der Licht- und Sonnengott Mitra ein „Wehrer des Uebels, Schützer und Rächer" heißt, und bei den Eraniern „der alles sehende", so gaben die Griechen ihrem Phoibos den Beinamen *ἀπέλλων* „der Abwehrer" (*ἀλεξίκακος*), was zu *Ἀπόλλων* umlautete.[1]) Die Sonnenstrahlen sind seine Pfeile, womit er die Drachen und Ungeheuer der Finsternis tötet (dies, sowie jener Titanen- oder Gigantenkampf, sind Spuren einer Reminiszenz an den Kampf der Gottheit mit einem Reiche der Finsternis). Er ist daher auch als der Gott der Schützen, als der Siegverleiher verehrt worden. Und weil bei Sonnenschein die stürmische See sich beruhigt, so sind ihm die auf ruhiger Wasserfläche spielenden Thiere: Delphin und Schwan, geheiligt. Er weidet die Wolken als seine Rinder, gibt aber auch den irdischen Herden Gedeihen; vor allem ist er es, welcher die Saaten zur Reife bringt; er ist daher der Gott der Ernten. Als Gott des Lichtes zieht er die verborgenen Frevel und Verbrechen an den Tag, und ist insofern Rächer des Bösen. Diese Eigenschaft wird ihm nicht darum zugeschrieben, weil er als ein persönlich ethisches Wesen, als heilig

---

[1]) So die jetzt gewöhnliche Annahme. Es ließe sich aber doch fragen, ob nicht *Ἀπόλλων* ursprünglicher Eigenname und mit dem altassyr. Sonnengott Bi'lu (§ 250) dem german. Gott des Sonnenscheines: Phol (Grimm, d. Myth. 3. Ausg S. 205 f.) dem etruskischen Apul und dem slavischen Bjel-bog identisch sei.

und allwissend im Sinne der ältesten Vedareligion gedacht würde; nicht das Gewissen, das der Heiligkeit der Gottheit sich bewußt wäre, liegt diesem Zuge zu Grunde, sondern die poetische Phantasie, die nämliche, vermöge deren die Redensart: „ein Verbrechen kommt an den Tag", entstanden ist; nicht vermöge ethischer Willensheiligkeit sondern vermöge der physischen Eigenschaft des Tageslichtes, vorher dunkel gewesenes in die Sichtbarkeit zu ziehen, ist Phoibos Apollon der Entdecker und somit Rächer von Verbrechen. Und weil nun die physische Sonnengluth Dürre, Hunger, Fieber und Pest erzeugt, so wurden diese Uebel, wo sie auftraten, als von Phoibos verhängte Strafen für irgend ein verborgen und ungesühnt gebliebenes Verbrechen (mehr abergläubisch als fromm) betrachtet, und es ergab sich daraus die Forderung, den erzürnten Sonnengott durch Opfer zu versöhnen. So hat sich aber allmählich der Sonnengott aus einer bloßen Naturmacht in ein anthropomorphisch gefaßtes persönliches Individuum (in eine von der poetischen Phantasie geschaffene Personifikation und Person) verwandelt, und nun wurde von ihm, dem Gotte der Sonne und des Lichtes, die Sonne selbst, der ἥλιος (vom Stamme σελ-ἑλ-) unterschieden. Und von da that man denn auch den letzten Schritt, indem man diesen Ἥλιος selbst wiederum personifizirte und als einen zweiten Gott neben Phoibos stellte. Phoibos wurde dann als der Lichtgott, Helios als der Lenker des Sonnenwagens gefaßt. — So sehen wir, wenn wir uns an den dem Mitra zur Seite gestellten Surja oder Savitr § 198 erinnern, bei zwei verschiedenen und längst getrennten Völkern analoge mythologische Prozesse sich vollziehen in völliger Unabhängigkeit von einander. Uebrigens wurde die Verdoppelung des Sonnengottes in Griechenland nie so streng und konsequent festgehalten und durchgeführt, wie in Indien die des Mitra und Savitr, sondern Phoibos Apollon und Helios spielten fortwährend in einander über. —

§ 230. Forts. Die übrigen pelasgischen Götter.

Zeus, Pallas und Pan-Phoibos waren die drei obersten Gottheiten der pelasgischen Griechen. An sie reihte sich eine Anzahl niederer Götter, von denen wir zwar nur aus nachpelasgischer Zeit direkte Nachrichten haben, deren enge Verwandtschaft und Analogie mit den indischen Göttern aber zu dem sichern Schlusse berech-

tigt, daß auch sie schon von Asien mit herübergebracht also schon in der pelasgischen Zeit verehrt worden seien. — 1) Dem männlichen Sonnengott zur Seite steht Artemis, die weibliche Mondgöttin. Ihr ältester Name war Ἑλενα, d. i. σελήνη, und der späteren, jonisch-homerischen Sage vom Raube der Helena liegt zu Grunde der alte Naturmythus von der Mondgöttin Helena, die zur Zeit des letzten Viertels von einer feindlichen finsteren Macht geraubt und verschlungen wird und am Osthimmel, westlich von der Sonne verschwindet, dann aber am Westhimmel, östlich von der Sonne, als neuer Mond wieder zum Vorschein kommt. Die Vermenschlichung dieses Naturmythus ist völlig analog der Vermenschlichung, die der altgermanische Mythus von Sifrid im Mittelalter in der Nibelungensage erlitten hat. — Der jüngere Name, Artemis, ist ursprünglich nur Beiname, Epitheton, gewesen; Helena hieß ἄρτεμις, die unverletzte", weil sie aus dem monatlichen Verschwinden jedesmal unverletzt wieder hervorging. Darum, sowie um ihres weiblich sanften Glanzes willen, wurde sie dann in nachpelasgischer Zeit auf dem Wege der poetischen Personifikation und phantasiereichen Allegorie zur Beschützerin der Jungfrauen und der Jungfräulichkeit. Als Mondgöttin führte sie ein Gespann mit goldenem Zügel (Il. 6, 205.) Da der Mond Lichtstrahlen ausgießt wie die Sonne, so hat Artemis Pfeile wie Phoibos. Und da nach nächtlichem Sturm und Regen beim Aufgehn oder Sichtbarwerden des Mondes die Wogen sich beruhigen, so ist Artemis die „wellenglättende"; aus ebenso natürlichem Grunde ist sie Beschützerin der nächtlich schweifenden Jäger, der Wälder und, weil dem Monde der Thau zugeschrieben wurde, der Fluren. Wir sehen: bei der Ausbildung dieser Göttergestalten ist keine andre Kraft thätig, als die der poetisch-sinnreichen Phantasie welche allegorische Personifikationen schafft. — 2) Der indischen Uscha entspricht Ἠώς, die Göttin der Morgenröthe. Der in dieser sich zeigende Morgenstern, der zu andern Zeiten wieder in der Abendröthe als Abendstern erscheint, wurde von den Griechen wie von den Indern als ein Paar von Zwillingsbrüdern aufgefaßt; bei den Indern hießen sie Açvinas, bei den Griechen Διὸς κοῦροι „die Burschen des Zeus" (junge Diener des leuchtenden Himmels.) Sie wurden als siegreiche, hilfreiche Wesen aufgefaßt; ihre Beziehung auf den Morgen- und Abendstern ging übrigens frühzeitig verloren, und findet sich nur noch spurweise. — 3) Dem Agnis der Inder entspricht bei den

Griechen der Prometheus Pyrphoros, der als Gottheit frühzeitig in den Hintergrund trat, und zum bloßen Sagenhelden verblasste, wie denn in der That eine göttliche Verehrung des Feuers als solchen bei den nachpelasgischen Griechen sich nirgends findet. In der pelasgischen Zeit mag Prometheus vielleicht noch göttliche Verehrung genossen haben. Die Prometheussage schließt sich übrigens keineswegs an die indische Agnisverehrung an. Bei den Indern wurde das Feuer „das im Doppelholz verborgene" genannt (weil es durch Reibung zweier Hölzer hervorgebracht wurde); wenn bei den Griechen Prometheus das Feuer in dem hohlen Stengel einer Staude (als glimmendes Mark) vom Himmel gebracht hat, so ist dies offenbar eine ganz andre Anschauung. Näher berührt es sich, wenn Agnis als „der im Wasserbett gezeugte Stier" (der im Wolkenschooß erzeugte Blitz), Prometheus aber bei den Griechen als „Enkel des Okeanos" (Sohn der vom Meer aufsteigenden Wolken) bezeichnet wird. Der Name Prometheus ist sichtlich ein erst sekundär entstandener Beiname, durch den irgend ein älterer Name verdrängt ward; ein solcher älterer Name ist Ἥφαιστος, d. i. der vom Himmel fallende Blitz, doch schieden sich bald der Gott des himmlischen Blitzfeuers Hephaistos und der Halbgott des irdischen Heerdfeuers Prometheus von einander. Daß beide ursprünglich identisch waren, ersieht man daraus, daß Hephaistos fort und fort als Schutzgott und Vorsteher der ἑστία, des häuslichen Heerdes, betrachtet wurde. Und schon vor Homer wurde dann diese Hestia selbst wieder zur Gottheit personifizirt und als Schutzgeist des Hauses gefaßt. — 4) Daß auch Meer und Erde als göttliche Naturmächte verehrt worden seien, läßt sich von vornherein muthmaßen. Ποτιδάος, später Ποσειδάων, ward jedenfalls schon in der pelasgischen Zeit als Gottheit verehrt; Odyss. 13, 143 bezeichnet Zeus den Poseidon als „den ältesten und besten der Götter". Er läßt die Quellen sprudeln und versiegen; als Αἰγεύς „Erschütterer" bewegt er die Wogen, wie Zeus die Wolken; auch die Erdbeben wurden dem Poseidon zugeschrieben. Neben ihm steht als Doppelgänger Ὠκέανος, ursprünglich nur Appellativum für „Meer"; bei Homer, als man den außerhalb der Säulen des Herakles befindlichen Ozean vom mittelländischen Meere zu unterscheiden anfing, Name eines besonderen Gottes, der als Urstrom zugleich „der Ursprung aller Götter" sein mußte, worin sich schon eine naturphilosophische Reflexion (analog der des Thales)

aussprach. — Die Erde als Früchtebringerin hieß bei den Pelasgern in Dodona geradezu Διώνη „die Göttin", oder Δημήτηρ „die mütterliche Göttin", und stand als solche dem Δεῦς oder Δίος, dem leuchtenden Himmel, gegenüber als das weibliche, empfangende Prinzip. In späterer Zeit (bei Hesiod ἔργ. 561) wird die der Demeter gehörige Erde, Γαία, selbst zur Göttin (wie Helios neben Phoibos) und wird in poetisch-philosophischer Reflexion als „die Mutter Aller" bezeichnet. Demeter wird dann auch als Göttin des Hauses (der festen agrarischen Ansidelung) und somit der Familie und des geordneten Rechtsstandes (der Θεσμοί) verehrt. — 5) Zum Zeus als dem Gott des leuchtenden hellen Tageshimmels traten in der pelasg. Zeit zwei weibliche Gottheiten in Gegensatz; erstlich, wie gesagt, Dione als Göttin der empfangenden, vom Himmel befruchteten Erde, zweitens Hera als die Göttin des dunkeln Himmels. Hera ist schon von den Pelasgern in Thessalien verehrt worden.[1]) Sie ist die Göttin des dunkeln Himmels, nicht bloß des nächtlichen, sondern auch des bei Tage durch Wolken verfinsterten im Gegensatz zu Zeus dem Gotte des lichten blauen Himmels. Hebe, die Göttin des Frühlings, sammt den Chariten, den Gaben des Frühlings, hießen, Töchter der Hera, offenbar weil der Sternenhimmel mit seinem Wechsel der Thierkreisbilder den Wechsel der Jahreszeiten und die jährliche Wiederkehr des Frühlings herbeiführt. Hera's Dienerinnen sind darum die Horen (Jahreszeiten) nebst der Iris, dem am dunkeln Himmel erscheinenden Regenbogen. Der Argosfasan (als Abbild des Sternhimmels) ist der Hera heilig, und als Göttin des nächtlichen Himmels wurde sie auch um Beschützung der Heerden angefleht. — 6) Als Gott der Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit, des Keimens und Sprossens wurde schon in pelasgischer Zeit Διο-νύσος (von der Wurzel νυχ, feucht, Aue) verehrt. Ihm war der Widder heilig. Erst in viel späterer Zeit wurde er mit dem Weingotte der thrakischen Völker identifizirt und orgiastisch verehrt. — 7) Endlich ist auch Hermes eine schon für die pelasg. Zeit nachweisbare Gottheit. Er hat den vieläugigen Argos getödtet (den Sternhimmel ausgelöscht), er hat die Rinder des Sonnengottes listig hinweggetrieben; er trägt

[1]) Duncker's Ansicht, daß Hera ursprünglich neben Demeter eine Göttin der Erde gewesen sei (solche Verdoppelungen sind alle jünger!) und erst in homerischer Zeit in den Himmel zu Zeus hinauf erhoben worden sei, erweist sich nach jeder Seite als unhaltbar.

(Apollod. 1, 6, 2) die Nebelkappe, den „Helm des Hades“, bezwingt die Augen der Menschen mit seinem Zauberstabe, daß sie einschlafen, sendet ihnen Träume, und führt die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt. So ist er also der Gott der Finsternis, des Schlafes und des Todes, somit auch der Gott der nächtlichen Stürme und Ungewitter, darum aber auch als Regenbringer ein Gott der Fruchtbarkeit (Hesiod. theog. 444; Il. 2, 101 ff.; 14, 491.) In keiner Weise erscheint er aber als ein böser, Zeus feindlicher Gott; die Finsternis ist dem Griechen nur Naturerscheinung.

§ 231. Zweite Periode: Die der Sagenausbildung.

Wir konnten die pelasgische Urform der griechischen Religion und ihrer Götter nicht anders schildern, als durch Ausscheidung aus dem, was erst in späterer Zeit aus diesen Göttern gemacht wurde, und so haben wir, indem wir die spätere, phantastisch-poetische, allegorisch personifizirende Ausbildung der einzelnen Götter gelegentlich miterwähnen mußten, schon über die erste Periode hinausgegriffen, und die zweite, bis zum homerischen Zeitalter reichende schon mitgeschildert. Poetisch-allegorisirende Personifikation der alten Naturgottheiten d. h. Naturgewalten, Verdoppelung vieler derselben, und somit ein entschiedener Zug zu anthropomorphistischer Vermenschlichung also zum reinen Polytheismus, dies sind die Charakteristika dieser zweiten, etwa von 1500 bis 1200 v. Chr. dauernden Periode. Nur eines ist noch nachzuholen. Ganz analog, wie die Göttergestalten, sind auch die alt-arischen Sagen ins Phantastische umgebildet worden und neue Sagen dazu entstanden. Dabei hat denn auch eine Verdoppelung der Sagen stattgefunden, indem ein und dieselbe Ursage bei verschiedenen Stämmen verschiedene Gestalt annahm und dann als Mehrheit verschiedener Sagen erschien. — 1) Die bei den Indern frühzeitig verwischte und in's Physische umgedeutete, bei den Eraniern reiner erhaltene Urtradition von dem Schlangentöter findet sich bei den Griechen in doppelter, ja dreifacher Gestalt wieder. Erstlich bei den Argivern als die Sage von Herakles, der ein Seeungeheuer tötet (Il. 20, 144; 21, 441) und dabei von einem Seekrebs in die Ferse gebissen wird (Appolod. 2, 5, 2, vergl. O. Pfleiderer über die Genesis des Mythus, Denkschrift 1874, S. 4 ff.) Es ist der eranische Kampf Thraetona's mit der

Schlange Dahâka.[1]) Von einer physikalischen Deutung auf die Zerspaltung einer Wetterwolke durch einen Blitz, wie bei den Indern der Indraperiode, findet sich bei den Griechen nicht die leiseste Spur, so wenig wie bei den Eraniern. In dieser Hinsicht hat sich bei ihnen der alte Traditionsstoff rein erhalten; nur ist dieser Kampf mit der Schlange zu einem Einzelereignis von lokaler Bedeutung zusammengeschrumpft, und die welterlösende Bedeutung dieser Schlangentötung ist, wenn nicht ganz vergessen, doch sehr verwischt. (Hin und wieder wird Herakles auch noch bei späteren Dichtern als eine Art von erwartetem Welterlöser betrachtet). Uebrigens hat sich schon früh, wohl schon zu Homers Zeit, den Griechen die Gestalt des Herakles verschmolzen mit der des hamitisch-phönizischen Sonnengottes Melkart (§ 251), der im böotischen Theben verehrt wurde, und soweit dies geschah, wurde der Sinn der alten Sage ganz verwischt und diese allegorisch und physikalisch umgedeutet, nämlich Herakles als der Sonnengott betrachtet, der die zwölf Zeichen des Thierkreises nach einander überwindet und sich durch alle hindurchkämpft. Jedoch hat diese aus Phönizien importirte Anschauung in Griechenland niemals durchzudringen vermocht; Phoibos Apollon blieb der Sonnengott der Griechen, und jene phönizische Gestaltung des Mythus hat schließlich nichts weiter bewirkt, als daß man dem Herakles eine weitere Reihe von Heldenthaten andichtete. — Jene Urtradition von dem Schlangentöter findet sich nun aber bei den Joniern in einer ganz anderen Gestalt, nämlich in der Sage von Theseus, der ebenfalls ein Seeungeheuer tötet. Eine dritte, wohl noch ältere Gestalt, die aber ebendarum in der Zeit, als sie aufgezeichnet wurde, schon viel verwaschener und entstellter war, ist die Jasonsage. Auch Jason tötet eine furchtbare Schlange. Wie diese Sage in phantastischer Dichtung zur Argonautensage ausgeschmückt wurde, ist bekannt. Den alten Sinn der Schlangentötersage verstand der Grieche nicht mehr; alle diese alten Sagen waren ihm nur ein Spielzeug für seine Phantasie. — Auch in der Sage vom Kampfe des Zeus mit Kronos und den Titanen (§ 229) liegt, wie Duncker richtig erkennt, eine Reminiszenz an den Kampf mit Vrtra (§ 196), also an den Kampf der Gottheit mit einem

[1]) Eine Verdopplung der Sage ist der Sieg des Herakles über das dreiköpfige Ungeheuer Geryoneus, das wiederum der dreiköpfigen Schlange Dahâka (oben S. 83) entspricht.

Reiche der Finsternis. (Ueber Japetos vgl. § 248 B). — 2) Die Fluthsage hat sich bei den Griechen ziemlich rein erhalten. Auch sie erscheint bei verschiedenen Stämmen in verschiedener Gestalt. Die pelasgischen Einwanderer in Böotien und Attika erzählten von einem König der Urzeit, Ogyges, zu dessen Zeit eine allgemeine Fluth das Menschengeschlecht vertilgt habe (Pausan. 9, 5; Censorin. de die nat. 21). Die Pelasger in Arkadien und Samothrake leiteten ihren Ursprung von Dardanus ab, der in der allgemeinen, das Menschengeschlecht vertilgenden Fluth in einem Schlauche gerettet wurde (Lycophr. Cassandra 71—85 u. a.) Bei den nachpelasgischen Griechen ist es Deukalion, ein Sohn des Feuergottes, welcher in Hellas lebte, in einer alle Menschen vertilgenden Fluth nebst seinem Weibe Pyrrha in einem Schiff sich auf die Spitze des Pindus rettete, und, als die Fluth zu sinken anfing, eine Taube aussandte, um nach Land zu suchen (Plut. moral. ed. Wyttenb. vol. 4, p. 891). Daß die Fluth ein Strafgericht gewesen, daran haben die Griechen so wenig eine Erinnerung, als die Inder. Daß der Grieche in jener Zeit, wo er von den asiatischen Gebirgen nichts mehr aus Erinnerung und noch nichts aus geographischer Erudition wußte, die Landung des Schiffes auf einen ihm bekannten Berg verlegte, war ganz natürlich. Die Vorstellung einer bis zum Gipfel des Pindus reichenden Fluth war aber entschieden die einer Sintfluth, nicht die einer lokalen Ueberschwemmung, und nichts ist abgeschmackter, als die oft geäußerte Meinung: lokale Ueberschwemmungen möchten bei den einzelnen Völkern den Anlaß zu ihren Fluthsagen gegeben haben. Eine lokale Ueberschwemmung, sie sei so furchtbar wie sie wolle, muß, um eine lokale zu bleiben, durch Berge oder Höhen begrenzt sein, kann also immer nur über die Sohle eines Thales sich erstrecken, wo dann stets — wenigstens für einen Theil der Bewohner, Flucht auf die begrenzenden Höhen möglich ist. Die Anschauung einer überschwemmten Thalsohle und die eines, die höchsten Berge bedeckenden Meeres haben so wenig mit einander gemein, daß die eine nicht in die andere übergehen kann. — 3) Eine Erinnerung an Nimrod (1. Mos. 10, 10) scheint der Riese und Jäger Ὠρίων zu sein (Odyss. 11, 309 u. 571; Il. 18, 486). Zu bemerken ist, daß die Septuaginta, die chald. und die syr. Uebersetzung den Namen des Sternbildes כְּסִיל Jes. 13, 10, Hiob 38, 3 durch Ὠρίων wiedergeben. — 4) Es bildeten sich bei den Griechen

in dieser Periode auch neue Sagen auf historischer Grundlage. Die berittenen Ureinwohner Thessaliens gaben Stoff und Anlaß zu der Sage von den Kentauren; die, Steinburgen bauenden Pelasger zu der von den Lapithen, und es war eine Erinnerung an alte Kämpfe zwischen beiden vorhanden. Die Erinnerung an Hymnensänger einer uralten Vorzeit (analog den Vedensängern) die an heiligen Quellen ihre Hymnen sangen, verkörperte sich in der Sage von Orpheus.

§ 232. Dritte Periode: Die Heldenzeit.

Um 1000 v. Chr. begannen die Vikingerfahrten oder Kriegszüge der Griechen nach Kleinasien, wo sie Küstenstriche eroberten und kleine Staaten gründeten. Das Gedächtnis dieser Abenteurerfahrten hat sich verkörpert in der Sage vom trojanischen Kriege. Diese Phase hat einen mächtig umgestaltenden Einfluß auf die Religion der Griechen gehabt. Während bei den Indern die Priesterkaste der Brahmanen den Sieg davontrug über die Kschatrias, so bildete sich bei den Griechen gerade umgekehrt der entschiedenste Supremat der kriegerischen Fürsten über die Priester aus, wobei die Priester und heiligen Sänger äußerlich und innerlich in völlige Abhängigkeit von den kriegerischen Heldenfürsten kamen. Während nämlich früher die heiligen Sänger nur die Götter gepriesen hatten, nahmen jetzt diese Heldenfürsten, als ob sie den Göttern gleich wären, den Lobpreis der Sänger auch für sich in Anspruch, und willig wurde er ihnen gewährt. Es entstanden die Lobgesänge auf die Helden, woraus sich allmählich die epische, sogen. homerische Poesie entwickelte. Die Helden werden freilich als unter den Göttern stehende Menschen (Od. 4, 78), aber doch als mit den Göttern in familiärem Verkehre stehend, ja theilweise als Sprößlinge einzelner Götter (Achill der Thetis, die Atriden des Tantalos und Zeus) dargestellt. Aber in dem Maße, als die Helden zu einer Art von Halbgöttern hinaufgeschraubt werden, werden die Götter zu den Menschen herabgezogen und vermenschlicht. Die Sänger, die neben den Göttern auch die Helden priesen, priesen die Götter nach dem Bilde der Helden. Waren die Helden Sprößlinge der Götter, so mußten die Götter nach menschlicher Weise Kinder zeugen; verkehrten die Helden mit den Göttern, so mußten diese sich herablassen, in menschlicher Gestalt bei den Helden einzukehren (Od. 1, 96 ff. u. s. w.) Es entstand mit Einem Worte die homerische

Götterwelt, die von der alten pelasgischen und nachpelasgischen Götterwelt toto coelo verschieden ist. Es entstand eine phantastische Mythologie rein polytheistischer und zwar anthropopathischer (nicht bloß anthropomorphischer) Art. Dabei wurden die Gestalten und Typen der einzelnen Götter wesentlich umgestaltet; Hermes, der Gott der Finsternis und des Schlafes, wurde in einen Götterboten verwandelt, Hephaistos, der Gott des Blitzes, sank zu einem lahmen Handwerksmann herab, der den andern Göttern ihre Waffen schmieden mußte; die Mondgöttin Helena wurde völlig zum menschlichen Individuum, zum ehebrecherischen Weibe des Menalaos. Dagegen trat Ares der Kriegsgott (der wohl schon in und vor der pelasg. Zeit existirt haben mußte, weil er bei einer andern arischen Völkerfamilie, den Germanen, unter dem gleichen Namen Ear, Er sich wiederfindet, der aber vielleicht ursprünglich nur der menschliche Stammvater der Arier,[1]) also mit dem Airja oder Eradsh der Eranier § 224 identisch war) unter die höheren Götter ein und in den Vordergrund. — Aber auch fremde Götter wurden in dieser Zeit aufgenommen. In Kleinasien trafen die Griechen den heidnisch-semitischen Kult der Geburtsgöttin (lydisch: Kybele, phrygisch: „die große Mutter", teukrisch: „die idäische Mutter", phönizisch: Kythera oder Astarte) und nahmen sie auf, verwandelten sie aber mit ihrem angeborenen nationalen Sinn für Schönheit und Dekorum aus einer unfläthigen Göttin der Geilheit in die jugendliche Göttin des Liebreizes und der Anmuth: Aphrodite. Im Baal der heidnischen Semiten erkannten sie (nach § 229 vielleicht mit Recht) ihren eigenen Apollon wieder: auch ihn gestalteten sie anthropomorphisch, aber ebensowenig nach dem wüsten Vorbild des orientalischen Baal. — Aber nicht widerspruchslos ging diese Umgestaltung der Religion vor sich. Der Zwiespalt zwischen der neuen Götterwelt der Dichter und der alten Götterwelt des Kultus konnte nicht anders, als in's Bewußtsein treten. Und da war es nun ein Stammesgegensatz, mit welchem dieser religiöse Zwiespalt sich identifizirte. Bei den leichtlebigen und leichtsinnigen jonischen Stämmen fand die phantastische Dichterreligion sofort unbestrittenen Eingang, während die ernsteren strengeren Dorer an dem alten Götterkult festhielten. Auch in den

[1]) Daß arische Stämme im Kampf mit Völkern fremder Rasse den Stammvater der eigenen Rasse um Schutz anriefen, und dieser auf solchem Wege zum Kriegsgott wurde, war sehr natürlich.

ethischen Anschauungen tritt ein analoger Unterschied beider Stämme hervor. Bei den Dorern war mehr sittlicher Ernst. Während in der jonischen Poesie Homers der Mörder nichts zu fürchten hat, als die Blutrache der Verwandten, so galt bei den Dorern (nach Aussprüchen des delphischen Orakels) der Mörder als verunreinigt, und mußte von Staatswegen verbannt werden; nur in fremdem Lande konnte er durch ein sühnendes Opfer, nämlich durch Tötung eines Thieres, dessen Blut über seine Hände laufen mußte, gereinigt werden, unter Anrufung des *Ζεῦς καθάρσιος*; war er so mit den Göttern versöhnt, so mußte er dann noch freiwillige Buße übernehmen und schließlich mit den Verwandten des Ermordeten sich aussöhnen; dann erst durfte er in sein Volk zurückkehren. Sonach wurde bei den Joniern die Bestrafung des Mordes als privatrechtliche Sache betrachtet, während dem dorischen Brauche das Bewußtsein einer objektiven göttlichen und staatlichen Strafgerechtigkeit zu Grunde lag. Dazu kam noch der bekannte Gegensatz der Aristokratie und Demokratie. Der Gegensatz beider Stämme verschärfte sich zu einem feindlichen in der Zeit der dorischen Wanderungen (1000—800). Aeoler und Dorer, von den Thessaliern gedrängt, verließen Thessalien; die ersteren wanderten in das kadmeische Theben, die andern in die Landschaft Doris, und da diese sie nicht fassen konnte, in den Peloponnes nach Sparta, Argolis und Korinth. Die jonischen Stämme, die hier gewohnt hatten, flüchteten, von den Dorern verdrängt und vertrieben, nach Attika. Diese Uebermacht der Dorer führte zu einer Art religiöser Reformation.

§ 233. Vierte Periode: neue religiöse Vertiefung unter dorischem Einfluß.

In Böotien und Doris, sowie im Peloponnes herrschend, fanden die Dorer (seit 900) im Tempel und Orakel des Apollon zu Delphi ihren religiösen Mittelpunkt und die Weihe ihres politischen Lebens. Die plattrationalistische Ansicht, als ob dies Orakel nichts weiter als ein schlauer Priesterbetrug gewesen wäre, oder als ob vollends die Priesterin auf Bestellung der politischen Herrscher ihre Orakelsprüche ertheilt hätte, bedarf keiner ernstlichen Widerlegung. Zwar die Periode der unmittelbaren Mantik, wo hymnendichtende Begeisterung und psychisch-pathische Erregung noch in eins zusammenfielen, war vorüber, aber zwischen dieser Mantik und plattem Priesterbetruge liegt noch viel in der Mitte. Den Dorern war das delphische Heiligthum keine menschlich ersonnene Anstalt für frommen Betrug, son=

dern ein wirkliches Heiligthum; die tiefsten ethischen Wahrheiten und ethischen Forderungen, von denen ihr Gewissen ihnen Zeugnis gab als von göttlichen Forderungen an die Menschen, sahen sie dort konzentrirt in einem fortgehenden lebendigen Verkehr der Gottheit mit den Menschen, wo die Gottheit Offenbarungen gab. Auf der Basis dieses Bewußtseins fand ein dem Somnambulismus jedenfalls nahe verwandter psychisch-pathischer Zustand der Priesterinnen statt, welcher seine Entstehung nicht der Willkür dankte, aber mit Willen gepflegt, erhalten, neu hervorgerufen wurde (analog wie bei den Inspirirten im Sevennenkrieg). Und wie die Ethik der Dorer keine bloße Privatethik, sondern eine soziale, die Bürger- und Staatspflicht mitbestimmende war, so erstreckten sich die Aussprüche der inspirirten Pythia auch auf staatliches; es war nicht Betrug, sondern ein höchst naturwüchsiges und unwillkürliches Produkt des geschichtlich bestimmten Geisteslebens, wenn das delphische Orakel sich im Sinne der aristokratischen Verfassung der Dorer und gegen die demokratische der jonischen Stämme aussprach. Jene Verfassungsform lebte im Bewußtsein der Dorer als eine heilige und geheiligte (analog, wie heutiges Tages bei christlich gesinnten Männern das Festhalten an der monarchischen Staatsform und der Widerstand gegen sozialdemokratische Umsturzideen für Christenpflicht gilt). In diesem Sinne gab das delphische Orakel der aristokratischen Verfassung der Dorer und speziell der lykurgischen Gesetzgebung seine göttliche Sanktion. — Aber auch auf die jonischen Stämme blieb dies Orakel nicht ohne Einfluß. Dazu trug wesentlich das friedliche Verhältnis bei, in welches die peloponnesischen Dorer sich mit den dort (in Elis) zurückgebliebenen Joniern setzten. Diese jonischen Eleer brachten in Olympia dem Zeus ihre Opfer; da nun Zeus ein allen Griechen gemeinsamer Gott war, so nahmen auch die Spartiaten an diesen Opferfesten Theil, und in dieser gemeinsamen Feier der olympischen Feste erhielt der politische Friede zwischen Sparta und Elis seine Sanktion. Als Gegenstück fand bald eine Theilnahme der jonischen Stämme an der Verehrung des pythischen, d. i. delphischen Apollon statt. Soweit zwar ging der Einfluß des delphischen Orakels nicht, daß die jonischen Stämme ihre demokratischen Verfassungen aufgegeben hätten (Ansätze dazu blieben vorübergehend), aber soweit ging er, daß das ernstere ethische Bewußtsein und vor allem das ernstere Kriminalrecht sich um 800 auch bei den Joniern, vor allem in

Attika, Bahn brach. Und mit ihm eine ernstere Anschauung vom Wesen der Götter. Die durch die kleinasiatischen Jonier und die homerische Heldensage phantastisch vermenschlichten Götter wurden wieder als übermenschliche, ja als ethische Mächte verehrt, Apollon als der Hüter des sittlichen Lebens, der reine fleckenlose Gott, der Rächer und zugleich Entführer des Bösen, Zeus als der Schirmherr des ewigen Rechtes, Athene als die Göttin des besonnenen Rathes. Diese drei wurden jetzt die höchsten Gottheiten. Es war im wesentlichen diejenige Religion, wie sie noch bei den Tragikern Aeschylus und Sophokles uns entgegentritt. Das Demeter-Opfer zu Anthela, welches dorisch-thessalische Stämme mit böotisch-dorischen zusammen seit Alters gemeinsam gefeiert hatten, bekam jetzt eine mehr als lokale Bedeutung; es gab den Anstoß zum Amphiktyonenbunde (um 750) und die Amphiktyonen setzten sich nun auch zu den delphischen Opfern in direkte Beziehung, indem sie das alljährige pythische Fest zu Delphi, ebenso wie ihr Demeterfest, für Bundessache erklärten und unter ihren Schutz nahmen. So kam es zu einer völligen religiösen Einheit der verschiedenen Stämme, welche sich in dem gemeinsamen Nationalnamen „Hellenen", der nun in Gebrauch kam, einen Ausdruck gab. War auch keine staatliche Einheit, nicht einmal eine Gleichheit der Verfassungen vorhanden, so wurde doch das Bewußtsein nationaler und religiöser Zusammengehörigkeit lebendig. So wurde nun von Delphi aus auch auf die Deukalionsage Werth gelegt; Deukalion sollte auf der Spitze des Parnassos gelandet sein; Hellas wurde zur „Landschaft von Dodona" gemacht, Deukalion aus einem Stammvater der Menschen zu dem der Griechen, der „Hellenen", und so wurde Ἕλλην zum Gemeinnamen für alle griechischen Stämme. Merkwürdiger Weise erfolgte dieser reformatorische Prozess der relig. Vertiefung in Griechenland ziemlich gleichzeitig mit der zarathustrischen Reformation bei den Eraniern und mit der brahmanischen Deformation der indischen Religion.

§ 234. **Fünfte Periode: die der künstlichen Religionssysteme.**

Diese von den Dorern ausgegangene, aus ihrer Hegemonie sich erklärende Reaktion gegen den phantastisch-anthropopathischen Polytheismus der Jonier hielt aber nicht lange vor. Manchfache Ursachen wirkten zu neuem Religionsverderb zusammen. Seitdem Psammetich das bis dahin hermetisch verschlossen gewesene Aegypten den Frem-

den geöffnet hatte (670), machten ägyptische Einflüsse in Griechenland sich mit Macht geltend; die Hellenen fingen an, Aegypten als einen Ursitz und Urquell alter Weisheit zu verehren, naturalistisch-pantheistische Religionsideen von Aegypten herüberzunehmen (s. unten § 250 Anm. 2), und nach ihnen die griechische Götterwelt zu deuten, was um so leichter anging, als ja die alte pelasgische Religion wirklich nichts anderes, als eine pantheisirende Verehrung der Naturkräfte — der der Natur immanenten Gottheit — gewesen war. Dadurch wurden die ethischen Ideen, die sich in der dorischen Periode mit dem Opferkult verbunden hatten, wieder in den Hintergrund gedrängt (nur bei den Tragikern wirkten sie fort), und an die Stelle der ethischen Religion trat eine kosmogonisch-naturphilosophische, um so rascher, als das hellenische Volk seiner geistigen Begabung nach eine besondere Neigung zu naturphilosophischen und philosophischen Grübeleien hatte. Nun suchten die äolischen Dichter Böotiens aus der Schule Hesiod's in rein theoretischer Weise nach ihrem subjektiv grübelnden Gutdünken die Götterwelt zu ordnen, und die verschiedenen, meist schon sehr umgewandelten Sagen zu einem systematischen Ganzen zu vereinigen. Es war eine philosophisch-systematisirende Thätigkeit analog der des Zarathustra, nur mit dem gewaltigen Unterschied, daß Zarathustra (§ 218 u. 220) auf den Grundgedanken der alteranischen Religion zurückging, während Hesiod in seiner Theogonie (um 630) und seine Schüler durchaus unhistorisch und willkürlich verfuhren. Die bösen, finsteren Götter (Kronos mit den Titanen § 231, 1) wurden zu den Stammeltern der guten, lichten Götter gemacht; künstlich wurde die Legende (nicht Mythus) ersonnen, daß jene von diesen gestürzt worden seien durch eine Art Revolution. Die finstern Götter wurden aber dabei nicht als sittlich böse betrachtet, sondern als rohe Anfänge und erste Ansätze einer Weltentwicklung. Die Grundanschauung Hesiod's war also eine durchaus pantheistische: die ersten noch rohen Potenzen einer Welterzeugung werden überwunden durch höhere Entwicklungsstadien. Im hesiodischen Reiche des Kronos spiegelte sich das Barbarenthum, im Reiche des Zeus die hellenische Bildung. So wurde das Böse aufgefaßt als das werdende, nur eben noch unvollkommene Gute. Dabei wurden fremde (z. B. eteokretische und karische) Mythen mit den griechischen vermengt und die Elemente der altgriechischen Religion oft in komischer Weise misverstanden und misdeutet (wie wenn z. B.

die Aegis der Pallas — s. § 229 — in ein Ziegenfell — von αἴξ „Ziege" — verwandelt wurde!) Der Titanenkampf verwandelte sich in einen Versuch der alten Götter, die Herrschaft wiederzugewinnen.

§ 235. Sechste Periode: der polytheistischen Deisidaimonie und des gänzlichen Verfalles.

Sowie früher die unter dem Namen Homers zusammenbegriffenen kleinasiatischen Ependichter den jonischen Stämmen eine polytheistisch zugerichtete Götterwelt geliefert hatten, so empfing nun das ganze griechische Volk in den Theogonien der Aeoliker wiederum eine polytheistische Götterwelt, nur diesmal keine kindlich phantastische anthropopathische, sondern eine naturphilosophisch konstruirte anthropomorphische. Es war ein Chaos von Gottheiten und Mythen entstanden, in welchem sich niemand mehr zurechtzufinden vermochte; alte Kultusgedanken mischten sich mit neuen philosophischen Ideen, griechisches mit fremdem. So wie im Heiligenkult der römischen Kirche geschichtliche Kerne mit alten und neueren legendarischen Zuthaten in's unentwirrbare gemischt sind, und der ungebildete Laie einer groben polytheistischen Idololatrie verfällt, wenn er z. B. eine schwarze Mutter Gottes in Altötting und daneben eine weiße Mutter Gottes in Einsideln und noch verschiedene andere Mütter Gottes verehrt und zu ihnen wallfahrtet: analog war und wurde es in Griechenland. *Δεισιδαιμονία* nennt es der Apostel Paulus Apsch. 17, 21, und jener Fall, wo die Athener bei einer Pest eine Anzahl Böcke laufen ließen, und an jedem Platze, wo einer derselben stehen blieb, einem *θεὸς ἀγνωστός* einen Altar errichteten (Diog. Laert.), ist ein recht charakteristischer Beleg für diese polytheistische Superstition, die das Göttliche in so viele Bruchtheile zersplittert sieht, daß die größte Vielheit der Bruchtheile dem religiösen Bedürfnis doch keine Genüge leistet. Daß in diesen Zeiten, namentlich seit Beginn der Perserkriege, auch das delphische Orakel zu einer Anstalt wirklichen Priesterbetruges herabsank, ist begreiflich. Die Deisidaimonie und die Ethik traten nun (im Zeitalter der Sophisten und des Sokrates) völlig auseinander. Die Ethik blieb der Philosophie überlassen; die Deisidaimonie war reine Superstition. Schon seitdem mit den Perserkriegen und von da bis in's Zeitalter des Perikles die jonische Bildung in der Hegemonie Athens die geistige Herrschaft in Griechenland erlangte, schwand vollends jeder Rest des alten, von den Dorern gepflegten

religiösen Ernstes, und in Athen zeigt sich schon zur Zeit des Euripides jene leichtfertige Frivolität, welcher aller Götterkultus nur Spiel der Phantasie und Spielerei ist. Daß es edlere Naturen gab, welche ein tieferes religiöses Bedürfnis hatten, und nach Kraft zur Ueberwindung des sittlich Bösen oder wenigstens nach Trost und Beruhigung über das künftige Schicksal der Seele verlangten, versteht sich im Grunde von selbst; diese suchten Befriedigung ihres Bedürfnisses in einem, vom nationalen Kult geschiedenen und demselben abgewandten Geheimbunde, dem der eleusischen Mysterien. Diese esoterische Privatreligion trug aber seltsamerweise einen exotischen Charakter, indem sie sich ganz an die Gestalt und den Dienst des den Thrakiern entlehnten und thrakisch umgestalteten *Διονύσος* (§ 230) oder *Ἴακχος* anschloß. Als Spender der Unsterblichkeit, der Fortdauer nach dem Tode und eines seligen Zustandes nach dem Tode wurde Dionysos in den Mysterien verehrt, aber auch dies in superstitiöser, von den ethischen Beziehungen abgelöster, vielleicht sogar (vgl. Aristoph. *βάτρ.* 324 ff.) in wildmantischer Weise. Diese Mysterien machten das Volk nur in dem Glauben an seine alten Götter irre, ohne ihm etwas Besseres bieten zu können. Wie wenig ernst es selbst die besseren Griechen mit ihrer Religion nahmen, zeigt der konservativ gesinnte und der Frivolität sonst abholde Aristophanes in seinen Fröschen, wo er mit Herakles geradezu seinen Spott treibt. Zur Zeit dieses Dichters bot das so hoch gebildete Athen das widerliche Schauspiel eines Volkes, dem innerlich nichts heilig ist, am wenigsten das ethische Gesetz, das aber gleichwohl oder vielleicht ebendeswegen auf den einmal staatlich sanktionirten äußeren Kult mit Fanatismus hält, und darum den einzigen Mann, der ein entwickeltes Gewissen und wenigstens eine ahnende Erkenntnis des Einen, unsichtbaren heiligen Gottes besaß, durch Justizmord aus dem Wege räumte. Sein Schüler Platon durfte zwar ungestraft seine tiefen Ideen weiterentwickeln, aber Aufnahme und Verständnis fanden dieselben nicht; Platon's Stimme verklang wie die eines Predigers in der Wüste, und Aristoteles mit seinem lediglich auf das Diesseits und auf die Mechanik der verstandesmäßigen, menschlich-subjektiven Denkoperationen gerichteten Empirismus trug über den Platonismus den entschiedensten Sieg davon. So endete die hellenische Geistesentwicklung mit dem ungelösten Zwiespalt zwischen einer religions- und götterlosen Philosophie und einer aller Ethik baaren polytheistischen Deisidaimonie.

§ 236. Abschluß. Blick auf die Religion der Römer.

Die Religionsgeschichte der Griechen fängt, im Unterschiede von der der Inder und Eranier, für unser Wissen in einem Zeitpunkte an, wo die Griechen schon entschieden einem Polytheismus verfallen waren, der noch etwas unter dem der indischen Indraperiode stand. Daß auch bei ihnen dem Polytheismus ein Urmonotheismus vorangegangen war, läßt sich nicht mehr belegen, aber mit vollkommener Sicherheit daraus schließen, daß sie mit den Ost-Ariern in Asien zusammengewesen waren in einer Periode, wo (wie wir aus Kap. 1 A nun wissen) bei diesen die urmonotheistische Gotteserkenntnis noch herrschte. Ohnehin läuft der Entwicklungsgang der drei bis jetzt betrachteten arischen Religionen, soweit wir ihn kontrolliren können, merkwürdig parallel. Bei allen dreien führt eine angeborene Neigung, Gott einseitig als den der Natur immanenten anzuschauen, aus dem Monotheismus in Polytheismus; bei allen dreien tritt zwischen 1000 und 600 v. Chr. ein Versuch des Aufraffens, eine Periode der Reaktion ein, bei den Indern in der pantheistischen daher nicht re- sondern deformirenden Brahmatheologie, bei den Eraniern in dem wirklich reformatorischen religionsphilosophischen System des Avesta (Zarathustra's), bei den Griechen in der dorischen Reaktion und dem naturphilosophischen System der äolischen Theogonien. Aber auch der beste dieser Aufraffungsversuche, der das Zarathustra, barg (§ 222) den Keim neuer und tieferer Verderbnis in sich, und die griechische Religionsgeschichte lehrt uns dabei noch das Wichtige: daß auch die höchste menschlich-irdische Geistesbildung nicht im Stande ist, Religion zu produziren oder den Prozess des religiösen Sinkens aufzuhalten. Die Entwicklung menschlicher Geistesbildung und die religiöse Entwicklung liegen in zwei verschiedenen Ebenen und bewegen sich in windschiefen Richtungen. Der Faktor des unaufhaltsamen religiösen Sinkens ist der von Gott abgewendete, das Böse entschuldigende, mit dem Heiligen tändelnde Wille. Nirgends in diesen drei, bis jetzt betrachteten edlen Kulturvölkern hat sich die Menschheit zur Erkenntnis Gottes hinaufgearbeitet, sondern ist — selbst nach redlich gewollten Ansätzen, immer wieder und immer tiefer in Blindheit gesunken und bei einer Religion angelangt, die keine Religion mehr war, weil ihr Gegenstand keine heilige Gottheit mehr war. — Wir könnten zu der Religionsgeschichte dieser drei

arischen Kulturvölker des Alterthums nun auch noch die des vierten, des römischen, fügen. Allein das ist einerseits unthunlich, und würde andrerseits nichts austragen. Unthunlich ist es, weil die römische Religion, wo sie in ihren Anfängen innerhalb der geschichtlichen Zeit erscheint, sich bereits als eine Mischung aus Religionen verschiedener Völkerschaften darstellt, und weil die Frage nach ihren ursprünglichen Bestandtheilen noch nicht endgültig gelöst, vielmehr noch ebenso kontrovers ist, als die ganze Urgeschichte Roms und Italiens überhaupt. Wir wissen nur so viel mit genügender Sicherheit zu sagen, daß die alten, ursprünglichen Gottheiten der Latiner und andrer Italer denen der Pelasger verwandt und analog waren. Eine nähere Untersuchung derselben würde aber zu keinem für unsern Zweck etwas neues beibringenden Ergebnis führen; denn mit voller Bestimmtheit wissen wir soviel: daß im römischen Staate sehr frühzeitig die ganze Religion durch einseitige Beziehung auf die res publica, die öffentliche also Staats-Ordnung, dominirt wurde, daß die Beziehung der Götterverehrung auf das subjektive Innere, auf das Seelen- und ethische Leben des Individuums sehr bald gänzlich verloren ging, und daß die Religion aus einer Weihe des Staates bald zu einem in den Dienst des Staates gezogenen Staatsmittel wurde,[1]) somit zum Staatszeremoniell vertrocknete, und auf diesem Wege zu einer superstitio wurde, an welche bei fortgeschrittener Geistesbildung zwar schon zu Cicero's Zeit kein Mensch mehr glaubte, welche aber nur mit um so größerem und widerlicherem Fanatismus als Staatsgebot (in den Christenverfolgungen) heuchlerisch aufrecht erhalten wurde. Auch hier also ein Sinken aus Polytheismus in Religionslosigkeit.

Kap. IV. Die Religion der Aegypter.

§ 237. Quellen.

Die erste und Hauptquelle für die Religionsgeschichte der Aegypter liegt in den Denkmalen derselben, ihren Tempeln und Grabkammern mit den Abbildungen der Götter und den hieroglyphischen Inschriften. Hier ist allerdings ein reiches Feld für weitere Forschungen gegeben, doch reichen schon die bisherigen hin, die Grundzüge

[1]) Die Sucht, die Religion als Mittel für irdische Zwecke zu misbrauchen, scheint als eine geistige aria cattiva in der römischen Luft zu liegen, da sie auf einem der sieben Hügel noch fortwährend dort herrscht.

der Religion der Aegypter und ihrer Geschichte mit genügender Sicherheit erkennen zu lassen. Die vorhandenen Tempel gehören ihrer Entstehung nach zwei verschiedenen Perioden der ägyptischen Geschichte an, die durch die Periode der Herrschaft der (semitischen) Hyksos in Unter- und Mittelägypten (s. § 241 Anm.) zeitlich und wesentlich von einander geschieden sind. Im alten (der Hyksosperiode vorangegangenen) Pharaonenreich erscheint die Kunst (Skulptur und Malerei) durchaus individuell, portraitartig, ohne idealen Zug; im neuen strebte man nach Darstellung von Seele und Empfindung.[1]) — Eine zweite Quelle sind die Fragmente Manetho's (Oberpriesters in Hierapolis um 280 v. Chr.) bei Josephus und in Eus. chronicon, die dritte die griechischen Autoren in ihren Berichten über Aegypten. Wir geben im folgenden einfach die Ergebnisse der Forschungen von Lepsius, Brugsch und Ebers.

§ 238. Die Götter Unterägyptens.

1) Der oberste Gott war Ptah (von den Griechen mit Hephaistos identifizirt), der Gott des Feuers und des Lichtes. Nach Manetho soll er zuerst 9000 Jahre lang allein (ohne die Existenz anderer Götter) regiert haben. (Eine Reminiszenz an einen ursprünglich vorhanden gewesenen Monotheismus.) In den äg. Inschriften heißt er „der Vater der Väter der Götter", „Herr des Himmels," „Herr des gnädigen Antlitzes," „Vater der Men" (der Göttin der Wahrheit.) Er findet sich abgebildet a) als nacktes Kind (= Anfang) b) als ein Herrscher von grüner Farbe mit Szepter, Geißel und Nilmesser in der Hand, c) ein Ei auf einer Töpferscheibe vor sich habend, d. i. als der tatamen „Former der Welt," mit der Inschrift: Ptah, der sein Ei im Himmel wälzt. Der seine Mistkugel rollende Skarabäus war daher dem Ptah heilig, und vertritt zuweilen in Bildern dessen Kopf. — Ein Tempel des Ptah war in Memphis. — 2) Ra, Sohn des Ptah, der Gott der Sonnenscheibe, „Vater der Götter," „der in der Sonnenscheibe thronende," „der im Abgrund des Himmels geoffenbarte." Er hatte einen berühmten Tempel in Anu (On, Heliopolis.) Der Sperber, der hellfarbige Stier und die Katze waren ihm heilig, letztere, weil ihre Pupillen mit dem steigenden

[1]) Dr. C. Friederichs, Kunst und Leben, Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien, Düsseldorf 1872. S. 117 ff.

Tage größer werden. Ein Gebet an Ra auf einer Grabsäule im Berliner Museum[1]) lautet:

„Anbetung dem Gott, dem Kinde des Himmels, das sich jeden Tag durch sich selbst neu gebiert! Ruhm dir, der du leuchtest in den Wassern des Himmels, um das Leben zu geben! Ra hat alles erschaffen, was in den Tiefen des Himmels ist. Er ist es, der wacht; er ist es, dessen Strahlen den Reinen das Leben[2]) bringen. Wenn du die obern Gegenden durchwandelst, beben die Götter, die dir nahen, vor Freude."

Als Spender und Beherrscher alles irdischen Lebens ist Ra der Vater der Könige Aegyptens. Er wird abgebildet als ein Herrscher von rother Farbe, mit der Sonnenscheibe auf dem Haupte, um die sich ein Basilisk windet; das Szepter hält er in der einen Hand, in der andern das Zeichen des Lebens. Häufig hat er statt eines Menschenkopfes einen Sperberkopf. — Auf uralten Denkmälern erscheint er als kämpfend gegen die Schlange Apep (vgl. § 241.) Im Bewußtsein des Volkes war die Religion reiner Naturdienst; nur in den Mythen der Priester zeigen sich noch Reste einer Beziehung auf Ethisches, einer Reminiszenz an einen Kampf des Lichtreiches mit einem Reiche des Bösen. So in folgendem Mythus: Ra erscheint in der ersten Stunde am Himmel als ein Kind, den Finger im Munde. Dann fährt er in einer Barke von Ost nach West, in jeder Stunde durch eine neue Pforte, stets von neuen guten Geistern, namentlich den gereinigten Menschenseelen begrüßt. In den Nachmittagsstunden berathen sich diese Geister, dem Ra beizustehen wider die Schlange Apep, die ihn verschlingen will. Sie werfen Stricke um das Ungeheuer; zwölf Geister unter Leitung Seb's, des Gottes der Sterne, ziehen die Schlange beiseite. So fährt Ra in der Nacht als schwarzer Gott durch die Unterwelt, von West nach Ost, die Bösen bestrafend (nach andrer Darstellung vielmehr ganz in seine Gondel verschlossen.) Die 12 Pforten der Stunden der Nacht sind von Krokodillen bewacht. — 3) Die Göttin Nut, die des sichtbaren blauen Himmels, dargestellt als blaues sternbesätes Weib. — 4) Die Göttin Neith, in Sais verehrt, die empfangende und zeugende Naturkraft, „die Herrin des Himmels," „die Mutter der Götter," „die Kuh, welche die Sonne gebar." Ihr Bild ist dunkelgrün wie das des Ptah, trägt eine rothe Krone und ein Lotosszepter. Der Geier war ihr heilig. In

[1]) Zeitschr. der Deutschen morgenl. Gesellschaft, IV, 375.

[2]) Nämlich das irdische, leibliche Leben.

einer bestimmten Nacht wurde ihr zu Ehren eine Illumination mit Lampen in Sais und in ganz Aegypten veranstaltet.[3]) — 5) Die Göttin Pacht hatte ihren Tempel zu Bubastis am pelusischen Nilarm. Sie scheint mit Ra zusammengehört zu haben, wie Neith mit Ptah. Denn auf den Denkmalen trägt sie die Sonnenscheibe auf dem Haupte, und auch ihr war die Katze heilig; oft hat sie auch statt eines menschlichen einen Katzenkopf. Bei ihrem Feste wurden Flöten geblasen, mit Klappern geklappert, Wein in reichem Maße getrunken. (Ohne Zweifel war sie die Göttin der durch die Sonnenwärme erzeugten Fruchtbarkeit des Bodens.) 6) Chunsu, der Gott des Mondes.

§ 239. Die Götter Oberägyptens.

Der oberägyptische Götterdienst war dem unterägyptischen völlig analog, nämlich jeder höhere Gedanke an einen ewigen, bewußt heiligen Gott durch Naturdienst überwuchert. 1. Dem Ptah der Unterägypter entsprach der Amen oder Amun d. h. „der verborgene," der seinen Tempel in Theben hatte; er war wie Ptah der letzte Urgrund alles Lebens und Werdens, und insofern eine Reminiszenz an den wahren Gott. Er wird in blauer Farbe abgebildet, stehend oder auf einem Throne sitzend, auf dem Kopfe zwei aufrechtstehende Federn (Zeichen der raschen Bewegung, des Lebens.) 2. Dem Ra entspricht das Götterpaar Mentu und Atmu, ersterer die aufgehende und Tagessonne, letzterer die untergehende und nachts die Unterwelt durchfahrende. 3. Kneph (Chnubis, Num), bei Syene verehrt, war der Gott der jährlichen Nilüberschwemmung, der „Herr der Wasserspenden" und somit der Fruchtbarkeit. Seine Farbe war grün, der Widder war ihm heilig; er trägt stets statt des Menschenkopfes einen Widderkopf mit einem herabgekrümmten und einem aufgerichteten Hörnerpaar und zwischen letzterem eine aufsteigende Schlange. Später, namentlich in der ammonischen Oase, verschmolz er mit Amun-Kneph. (Welche Degradation des Amun!) 4. Mut „Mutter", entsprach der unteräg. Neith. Sie wurde dargestellt mit der hohen Mütze, dem königlichen Kopfschmuck Oberägyptens. Sie hieß

[3]) Hierdurch irregeleitet, identifiziren Herodot (2,59) und Platon (Tim.) die Neith mit der durch einen Fackeltanz gefeierten Athene, mit welcher sie nicht die geringste Aehnlichkeit hat.

„Göttin der Finsternis" (des geheimen Dunkels des Mutterschooßes der Welt.) Ihr, wie der Neith, war der Geier heilig.

§ 240. Die Mythen nach griechischer Ueberlieferung.

Diese aus den ägyptischen Denkmalen geschöpfte Götterkunde wird ergänzt durch die Mythen der Aegypter, wie solche uns durch die Griechen überliefert sind. Die Quelle, woraus wir hier schöpfen, ist eine jüngere, die Mythen selbst zweifellos alten Ursprungs; ja sie liefern den Beweis, daß die ägyptische Religion, wenn auch zu purem Polytheismus, zur Verehrung der einzelnen Naturkräfte, allmählich geworden, doch ursprünglich etwas anderes und besseres gewesen war. — Seb und Nut erzeugten zwei Paare von Kindern: Osiris und Isis (so bei den Griechen, von den Aeg. Hathor genannt), Typhon (äg. Set) und Nephthys. Osiris lehrte die Aegypter den Ackerbau (ist Gott des Ackerbaus), aber Set verschwor sich gegen ihn mit 72 Männern, legte ihn in einen Sarg, und warf diesen in den Nil. Isis irrte wehklagend umher, den Leichnam des Osiris zu suchen, fand ihn endlich an der Meeresküste, führte ihn nach Aegypten zurück, und begrub ihn. Inzwischen wuchs Horos, der Sohn des Osiris, heran, bekämpfte und besiegte den Set, und Osiris war nicht tot, sondern war Herrscher der Unterwelt geworden.[1]) — Einzelne Papyrusschriften bestätigen diesen Mythus, insofern sie den Set als „den allmächtigen Zerstörer und Veröder" bezeichnen. Nach Plutarch deuteten nun die Aegypter diesen Mythus auf den Untergang und das Austrocknen der Vegetation in den 72 heißesten Tagen des Jahres. Allein das kann nicht der ursprüngliche Sinn des Mythus gewesen sein; sonst müßte in letzterem Osiris wieder aufleben (während er in der Unterwelt bleibt) und die Besiegung des Set müßte mit der Nilüberschwemmung in irgend eine Berührung gesetzt sein. Wenn nun Plutarch[2]) selbst angibt, daß Typhon (Set) der Gott des Samum und der nächtlichen Finsternis und der öden salzigen Meeresfläche und aller giftigen Thiere und endlich auch des Moralischbösen, namentlich der Lüge und Verleumdung sei, so ist ja wohl klar, daß jener Mythus ursprünglich keinen so eng beschränkten Sinn gehabt und sich nicht bloß auf die Jahres-

[1]) Diod. 1, 10, 13 ff. Plutarch. de Jside 12—20.
[2]) Ebend. cap. 19 und 54.

zeiten bezogen haben kann. Und dies bestätigen nun die ägyptischen Quellen (Denkmale mit Inschriften). Hesiri heißt „der König des Lebens", „der Herr von unzähligen Tagen," „der König der Götter." Ihm wie dem Ra war der Reiher heilig; Hesiri wird auch in alten Inschriften als „die Seele des Ra" bezeichnet. Ihm gegenüber war Set offenbar der böse Geist der Finsternis und des Todes, und so stellt sich in jenem Osiris-Mythus eine sehr verwaschene Erinnerung dar an den Sieg des Bösen über das Gute, an den Sündenfall, mit dessen Erinnerung sich die an den Brudermord Kain's mengt.

§ 241. Die ältere Religion der Aegypter.

Aber auch diese Gestalt des Mythus ist noch nicht die älteste. Die Aegyptologen Lepsius, Brugsch und Ebers haben erwiesen, daß der Name Set erst sekundär auf jenen bösen Gott übergegangen sei und daß in den alterältesten, der „Hyksosperiode" (s. Anm.) vorangehenden Zeiten Set einfach als Kriegsgott erscheine, das Böse hingegen durch die Schlange Apep (vgl. § 238) repräsentirt sei, die als Schlangengestalt eine deutlichere Erinnerung an die Urtradition (1 Mos. 3) involvirt. Ueberhaupt aber erscheint auf jenen ältesten Denkmalen eine andere, wenigstens anders geordnete Götterwelt. Wenn Herodot (2,40) berichtet, zu seiner Zeit seien Osiris und Isis die einzigen Unter- und Oberägypten gemeinsamen Götter gewesen, so erscheint in der That auf jenen Denkmalen Hesiri als der höchste Gott, als der Beherrscher der Geisterwelt. Er ist es, der als „Ra" durch die sichtbare Welt wandelt; „der Ra" (Phra = Ra mit dem Artikel) ist nur „die sichtbare Manifestation des Hesiri". Die Unterwelt aber als das Reich der Seelen und Geister ist die eigentliche Heimat des Hesiri; dort regiert er in seiner eigenen Gestalt. An jedem Morgen erzeugt er den Ra aufs neue. Beiden heilig ist der fabelhafte Vogel Bemu, der alle 500 Jahre im Tempel zu On sich in Flammen erneut. Bemu heißt „Palme" (daher von den Griechen durch φοῖνιξ wiedergegeben). Die Palme aber bezeichnet als Hieroglyphe das Jahr, und dies wird auch als Reiher dargestellt (weil die Reiher jährlich mit der Nilüberschwemmung sich in Aegypten einfinden); so heißt der Reiher auch „Bemu", und so kommt durch die Verbindung beider Beziehungen ein „Vogel Bemu" heraus. Der „Vogel Bemu",

der „Palmvogel,“ war also ursprünglich nichts als ein Symbol des sich selbst jährlich neu gebärenden Kreislaufes der Jahreszeiten; weil aber die Aegypter ein Jahr hatten, das gegen das wirkliche Sonnenjahr je nach 4 Jahren um 1 Tag vorrückte (sie hatten nämlich keine Schaltjahre), das also erst nach 4. 365 = 1460 (genauer 1468) Jahren mit dem wirklichen Sonnenjahre wieder zusammentraf, so konnte der Vogel Bemu auch eine längere Zeitperiode bezeichnen. — Jede Menschenseele ist ein Theil des Hesiri, und ihr Ziel ist: nach dem Tode mit Hesiri vereinigt zu werden. Während Ra täglich, als Herpechru („Her das Kind“, griech. Ὧρος Ῥά oder auch Harpokrates) neu geboren, in einem Nachen von Planeten und Fixsternen gezogen, über den Ozean des sichtbaren blauen Himmelsgewölbes fährt, und nachts die Sternbilder des Thierkreises ebenfalls in Schiffen über diesen Ozean fahren, so thronen hoch über diesem Himmelsozean die seligen Götter. Die Menschen haben ihren Leib von der Erde, ihre Seele aus dem Himmel, ihre Gestalt aus der Unterwelt. Beim Tode des Menschen kehrt der Leib zur Erde zurück, die Gestalt (der Schemen) geht in die Unterwelt, die Seele geht — aber noch nicht sogleich — in den Himmel. Sie bedarf erst einer 3000jährigen Reinigung, ehe sie zu Hesiri kommen kann, und bis dahin bedarf sie noch ihres Leibes; dieser muß daher als Mumie vor der Verwesung geschützt werden, damit die Seele noch in Rapport mit ihm bleiben könne. — Dies die sporadisch und zur Zeit erst noch lückenhaft bekannten Grundzüge des älteren ägyptischen Religionssystems. Wir finden in ihm noch die geistige, über der Natur waltende Gottheit, die noch nicht schlechthin polytheistisch in die Natur versenkt ist. Wir finden aber dafür hier einen pantheistischen Grundzug; in einem unfreien (naturnothwendigen) Prozeß der Selbstgebärung oder Selbstversichtbarlichung ist die Gottheit begriffen; die Seele des Menschen ist konsequenterweise ein „Theil“ der erscheinenden Gottheit, und tendirt nach schließlicher Wiedervereinigung mit — das heißt doch wohl: Auflösung in — Gott.[1]) Die sichtbare Körperwelt wurde als Erscheinung der Gottheit gefaßt (so wie Ra der erscheinende Hesiri ist)

[1]) Ramses III im Papyrus Harris sagt zwar nur: „Ich steige hinab in die Unterwelt; ich geselle mich zum großen Götterkreis im Himmel, der Erde und der Tiefe.“ Doch ist hier eben nur von der ersten Zeit unmittelbar nach dem Sterben, nicht von dem letzten Endziel die Rede.

und zwar als emanatistisch vorgestellte Erscheinung (Ra wird täglich geboren), welche für eine bestimmte Zeitdauer nothwendig ist, um dann endlich sich in die Gottheit wieder aufzulösen. Eine Freiheit der Götter dem Weltlauf gegenüber scheint nicht angenommen worden zu sein. Hesiri ist nicht Weltschöpfer und Weltherrscher, sondern Weltseele; gleichsam maschinenmäßig gebiert er täglich den Ra. — Von diesem emanatistischen Pantheismus sank dann die ägyptische Religion zu dem § 238 f. geschilderten Polytheismus hinab.

Anmerk. 1. Um die Frage nach der Umwandlung des Gottes Set entscheiden zu können, muß zuvor die Hyksosfrage untersucht sein. Von den Hyksos hat der ägyptische Oberpriester Manetho (um 280 v. Chr.) erzählt (bei Joseph. c. Ap. 1, 14), also ein Zeuge sehr später Zeit, dem zwar alte Quellen reichlich zu Gebote standen, der jedoch in Betreff ihrer auf Forschung und Kombination angewiesen war, und sich hiebei geirrt haben kann. Er erzählt: unter dem äg. König Timaos seien Leute eines verachteten Geschlechtes von Osten her in's Land gebrochen, hätten einen aus ihrer Mitte, Σάλατις, zum König gemacht; dieser habe auf Ober- und Unterägypten Tribut gelegt; den Osten gegen die Assyrer befestigt, östlich von Bubastis die Stadt Abaris befestigt und besetzt, und 19 Jahre regiert; ihm seien gefolgt Beon 14 J., Apachnas 39 J., Apophis 61 J., Janias 50 J., Assis 49 J. Nach 259jähriger Regierung der Hyksos („Könige-Hirten") habe Alisphragmutosis Abaris belagert, den Hyksos freien Abzug gewährt, diese seien, 240000 M. stark, nach Syrien gezogen und hätten dort Jerusalem gebaut. — Weiter aber erzählt Manetho (bei Joseph. c. Ap. 1, 26): ein äg. König Amenophis habe des Anblicks der Götter theilhaftig werden wollen, und auf den Rath eines großen und weisen Mannes, der den Göttern gleich weissagen konnte, dies dadurch zu erreichen gesucht, daß er die Aussätzigen und Unreinen, 180000 an der Zahl, aus dem Lande und in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche schickte, dann aber ihnen Abaris zum Wohnsitz anwies. Dort wählten sie den Priester Osarsiph von Heliopolis zu ihrem Anführer, der ihnen das Gesetz gab: die Götter und die den Aegyptern heiligen Thiere nicht zu verehren; sie riefen die nach Jerusalem ausgewanderten Hyksos, 200000 M., zu Hilfe; Amenoph, unfähig zu widerstehen, schickte seinen Sohn Sethos zu einem Freunde, floh selbst nach Aethiopien; die Eindringlinge zerstörten die äg. Tempel; Osarsiph nahm später den Namen Moses an; nach 13 Jahren wurde er mit seinem Volke von Amenoph geschlagen und aus Aegypten verjagt. — Aehnliches berichten Chäremon und Lysimachus (bei Joseph. c. Ap. 1, 32—35) und Diodorus (40, 3; 34, 1.) Man hat nun viel darüber gestritten, ob unter den Hyksos die Israeliten zu verstehen seien, und sich in neuerer Zeit meist dagegen entschieden (so Ebers, Aeg. und die Bücher Mosis, 1868, Bd. 1, S. 198 ff.) Die Hyksos seien syrische oder arabische Eroberer Unterägyptens ge-

wesen; Osarsiph dagegen sei (Eisenlohr, der große Papyrus Harris, Leipz. 1872) mit Moses identisch, und seine Schaar sei von den Hyksos zu unterscheiden. — Ehe wir auf diese Frage eingehen, möchten wir die Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken, daß die zwei Berichte Manetho's 1) über die Hyksos 2) über Osarsiph und seine Aussätzigen, einander so ähnlich sehen, daß unbedingt die Möglichkeit vorliegt: Manetho habe zwei Gestaltungen Einer Sage irrig für Berichte zweier verschiedener Begebenheiten gehalten und beide in irriger Weise kombinirt (anstatt identifizirt.) Die „Unreinen" des Amenoph sehen dem „verachteten Volk", das mit Timaos kämpft, sehr ähnlich; auch die Zahl ist fast die gleiche; auch haben beide Abaris zum Sitze. Dieser Name erinnert an עברי; im ersten Berichte erinnern die Steuern, welche der Hyksoskönig Salatis den Aegyptern auferlegt, an die Finanzoperationen des Majordomus Joseph 1 Mos. 47, 13 ff, im zweiten aber der göttergleiche Prophet, durch dessen „Rath" Amenoph „bewogen wird", die Aussätzigen aus dem Lande zu schicken, an Moses, der diesen „Rath" in Form einer Forderung stellte und durch Wunder den Pharao „bewog", den Rath zu befolgen. — Ohne jedoch auf diese Möglichkeit vor der Hand einen Werth legen zu wollen, wenden wir uns der wichtigeren Frage zu: gibt es denn keine alten ägyptischen Quellen, die von jener Unterjochung Aegyptens durch ein fremdes Volk berichten? — Einige solche Quellen hat schon Ebers namhaft gemacht; die wichtigste, den großen Papyrus Harris (eine Proklamation Ramses III enthaltend) hat Chabas entziffert, Eisenlohr aber die geschichtliche Deutung desselben sich dadurch erschwert, daß er den Bericht Manetho's zum Ausgangspunkt und zur Grundlage seiner Erklärung nahm, anstatt von diesem so jungen Berichte zunächst abzusehen und den Papyrus zuerst unbefangen für sich allein zu betrachten, und ihn, wie er lautet, mit dem Pentateuch, dieser alten israelitischen Quelle, (deren genaue Bekanntschaft mit altägyptischer Sitte und Einrichtung von Ebers erwiesen ist und die eben darum als eine alte gelten muß) zu vergleichen. Wir wollen dies an seiner Stelle thun.

Papyrus Harris.	Pentateuch.
„Aegypten war in Verfall gerathen; jeder Mann nach seinem Belieben; nicht war ihnen ein Oberhaupt lange Jahre, das die Obergewalt hatte über die übrigen Dinge. Es gehörte das Land Aegypten den Fürsten in den Gauen.	Der Pharao (das ägyptische Peraa, „das große Haus") unter welchem Joseph nach Aeg. kommt, ist zwar (1 Mos. 1, 45) König von Mizraim (d. h. Mittel- und Unterägypten, s. § 247 Anm.) hat aber durchaus noch nicht die unbeschränkte Macht, die er nachher, 47, 20, erwirbt. Er erwirbt dort „das ganze Aegypten", „das Land" erst durch Kauf.
„Einer tötete den andern in Eifersucht.	Vgl. z. B. die Rebellion des Bäckers und des Schenken, 40, 1.

„Andre Zeiten kamen darnach in Jahren der Noth.

Sieben Jahre Hungersnoth. 41, 54.

„Es hatte sich gemacht ein syrischer Häuptling unter ihnen zum Fürsten,

Ehe die Hungersnoth anbrach, war Joseph zum Fürst-Statthalter erhoben, 41, 41—45.

„er brachte das ganze Land zum Gehorsam unter seiner einzigen Führung.

vgl. 41, 46 und 55.

„er versammelte seine Genossen

47, 1—6, die Kinder Israel wohnen in Gosen vereint.

„er plünderte die Schätze des Landes.

47, 14—20, Joseph nöthigt die Aegypter, ihr Vieh, ihr Feld, ihre Freiheit zu verkaufen.

„Sie hatten gemacht die Götter gleich den Menschen; nicht mehr wurden Opfer dargebracht im Innern der Tempel. Es waren die Götterbilder umgestürzt, zu ruhen auf der Erde.

(Die Israeliten ihrerseits beteten die äg. Götter nicht an. Joseph hat den äg. Kult nicht gestört; 47, 22 und 26; es ist aber möglich, daß später die Israeliten in Gosen Götterbilder, deren Kult man ihnen aufdrängen wollte, umstürzten. Vgl. auch das gegen Ende dieser Anm. gesagte.)

„Da setzten die Götter ihren Sohn zum Fürsten des ganzen Landes", den „Ra Setinecht Meramon". Dieser „vernichtete die Frevler, welche waren im Lande Aegypten; er reinigte den großen Thron von Aegypten". Er habe, fährt der Pap. fort, die eingestürzten Tempel und Bilder wieder aufgerichtet und den Ramses III — eben den, der im Pap. in Form einer Proklamation an sein Volk redet — zum Thronfolger eingesetzt. Ramses erzählt dann im weitern Verlaufe des Pap., welche Kriege er selbst mit Nachbarvölkern geführt habe.

Diese Zusammenstellung zeigt zur Genüge, wie seltsam es ist, wenn Eisenlohr in dem Syrer des Pap. Harris durchaus den Moses finden will (was er nur durch halsbrechende Konjekturen erreicht) während dort doch offenbar von Joseph die Rede ist. — Es fragt sich nur noch, welchem Pharao des Pentateuch Ra Setinecht entspreche. Vier Jahrhunderte waren nach dem Pentat. die Kinder Israel in Aegypten; aber ein nicht geringer Bruchtheil dieser Zeit fiel in die Zeit des Druckes und der Verfolgung; denn daß diese mehrere Generationen lang gedauert habe, geht aus Vgl. von 2 Mos. 1, 9 und 11 und 16 und 22; 2, 2 ff. und 11 und 21 und 23 unwidersprechlich hervor. Die Königsgräber in

Biban el Moluk (s. Eisenlohr S. 15) weisen vor Ramses III folgende Königsreihe auf: Menephtah I, Amenmeses, Siptah, Menepta-Seti II, Setinecht, Ramses III; der Name des Amenmeses ist aber halb ausgekratzt. Ich vermuthe, daß *Menephtah* I jener „andre Pharao" 2 Mos. 2, 8 war, der „aufstand" und „nichts von Joseph wußte," d. h. ein oberägyptischer Fürst, der die den Israeliten günstige Dynastie stürzte, *Amenmeses* aber der König, an dessen Hofe Moses erzogen ward (wo sich dann das gehässige Auskratzen seines Namens von seinem Grabe begreift; der Haß gegen Moses übertrug sich auf dessen verstorbenen Ernährer), *Siptah* der König, dessen Tod 2 Mos. 2, 23 erzählt wird, und endlich *Menephtah-Seti* II (wie auch Eisenlohr annimmt) jener Amenoph des Manetho, der im rothen Meere ertrank (dessen Leiche aber 2 Mos. 4, 30 vom Wasser ausgeworfen wurde, also in Biban el Moluk begraben werden konnte.) Seine Nachfolger, Ra Setinecht und Ramses III, organisirten dann das in all seinen Fugen erschütterte Land wieder.

Wenden wir uns nun zur Frage nach den *Hykfos* zurück. Nicht der Name Hyk-sos, aber die Eigennamen einiger der Fürsten, welche Manetho und seine Ausschreiber (Josephus, Julius Afrikanus, Eusebius) als Hyksosfürsten aufführen, finden sich auf ägyptischen Denkmalen wieder (*Ebers* S. 202 ff.) Der Turiner Königspapyrus enthält in Fragm. 114 den Namen *Salatis* (defekt) und nach ihm einen *Beben-an*. Die Inschrift einer in Tanis 1861 gefundenen Statue lautet: „Der gute Gott" (ägyptisches Prädikat der Könige und Fürsten) „der Stern beider Welten", *Set Salati*, vom *Sutech*, dem Herrn von *Hauar*" (Abaris) „geliebt." Der Königspapyrus nennt (Fragm. 112) die Namen *Annas*, *Apachnas*, *Apepi*. Dies stimmt mit den Hyksosnamen des Manetho: Salatis, Beon, Apachnas, Apophis, Annas. Drei der Namen (שׁליט „Fürst", בן-עין „Sohn des Auges" und Annas) sind *semitisch*, Apep entschieden ägyptisch (vgl. die Schlange Apep § 238 und den 1860 aufgefundenen Koloss Ramses' II., wo dieser sich „geliebt vom Set des Apepi" nennt.) Der von Rougé und Brugsch entzifferte Papyrus Sallier erzählt: „Es geschah, daß das Land Aegypten in die Hände der Pestplage (oder: der Verderblichen) fiel, und niemand war König in Oberägypten, als das geschah. Als König Raskenen Herrscher des südlichen Landes geworden war, waren die Aufständischen in Besitz der Aamu-Festung. *Apepi* befand sich in *Hauar*, das ganze Land erschien vor ihm spendend (tributzahlend) *und der König Apepi erwählte sich den Gott Set* (nach andrer Lesung: Sutech) *zum Herrn, und diente keinem andern Gott, der in Aegypten war; er erbaute dem Set einen Tempel.*" In den weiteren Fragmenten ist die Rede von einer Aufforderung, dem Amun Ra zu dienen, dann von einer Botschaft Apepi's an den oberägyptischen König, die diesen erzürnt. — Soweit die Dokumente. Man hat daraus gefolgert, die Hyksos hätten einen Gott Set verehrt; ja man hat diesen mit dem Baal der heidnischen Semiten identifizirt. Aber warum hätten dann die Hyksos so standhaft sich gegen den Dienst des ägyptischen Ra gesperrt? Dieser hätte doch mit dem semitischen Baal geradeso

leicht verschmelzen können, wie in Phönizien der ägyptische Melkart mit Baal verschmolzen ist (vgl. § 250). Die Dokumente belehren uns nur, daß drei Fürsten semitischen Namens: Schalit, Benon und Annas, nacheinander in Aegypten regiert haben, und daß auf sie in der gleichen Dynastie zwei andere Fürsten, Apachnas und Apapi, folgten, und daß der letztere sich den Set zum Gott erkor. — Kehren wir nun zu dem so späten und jungen Bericht Manetho's zurück, so dünkt es uns sehr begreiflich, daß Manetho verschiedene Quellberichte, die er vorfand, misverstanden und irrig kombinirt haben kann. Daß er Jerusalem vor der Zeit seines Osarsiph-Moses erbaut werden läßt, ist ja unbedingt falsch. Aber auch diese Identifikation des Osarsiph mit Moses ist selbst unrichtig. In Osarsiph „dem Priester von Heliopolis" haben wir nichts anderes, als eine verwaschene Erinnerung an Potiphera, den Schwiegervater Josephs, den Priester von Heliopolis (1. Mos. 41, 45, wo bei zu beachten, daß Potiphera d. i. Pe-te-phra nicht sein Eigenname, sondern sein Titel war: „der dem Ra geweihte", s. Ebers S. 296, sodaß sein Eigenname recht wohl Osarsiph sein konnte.) Gesetzt nun, Manetho fand in einer ägyptischen Quelle A die Nachricht, daß Osarsiph (resp. dessen Schwiegersohn) „die Israeliten nach Aegypten gerufen habe", und in einer andern Quelle B fand er die Notiz, daß die Aegypter genöthigt gewesen seien, den Hirtenfürsten und ihrem Volk freien Abzug zu gewähren, und daß diese nach Palästina gezogen seien, wo sie (nämlich später!) Jerusalem erbauten — war es dann nicht überaus leicht möglich, daß er beide Nachrichten auf jene verkehrte Weise kombinirte? Von den Umständen, unter welchen Osarsiph resp. Joseph die Israeliten nach Aegypten rief, wußte er nichts, weil seine Quelle ihm nichts darüber sagte; er meinte also, sie seien als kriegerische Bundesgenossen gegen die Aegypter herbeigerufen worden; sie mußten also (meinte er) schon ein Volk sein, sie mußten damals Jerusalem schon erbaut haben; so schob er das, was er in der Quelle B fand, zeitlich vor den Inhalt der Quelle A, während in Wahrheit beide Quellen von dem nämlichen Ereignis sprachen. Niemand wird leugnen können, daß diese Vermuthung die höchste innere Wahrscheinlichkeit besitzt. — Ist dem so, so werden jene „Hyksosfürsten", die er in der Quelle B mit Namen genannt fand, und die wir heutiges Tages im Königspapyrus von Turin wiederfinden, keine andern gewesen sein, als die Reihe jener Zafnat-phaneach's (1. Mos. 41, 45) oder Majordomusse, durch welche die den Israeliten günstigen Könige das Land regierten (nach Manetho 259 Jahre lang, was richtig sein wird, indem dann 140 Jahre für die Verfolgungszeit unter Menephtah, Amenmeses, Siptah und Menephtah-Seti übrigbleiben). Die ersten drei Zafnat's waren sicher Israeliten. Salatis muß Joseph selbst sein, (den seine Brüder als den שַׁלִּיט bezeichnet und angeredet haben werden.) Bei Beben-an oder Beon möchte man fast an Benjamin denken. Später wurde jene Würde geborenen Aegyptern (Apachnas und Apepi) verliehen. Ein religiöser Einfluß der Israeliten auf die Könige jener Zeit hat gewiß stattgefunden (vgl. 1. Mos. 41, 16.) Und so ist die Nachricht des Papyrus Harris von einer Störung des ägyptischen Kultus vielleicht doch nicht ganz grundlos, wenn wir die Aussage des Papy-

rus Sallier damit zusammenhalten, daß Apepi sich den Gott Set erwählt und diesem allein gedient habe. Der Gott Set war der alte Kriegsgott der Aegypter, aber unter seinem Namen mochte wohl Apepi den ähnlich lautenden Gott Israels, den אֵל־שַׁדַּי 1 Mos. 49, 25, verehren, dessen Name „der starke Gott" sich mit dem Wesen eines Kriegsgottes zu reimen schien. Sehr wohl ist es möglich, daß dieser Herrscher in guter Meinung unter der Etikette des ägyptischen Kriegsgottes Set den Dienst des israelitischen El-schaddaj auch bei seinen ägyptischen Unterthanen zum herrschenden oder alleinherrschenden zu machen suchte, also den ägyptischen Kultus wirklich beeinträchtigte, und hiedurch den (ohne Zweifel von Priestern geschürten) Aufstand und Bürgerkrieg veranlaßte, in welchem Menephtah I. (als oberägypt. Fürst, der mit den Aufständischen in Mittet- und Unterägypten gemeine Sache machte) ihn stürzte. Der fanatische Haß dieser neuen Dynastie gegen die Israeliten, vollends durch die Vorgänge 2 Mos. 7—11 aufs äußerste getrieben, führte dahin, den Gott, welchen die verhaßten Feinde verehrt hatten, und der Aegypten durch so furchtbare Plagen verderbt hatte, *für den bösen Gott, für identisch mit der Schlange Apep* zu erklären, und sehr wahrscheinlich ist, daß auch jener Majordomus „Apepi" ursprünglich einen andern (etwa semitischen?) Namen gehabt (und Israelite gewesen?) und den Schlangennamen Apepi erst von seinen Feinden beigelegt erhalten habe. So werfen denn die neuentdeckten Papyrusinschriften auf das im Pentateuch dunkel gelassene Intervall zwischen 2. Mos. 1, 7 und 8 ein überraschendes Licht. — In Tanis scheint die Residenz der, den Israeliten günstigen Dynastie oder wenigstens die der Majordomusse gewesen zu sein; denn dort sind *Skulpturen* mit entschieden semitischen Gesichtszügen aufgefunden (*Ebers* S. 208.) *Wo aber haben wir Abaris zu suchen?* In beiden, von Manetho benutzten Quellen ist Abaris die Verschanzung, von der aus das unreine oder verachtete Volk aus dem Lande abzieht. Der Name kommt nur bei Manetho vor, und ist sicher von עִבְרִי abzuleiten; es war die Burg der Ebräer (wie diese sich selbst als Nachkommen Ebers, des alten Wandervaters, und als selbst wiederum eingewanderte nannten.) Die Aegypter gestalteten nachher den Namen nach ägyptischer Etymologie um zu Ha-uar „Stadt der Flucht." Nach Manetho lag Abaris östlich vom bubastischen (östlichsten) Nilarm. (Euseb. und Jul. Afr. nennen — aus Manetho — den sethroitischen Gau, Josephus — ebenfalls aus Manetho — den saitischen; beides paßt nicht; weder im Westen bei Sais, noch im äußersten Norden bei Sethroe kann Gosen gelegen haben.) Mit Abaris wird nichts anderes gemeint sein, als die Burg der Israeliten סכות 2 Mos. 12, 37; 13, 20 (in einem Londner Papyrus: Suko.)

Die sogenannte 9. und 10. Dynastie in Aegypten bestand (*Ebers* I 184 ff.) aus semitischen, nämlich idumäisch-arabischen Eindringlingen, welche Unterägypten erobert hatten und eine Zeit lang unterjocht hielten (welche aber mit den, das Nildelta bewohnenden Kaftorim, einem, wie wir § 246 sehen werden, hamitisch-ägyptischen Stamme, um so weniger identisch sein können, als diese Kaftorim (*wie Ebers selbst beweist* S. 152 ff.) lange

vor Ramses' II. Zeit vom Nildelta aus schon Sardinien und Sizilien kolonisirt hatten. Die 11. Dynastie, eine echtägyptische, besiegte und verjagte diese Eroberer, und machte einen Theil derselben als aamu „Hirten" (was Appellativum ist) dienstbar (Ebers 196.) Die 12. Dynastie befestigte die Ostgrenze zum Schutze gegen neue Einfälle (Ebers 192.) Unter der 13. Dynastie kamen die Hyksos, d. h. nach unserm Ergebnis: kam Joseph, wurde Statthalter, ließ seine Familie kommen, und es folgte nun als 15. Dynastie die Reihe der israelitenfreundlichen Könige, und neben und unter ihr als 16. Dynastie die Reihe der Majordomusse („Landesväter" 1. Mos. 41, 43), während Oberägypten (Ebers 194) unabhängig von beiden ein eignes Reich unter der sogenannten 14. Dynastie bildete. Die 17. Dynastie war die mit Menephtah I. beginnende, den Israeliten feindliche. Die Besorgnis, welche Menephtah I. 2. Mos. 1, 10 ausspricht, erklärt sich vortrefflich aus der in der 9. und 10. Dynastie vorangegangenen Unterjochung Unterägyptens durch arabisch-semitische Eindringlinge. Zugleich aber zeigt sich, daß zwischen der 13. und 17. Dynastie für ein weiteres Ereignis, als das im Pentateuch erzählte, mit Josephs Erhöhung beginnende, mit dem Auszug Israels unter Moses schließende, vier Jahrhunderte in Anspruch nehmende, chronologisch gar kein Platz ist.

Anm. 2. Wenn die Aegypter den Gründer und ersten König ihres Reiches Menes nannten, und von ihm erzählten, er habe dem Nil sein Bett gegraben (Herodot 2, 4 und 99) so klingt auch hier eine Spur der Erinnerung an Manu und seine Fluth durch.

§ 242. Die Ethik der Aegypter.

Merkwürdig ist, daß das sittliche Bewußtsein, das Gewissen, trotzdem weniger erstarb, als bei den Persern und Griechen. Ein düsterer Ernst war der Charakter der ägyptischen Religion. Das Volk lebte bis zur Zeit der Eroberung durch Kambyses herab in strenger Monogamie;[1]) das Staatsleben war ein geordnetes. Bekannt ist das Gericht über die Toten. Mit dem Sinken der Sonne sank die Seele des heute Verstorbenen in den Amentes (Unterwelt) hinab; in dem Vorhofe derselben, dem „Saale der doppelten Gerechtigkeit" (der lohnenden und strafenden) hielt Hesiri Gericht über die Seele, auf einem Throne sitzend, Krummstab und Geißel in der Hand, mit Mumienbinden umgürtet, umgeben vom „Wasser des Lebens",

---

[1]) Ebers a. a. O. S. 240 will in Herod. 2, 60 die Nachricht finden, Pacht sei in Bubastis „mit Sang, Tanz, Rausch und Ausschweifung" verehrt worden. Davon steht aber kein Wort da, sondern nur, daß bei jenem Feste „an Männern und Frauen allein, die Kinder nicht mitgerechnet, 700,000 sich versammelten" und daß da „mehr Wein verbraucht werde, als sonst im ganzen Jahre."

aus welchem Lotosblumen sprießen. Neben ihm sitzen 42 Geister der Unterwelt als Totenrichter mit Straußenfedern (den „Zeichen der Wahrheit und Gerechtigkeit") geschmückt. Der Tote versichert, keine der 42 im ägyptischen Sittengesetz verbotenen Sünden begangen zu haben. Es waren dies: Bosheiten, Diebstahl, absichtlicher Mord, Beten um gesehen zu werden, Heuchelei, Vergreifen am Eigenthum der Götter, an den Speiseopfern, Verleumdung, Trunkenheit, Ehebruch, Unreinigkeit, Schütteln des Hauptes beim Vernehmen der Wahrheit, unnöthiges Geschwätz, Schmähung gegen den König, gegen die Eltern, gegen die Götter, Verachtung der Götter, Entehrung der Toten, Begehen bereuenswerther Thaten, Betrug, Trug vor Gericht, Trägheit, Muthlosigkeit, Druck gegen Untergebene, Unbarmherzigkeit, falsches Maß und Gewicht, Fälschung von Siegelringen, Wucher, Störung des Wildes in seinen Lagern, Vergreifen an heiligen Thieren, Ableitung des Wassers aus den Bewässerungskanälen u. s. f. — Nun wurde das Herz des Toten auf der einen Wagschale gewogen, während auf der andern eine Straußenfeder lag. Auf der einen Seite steht der Ankläger Anubis mit dem Schakalkopf, auf der andern Her (Horos) mit dem Sperberkopf. Toth sitzt mit dem Schreibzeug da und protokollirt. Ist das Herz zu leicht erfunden, so wird die Seele in die Hölle gesandt, welche 75 Abtheilungen hat, denen 75 mit Schwertern bewaffnete Dämonen vorstehen — jede Abtheilung für eine besondere Sünde. Die Seelen sind schwarz, werden an Pfähle gebunden und von den Dämonen zerfleischt auf verschiedene Weise (analog wie in Dante's Hölle.) Die gerecht befundenen Seelen bekommen eine Straußenfeder, werden von Hathor und Nut mit Lebenswasser begossen, und durchwandern an schrecklichen Ungeheuern (Nilpferden, Krokodilen) vorüber die Unterwelt, bis sie im Osten an den Gefilden Ra's anlangen. Hier schneiden sie Korn, pflücken Blumen und Früchte, baden sich. Wenn es richtig ist, was Herodot (2, 123) erzählt, daß die Aegypter eine Seelenwanderung durch Thiere annahmen, so kann dies wohl nur das Schicksal derjenigen Seelen gewesen sein, die weder ganz gerecht noch ganz gottlos befunden wurden. Eine Abbildung in einer Grabkammer zeigt allerdings eine Seele, die, in eine Sau verwandelt, von Anubis aus dem Saale gepeischt wird. Es ist aber wahrscheinlich, daß die gottlosen Seelen nur Thiergestalt nach dem Tode annahmen, und daß Herodot dies nur misverstanden und auf ein Eingehen in wirklich lebende Thiere irrig

gedeutet hat. — Ueber die Furcht vor dem Gericht nach dem Tode kam freilich der Aegypter auch im besten Falle nicht hinaus; von einer Erlösung wußte er nichts. Und nun wird sich alsbald zeigen, daß es noch schlimmer stand.

§ 243. Die Schattenseiten der ägyptischen Religion.

Die auffallendste Schattenseite der ägyptischen Religion, die Kehrseite ihrer, auf den ersten Blick ziemlich bestechenden Ethik, war der Thierkultus, in welchen als in einen häßlichen Schweif ihr Polytheismus verlief. Alle Götter mit Ausnahme des Amun und Hesiri haben in den Bildern häufig die Köpfe der ihnen heiligen Thiere. Die Aegypter müssen also das Wesen der Götter auch in jenen Thiergattungen wiedererkannt haben. Ja diese Thiere waren ihnen so mit den betreffenden Göttern verwachsen, daß die Thiergestalt ihnen besser, als die menschliche, das Wesen der Götter auszudrücken schien. Aber nicht bloß die Thiergattung war dem betreffenden Gotte geweiht und darum unverletzlich; auch ein bestimmtes Exemplar dieser Gattung, welches die Priester an gewissen Zeichen zu erkennen glaubten und auswählten, wurde in dem Haupttempel des Gottes gehalten und galt geradezu für eine Inkarnation des Gottes. Dem Ra wurde ein hellgelber Stier, Mne, in Heliopolis, dem Ptah ein schwarzer mit weißem Stirnfleck, Apis, in Memphis gehalten (nach Plutarch: dem Osiris). Der Neith und Hathor Kühe, eine Skarabäusart dem Ptah, der Ibis und eine Hundeart dem Toth, der Schakal dem Anubis, eine Schlangenart dem Amun; der Sperber war dem Ra, der Geier der Neith, die Katze dem Ra und der Pacht geweiht. Auch der Ichneumon, der Bock, der Wolf waren in einzelnen Gegenden lokalen Gottheiten geheiligt, am Mörissee (nach Herod. und Strabo) das Krokodil dem Set. Diese Thiere wurden trefflich gehalten, gefüttert, gebadet, geschmückt; man opferte ihnen Speis- und Trankopfer, balsamirte sie nach dem Tode und bestattete sie feierlich. Noch heute finden sich massenhaft Ibisskelette in Särgen[1]); in Memphis wurden 64 Apismumien in Sarkophagen gefunden. Klemens Alexandrinus, nachdem er die Pracht der ägyptischen Tempel beschrieben, fährt fort: „Das innerste Heiligthum ist mit einem golddurchwirkten Vorhang verhüllt; nimmt der Priester denselben hinweg, so sieht man

---

[1]) Vgl. Max Eyth, Wanderbuch eines Ingenieurs, Heidelb. 1871, Bd. 1, S. 287—288.

eine Katze oder ein Krokodil oder eine Schlange, die sich auf Purpurdecken wälzt.“ Das gleichbleibende instinktive Leben der Thiere, als gesetzmäßiges, typisches verbunden mit Freiheit der Bewegung, schien den Aegyptern ein dem Wesen der Götter entsprechendes zu sein. — Die Verehrung bezog sich aber keineswegs bloß auf die Tempelexemplare, sondern auf die ganze Gattung. Wenn, wer mit Absicht ein heiliges Thier tötete, sterben mußte, so war dies ganz in der Ordnung, da für solche That die Gesinnung willentlicher Religionsverachtung vorausgesetzt werden mußte; aber auch wer unabsichtlich ein Thier einer heiligen Gattung tötete, mußte eine schwere Buße tragen, und der natürliche Tod eines solchen Thieres wurde betrauert. Starb in einem Haus eine Katze, so schoren die Bewohner ihre Augenlider, starb ein Hund, so schoren sie sich die Haare an Kopf und Bauch (Herod. 2, 66 u. a.) Reiche Leute verwendeten oft bis zu 100 Talente auf das Begräbnis eines verstorbenen Tempelthieres. Auf einer Säule aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. zu Heliopolis findet sich folgendes Gebet an die Tempelkatze:

O du weise Katze! Dein Kopf ist der Kopf des Sonnengottes. Deine Nase ist die Nase des Toth, des zweimal großen Herren von Hermopolis. Deine Ohren sind die Ohren des Osiris, welcher die Stimme aller hört, die ihn anrufen. Dein Mund ist der Mund des Atmu, des Herrn des Lebens; er hat dich bewahrt vor allem Schmutze. Dein Herz ist das Herz des Ptah; er hat dich gereinigt von allem bösen Schmutze an deinen Gliedern. Deine Zähne sind die Zähne des Chunsu (Mondgottes) ꝛc.

So war die Religion der Aegypter ein wunderliches Gemisch von tiefsinnigen ernsten und von verkehrten erniedrigenden Elementen. Ihr Grundzug ist starre Gesetzlichkeit. Die starre Gesetzmäßigkeit in der Natur, wie dieselbe im Kreislauf der ägyptischen Jahreszeiten ganz besonders hervortritt, wurde auf die Götter übertragen, deren Leben nichts anderes war, als ein Sich selbst stets wieder und wieder gebären nach starrem Naturgesetz. Das Gewissen, das Bewußtsein von dem Unterschied von gut und bös und von dem ethischen Wesen der Gottheit oder der Gottheiten, ein Erbe aus früherer, besserer Zeit (denn aus jener Naturnothwendigkeitsreligion erklärt es sich schlechterdings nicht) war nicht gänzlich erloschen, ward nicht weggeworfen, war aber den Aegyptern (gleich ihren Mumien!) eingeschrumpft zu einer ebenfalls eisernen, starren Gesetzlichkeit, bei der es nur Furcht und Angst, keine Versöhnung gab. Solche furchterweckende Gesetzlichkeit hält aber auf die Dauer nicht Stand; wo es keine wahre Gewissensberuhigung gibt, da sucht sich der Leichtsinn

eine falsche. Würden es die Aegypter mit ihren, inhaltlich im ganzen sehr lobenswerthen Sittengeboten streng und ernst genommen haben: wer hätte dann ohne die grausigste Angst dem Tod entgegenzublicken vermocht? Aber sie faßten mit jenem Leichtsinn, der dem gesetzlichen Standpunkt immer eigen ist, die Gebote in pharisäischer Aeußerlichkeit; Zeugen dessen sind die Gebete, die man in den Grabkammern und Totenbüchern als Anreden des Toten an seine Totenrichter findet, und in denen eine grauenerregende Selbstgerechtigkeit sich ausspricht. Z. B. im Grabmal Ramses des VI. zu Biban el Moluk (Bunsen, Aegypten V, 2, 551:) „Wahrheit bringe ich vor dich; ich habe nicht gemordet, ich habe nicht Trug geübt, ich bin nicht träge gewesen, ich bin nicht ermattet, ich habe nichts den Göttern hassenswürdiges gethan, ich habe nicht nöthig gehabt mein Herz in Reue zu verzehren" rc. Es werden zwar ohne Zweifel die Ueberlebenden gewesen sein, die dem Toten solche Worte in den Mund legten, nicht dieser selbst; aber wer einem anderen eine solche Rechtfertigung in den Mund legte, der that dies offenbar in der Erwartung und mit der Prätension, daß andere dereinst auch ihm solche Worte in den Mund legen würden; denn dieser Ton der Gebete ist der allgemeine in den aufgefundenen Gräbern; es spricht sich darin das Gesammtbewußtsein der Aegypter von der Art, wie man vor dem Gerichte bestehen werde, aus, und wohl nur notorische Verbrecher galten als der Hölle verfallen. Der Theorie nach sollte „das Herz" gewogen werden; in Praxi wog jeder nur seine äußeren Thaten und diese mit leichtestem Gewicht. So sehen wir denn auch in der ägyptischen Religion ein stetes Sinken, nämlich 1) ein vorhistorisches Stadium, wo Ptah (vgl. § 238,1) noch der einzige und einige Gott war, und als ein persönlich und ethisch freier Gott erkannt worden sein muß, weil nur hieraus die in den späteren Perioden vorhandenen Reste von Ethik sich erklären; 2) die Hesiri-Religion, wo die himmlischen Götter von ihren sichtbaren Manifestationen noch unterschieden, auch noch als ethische Wesen gefaßt werden, obgleich die Natur schon als emanatistisch-unfreie Erscheinung der Gottheit betrachtet wird (§ 241), 3) der ober- und niederägyptische rein-polytheistische Naturdienst (§ 238—239), wobei denn auch die gesetzliche Ethik in den Leichtsinn pharisäischer Aeußerlichkeit und Selbstgerechtigkeit umschlägt.

Kap. V. Die Religion der Kanaaniter und der heidnischen Semiten.

a) Voruntersuchung über die Abstammungsverhältnisse.

§ 244. Ein Problem.

Die im Pentateuch enthaltene uralte Tradition der Israeliten läßt die Kanaaniter und Phönizier von Kanaan, einem Sohne Hams, abstammen (1 Mos. 10, 6 u. V. 15—18), ebenso die Kuschiten oder Aethiopier (V. 7) dagegen wird die Abstammung der Israeliten, Midianiter und ismaelitischen Araber durch Abraham — die der Moabiter und Ammoniter durch Lot, — die der babylonischen Casdim (Chaldäer) oder Elamiter, der Assyrer, der Aramäer, Lydier und joktanidischen (kachtanidischen) Araber anderweitig — auf Sem zurückgeführt (1 Mos. 10, 21 ff., 19, 36 ff., 25, 1 ff. und 12 ff.) In der That sprachen nun diejenigen Völker, die im Pentateuch auf Sem zurückgeführt werden, Sprachen, die ein und derselben — ebendeshalb „semitisch" genannten — Sprachfamilie angehören. Soweit wäre alles in der Ordnung. Nun begegnet uns aber die Erscheinung, daß auch die vom Pentateuch den Hamiten zugetheilten Kanaaniter und Phönizier sammt den zahlreichen Kolonien der letzteren (in Kreta, Malta, Euböa, Sardinien, Karthago) eine semitische Sprache, und zwar die der israelitischen nächst verwandte, kaum mundartlich von ihr verschiedene, gesprochen haben, wie sich dies aus den kanaanitischen Eigennamen im alten Testament und aus den zahlreichen phönizischen und punischen Inschriften, die am Mittelmeere aufgefunden worden, sowie aus den punischen Stellen im Pönulus des Plautus ergibt. Dazu kommt die zweite Erscheinung, daß die Kanaaniter, Phönizier und Punier in ihrer Religion mit einem Theile der heidnischen Semitenvölker, nämlich den Babyloniern, Assyrern, Moabitern, Ammonitern und Lydiern fast durchaus übereinstimmten. — Die neuere kritische Wissenschaft hat deshalb keinen Anstand genommen, die israelitische Tradition von dem hamitischen Ursprung der Phönizier und Kanaaniter (sammt den Philistäern) für irrig, und diese Völker für ebenfalls semitische zu erklären. Mit dieser (jetzt fast allgemein angenommenen) Hypothese ist der Knoten des Problems jedoch mehr zerhauen als gelöst. Denn je entschiedener und augenfälliger die Phönikokanaaniter mit den Israeliten in der Sprache und mit

den Moabitern, Ammonitern und Eufratsemiten auch in der Religion eins waren, desto unbegreiflicher wird es, wie die Israeliten dazu kommen konnten, ihnen hamitische Abkunft anzudichten. Man hat freilich auch dies erklärbar zu machen gesucht. Der Nationalhaß (seit Mosis und Josua's Zeit) habe die Israeliten getrieben, die Stammverwandtschaft der Kanaaniter abzuleugnen und in der ihnen angedichteten hamitischen Abkunft einen nachträglichen Beschönigungsgrund für den gegen die Kanaaniter geführten Vernichtungskrieg zu schaffen. Aber diese Hilfshypothese befindet sich in unvereinbarem Widerstreit mit einer Reihe von Thatsachen. 1) Wenn die Kanaaniter den Israeliten ebenso stammverwandt waren, wie die Ammoniter und Moabiter: warum wird dann bei der Eroberung des Landes ein solcher Unterschied gemacht, daß die Israeliten mit den Moabitern sich friedlich vertragen (4 Mos. 25), den Ammonitern wenigstens die Hälfte ihres Landes lassen (Josua 13, 25) während sie die Kanaaniter vertilgen (vgl. auch 5 Mos. 2, 18 f.) 2) Da in der Folgezeit (Richt. 3, 13; 10, 7 f; 1 Sam. 11, 1; 2 Kön. 1, 1) die Ammoniter und Moabiter Erbfeinde Israels sind: warum wird nicht auch ihnen aus Nationalhaß hamitische Abkunft angedichtet? Man antwortet uns: gerade aus Nationalhaß sei ja ihr Ursprung auf eine blutschänderische Verbindung (1 Mos. 19, 36 ff.) zurückgeführt. Gut; aber ihre semitische Abkunft ward nicht geleugnet; so kehrt also nur die Frage wieder: warum wurde denn nicht auch den Kanaanitern gegenüber dies Mittel ergriffen, ihren Ursprung auf irgend eine blutschänderische Verbindung zurückzuführen unter Bestehenlassen ihrer semitischen Abkunft? Wenn die Gleichheit der Sprache denn doch so eklatant vor Augen lag, und wenn nun keine ganz bestimmten Anhaltspunkte in der Erinnerung und Tradition schon vorher vorhanden waren, die eine hamitische Abstammung der Kanaaniter bezeugten, so würde der erste, der zu Josua's Zeit ihnen eine solche anzudichten versuchte, doch schwerlich Glauben gefunden haben, und würde gewiß so klug gewesen sein, ihnen lieber, sowie den Ammonitern und Moabitern, eine illegitime semitische Abkunft anzudichten. Wären wohl einzelne Oestreicher 1866 darauf verfallen, die Preußen für ein Volk von theilweise wendischer Abkunft zu erklären, wenn nicht wirklich vorher schon die Kunde von dem ehemaligen Bewohntsein der Lausitz, der Neumark und Mecklenburgs durch slavische Stämme vorhanden gewesen wäre? 3) Zu dem allen kommt noch die Erscheinung, daß

jener behauptete Nationalhaß thatsächlich keineswegs die Wirkung gehabt hat, die alte patriarchalische Urtradition depravirend umzugestalten. Das Verhältnis Abrahams zu den Kanaaniterfürsten wird im Pentateuch durchweg als ein friedliches, ja entschieden freundliches dargestellt. Wenn Abraham gegen die Eufratsemiten Kedorlaomor rc. kämpft (1. Mos. 14) so thut er dies allerdings nicht so sehr im Interesse der von ihnen bezwungenen Kanaaniter des Siddimthales, als im Interesse seines mitbezwungenen Neffen Lot (V. 12) aber die Notiz, (V. 13) daß Abraham mit den Amoritern Mamre, Eschkol und Aner in einem Bündnis stand, sowie die (V. 18), daß der Kanaaniterkönig Melchisedek den Abraham segnete und dieser sich jenem tributpflichtig erkannte, (V. 20) würde doch gewiß zu allererst ausgemerzt und umgewandelt worden sein, wenn jener „Nationalhaß", der bis zur Entstellung der alten Tradition gegangen sein soll, in dieser Weise existirt hätte. Warum verschwieg man nicht den Bund Abrahams mit den zur Zeit Josuas so verhaßten Amoritern? Warum wendete man die Begegnung mit Melchisedek nicht so, daß vielmehr dieser dem siegreichen Retter Abraham sich unterwarf? Kap. 20 und Kap. 21, 22 wird der Kanaaniterfürst Abimelek von Gerar (Um eld dsherar am Wadi Sunijeh, 5 Stunden südlich v. Gaza) als ein gegen Abraham friedlich und gerecht sich benehmender Mann dargestellt und Kap. 23 finden wir den Abraham mit dem Fürsten und Volk der Chethiter im freundlichsten Einvernehmen. Ein Volk, das diese Züge der patriarchalischen Tradition intakt stehen ließ, kann unmöglich den Kanaanitern aus „Nationalhaß" eine hamitische Abkunft „angedichtet" haben; es würde sonst vor allen Dingen dem Abraham seine Freundschaft mit eben diesen Kanaanitern abgedichtet haben. — Das Problem steht also durchaus noch ungelöst vor uns. — Um eine wissenschaftlich strenge Lösung desselben zu ermöglichen, müssen wir die Völkertafel (1. Mos. 10) überhaupt einer eingehenden Prüfung unterziehen; und diese wiederum wird ermöglicht durch kritische Feststellung der Gesetze, die in Betreff der Entwicklung der Sprachen gelten. In letzterer Beziehung ist seit Bopp auf dem Gebiete der Sprachvergleichung und der Linguistik überhaupt staunenswerthes geleistet worden; aber sobald es sich um die Anwendung dieser Errungenschaft auf die Urgeschichte der Menschheit — sobald es sich um Schlüsse aus den konstatirten Thatsachen handelt, werden unbesehens Heischesätze, die kaum den Namen von Hypothesen

verdienen, als keines Beweises bedürftige Axiome, ja als Dogmen, in die Beweisführungen hineinverwoben, zum äußersten Schaden der Wissenschaft. Analog nun, wie jüngst Fr. Pfaff in seiner „Geologie als exakten Wissenschaft" es auf seinem Gebiete gethan, müssen wir auf dem unsern mit kritisch sichtendem Messer das, was Thatsache, von dem, was Hypothese oder weniger als das ist, zu scheiden suchen.

§ 245. Die Gesetze der Umwandlung der Sprachen und Sprachgebiete.

Nicht von aprioristischen Behauptungen, sondern von einer sorgfältigen Beobachtung geschichtlich konstatirter Thatsachen müssen wir ausgehen, wenn wir erfahren wollen, in welchen Zeiträumen und mit welcher Schnelligkeit Umwandlungen in Sprachen vor sich gehen, wie sich diese Umwandlungen in lokaler und in ethnographischer Hinsicht verhalten, und ob und inwieweit ein Uebergreifen eines Sprachgebietes über ein Abstammungsgebiet stattfinde. Befragen wir nun die konstatirbare und konstatirte Geschichte der Sprachen, so treten uns folgende vier Sätze entgegen:

1) Umwandlungen einer und derselben Sprache bei ein und demselben Volke erfolgen nicht mit **zeitlicher** Gleichmäßigkeit oder Stetigkeit, sondern in der Regel stoßweise.

Daß Mischsprachen bei dem Aufeinanderprallen verschiedener Völker mit einer gewissen Plötzlichkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit sich bilden und dann relativ stabil werden, hat nichts auffallendes. So hat sich in der Zeit der Völkerwanderung aus der lateinischen, keltiberischen und westgothischen Sprache im „Königreich Aquitanien" die sogenannte provençalische Sprache oder langue d'oc gebildet, welche um 980—1000 schon zu voller Ausbildung kam,[1]) von da an aber so stabil wurde, daß die Lieder der Troubadours und die Schriften aus der Zeit der Albigenserkriege nur wenig vom heutigen Volksdialekt des Languedoc abweichen. So hat sich zwischen 1066 und 1200 aus keltischen Resten, englischer, norwegischer und latinischer Sprache die englische — so in langsamer Entwicklung die französische Sprache gebildet, so auch die italiänischen Dialekte, von denen der florentinische durch Dante Literatursprache wurde. Aber

---

[1]) (Vic et Vaissette) Histoire du Languedoc, livre XIV pag. 246 ff.

weit wichtiger ist, daß auch innerhalb ein und desselben Volkes die einheitliche Sprache zuweilen plötzlich eine innere Umwandlung erleidet. Eine solche hat die lateinische Sprache in Formen und Gefüge erlitten zwischen den punischen Kriegen und dem Bürgerkriege Sulla's. Weit tiefergehend war die Umwandlung der germanischen Sprachen. Wie lange Zeit der erste Prozess der Lautverschiebung: die Umwandlung aus dem Altindogermanischen in's Gothische, in Anspruch genommen habe, läßt sich nicht konstatiren; der zweite Prozess, die Umwandlung aus der gothischen Stufe in die des sogenannten Streng-althochdeutschen, ging im Laufe von 4 bis 5 Jahrhunderten vor sich; seitdem ist die hochdeutsche Sprache als mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche auf dieser Stufe der Lautverschiebung stehen geblieben. Noch plötzlicher und rascher — zwischen Williram, der 1085 starb, und dem Pfaffen Kunrat, der 1150 bis 1200 lebte — ist der Uebergang aus dem Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche (durch Verkümmerung der Flexionsendungen) erfolgt. — Im Gebiete der keltischen Sprachen begegnet uns dieselbe Erscheinung; die vorhandenen irischen Sprachreste aus dem 8. Jahrhundert gehören noch der altirischen Sprache an; vom 9. bis 10. Jahrhundert wirft die Sprache ihre Flexionsendungen ab, und im 11. Jahrhundert ist die mittelirische und mittelgälische Sprache fertig. Von der plötzlichen Umwandlung des indischen Vedadialektes in's Sanskrit zwischen der 2. und 3. Periode der indischen Religionsentwicklung war schon § 191 die Rede. — Aber auch bei den semitischen Sprachen finden wir ähnliches. Unser Zeitgenosse Palgrave fand im innern Arabien das korrekteste Koran-Arabisch des 7. Jahrhunderts als Volkssprache wieder; so stabil ist dort das Arabische seit zwölf Jahrhunderten geblieben. Und auch anderwärts hat es bekanntlich seit einem Jahrtausend nur unwesentliche Abänderungen erlitten. Wollten wir nach diesem Maßstabe rückwärts rechnen bis zu der Zeit, wo Arabisch, Assyrisch, Hebräisch, Babylonisch noch Eine Sprache waren, so würde eine Million Jahre nicht hinreichen! Da aber die Umwandlungs- und Trennungsprozesse der indogermanischen Sprachen notorisch weit rascher vor sich gegangen sind, und da gleichwohl (wie jetzt mehr und mehr anerkannt wird) beide Sprachgruppen von Einer ursprünglichen Mutter herstammen, so kann um der indogermanischen Sprachen willen die Existenz der von der arischen Ursprache schon getrennten semitischen Ursprache nicht eine Million Jahre hinter uns

liegen; sonst müßte die arische Ursprache mindestens 900 Jahrtausende lang entwicklungslos, regungslos und unverändert eine Art von Winterschlaf gehalten haben. Es muß also nothwendig auch innerhalb des semitischen Sprachgebietes irgend einmal eine Periode rascherer Bewegung stattgefunden haben, wo der arabisch-äthiopische Zweig sich von dem nordsemitischen schied, und in beiden wieder weitere Scheidungen stattfanden. Daß diese Scheidungen wesentlich gleichzeitig mit einander stattgefunden haben, ergibt sich aus der bunten Kreuzung, in welcher die einzelnen semitischen Sprachen Urgemeinsames theils behalten, theils aufgegeben haben (s. Anm. 1).

2. Die Umwandlung ein und derselben Sprache erfolgte nicht in allen **Gegenden,** nicht bei allen **Stämmen** in gleichmäßiger Weise und gleicher Schnelligkeit.

Daß verschiedene Sprachfamilien ein sehr verschiedenes Maß von Wandlungsfähigkeit und Wandlungsgeschwindigkeit besitzen, hat uns so eben die Vergleichung der stabil gewordenen semitischen Sprachen mit den in stetem Entwicklungsfluß noch jetzt begriffenen indogermanischen bewiesen. Aber auch innerhalb einer einzelnen Sprachfamilie verhalten einzelne Volksstämme sich sehr verschieden. Während die althochdeutsche Sprache den Uebergang zur dritten Stufe der Lautverschiebung vollzogen hat, ist die altniederdeutsche (Plattdeutsch, Neederduitsch und Vlämisch) sammt den Töchtern der altnordischen Sprache (Isländisch, Schwedisch, Dänisch) und den germanischen Elementen der englischen Sprache auf der zweiten Stufe bis auf den heutigen Tag stehen geblieben. Während unter den skandinavischen Sprachen die schwedische und dänische einen Umwandlungsprozess erfahren haben, analog dem des Ahd. in's Mhd. und Nhd., hat die isländische die meisten ihrer alten Flexionsformen bewahrt. Während die hochdeutsche Sprache in Norddeutschland die tönende Gutturale g in einen palatalen Zischlaut verwandelt und theilweise diesen wieder in j verweicht hat, hat der schwäbische und alemannische Volksstamm das echte g (ein weiches k) bewahrt, der westfälische aber das echte sch bewahrt, das außerhalb Westfalens zum Maxillarzischlaut (= französisch ch) geworden ist. Der Schweizer hat noch das mittelalterliche ch, die Diphthonge uo und ie (îĕ) und sogar noch Reste des alten z (z. B. „das war ein gueter Schuzz“ d. h. Schuß.) — Unter den beiden keltischen Hauptstämmen hat der gallisch-wälische eine Lautverrückung (Vertauschung der Lautklassen, z. B. der Labialen

und Gutturalen, p statt k) vollzogen, von der der irisch-gadelische unberührt blieb. Dutzende von Beispielen ließen sich noch beibringen; doch genügen diese vollständig.

3. Die Umwandlung der Sprache eines Volkes steht außer Konnex mit der geographischen Richtung seiner Wanderungen.

Das sollte man gar nicht erst erwähnen müssen, und müßte es auch nicht, wenn nicht jüngst Eb. Schrader in einem sonst vieles vortreffliche enthaltenden Aufsatze[2]) den Versuch gemacht hätte, aus dem Grad und der Art der Verwandtschaft der einzelnen semitischen Sprachen Schlüsse zu ziehen auf die geographische Richtung, in welcher die einzelnen semitischen Völker gewandert sein müßten. Weil (wie er im ganzen treffend nachweist) die nordsemitischen Sprachen „aus der reicheren arabischen zusammengeschrumpft sind“, so folgt ihm daraus (S. 417) nichts geringeres, als daß das nördliche Arabien der Ursitz sämmtlicher Semiten gewesen sein müsse. Wenn dieser Schluß richtig ist, dann darf man auch daraus, daß in Island von der altnordischen Sprache sich das meiste erhalten hat, den Schluß ziehen, daß in Island der „Ursitz“ der skandinavischen Völker gewesen, von wo sie nach Norwegen, Schweden und Dänemark gewandert seien — oder daraus, daß die deutschen Nord- und Ostseedialekte die zweite Stufe der Lautverschiebung bewahrt haben, den Schluß ziehen, daß die germanischen Völker nicht aus Asien von Südosten her, sondern von Nordwesten her, etwa aus Britannien, in's europäische Festland eingerückt sein müßten. Und wenn Schrader (S. 420) schreibt: „Wollte man annehmen, daß die am meisten nach Westen vorgeschobenen Hebräer und Kananäer auch zuerst von den Arabern sich abgezweigt hätten, so begriffe man nicht, wie nun gerade sie den Artikels bewahrt hätten, während die Babylonier und Aramäer, die doch zu einer Zeit ausgewandert wären, wo der Gebrauch des Artikel bei den Arabern noch mehr Wurzel gefaßt hätte, denselben wieder preißgegeben hätten“ — so könnte man wiederum mit gleichem Rechte den Schluß ziehen, der alemannische Stamm müsse später, als der suevische, südwärts gegen die Alpen hin gezogen sein, weil ersterer weit mehr altsprachliches bewahrt habe. Gegen solchen Mechanismus kann nicht ernstlich genug protestirt werden.

---

[2]) Die Abstammung der Chaldäer und die Ursitze der Semiten. In der Zeitschr. d. d. morgenl. Gesellschaft, Bd. 35, H. 3, S. 397 ff.

Die Sprache bildet und wandelt sich nicht von den Schuhsohlen aus, sondern vom Geiste aus. Das römische Volk hat den Artikel fallen lassen, nicht weil es früher oder weil es später, als das pelasgische oder das keltische, aus Asien nach Europa rückte, sondern weil es für sein Denken des Artikels nicht bedurfte.

4. Das Sprachgebiet greift ebenso oft über das Stammgebiet hinaus, wie dies über jenes.

Der hieher gehörenden Fälle gibt es in der Geschichte sehr viele. Und zwar ist es in der Regel nicht die Sprache des siegreichen Volkes, die dem unterjochten aufgezwungen — sondern häufiger die des gebildeteren Volkes, die von dem mindergebildeten selbst dann angenommen wird, wenn dieses das siegreiche ist. Die Mandshuren, diese Eroberer China's, haben die Sprache der gebildeteren Unterworfenen, die Gallier in der Gallia togata und der provincia die Sprache der gebildeteren Unterjocher sich angeeignet. Die Ost- und Westgothen, die Longobarden und salischen Franken haben in Oberitalien, Spanien und dem Frankenreich, obwohl die politischen Sieger, dennoch gegen die römisch-keltisch-gemischte Sprache der Besiegten, weil diese die gelenkere, kultivirtere war, soviel von ihrer eigenen Sprache hingegeben, daß Mischsprachen lateinischen Kernes sich bildeten. Wieder in anderen Fällen ist von zwei gleich kultivirten Sprachen die eine (und nicht immer die gediegnere und entwicklungsfähigere) über ihr Stammgebiet hinausgedrungen, oft in Folge politischer Einflüsse, oft ohne solche; das Vlämische der westbelgischen Länder wurde vom Wallonischen der östlichen mehr und mehr verdrängt; in der freien Schweiz gewann in der burgundischen Bevölkerung am Genfersee das Französische frühzeitig Boden, und ist seit Jahrhunderten in stetem Vorrücken nordwärts, selbst bis in die alemannische Bevölkerung Bern's hinein, begriffen; die alten deutschen Städtenamen des Waadtlandes: Milden, Wiflisburg, Peterlingen, klingen fast wie eine Sage. Ebenso hat sich das Italiänische von Welschbern das Etschthal heraufgeschoben, sodaß die Sprachgrenze, die vor keinem vollen Jahrhundert bei Roveredo war, jetzt zwischen Trient und Botzen liegt. — Dies führt uns nun auf unser Problem von § 244 zurück. Die Möglichkeit, daß Volksstämme hamitischer Abkunft von benachbarten semitischen Stämmen die Sprache annahmen, wird in abstrakto nicht geleugnet werden können, vorausgesetzt daß die Sprache und die allgemeine Bildung dieser Semiten die höhere war; und wenn vollends noch

eine zeitweise politische Abhängigkeit hamitischer Stämme von semitischen im höchsten Alterthum dazu gekommen sein sollte, so würde die Sache doppelt begreiflich. Wie es nun in beiderlei Hinsicht stand, darüber wird eine Untersuchung der Völkertafel Aufschluß verschaffen.

Anm. Ganz richtig schließt Eb. Schrader a. a. O. daß grammatische Eigenthümlichkeiten, welche den Sprachen verschiedener, lokal getrennter semitischer Völker gemeinsam sind, ursemitisch sein müssen, z. B. die vokalischen Endungen im Assyr. und Arab., die Existenz der Kasus im Assyr. Arab. Aethiopischen, der K-Laut im pronom. person. der ersten Person (anoki, anaku) im Assyr. und Hebr., die Passivbildung durch Vokalisirung im Arab. und Hebräischen.

§ 246. Die Völkertafel. a) Was sie will.

So eingehende Studien auch seit dem unsterblichen Sam. Bochart über die Völkertafel 1 Mos. 10 gemacht worden sind: in einem, prinzipiellen Punkte hat sich doch ein Irrthum oder eine Unklarheit, nicht ganz ohne Bochart's eigenes Verschulden, durch alle diese Untersuchungen hindurchgeschlungen. „Es ist zum Theil unentscheidbar" (sagt Fr. Delitzsch, die Genesis, Leipz. 1852, S. 212) „ob die Namen der Völkertafel Personen- und Völkernamen zugleich, oder ob sie nur Völkernamen sind." Bündiger, als in diesen Worten, habe ich nirgends die vorgefaßte Meinung ausgesprochen gefunden, mit welcher gewöhnlich an die Völkertafel herangetreten wird. Daß der Verfasser derselben eine Völkergenealogie, ein Herstammen je eines Volkes von einem andern Volke, mittheilen wolle, wird ohne weiteres angenommen. Das richtige exegetische Verfahren wäre aber doch wohl dies, daß man die eigenen Worte des Autors befragte, um zu erkennen, was zu geben er im Sinne gehabt. Wenn er nun V. 1 beginnt: und dies sind die Geschlechter Noah's, Sem, Ham und Jafet, und sie zeugten sich Söhne nach der Sintfluth; die Söhne Jafet's waren Gomer und Magog ꝛc." so lautet dies durchaus nicht so, als ob seine Meinung gewesen wäre, daß Gomer ein von Jafet abstammendes Volk, und Aschkena wiederum ein von dem Volke Gomer sich abzweigendes zweites Volk gewesen wäre, sondern vielmehr durchaus so, als ob der Autor eine Genealogie von Personen geben wollte. Und wenn er nach Aufzählung der von Jafet stammenden Söhne und Enkel, also Personen, V. 5 fortfährt: „Von diesen her (מִן, ἀπὸ oder παρά c. gen., nicht ὑπὸ c. gen., richtig LXX: ἐκ τούτων) haben sie

sich zerstreut über[1]) die Inseln der Völker in ihren Ländern, jeglicher nach seiner Sprache, nach ihren Stämmen unter den Völkern" und wenn er V. 25 ausdrücklich sagt, daß diese Trennung erst fünf Generationen nach Noah erfolgte, so dient dies nur unserer Auffassung zur Bestätigung. Ebenso dient ihr zur Bestätigung der zweite wichtige Umstand, daß, wenn der Autor sagen will, daß ein ganzes Volk von einem Individuum abstamme, er dies auch unverblümt und deutlich thut. So sagt er V. 13 von dem V. 6 erwähnten Individuum Mizraim — bei dem die Dualform des Namens ihre Parallele hat an der des Efraim und des Affaim (1 Chron. 2, 30) und ihre Analogie an den Pluralformen Merajoth, Jerimoth, Anatoth (1 Chron. 6, 37; 7, 7 f. und 12 u. 15) — daß dieser Mann Namens Mizraim gezeugt habe „die Ludim und die Anamim und Lehabim und Naftuchim und Phatrusim und Kasluchim", und daß „von daselbst" ausgezogen seien die Ph'lischtim und die Kaftorim. Und wiederum V. 16 führt er neben dem Individuum Zidon, den er ausdrücklich als den erstgebornen Sohn des Kanaan bezeichnet, noch neun Söhne Kanaan's an, die er nicht mit Namen zu nennen weiß, sondern nur als „den Jebusiter, den Emoriter, den Girgoshiter" ꝛc. (mit dem Artikel und der gentilizischen Endung י —) d. h. offenbar: als den Stammvater der Jebusiter, den Stammvater der Emoriter u. s. f. bezeichnet. Ehe man sich also auf ethnographische Untersuchungen stürzt, sollte man sich exegetisch diese Frage klar machen: was der Autor seiner Meinung nach habe geben und mittheilen wollen. Und da kann denn nach dem soeben gesagten die Antwort nicht anders lauten, als: er hat ein Geschlechtsregister von Individuen zu geben im Sinne gehabt, welches er in den einzelnen Linien bis je dahin fortführte, wo er entweder bei Stammvätern von Völkern anlangte, oder wo sein genealogisches Wissen abbrach. Diese Erkenntnis ist aber von großer Wichtigkeit sowohl für die kritische Frage nach dem Alter der Völkertafel als für die Methode der historisch-ethnographischen Erklärung derselben. — A) In ersterer Beziehung sind ganze Reihen neuerer Exegeten ohne weiteres

[1]) Daß איי nur acc. loc. und nicht Subjektsnominativ zu נפרדו sein kann, ist ohne weiteres klar; es heißt nicht גויי-איים sondern איי-גוים und die Inseln können sich nicht getheilt oder zerstreut haben!

von der — wir möchten sagen: blinden — Voraussetzung ausgegangen, daß der Autor der Völkertafel diejenigen Völker, die ihm zu seiner Zeit und nach dem Maße seiner geographischen Kenntnisse, etwa durch Verkehr mit Phöniziern und Aegyptern, dem Namen nach bekannt waren, nach Gutdünken, sei es nach einem ethnographischen (Knobel) sei es nach einem geographischen (Ebers) Prinzip klassifizirt und eine Stammverwandtschaft derselben ersonnen habe. Unter dieser Voraussetzung fragte man nun: in welchem Zeitalter können einem Israeliten muthmaßlich die 1 Mos. 10 genannten Völker dem Namen nach bekannt geworden sein? und hienach suchte man die Verfassungszeit der Völkertafel zu bestimmen. Die Einen gingen bis in die Zeit des Exils hinab; daß dies nicht möglich, hat Ebers[2]) bewiesen; er selbst will die Völkertafel „in der ersten Königszeit" geschrieben sein lassen. Aber von jener Voraussetzung aus müßte man doch wohl in noch viel spätere Zeit, als die des Exils, ja wohl in die der Völkerwanderung hinabgehen; dann mag Aschkena (mit Ebers) von den Askaniern oder mag es von den Basken erklärt werden: in beiden Fällen ist nicht begreiflich, wie ein Israelite zu Salomo's oder zu Nebukadnezar's Zeit von diesen Völkern etwas sollte gewußt haben. — Ganz anders stellt sich die Frage, sobald exegetisch erkannt ist, daß der Autor keine Genealogie von Völkern sondern von Individuen geben will. Es ist ein Stück alter Urtradition, das er mittheilt. Hiefür haben wir außer unsrem exegetischen Argument noch die zwingendsten Beweise anderer Art. 1) Schon § 210 und 224 ist auf die Thatsache verwiesen, daß der die Fluth überdauernde Stammvater auch in der eranischen und in der germanischen Sage drei Söhne hat, die die Welt bevölkern; hieraus ergibt sich (siehe § 224) daß dies ein Zug der Urtradition war. 2) Die Völkertafel spricht (wie schon Delitzsch betont hat) V. 19 von Sodom und Gomorrha als von noch bestehenden Städten; dies beweist nicht, daß sie in vorabrahamischer Zeit niedergeschrieben sei, wohl aber, daß in ihr ein vorabrahamischer Text vorliege, der in wörtlicher Fassung mündlich fortgepflanzt worden war (analog den Veden in Indien § 191.) 3) Als eines der von Mizraim abstammenden Völker wird 1 Mos. 14 das der Phatrusim (Oberägypter) erwähnt.

---

[2]) Aegypten und die Bücher Mosis, I, S. 36 ff.

Nun hat Ebers selbst (S. 115) erinnert, daß die Stadt Phather (d. i. pa Hathor „Haus der Hathor") in der Zeit vor den Hyksos, also (nach § 241 Anm.) in der vormosaischen Zeit, die Blüthe und Bedeutung einer Hauptstadt hatte und dem ganzen Nomos ihren Namen gab, daß hingegen in der nachmosaischen Zeit Phather zwar noch als existirend erwähnt wird, aber ihre Bedeutung an Theben verloren hat, und daß der Nomos nicht mehr nach ihr bezeichnet wurde. Hienach kann die Bemerkung V. 14, nämlich die Aufzählung der einzelnen, von dem Individuum Mizraim abstammenden Völkerschaften, spätestens aus der Zeit Mosis herrühren (s. Anm. 1). — Und dies führt uns nun auf die genauere Bestimmung der Zeit, wann die Völkertafel schriftlich aufgezeichnet wurde. Für diese Bestimmung ist von entscheidender Wichtigkeit die Beobachtung, daß wir in ihr neben dem altüberlieferten Texte der Urtradition auch „Einschiebsel" oder besser: Zusätze jüngeren Ursprungs finden. Den in die Augen fallendsten Zusatz dieser Art bilden die Verse 8—12. Nachdem schon V. 7 fünf Söhne von Kusch sammt zwei Enkeln aufgezählt sind, wird V. 8 noch ein sechster, dort nicht genannter Sohn mit den Worten aufgeführt: „Und Kusch hat gezeugt den Nimrod," und nun wird in einer Art von Episode erzählt, wie dieser ein Königreich gegründet habe. Dieser Zusatz, obwohl sichtlich ebenfalls auf alter mündlicher Tradition (s. Anm. 2) beruhend, sieht doch ganz so aus, als ob er nicht ursprünglich in den Tenor der V. 1—7 und V. 13—32 mitgetheilten Genealogie gehört hätte, sondern erst bei der schriftlichen Aufzeichnung mit ihr wäre kombinirt worden. In dem Zusatze nun kommt der Name יהוה V. 9 zweimal vor, erst in der Feder des Schreibenden, sodann in einem von ihm angeführten Sprichwort, das zur Zeit des Schreibenden schon in dieser Form gäng und gäbe war. Ohne uns nun auf das endlose Chaos der Elohisten-Jehovisten-Ergänzer-Diaskeuasten- und anderer Hypothesen einzulassen, halten wir uns ganz einfach an die Frage, von welcher Zeit an der Gott Israels mit dem Namen יהוה bezeichnet worden sei. Darüber aber geben uns die mit יו oder יהו beginnenden oder mit יה schließenden Eigennamen die allersicherste Auskunft. Vor der Zeit Mosis, in der ganzen alten Urtradition, kommt kein einziger mit יהוה zusammengesetzter Eigenname vor; denn der Name des Landes Hammorijjah 1 Mos. 22, den dies Land V. 2 schon vor dem dort erzählten Ereignis führt, hat mit den Worten

Abraham's V. 14: יהוה יראה nichts zu schaffen[3]), ist vielmehr von der Wurzel חמר, arab. hamara „von Wasser fließen" (woher מהמורה „Regenguß") abzuleiten, und bezeichnet ein quellenreiches Land. Die ersten mit יהוה gebildeten Namen sind die Namen Josua's (der vorher Hosea hieß und in Josua erst umgenannt wurde 4 Mos. 13, 17) und Jochebed's (2 Mos. 6, 20), welche diesen Namen sicherlich auch erst durch Umnennung bekam. Von Mosis Zeit an werden nun aber jene Eigennamen häufig (1 Chron. 2, 8 und 32 und 47; 4, 14 und 22; 5, 35 ff. ꝛc. Richt. 18, 30; 1 Sam. 8, 2). So bestätigen uns diese Eigennamen durchaus das, was 2 Mos. 6, 1 und Kap. 3, 13 f. gesagt ist: daß vor Mosis Zeit der Gottesname יהוה unbekannt war (daher er an Stellen wie 1 Mos. 4, 1 ꝛc. den Personen vormosaischer Zeit erst vom Autor der Genesis in den Mund gelegt sein kann.) Da nun in unserm fraglichen Stück 1 Mos. 10, 8—11 dieser Name als ein schon im Volksmunde geläufiger erwähnt wird (wobei immer die Möglichkeit bleibt, daß das Volk אלהים sagte, und erst der Aufzeichner der Völkertafel ihm dafür יהוה in den Mund legte) so kann jene schriftliche Aufzeichnung der Völkertafel nicht vor jener Offenbarung des Jahavah-Namens (2 Mos. 3) also nicht vor Mosis Zeit erfolgt sein. — Aber zweitens auch die Erwähnung der vom Individuum Mizraim (s. Anm. 1) entsprungenen Völker wird aller Wahrscheinlichkeit nach erst zur Zeit der schriftlichen Aufzeichnung eingefügt worden sein, da diese Erwähnung keine Fortsetzung der Genealogie der Individuen sondern eine Notiz ist; nicht aus der Urtradition über die Söhne und Enkel Ham's kann sie stammen, sondern über ein Verhältnis später-vorhandener Volksstämme zu dem Individuum Mizraim sagt sie etwas aus. Auch diese Notiz weist uns in die Zeit Mosis, erstlich weil (wie oben bemerkt worden) Oberägypten in der nachmosaischen Zeit nicht mehr als der Nomos von Phathros bezeichnet wurde, zweitens, weil nur ein in Aegypten gelebt habender und mit dem Lande genau bekannter Mann darauf kommen konnte, den Gedanken, daß von dem

---

[3]) Man kann nicht einmal sagen, daß dies Wort Abrahams ein Wortspiel oder eine Anspielung auf Hammorijjah enthalte; wäre dies die Meinung des Autors, so würde er V. 14 fortfahren: אשר יאמר היום בהר מוריה „welcher heute Morijah genannt wird"; er würde den Namen Morijah aus jenem Diktum Abrahams erklären. Das thut er aber nicht, sondern schreibt: „welcher heute בהר יהוה יראה genannt wird."

Individuum Mizraim das von den Israeliten (und zwar schon in der Urtradition 1 Mos. 12, 10) mit „Mizraim" bezeichnete Volk abstamme, so auszudrücken, daß er dies Volk nach seinen damaligen einzelnen Abtheilungen mit deren ägyptischen Namen: Lutu, Lubu, Pathros, Ghas-lokh etc. (vgl. Ebers S. 91 ff.) bezeichnete. — Dagegen scheint die Notiz V. 16—18, daß das Individuum Kanaan „den Jebusiter, den Emoriter, den Girgoschiter" ꝛc. zeugte (d. h. die Stammväter dieser Völkerstämme) schon in der vormosaischen patriarchalischen Zeit der Genealogie eingefügt worden zu sein, a) weil eben in diesem Tenor (V. 19) Sodom und Gomorrha als noch bestehend erwähnt werden (über ihren Untergang vgl. § 308) und b) weil ja diese einzelnen Kanaaniterstämme schon den Patriarchen bekannt waren, ja in dieser Vollständigkeit wohl nur ihnen, denn die Arkiten, Siniten, Zemoriter sind zu Mosis und Josua's Zeit ganz verschwunden (2 Mos. 13, 5 u. a.) die Arvaditer und Chamathiter (Ezech. 27, 8 ff.; 4 Mos. 13, 21; Amos 6, 2) kommen wenigstens zu dieser Zeit in keine Berührung mit Israel. Also auf alter mündlicher, mnemonisch überlieferter Urtradition beruht die Genealogie V. 1—7, V. 15—32, als eine Genealogie von Individuen, auf alter Urtradition auch der Inhalt von V. 8—12, auf persönlicher Kenntnis des Aegyptens der mosaischen Zeit V. 13—14; die schriftliche Aufzeichnung, wobei V. 8—12 und 13—14 der Genealogie eingefügt wurde, muß zur Zeit des Auszugs aus Aegypten vorgenommen worden sein. — B) Aus dieser Beschaffenheit unsrer Völkertafel ergibt sich nun unmittelbar der Kanon für die richtige Methode ihrer historisch-ethnographischen Erklärung und Verwerthung. Wo Eigennamen im Singular und ohne Artikel stehen, sind Individuen gemeint, nicht Völker (wie das V. 23 ff. vollends unverkennbar hervortritt: „Eber zeugte zwei Söhne"; „der Name seines Bruders war Joktan.") Ist dem so, so ist die Aufgabe des historischen Interpreten nicht die: bei jedem dieser Eigennamen nach einem Volke zu suchen, das demselben entspräche. Der Name des Stammvaters kann sich möglicherweise im Namen des Volkes erhalten haben, muß sich aber nicht nothwendig darin erhalten haben. (Bei den Griechen z. B. hat sich nachweislich der Name des gemeinsamen Stammvaters Javan als Name des Einzelstammes der Ἰάονες, Ἴωνες erhalten, während die Namen der vier Söhne Jawan's sich nicht als Namen

der vier griechischen Hauptstämme erhalten haben.) Der Name eines Stammvaters kann sich möglicherweise auch als Name einer ihm zu Ehren benannten Oertlichkeit erhalten haben (wie der Name Dodanim in *Δωδώνη*, Arphachsad in Arrapachitis, Sch'ba in Saba.) Nichts aber kann verkehrter sein, als wenn man, wo in der Genealogie Väter, Söhne und Enkel aufeinanderfolgen, von der Voraussetzung ausgeht, der Vater müsse ein Volk, der Sohn ein zweites von dem ersteren ausgegangenes oder abgezweigtes Volk, und der Enkel wieder ein Volk bedeuten. Ebenso wenig darf man, wenn der Name eines Vaters in einem Ortsnamen und der des Sohnes oder Enkels in einem Volksnamen sich wiederfindet, daraus schließen, es solle jener Ort hiemit als der Ursitz bezeichnet werden, aus welchem dies Volk hergekommen sei. In den Namen Gothland, Götha-Elf, Gothenburg liegt ganz gewiß eine Reminiszenz an die Gothen; wer wollte aber deshalb im südlichen Schweden die ursprünglichen Sitze der Gothen suchen? So wird man wohl auch nicht Recht haben, aus dem Umstande, daß einer der Vorfahren Abrahams Arphachsad hieß (1 Mos. 10, 24) die „Tradition" herauszulesen, daß „die Hebräer aus der Landschaft Arrapachitis herstammten."[4]) Eine richtige Vergleichung der genealogischen Urtradition der Völkertafel mit unsrer ethnographischen Kenntnis des Alterthums wird nur dann gelingen, wenn man sich bewußt bleibt, daß die erstere in ihren Urbestandtheilen V. 1—7, V. 15—32 es nicht mit Völkern, sondern mit den Stammvätern der Völker, mit Individuen, zu thun hat.

Anm. 1. Mizraim sind wir als den Namen eines Individuums zu fassen genöthigt. Damit entgehen wir sofort der Schwierigkeit, die Entstehung dieser, weder bei den Aegyptern noch sonst wo (außer bei Völkern, die den Namen von den Israeliten her kennen lernten) sich findenden Bezeichnung des ägyptischen Volkes seitens der Israeliten erklärbar zu machen. Die Israeliten (von der Patriarchenzeit an, 1 Mos. 12) hatten die Urtradition, daß das Volk der Aegypter von Mizraim dem Sohne Ham's, abstamme; darum nannten sie das Volk nach seinem Stammvater. — Ebers, der nach hergebrachter Weise die Völkertafel so auffaßt, als ob aus den Völkernamen die Namen der Stammväter konstruirt worden wären, vermag jene Schwierigkeit durchaus nicht auf befriedigende Weise zu lösen. Daß die Israeliten zur Bezeichnung Aegyptens eine Dualform wählten, erklärt er anfangs (S. 73) daraus, daß „die Bewohner des Nilthales selbst ihre Heimat in zwei Theile: Niederägypten und Oberägypten, zu sondern pflegten." Nun hat aber Knobel [Völkertafel S. 273] mit Recht darauf hingewiesen, daß Jes. 11, 11 und Jerem. 44, 15 Phathros neben Mizraim

[4]) Schrader in der Zeitschr. d. d. morgenl. Gesell. Bd. 35, H. 3, S. 403.

genannt wird, so daß man klar sieht, daß das hebräische מצרים nur die Strecke vom Meer bis Tanis bezeichnete, und nicht den Sinn: „Ober- und Niederägypten“ gehabt haben kann. Wenn Ebers dagegen anführt, man könne doch sagen: „In der preußischen Kammer sprachen Abgeordnete aus Ost- und Westpreußen und Pommern“, so bietet dies Beispiel ja gar keine Parallele; wir haben hier den Namen „Preußen“ in weiterem und engerem Sinn; wir haben aber nichts einer Dualform entsprechendes. Eine wirkliche Parallele bietet nur das von Knobel beigebrachte Beispiel des „Königreichs beider Sizilien“; ist hiemit Sizilien und Neapel gemeint, so kann man vernünftigerweise nicht „Neapel und das Königreich beider Sizilien“ nebeneinanderstellen, und wenn mit Mizraim „Ober- und Niederägypten“ gemeint gewesen wäre, so hätte aus dem gleichen Grunde niemand „Mizraim und Oberägypten“ nebeneinander nennen können. Ebers hat dies wohl selbst gefühlt; daher versucht er S. 87 eine andre Erklärung der Dualform. Er leitet „Mizraim“ von einer Wurzel מצר ab, die dem Worte מצור zu Grunde liege, das „Umwallung“ heiße; aber מצור kommt von der Wrzl. צור, צרר, „binden, einengen, belagern“, und heißt „Belagerung“ und erst in abgeleiteter Bedeutung „Umwallung“; von צור oder צרר kann aber die Form מצרים unmöglich hergeleitet werden. (Die richtige Etymologie der scheinbaren Dualform des Personnamens Mizraim dürfte eher in מֵץ (von מוץ, מצץ) und רים = רום, sowie die von אפרים in אף und רים, רום gesucht werden.) Der Name „Umwallung“ soll sich nun nach Ebers auf die von der 12. Dynastie angelegte Grenzbefestigung im Nordosten Aegyptens beziehen; aber wollte man das alles auch gelten lassen, so bliebe der Dual nur erst recht unerklärt; denn die, S. 83 zur Sprache gebrachte „Wahrscheinlichkeit“, daß sich auf dem Isthmus von Suez zwei Befestigungslinien befanden“, und daß es „uns frei stünde, den fraglichen Dual vermöge dieser Doppelmauer als zweifache Umwallung zu erklären“ — diese „Wahrscheinlichkeit“ ist in Ermangelung aller und jeder historischen Zeugnisse so gering, daß Ebers selbst diese zweite Konjektur sofort wieder verläßt, um S. 88 zu der ersteren zurückzukehren, die jedoch mittlerweile um nichts besser geworden ist.

Anm. 2. In der ägyptischen Sage (Papyrus Anastasi I, 23, 6) führt Nimrod den Namen „Katarti, Herr von Assyrien“. Daß die Israeliten die Nimrodtradition nicht von den Aegyptern, sondern von ihren eigenen Vorfahren überkommen und schon nach Aegypten mitgebracht haben, beweist der selbständige und semitische Name נמרד. — Gesenius und Hitzig meinten, die „Nimrodsage“ sei astronomischen Ursprungs, weil das Chron. pasch. und Cedrenus berichten, die Perser hätten den Nimrod, den Erbauer Babels, als Sternbild an den Himmel versetzt. Aber wenn eine Person an den Himmel versetzt werden soll, muß sie zuvor in der Tradition oder Sage schon existiren. Das Sternbild Orion wurde von den Babyloniern mit Nimrod's Namen bezeichnet. Die Tradition von Nimrod findet sich bei verschiedenen Völkern wieder. Bei den Arabern heißt jenes Sternbild Dshebâr (d. i. גבור 1 Mos. 10, 10); der griechische Ὠρίων wird in der griech. Sage (Ilias 22, 29;

18, 486; Odyss. 11, 572) als gewaffneter Held und vom Hunde (Sirius) begleiteter Jäger dargestellt. (Die Sage von der Befruchtung der Kuhhaut könnte sich auf Nimrod's illegitime Abkunft — siehe § 247, E — beziehen). Die Aegypter kennen ihn, wie gesagt, als König Katarti von Assyrien.

§ 247. Die Völkertafel. b) Was sie sagt.

Betrachten wir nun unter diesen Prämissen den Inhalt der Völkertafel, so sagt uns dieselbe: A) nichts über die Existenz von drei gesonderten Rassen. Von drei Individuen, Söhnen Noahs, redet sie; da sie aber in keiner Weise Geschwisterehe bei denselben voraussetzt (vgl. 1 Mos. 7, 13; 8, 18) und da bei den Kindern dieser drei Söhne ebensowenig Geschwisterehe vorauszusetzen ist, so führt sie auf die Annahme, daß die Söhne Sem's sich mit Töchtern Jafets und Ham's und v. v. verheiratet haben, und da V. 25 ausdrücklich gesagt wird, daß erst in der fünften Generation nach Noah eine lokale Trennung der Sippen stattfand, so nöthigt sie uns, durch drei Generationen solche gegenseitige Heiraten herüber und hinüber anzunehmen, wobei dann unmöglich eine scharfe Abgrenzung dreier Rassen sich ergeben haben kann. Ein Sohn Mizraim's zum Beispiel, der eine Jafetidin, etwa eine Tochter Magogs, zum Weibe hatte, wird eine den Jafetiden ähnlichere Nachkommenschaft erzeugt haben, als ein andrer Sohn Mizraims, der eine Hamitin, etwa eine Tochter Kusch's oder Phut's, zum Weibe hatte. Die Völkertafel ihrerseits läßt uns also Uebergangsformen zwischen den Hamiten, Semiten und Jafetiden erwarten; sollten sich nun solche in der Wirklichkeit finden (vgl. § 307), so kann man dann nicht sagen, die Wirklichkeit sei mit der Völkertafel in Widerstreit. B) Von den Namen der sieben Söhne **Jafet's** haben Madai sich als Name eines eranischen, nämlich des medischen Volkes, Jawan bei den Israeliten als Gesammtname der griechisch-makedonischen Stämme, bei den Griechen selbst als Spezialname des Stammes der Jonier (*Ἰάονες*) erhalten. Sonach wird die Abstammung der eranischen sammt der von ihnen abgezweigten arisch-indischen Völker, kurz der Ost-Arier auf das Individuum Madai — die der makedonisch-pelasgischen Völkersippe auf das Individuum Jawan zurückzuführen sein.[1]) — Von Jawan werden V. 4 zwei Söhne

[1]) Auch der Name Jafet hat sich als *Ἰάπετος* in der Erinnerung der Griechen erhalten; Japetos wird als Vater des Prometheus und Stamm-

genannt und neben ihnen (falls nicht auch die Pluralformen כתים und דודנים als pluralische Individuennamen nach Analogie der in § 246 angeführten Beispiele zu fassen sein sollten) zwei Stämme, die innerhalb der Nachkommenschaft Jawan's schon zur Zeit der Völkertrennung (weil schon unsre Urtradition sie kennt) als Stämme distinkt existirten; ihre Stammväter hießen ohne Zweifel Keth und Dodan, und mögen Brüder oder Neffen von Elischa und Tharschisch gewesen sein. Da der Namensstamm Dodan sich in dem des pelasgischen Nationalheiligthums Dodona an mehreren Orten (Thessalien Il. 16, 233, und Epirus) wiederfindet, so ist mit Knobel, Delitzsch u. v. a. Dodan als Stammvater der Pelasger d. i. der Griechen anzuerkennen, Keth aber ohne Zweifel als der der Makettier, der nachmaligen Makedonier (s. Anm. 1.) Tharschisch kehrt als Name der etruskischen Kolonie Tarseion (Polyb. 3, 24) oder Tartessus (Strab. 3, 396) in Spanien wieder (Ps. 72; Jes. 23 und 66: Jer. 10; Ezech. 27; Jon. 1); die Namen Tyrrhener (alt: *Τυρσηνοί*) und Etrusci enthalten beide selbst die Radikalen von Tharschisch; so wird also das Individuum Tharschisch der Stammvater der Etrusker sein, welche nördlich um die Adria herum in Italien einwanderten. (Daß die etruskische Sprache eine indogermanische, dem Altlatinischen nahverwandte, hat Corssen erwiesen.) Elischa hat weder mit den *Αἰολεῖς* (Josephus, Knobel) noch mit Elis (Tuch, Knobel u. v. a.) etwas zu schaffen, da in beiden letzteren das ς nur Endung ist; Ezech. 27, 7 werden „Inseln Elischa" erwähnt, von welchen her Tyrus Purpur beziehe; da nach Pausan. 3, 21 in Lakedämon in späteren Jahrhunderten Purpur produzirt wurde, so wollte man an einen im Peloponnes wohnenden griechischen Stamm denken; vielleicht dürften es eher unteritalisch-sikelische Ureinwohner sein, die von Elischa stammten; bei der Verwandtschaft von l und r könnte in Eryx eine Erinnerung an Elischa sich bergen. — Der Eigenname Gomer hat sich (nach erfolgter erster Lautverschiebung) in den Kimri oder Kimmeriern erhalten; die keltischen

---

vater des Menschengeschlechts genannt. Wenn er nun aber zugleich als einer der gegen die Götter kämpfenden Titanen dargestellt wird, so liegt hierin eine unverkennbare Erinnerung an einen feindlichen Gegensatz, in welchen die Stammväter des Menschengeschlechtes nach der Fluth und vor der Völkertrennung sich zu Gott gesetzt haben. Vgl. 1 Mos. 11, 3 ff. Die Titanen wollten den Himmel stürmen, damit vgl. 1 Mos. 11, 4.

Völker stammen sonach von Gomer ab, aber nicht sie allein. Sie scheinen Nachkommen des einen Sohnes von Gomer, des Rifat, zu sein, an dessen Namen die ὄρη Ῥιπαῖα (Karpathen) als der ältestbekannte Wohnsitz der Kelten, erinnern. In der Argonautensage kommt ein Volk der Riphäer am kaspischen Meer im Kaukasus vor; der Name wanderte sichtlich mit dem Volke selbst, das vom Kaukasus (von den Skythen und später von Alyattes gedrängt, Herod. 4, 12) an die Karpathen und dann (von den Germanen gedrängt) weiter noch Westen zog. Vor den Kelten aber zog der Stamm der Wasken (in der Steinzeit § 257) nach Westen, der im Waskengebirge (Vosagus, Vosegus) seinen Namen zurückließ und von den Kelten in und über die Pyrenäen gedrängt wurde. In dem Waskennamen finden wir den ihres Stammvaters Aschkenas wieder (vgl. § 256 ff.) Der Name des dritten Sohnes von Gomer, Thogarma, kommt, wenn ת Präformant ist (oder auch, wenn der anlautende Dentale in eine zischende Aspiration des Gutturalen sich aufgelöst hat) mit dem Namen Çalm, Çairimier der eranischen Sage (§ 210 u. 224) also mit dem der sarmatischen (und sauromatischen) Völker überein, welche in der Urzeit nordwestliche Nachbarn der Eranier (in Armenien) gewesen sein müssen, dann über den Kaukasus nach Norden zogen, wo sie 200 n. Chr. (Ptolem.) von der Wolga bis zur Weichsel ihre Sitze hatten — die Vorfahren der slavischen Stämme (s. Anm. 2), — Unter Tubal und Meschek pflegt man seit Bochart die kleinen kaukasischen Völkerstämme der Tibarener und Moscher (Herod. 3, 94; 7, 78) zu verstehen (die nämlichen, welche in Keilschriften Salmanassar's II und Assarhadon's als „Tabali und Muski" östlich von Kleinasien wohnend erwähnt werden). Aber warum sollte die Nachkommenschaft zweier Söhne Jafets so unverhältnismäßig klein geblieben sein? Als fernes Land wird Tubal Jes. 66, 19, als nordisches Barbarenvolk Meschek Ps. 120, 5 — als Schrecken der Welt werden beide Ezech. 32, 26 bezeichnet, und Ezech. 38—39 wird von einer eschatologischen Zeit geweissagt, wo ein Fürst Gog aus dem Lande Magog die Völker Tubal, Meschek, Gomer, Thogorma, Persien, Phut und Lud, kurz die meisten jafetidischen und semitischen Völker, zu einem letzten Weltkrieg wider Gottes Reich vereinen werde.[2]) Das alles paßt nicht auf zwei relativ

---

[2]) Das für Ezechiel schon in der Vergangenheit liegende Ereignis: Herod. 1, 103 ff., wo ein Skythenheer zur Zeit des Josia Vorderasien und Aegypten

unbedeutende unter den vielen im Kaukasus zusammengedrängten Volkerstämmen. Der Name Tubal mußte sich bei den, kein l kennenden Eraniern zu Tubar oder Tuwar gestalten; dem Tubal wird daher der Tur der eranischen Sage, der Stammvater der Turanier, d. i. der ugro-tatarisch-finnischen Völkerfamilie entsprechen.[3]) — Dann wird sich der Name Meschek wohl im Namen der Saken (Skythen) sowie dem der Massak-Geten (Massageten) erhalten haben, welche nördlich vom Jaxartes und Aralsee, östlich von den Sarmaten, ihre Sitze hatten, und ohne Zweifel die Vorfahren der (mit einem keltischen Appellativwort sogenannten) germanischen Stämme sind (s. Anm. 3). — Magog wird seit Josephus und Hieronymus als Stammvater der nomadischen Stämme Nordasiens gefaßt, welche von den Alten unter dem Sammelnamen der Skythen[4]) mitbegriffen werden. Die „Skythen" der Alten umfassen α) die wahren Skythen oder Saken, d. i. die germanischen Stämme, β) die ugrotatarisch finnischen, d. i. turanischen Stämme Nordasiens. Aber bei dem Namen Magog an die einen oder anderen zu denken, ist nicht der leiseste Grund vorhanden. Vielmehr werden wir als Magog's Nachkommen die (von den blonden, blauaugigen Ugrotataren durch ihr dunkles Haar und ihre dunkeln schiefstehenden Augen scharf unterschiedenen) Völker mongolischer Rasse (einschließlich der Tungusen, Japanesen, Chinesen und Indochinesen d. i. Hinterindier) zu betrachten haben. Auch die Malaien gehören hieher (vgl. § 270). — Den Namen Tiras finden seit Josephus fast Alle (unter den Neueren Knobel und Delitzsch) in dem Volksnamen der Θρᾶκες wieder; wie der S-Laut in k übergehen konnte, ist nicht ohne weiteres klar; näher liegt es vielleicht, an die Agathyrsen (im östl. Ungarn) zu denken, die übrigens allerdings ein thrakischer Stamm gewesen zu sein schienen, da sie (Herod. 4, 104) thrakische Sitten hatten. Eine Erinnerung an Thiras liegt jedenfalls in dem alten Namen des Dniestr: Tyras (Strab. 7, 303).

---

verheerte und plünderte, kann nur den geistigen Anknüpfungspunkt für jene Weissagung Ezechiels, nicht deren Inhalt bilden. (Auch Offenb. Joh. 20, 8 wird diese Weissagung als noch unerfüllt betrachtet.)

[3]) Es sei hier erwähnt, daß der oberste Gott dieser Völker den Namen Turi, Tiermes, Tara, Torom führte. Vgl. darüber unten § 262.

[4]) Σκύθης kommt nicht von ἀποσκυθίζειν, sondern dies von jenem. Σκύθης ist eine Umbildung von Σάκης.

10*

— C) Die Genealogie **Sem's** hat keine Schwierigkeit, sobald wir nur festhalten, daß es Namen von Individuen, nicht von Völkern sind, mit denen wir es zu thun haben. Die Namen der Stammväter Elam, Assur, Lud und Aram haben sich in den Namen der Völker der Elamiter (die wir zu Abrahams Zeit 1 Mos. 14, 1 mit Sinear, also den Babyloniern, verbündet antreffen, und die später Jes. 21 f., Jer. 25 neben Medern und Persern genannt werden, sicherlich also in den Eufratgegenden, wahrscheinlich in der Landschaft Elymais zwischen Tigris und Euläus ihre Sitze hatten) — der Assyrer (nördlich von Elymais, im Osten des Tigris) der Lydier (in Kleinasien) und der Aramäer (in Mesopotamien und Syrien, also östlich und westlich vom Eufrat) erhalten. — Von den Namen der vier Söhne Arams wiederholt sich der Name Uz bei verschiedenen Individuen verschiedener Geschlechter (1 Mos. 22, 21; 36, 28); auf welches derselben sich der Name des Landes Uz (Hiob 1, 1) zurückbeziehe, ist fraglich. An Chul und Gether findet sich keine Erinnerung, an Mas vielleicht eine in dem, an der armenischen Grenze wohnenden Stamme der *Μάσιοι* (Strab. 11, 541.) — Arphachsad ist kein Volksstamm sondern Individuum; in dem Namen der Landschaft Arrapachitis (Ptolem. 6, 1) n. ö. vom Tigris scheint sich eine Reminiszenz an diesen Stammvater erhalten zu haben. Von seinem Geschlechte hatte sich bei den Hebräern als seinen Nachkommen begreiflich genauere Kunde erhalten. Von seinen beiden Urenkeln (nach der LXX: Ururenkeln) Pheleg und Joktan ist der letztere der Stammvater der joktanidischen Araber. Joktan's Söhne sind selbstverständlich Individuen, nicht Stämme; die Namen einzelner haben sich erhalten in einzelnen Stammnamen (Scheleph in *Σαλαπηνοί* bei Ptolem. Hadoram vielleicht in *Ἀδραμῖται* bei Ptolemäus) oder in Ortsnamen (Chazarmavet in Hadramaut Usal als älterer Name von Sanaa in Jemen, Sch'ba in Saba, Ophir als Name der, 1 Kön. 9 u. a. erwähnten Küstenstadt, deren Lage noch strittig ist, Chavilah in zwei gleichnamigen arabischen Orten.) Pheleg hat (V. 25) diesen Namen, weil בימיו die Erde getheilt wurde, das kann nur heißen: während seiner Lebenszeit (vgl. 1 Mos. 14, 1; 26, 1; 2 Sam. 21, 1; 1 Chron. 5, 10; 29, 15 u. v. a.) und nicht: in den Tagen, die seiner Geburt vorangingen; daraus ergibt sich, daß der Name Pheleg ihm nicht schon bei seiner Geburt beigelegt wurde, sondern ein cognomentum war,

womit seine Nachkommen ihn benannten. Möglicherweise ist auch Eber ein solcher Beiname, darauf bezüglich, daß Eber von Osten her über den Tigris nach Mesopotamien wanderte (während dagegen שלח keine andere Bedeutung, als in Methu-schelach zu haben scheint, nämlich „Geschoß" = Mann der Lanze.) Nach dem masorethischen Text von 1 Mos. 11, 10 ff. ist Pheleg 2 + 35 + 30 + 34 also 101 Jahre nach der Sintfluth geboren; daß die LXX, welche zwischen Arphachsad und Schelach einen Kainan einschiebt, und von der Fluth bis Phelegs Geburt 2 + 135 + 130 + 130 + 134 = 531 Jahre angibt, hierin keiner älteren und besseren Textrezension sondern nur willkürlichen Einfällen folgt, haben Tuch, Delitzsch u. a. erwiesen. — D) Die **Hamiten** V. 6—7 und V. 13—20. Daß die Nachkommen Kusch's die dunkle Bevölkerung Indiens, Südarabiens und Aethiopiens (Abessyniens und Nubiens) bildeten, darin sind Knobel, Ebers und wohl alle Neueren einig. Die Alten reden oft von „asiatischen und afrikanischen Aethiopiern"; die Aethiopier nannten sich selbst *Χουσαῖοι* (Joseph.); nach Jones und Prichard sind die dunkeln Kasten von Bahar und Bengalen den Abessyniern noch jetzt ähnlich, und schon Megasthenes sagt, daß die Inder den Aegyptern gleichen. Auch der Name Kusch hat sich an der Indusmündung als Name der Orte Kutsch, Kytscha, Katscha, Gutscherat, und in Beludshistan in den Orten Kutsch, Kitsch, Ketsch erhalten; eine Keilinschrift des Darius zu Persepolis erwähnt ein östlich von Susiana wohnendes Volk der Kusija. Da die fünf Söhne und zwei Enkel Kusch's Individuen (nicht Völker) sind, so ist gar nicht verwunderlich, daß sie sich „nicht als Völker erklären lassen" (Ebers.) Daß unter ihnen V. 7 ein סבא und auch (wie unter den Söhnen Joktan's V. 28) ein שבא und analog ein Chavilah vorkommt, ist gerade so wenig auffallend, als daß ein Lud (Stammvater der Lydier) V. 22 unter den Söhnen Sem's und V. 13 Ludim als ein ägypt. Stamm (Lutu) vorkommen. Durch die assyrischen Keilschriften[5]) ist erwiesen, daß die hamitischen Stämme Sch'ba und Dedan in Nordarabien zu suchen sind. Außerdem hat sich an סבא eine Reminiszenz in Seba, dem alten Namen Meroe's (Joseph. ant. 2, 10, 2 vgl. Ps. 72, 10 und Jes. 43—45) erhalten, an רעמה in der Stadt Ῥέγμα am persischen Busen (Ptolem. 6, 7 und Steph. v. Byz.) an Dedan in

[5]) Schrader, die ass. Keilschriften und das a. Test. S. 55 f.

dem Namen der Insel Dadian im persischen Busen (Assemani.) — Von der, § 246 widerlegten Voraussetzung ausgehend, daß ein in Aegypten lebender Israelite um 900 v. Chr. die Völkertafel aus ägyptischen Notizen konstruirt habe, hält Ebers Phut für Arabien, weil Arabien bei den Aegyptern Punt heiße, und die ägypt. Sprache vor einem d (aber nicht vor t!) ein n einzuschieben pflege, Punt also auf eine Form Put zurückweise. Da aber Arabien von den Nachkommen Kusch's, Joktan's und (1 Mos. 25) Ismael's bevölkert ist, so ist für Phut's Nachkommenschaft dort kein Platz mehr. Phut ist Individuum; von seinen Nachkommen weiß und sagt die Völkertafel gar nichts; Jer. 46, 9 (und Nah. 3, 9) wird Phut zwischen Kusch und Libyen genannt, ein Beweis, daß Jeremia die innerafrikanischen (sudanischen) Stämme als die Nachkommen Phut's betrachtete, worin er wohl Recht gehabt haben wird. Vielleicht enthält der Name der südlich von der Syrte wohnenden Phazanii eine Erinnerung an Phut. Vom Fittre-See an (östl. vom Tschad-See) bis Sierra Leone findet sich eine ganze Kette von Namen: Fittre, Bedi-Neger (westl. v. Tschad), Bussa und Funda (am Sirba), Widah (Dahomeyküste), Buntako und Banda (Aschanti) Batili (im obern Sirba) Bassa (Liberia) Benda (Sierra Leone) Bondu (am Senegal), welche alle den labialen Anlaut und dentalen Auslaut zeigen. — Mizraim's (§ 246 Anm. 1) Nachkommen sind die Aegypter. Da ihre Kultur und Geschichte nicht in Oberägypten sondern in Memphis anfängt[6]), so sind sie nicht von Süden sondern von N. oder N. O. her, über Pelusium[7]) eingewandert. Weil sie keine wilden Horden sondern „individualisirte Völkerstämme" waren, meint Ebers sie[8]) für „Kaukasier" erklären zu müssen, als ob es zwei Ursippen des Menschengeschlechtes gegeben hätte: zivilisirte „Kaukasier" und wilde Autochthonen! Wir werden uns in Abschn. 2 nach W. v. Humboldt's Vorgang überzeugen, daß die wilden Völker verwilderte Völker sind.[9])

---

[6]) Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Sinaihalbinsel 1842 f. — Ebers a. a. O. S. 41.

[7]) Ebers S. 181.

[8]) Und hoffentlich dann doch auch die Chinesen!

[9]) Ebers selbst konstatirt (S. 52) ein nachweisbares „Herabsteigen der Rasse" von den alten Aegyptern bis zu ihren heutigen Nachkommen, den Fellah's. An den ältesten Schädeln sei keine Spur von Prognathismus; nach der Ptolemäerzeit finde man „immer unreinere Gesichtswinkel."

Und wenn die Sprachfamilie der Aegypter und Nordafrikaner viele Wurzeln mit den semitischen (und den arischen!) Sprachen gemein hat (s. Anm. 4) so folgt daraus nicht (mit Benfey und Ebers), daß die Aegypter mit den Semiten stammverwandt waren, sondern nur, daß die Hauptsprachstämme der Menschheit aus Einer Wurzel entsprossen sind. Daß die alten Aegypter nicht die Schädelbildung der Neger zeigen, kann nach dem unter A bemerkten nicht gegen ihre hamitische Abkunft zeugen; hat Phut eine seiner Nichten, z. B. eine Tochter Kusch's, Mizraim aber eine Tochter Sem's zum Weibe gehabt, so erklärt sich alles. Eine gewisse Verwandtschaft im Körperbau mit den Negern zeigt sich bei den Aegyptern gleichwohl; sind die Mumienköpfe orthognath, so sind die mancher innerafrikanischen Stämme (der Bescharin, der Kabylen, der Kaffern) dies nicht minder, die Mumien haben aber mit den Negern gemein: die Neigung zur Kräuselung des Haares (Prichard) die starke Entwicklung der Nackenmuskeln (Retzius, Waitz) die schwachen Waden, flachen Nasen, vortretenden Backenknochen (Czermak, Ebers) und häufigen Plattfüße (ebend.) — Der Autor, der (um die Zeit des Auszugs, § 246) die bis dahin mündlich überlieferte Genealogie schriftlich aufgezeichnet hat, zählt nun V. 13 f. die einzelnen Stämme der Aegypter auf, wie sie zu seiner Zeit in Aegypten benannt worden. Die Ludim sind (Ebers) die lutu, was eigentlich „Bürger" heißt und die Einwohner des eigentlichen (des unter- und mitteläg yptischen) Reiches bezeichnet; die Phathrusim sind die Bewohner des Nomos von Phathros oder Phather, die Oberägypter; die Naphthuchim (von Ptah und dem Artikel na) sind die Bewohner von Memphis, wo Ptah verehrt wurde; die Lehabim die (dem äg. Reiche theilweise unterworfenen) Libyer; das äg. lub heißt, wie das hebr. לבא, לוב: „brennen, dürsten." Ebers will die Libyer aus Kreta einwandern lassen; ohne Noth; ein Stamm mizraimischer Abkunft waren sie doch, das zeigt ihre, der ägyptischen nahe verwandte Sprache; auf alten Denkmalen erscheinen sie tättowirt, was gewiß nicht für arische oder semitische Abkunft spricht. Die Kasluchim wohnten zwischen Pelusium und Palästina am Mittelmeer auf dem mons Casius (ghas „Berg", lokh „ausdorren") jenem Plateau, in welches das idumäische Gebirge nordwärts ausläuft. Die Anamim sollen nach Ebers, weil amu als Appellativ „Rinderhirt" heißt, ein vor der Hyksoszeit in's nordöstliche Aegypten eingewanderter Semitenstamm sein; eine Stadt

Anamaima wird, als von Ramses II in einem Kriege gegen die Chethiter erobert, in Hieroglyphen aufgeführt; im Sethosgrabe ist ein „amu“ mit entschieden unägyptischen Zügen abgebildet, und in einer Grabkammer von Benihassan eine Reihe semitisch aussehender Rinderhirten. Daß die letzteren die einwandernde Familie Jakobs darstellen sollen, erscheint als möglich. Wichtiger ist die Eroberung der Stadt Anamaima durch Ramses II; es kann dies aber die Wiedereroberung einer von den Chethitern weggenommenen ägyptischen Stadt gewesen — es kann die eroberte Chethiterstadt mit Aegyptern bevölkert worden und auf diese Weise ein Nomos der Anamaimu entstanden sein. Daß ein in ägyptischen Dingen so gut bewanderter Autor, wie der Aufzeichner der Völkertafel es war, einem kanaanitischen oder vollends einem semitischen Stamme ägyptische Abkunft sollte angedichtet haben, ist höchst unwahrscheinlich. Mit seinen Anamim muß er einen wirklich-ägyptischen Stamm, der Anamaima bewohnte, meinen. — Bei den Kasluchim macht dieser Autor die Bemerkung, daß von da (משׁם) die Philistäer und Kaftorim ausgegangen seien. Den schon von Herodot behaupteten Zusammenhang der Kolchier mit den Kasluchim hat Knobel[10]) erwiesen; in Kolchis befand sich eine ägyptische Kolonie. Nach 5 Mos. 2, 23; Am. 9, 7 wanderten die Philistäer aus Kaftor nach Palästina ein. Ebers hat nun trefflich bewiesen, daß Kaft im Aegyptischen die Phönizier bezeichnet, daß die phönizische Schrift aus der hieratischen der Aegypter entstanden ist, daß die uralten phönizischen Kolonieen in Sardinien schon unter Ramses II den Aegyptern dienstpflichtig waren, und daß die Phönizier in Sitte und Religion außerordentlich viel Aegyptisches hatten (s. Anm. 5). Weil ihm aber das Dogma feststeht, daß die Phönizier Semiten gewesen sein müssen[11]) so weiß er sich nicht anders zu helfen, als durch die Konjektur, daß schon in uraltester Zeit Phönizier das Delta in Besitz genommen hätten; von dort aus hätten sie, lange vor Ramses II, Sardinien kolonisirt. Da wird nun aber völlig unbegreiflich, wie die 12. Dynastie (ganz kurz vor der Hyksoszeit) die Ostgrenze Unterägyptens gegen die Semiten befestigen konnte, wenn die Semiten schon seit Jahr-

10) Völkertafel S. 291.

11) Wobei er freilich vergißt, daß er auch die Aegypter für ein Volk semitischer Abkunft erklärt hat! Hier werden nun die Aegypter als nicht semitisches Volk den Phöniziern als Semiten entgegengesetzt.

hunderten im Herzen Unterägyptens saßen! — Das Richtige ist vielmehr, daß die Kaftorim ein Stamm ägyptischer Abkunft sind, nämlich Kasluchim, welche wegen Uebervölkerung aus ihrem dürren kasischen Lande in sehr alter Zeit auszogen, und Wikingerfahrten und Kolonisationszüge unternahmen, zunächst nach Kreta (vgl. Jer. 47, 4 mit der stabilen Zusammenstellung כרתי ופלתי 2 Sam. 8, 18 u. a.) und von Kreta nach Philistäa, aber auch in ältester Zeit schon nach Kolchis, und vor allem nach Phönizien, wo sie mit den Nachkommen Zidon's (1 Mos. 10, 15), eines Sohnes Kanaan's, sich zu dem Mischvolke der Phönizier gestalteten, und von wo sie ihre ältesten Kolonien nach Sardinien entsandten. Die wesentlichen ägyptischen Elemente der phönizischen Religion werden wir § 250, C, näher kennen lernen; daß aber die nach Phönizien gewanderten Kaftorim die Sprache der dort von ihnen vorgefundenen Nachkommen des Kanaaniters Zidon annahmen, ist nicht verwunderlicher, als daß die Kasluchim in Kolchis und die Kaftorim in Philistäa ihre ägyptische Muttersprache aufgaben und verlernten. — So bleibt also nur die Frage (§ 244) wie die Nachkommen Kanaan's (V. 15—20), über deren einzelne Namen es keiner Untersuchung bedarf, dazu gekommen waren, eine semitische Sprache anzunehmen. — E) Hier gibt uns das, von dem Aufzeichner der Völkertafel eingefügte, aber ebenfalls eine alte mündliche Tradition enthaltende Stück V. 8—12 Licht. „Und Kusch hat gezeugt den **Nimrod.**" Da unter den unmittelbaren Söhnen Kusch's, wie die alte Urtradition deren Namen bewahrt hatte, kein Nimrod vorkommt, so ließe sich etwa denken, daß Nimrod ein Enkel oder Urenkel Kusch's gewesen sei. Doch ist diese Annahme weder nothwendig noch wahrscheinlich. Wäre dies nämlich des Autors Meinung gewesen, so würde er mit analoger Akribie, wie V. 14, gesagt haben: ויצא מאלה נמרד er schreibt aber sehr bestimmt: „und Kusch hat gezeugt den Nimrod." Wir dürfen wohl mit Sicherheit annehmen, daß die in der Urtradition V. 1—7, V. 13—32 enthaltene Genealogie nur die Namen der Erbsöhne, d. h. der Söhne der Ehegattinnen, nannte, und daß es daneben noch Söhne von Nebenweibern gab, die die Stellung von Knechten oder Gehorchenden einnahmen. In die Genealogie gehörten die Namen der letzteren nicht, wurden daher auch dem Gedächtnis nicht überliefert. Nur von Einem dieser Kebssöhne hat sich — neben der überlieferten Genealogie — der Name in der

Erinnerung also in der Tradition erhalten, um der persönlichen Thaten willen, die er vollbrachte. Er war 1) gewaltig in der Jagd — wobei wir nicht (mit Delitzsch) an ein Jagdvergnügen zur Unterhaltung, eine Pirsche auf Hasen und Rebhühner, zu denken haben, sondern an ein kühnes und glückliches Vertilgen der in den Dshungeln der Eufratebene hausenden reißenden Thiere[12]), und indem er so — weit entfernt, „fremdes Leben auf's Spiel zu setzen" — ein Wohlthäter, Beschützer und Retter des Menschengeschlechtes wurde, gelangte er zu einer Art von königlichem Ansehen (ממלכת V. 10) theils in schon vorhandenen Wohnsitzen der Menschen (V. 10), die seinen Befehlen und Weisungen sich unterordneten, theils indem er selbst neue gründete (V. 11). Damit stimmt der Name, der ihm gegeben wurde; die Wurzel מרד hat im Arabischen gewöhnlich den Sinn, audacem esse in insolentia et rebellione, zuweilen aber auch nur assiduum esse in re peragenda (Ch. W. Freytag); die Grundbedeutung scheint hienach doch wohl nur die der Tollkühnheit gewesen zu sein; der Name נמרד entspricht also seiner Bedeutung nach ganz dem Beinamen Wilhelms des Tellen (Töllen, d. i. Tollkühnen.) Dabei mag in dem Namen vielleicht noch der Nebensinn gelegen haben, daß der Erbunfähige sich über die Erbsöhne und Erbgeschlechter erhob. Daß er dies aber durch Gewaltthat, Krieg und Mord gethan habe, wird mit keiner Silbe angedeutet; im Gegentheil wird nur seine Stärke als Jäger als der Grund genannt, der ihm solches Ansehen verschaffte, sodaß die Unterwerfung unter ihn eine durchaus willige und freiwillige gewesen zu sein scheint. Am allerwenigsten wird er als „ein wider Gott sich empörender" bezeichnet. Es wird vielmehr — und zwar nicht erst vom Aufzeichner der Völkertafel, sondern schon in einem von diesem vorgefundenen Sprichwort — beigefügt, daß Nimrod גבור ציד לפני־יהוה (in der Urform des Sprichworts hatte es jedenfalls geheißen לפני־אלהים) gewesen sei. Die Worte: „vor dem Angesicht Gottes" besagen entweder (1 Mos. 17, 1; Ps. 56, 14 u. a.) daß ein Thun des Menschen seiner subjektiven Beschaffenheit nach ein im Bewußtsein der allgegenwärtigen Nähe Gottes vollzogenes also gottesfürch-

---

[12]) Auch die ägyptische Sage im Papyrus Anastasi I rühmt von Katarti, daß er mit den Hyänen gekämpft habe. — Löwen hausen noch heute in jenen Gegenden, vgl. Pauline Nostitz: Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien, I, S. 281.

tiges sei, oder (1 Mos. 6, 11; 19, 13; Hos. 7, 2 vgl. Jer. 16, 17) daß ein menschliches Thun seiner objektiven Qualität nach ein solches sei, wogegen Gott sich nicht gleichgültig verhalten könne, welches ihn zu einem Urtheilen oder Thun herausfordere. Stünden nun die Worte לִפְנֵי יי bei V. 11, so könnte man sie etwa in letzterem Sinne fassen; die Herrschaft eines Hamiten über die in Sinear und Assur wohnenden semitischen Stämme könnte etwa als ein frevelhafter Widerspruch gegen den Segen Noah's (9, 25 f.) erscheinen. Die Worte stehen aber nicht bei V. 11, sondern V. 10 bei dem גבור ציד, und da nun die Kühnheit und Geschicklichkeit in der Vertilgung wilder Thiere unmöglich etwas Gotte misfälliges sein kann (1 Mos. 1, 28; 9, 2), da ferner von einem strafenden Eingreifen Gottes mit keiner Silbe die Rede ist, so bleibt nichts anderes übrig, als: die fraglichen Worte als Bezeichnung einer gottesfürchtigen Gesinnung Nimrod's zu fassen. (Vgl. unten § 274 Anm.) — Es fragt sich nun schließlich nur noch, in welche Zeit Nimrod's Leben und Herrschaft fällt. V. 11 f. wird gesagt, er sei ausgezogen nach Assur[13]) und habe dort fünf Städte gebaut; von den vier Städten in Sinear dagegen, die V. 10 als Anfang seiner Herrschaft bezeichnet werden, wird nicht gesagt, daß er sie gebaut habe; die Worte lauten vielmehr so, als habe er diese Ansidlungen schon vorgefunden. Da nun Babel unmittelbar vor der Völkertrennung erst zu bauen angefangen wird, und zwar von dem noch vereinten Menschengeschlecht (11, 4), da aber Nimrod Babel und drei andere Ansidlungen schon gebaut vorfindet, auch (10, 11) die Assyrer sich schon von den Einwohnern Sinears getrennt und ihr eigenes Land in Besitz genommen haben, so fällt Nimrod's Thätigkeit in die Zeit nach geschehener Völkertrennung.[14]) Damit stimmt die Chronologie; nach Analogie von 1 Mos. 11, 10 hat Kusch (jünger als Sem) seinen ersten Sohn nicht vor dem 37. Jahre nach der Sintflut, den Nimrod aber gewiß noch

---

[13]) Mit Recht fassen Tuch, Baumgarten, Knobel, Delitzsch und Schrader אַשּׁוּר als acc. localis, da zu dem „Anfang seines Reiches" (V. 10) diejenige Gegend, wohin er später zog — nicht aber der Auszug eines andern Mannes oder Stammes aus Sinear — den richtigen Gegensatz bildet.

[14]) Es ist also eine, dem Texte der Genesis doppelt widersprechende Träumerei, den Nimrod zum Hauptschuldigen bei der Erbauung des babyl. Thurmes zu machen.

später gezeugt; bei der Geburt Pheleg's (101 nach der Sintflut) war Nimrod also ein noch junger Mann. — Eines solchen Helden nun bedurfte es, sobald die getrennten Stämme sich zu zerstreuen begannen; so war sein Thun ein löbliches, und so ist er als ein mächtiger Schutzherr freiwillig anerkannt worden von den semitischen Stämmen (Elam, Assur, Aram) über die seine Herrschaft sich erstreckte. So haben wir hier in der unmittelbar ersten Zeit nach der Völkertrennung eine friedliche Vereinigung hamitischer und semitischer Stämme im Eufratlande unter der Herrschaft eines Kuschiten. Dabei wird ohne Wagnis angenommen werden dürfen, daß die Nachkommen Kanaans in Vollstreckung der testamentarischen Bestimmung Noah's (1 Mos. 9, 25 f.) als eine den Semiten untergebene dienende Kaste[15]) an jener Vereinigung damals ebenfalls theilnahmen (bis sie später sich freimachten und nach Westen zogen.) Daß auf diesem Wege ein Vereintbleiben von beiderlei Stämmen in der Sprache sich ergeben konnte, ja mußte, ist von vornherein klar; wenn in jener ersten Zeit das Geschlecht Kanaan's noch im Eufratlande sich aufhielt, so ist vollständig begreiflich, daß dies Geschlecht die Sprache seiner unmittelbaren Herren, der Semiten, redete und als seine eigne Sprache beibehielt. Daß aber die Kanaaniter wirklich erst hinter den Stämmen Phut's und Mizraim's nach Westen abzogen, ergibt sich schon aus den Wohnsitzen dieser Völkerstämme. Schon hierin liegt eine vollgenügende Lösung des Problems von § 244.

Anm. 1. Man hat Kittim für Kypern gehalten (wo Citium). Aber Jesajas will 23, 1 offenbar nicht ein nahes, sondern ein möglichst fernes Land nennen, dem der Fall von Tyrus kund werde. Schiffsbauholz (Ezech. 27, 6) wuchs auch in Makedonien, und 1 Makk. 1, 1 und 8, 5 wird der Makedonierkönig Alexander d. Gr. als König von Kittim bezeichnet.

Anm. 2. Daß die Armenier sich heutigestages (Ritter, Erdkunde X, 358) „das Haus Thogarma's" nennen, beweist nur, daß sie der theologischen Ansicht huldigen, von Thogarma abzustammen, nicht, daß wirklich Thogarma's Nachkommen in Armenien zu suchen seien. — Für die nahe Stammverwandtschaft der Slaven mit den Kelten spricht der Umstand, daß in den Sprachen beider Völkerfamilien die erste Stufe der Lautverschiebung sich nur halb vollzogen hat. (Die anlautenden mutae und mediae sind mutae und mediae geblieben; nur die aspiratae haben sich in medias umgewandelt.)

---

15) Daß 1 Mos. 9, 20—29 kein Poesieprodukt späteren Nationalhasses sein kann, ist schon § 244 erwiesen; es ist also alte geschichtliche Tradition.

Anm. 3. Nach griechischen Nachrichten wurde ein östlich von Sogdiana und Baktrien wohnender Skythenstamm von den Persern als Σάκαι bezeichnet. Dies ist bestätigt durch die persische Keilschrift von Behisthun, wo 1, 16—17 unter dem von Darius Hystaspis unterworfenen Völkerstämmen Saka erscheinen. Die assyr. Wiederholung der Inschrift (siehe Schrader, die assyr. babyl. Keilinschriften, Leipz. 1872, S. 341) nennt statt dessen Chimiri; die Inschrift von Naksch-i-Rustam (ebend. S. 360) bezeichnet die Skythen mit Nam-mir-ri. Nach Herod. 4, 6 nannten die Skythen sich Σκολότους, wo λότος doch wohl schwerlich etwas anderes ist, als das germanische Wort lot, leod, liut; „Sakenleute" nannten diese Skythen sich selbst. Daß nun die um den ganzen Nordrand des Aralsees in ausgedehntem Gebiete wohnenden Μασσαγέται (Herod. 1, 204) sowie die weiter nördlich wohnenden Θυσσαγέται (Herod. 4, 123) zu jener großen Volksfamilie der Saken oder Skythen gehörten, ist unbestritten. Es sind zwei Stämme der Geten, und wenn, was sehr möglich ist, der gräzisirten Namensform Μασσαγέται ein „Massak-Geten" oder „Massag-Geten" zu Grunde liegt, so würde sich hier, ganz analog wie bei den Ἰάονες, der Name des gemeinsamen Stammvaters als Name eines Einzelstammes erhalten haben. Daß die Geten mit den später am schwarzen Meer auftretenden Gothen identisch sind, hat J. Grimm aus gewichtigen Gründen angenommen, und W. Krafft (Kirchengeschichte der germ. Völker, Berl. 1854, I, S. 77—128) auf's neue und vollständiger bewiesen. Schon Ammianus (23, 5) erkennt in den Alanen die Massageten wieder. Der skythische Stamm der Νεῦροι (Nervier?) besaß schon zu Herodot's Zeit (4, 105) die Sage vom Werwolf in ihrer spezifisch-germanischen Gestalt. Auch die skythischen Namen Ἀριπείθης (Ariovist) Λύκος (Uebersetzung von Ulf, Wolf) Herod. 4, 76 und 78 sind germanisch, und in dem Namen Ἰδανθύρσος (ebend.) dürfte wohl nur die Endung gräzisirt und nach Analogie des Namens der (nach Herodot nicht-skythischen) Agathyrsen umgebildet sein. — Der Name „Germane" ist bekanntlich kein deutscher sondern ein von den Kelten den Deutschen gegebener; gairman der „Schreier", von gairm „schreien", weil die Germanen mit lautem Schlachtruf in den Kampf zu stürzen pflegten (während die Kelten unter dem Gesang ihrer Barden.)

Anm. 4. Von den Beispielen, die Ebers für die Verwandtschaft der ägyptischen Sprache mit den semitischen anführt, ist markabuta (מַרְכָּבָה) ebenso als Fremdwort nach Aegypten importirt, wie die Pferde als fremde Thiere. Asi, die Schwester, hat mit אִשָּׁה (von Wrzl. אנשׁ) schwerlich etwas zu schaffen. Einleuchtend sind dagegen bitu בַּיִת, bennu בֵּן, ima, juma יָם, af אֶפְעֶה (Schlange), zweifelhaft atef אָב; bei den übrigen Beispielen gesellt sich zur semitischen Verwandtschaft die indogermanische, so bei patah פָּתַח πετάννυμι, patere, bei שַׂר (Fürst) Sskr. sâra (Stärke) keltisch sar (Fürst, Held), kelhet קַלַּחַת κότυλος goth. katils, ahd. chezil Kessel (wahrscheinlich von Wrzl קָלָה, calere). Ebers versichert, noch 300 Beispiele zu besitzen.

Anm. 5. Auf der Tafel von Kanopus ist Phönizien im Aegyptischen mit Kaft bezeichnet. Die Konjektur, daß phönizische Kolonisten das sich gegen das Meer auswärts krümmende Nildelta Kaft genannt hätten von כפת „rund sein", ist unhaltbar, weil כפת „binden" heißt. Wohl eher werden sich die Kaftorim als „großen Bund" (kaft-ur) bezeichnet haben. — Auf Euböa waren phönizische Ansidler mit Purpurfärbereien und Erzarbeiten; ob darum das euböische Vorgebirge Kaphareus von Kaft abzuleiten sei, und ob *Φαλασσία* und *Νιλεύς* an Pelusium und den Nil erinnern (der doch bei den Aegyptern nicht Nil sondern Jaro hieß!) dürfte sehr fraglich, und eine direkte Herkunft der euböischen Kolonisten aus dem Nildelta durchaus nicht dadurch bewiesen sein. — Wichtiger ist (Ebers S. 146) das Zugeständnis, daß es nicht aus Nationalhaß sondern aus Einsicht in den uralten Zusammenhang der Phönizier mit den Aegyptern zu erklären sei, wenn die Völkertafel die Kaftorim von Mizraim abstammen lasse. — Diesen uralten Zusammenhang beweist Ebers schlagend. Ueber den Ursprung der phönizischen Schrift aus der hieratischen (seit wenigstens 2000 v. Chr. schon neben den Hieroglyphen üblichen) siehe S. 147 f. Eine Inschrift aus der Zeit Ramses II nennt eine sardinische (Sardana) Leibwache; ein Denkmal unter Ramses III (13. Jahrh.) bildet einen Sairtana ab, der auf seinem Helm einen Halbmond und darüber die Sonnenscheibe trägt, ein Doppelzeichen, das sich ebenso auf einer Gemme von 1000 v. Chr. mit der phönizischen Umschrift לאביבעל (Abibal, Vater Hirams, zu Davids Zeit) und auf einer phönizischen Gemme zu Berlin mit der Umschrift בנאז findet. (Der Schild jenes Kriegers ist mit umringelten Punkten bedeckt, einem Zierat, der der Bronzezeit eigen ist.) Jenes Doppelzeichen gehört dem Osirisdienst an. In Malta und Gozzo fanden sich phönizische Münzen mit der Legende אבראסר Abd Osir „Diener des Osiris." Die Phönizier hatten also von den Aegyptern, wie das Alphabeth, so den Osirisdienst, und wenn die sardinischen Phönizier den ägyptischen Königen eine Leibwache stellten, so folgt daraus zwar nicht, daß sie direkt von Aegypten ausgegangen wären, aber doch, daß sie in den älteren Zeiten sich ihres Zusammenhangs mit Aegypten noch bewußt waren, daher in Aegypten gern Kriegsdienste nahmen. Die Nurhag's auf Sardinien sind Pyramiden im Kleinen mit Gängen und Grabkammern. — Im Heere des Psamtik diente ein Phönizier namens Abd Ptah (S. 163 f.) — Wenn der Sarg Eschmunazars mit den ägypt. Särgen der 26. Dyn. ähnliche Form hat, so beweist dies nichts für einen alten Zusammenhang beider Völker; auch der Fluch des Eschmunazar gegen den, der den Sarg öffnen würde, bedarf zu seiner Erklärung nicht der Herbeiziehung ähnlicher Aussprüche auf ägypt. Mumiensärgen, da ja allen alten Kulturvölkern das Grab als heilig, seine Verletzung als Frevel galt. Wichtiger ist der Nachweis, daß auch die Phönizier ihre Toten balsamirten und mit Binden umwickelten, daß sich auf phöniz. Denkmalen in Phönizien Sphinxe und Skarabäi finden, ja auch die Inschrift לעתר עזז „Hathor der gewaltigen" (auch in On in Aegyp. führt sie das Prädikat „jusas".) — Ob der Block syrischen

Kalksteins in Gebal, wo ein Pharao die kuhförmige Hathor umfassend dargestellt ist, aus alter Zeit und nicht etwa aus der der Kriegszüge Necho's stamme, steht dahin. Ueber die Religionsverwandtschaft der Phönizier und Aegypter s. § 250.

Anm. 6. Die von Is. Taylor (report of the 2. congress of orientalists, 1874, p. 10 f.) nachgewiesenen turanischen (akkadischen) Elemente in der etruskischen Sprache lassen entweder auf ein Beisammengewesensein beider Volksstämme in Asien oder auf Affinität (Verschwägerung) ihrer Stammväter schließen.

§ 248. Der Krieg Amrafel's.

Hat sich schon im vorigen § eine Lösung des Problems von § 244 ergeben, so klärt sich die Sache vollends, wenn wir die (auch von Eb. Schrader in ihrer Wichtigkeit erkannte) uralte Nachricht 1 Mos. 14, 1 ff. hinzuziehen. Zur Zeit Abraham's regieren in den Eufratländern vier Könige, von deren Namen drei semitisch sind: 1) אמרפל (von amir „Herr“ und pil = habal „Sohn“[1]) von Sinear d. i. Babylon, 2) אריוך (vgl. Dan. 2, 14, vielleicht von aria „Löwe, Löwengott“ und einem noch unentdeckten Verbalstamm) von Elassar (aus אל־אסר „Gott ist die Güte“, da die Schreibarten אסר und אשר wechseln, wie sich aus Vergl. von פלאסר und אשור מלך פול 2 Kön. 15, 19 und 29 ergibt.) 3) כדרלעמר (Kudur Lagamar siehe Anm.) von Elymais, 4) תדעל König der גוים d. i. nichtsemitischer, vielleicht turanischer[2]) Völker, die mit Babel, Elam und Assur verbündet waren. Wir sehen: es ist eine Reaktion und Auflehnung der Eufratsemiten gegen die von Nimrod begründete hamitische Oberherrschaft eingetreten; die Semiten machten ihr Recht 1 Mos. 9, 26 geltend, und schüttelten das ihrem Hochmuth verhaßte Joch hamitischer Suprematie oder Hegemonie ab; das alte Hamitenreich ist zu Abrahams Zeit, fünf Generationen nach Pheleg's Geburt, etwa zwei Jahrhunderte nach seiner Gründung (s. Anm.), zerstört, und einzelne, jedoch mit einander verbündete Semitenreiche sind an seine Stelle getreten. Daß bei dieser Auflehnung der Semiten gegen die hamitische Herrschaft ein wilder Stammeshaß im Spiele war, davon haben wir ein Zeugnis in der Thatsache, daß

[1]) Schrader, die Keilinschriften und das alte Test. S. 46.

[2]) Die in Assyrien (neben den assyr. Inschriften) aufgefundenen sogenannten akkadischen Texte (s. Schrader, ass. bab. Keilinschriften S. 17 f.) scheinen nach dem Ergebnis der neuesten Forschungen nicht Reste einer kuschitischen, sondern einer turanischen Sprache zu sein.

die heidnischen Semiten des Eufratlandes und Westsyriens dem Sternbild, in welchem die Araber sowie die indogermanischen Griechen (§ 246 Anm. 2) das Andenken Nimrods fixirten, den Schimpfnamen כְּסִיל „der Thor, der Ruchlose“ gaben. Denn nicht von den Israeliten kann dieser Name des Sternbildes herrühren, da ja die Tradition der Israeliten (1 Mos. 10, 8 ff.) nur Gutes (§ 247, E) von Nimrod zu berichten weiß. Die Semiten der Eufratländer müssen es also gewesen sein, die diesen Sternbildnamen — der als Name des Sternbildes, aber auch nur als solcher, später auch bei den Israeliten in Brauch kam (Hiob 9, 9; 38, 31; Amos 5, 8) — ersonnen haben. — Jenen Stammeshaß sehen wir nun aber weiter wirken. Nicht zufrieden, in den Eufratländern sich der hamitischen Oberherrschaft entzogen und die dortigen Kuschiten unterjocht zu haben, dehnen sie ihre Unterjochung auch auf die Kanaaniter, welche — ohne Zweifel in den Stürmen und Kämpfen beim Sturze und der Auflösung des Nimrodreiches — sich vom semitischen Joche freigemacht hatten und nach Palästina gewandert waren, und zwar zunächst auf die Kanaaniter der Araba (der Thaleinsenkung nördlich und südlich vom todten Meere) aus, offenbar, um zu verhüten, daß diese hamitischen Volksstämme nicht etwa ihren Brüdern, den Kuschiten am Eufrat, zu Hilfe kommen möchten, und damit überhaupt das 1 Mos. 9, 25 f. angeordnete Rechts-Verhältnis in Kraft bleibe. Auch dies Ereignis wird also dann begreiflich, wenn die Völkertafel mit der hamitischen Abstammung der Kanaaniter Recht hat. Zwölf Jahre lang (14, 4) gelingt es ihnen wirklich, die kanaanitischen Könige des Siddimthales unterjocht zu halten; da empören sich diese und machen sich frei, wahrscheinlich mit Hilfe nichtkanaanitischer (kuschitischer?) Völkerstämme (der Susim, Emim, Horiter), da letztere von der Rache der Eufratsemiten zuerst getroffen werden (V. 5—6.) Auch die Kanaaniter des Siddimthales unterliegen nun in einer Schlacht (V. 8 ff.), aber da u. a. auch Lot gefangen fortgeschleppt wird, so überrascht Abraham mit einer Schaar von 318 Knechten das Lager der Eufratsemiten mit nächtlichem Ueberfall (V. 15), schlägt die Verwirrten in die Flucht, und jagt ihnen die Beute ab. Der Fortbestand der Kanaaniter ist dadurch gesichert. — So stellt sich aus den erhaltenen Lineamenten der altisraelitischen Tradition das geschichtliche und ethnographische Verhältnis durchaus klar und durchsichtig dar,

und es bleibt kein Grund, die hamitische Abstammung der Kanaaniter und Phönizier zu bezweifeln. Aber auch für die Religionsgeschichte der heidnischen Semiten und der Kanaaniter und Phönizier bilden die gewonnenen Ergebnisse die Grundlage des Verständnisses.

Anm. Werfen wir hier einen Blick auf die Chronologie des alten Testamentes. A) Abram zieht nach seines Vaters Tode (11, 32; 12, 4) von Haran weiter (wie auch Stephanus Apsche. 7, 4 die Sache auffaßt). Da er damals erst 75 Jahre alt war (12, 5), so war er erst im 130ten J. seines Vaters geboren, war also nicht dessen ältester (nach 11, 26: im 70. Jahr Thara's geborener) Sohn, daher er denn auch mit seinem Neffen Lot kontemporan erscheint. Demnach ist Abraham 326 J. nach Pheleg's Geburt (vgl. 1 Mos. 11, 18 ff.) also 427 J. nach der Sintfluth in Kanaan eingezogen und 352 J. nach der Sintfluth fällt Abrahams Geburt. B) Der Krieg Amrafel's 1 Mos. 14, 5 ff. fand (vgl. 17, 1) vor Abraham's 99tem Jahre, also vor dem 350ten Jahre nach Phelegs Geburt, folglich noch weniger lange Zeit nach der („in Phelegs Tagen" geschehenen) Völkertrennung und der darauf erfolgten Gründung des Nimrodreiches statt. Nehmen wir an, letzteres sei 150 Jahre nach Phelegs Geburt gegründet, so hat es kaum zwei Jahrhunderte, vielleicht nur eines, bestanden. Damit stimmt, daß die Tradition nichts von Nachkommen und Nachfolgern Nimrods weiß. — C) Von Abraham's bis Isaak's Geburt sind 100 J. (21, 5), von Isaaks bis Jakobs Geburt 60 J. (25, 26), von da bis zum Einzug Jakobs in Aegypten 130 J. (47, 9), von da bis zum Auszug 430 J. (2 Mos. 12, 40, womit die zehn Generationen zwischen Ephraim und Josua 1 Chron. 7, 23—27 stimmen). Also war der Auszug aus Aegypten 720 J. nach Abrahams Geburt, also 1072 J. nach der Sintfluth. — D) Vom Auszug aus Aegypten bis zu der vollendeten Eroberung Kanaans sind 45 J. (Jos. 14, 10). Nach der jüd. Tradition bei Josephus hat Josua die Eroberung des Landes 25 J. überlebt; ob dies richtig, und ob er zur Zeit der verspäteten Eroberung Kirjathsephers durch Othniel (Jos. 15, 17) noch am Leben war, ist für die chronologische Untersuchung ohne Belang. Von desto größerem ist, daß es (Richt. 3, 1—2) eine im Frieden aufgewachsene Generation war, welche von Kuschan unterjocht wurde. Nehmen wir zwischen der vollendeten Eroberung (Jos. 14, 10) und der Unterjochung durch Kuschan (Richt. 3, 8) 25 J. an, so werden wir nicht weit irre gehen. Hat Othniel etwa zehn Jahre vorher, als 20jähriger junger Mann, Kirjath erobert, so war er bei Kuschans Einbruch 30, bei seinem Sieg über Kuschan 38 (vgl. Richt. 3, 8) und am Ende der 40 Friedensjahre (V. 11) 78 J. alt. — So hätten wir vom Auszug aus Aeg. bis zum Ende jener 40 Friedensjahre die Summe von 45 + 25 + 8 + 40 = 118 Jahre. Von da bis Gideon sind 18 + 80 + 20 + 40 + 7 + 40 = 205 J. (Richt. 3, V. 14 u. 30; Kap. 4, 3; 5, 31; 6, 1, 8, 28). Nun folgte Abimelech, 3 J. (9, 22) Thola 23 J., Jair 22 J. (10, 2 f.) die Ammoniter 18 J. (10, 8; mit diesen 18 Jahren fällt aber

(10, 7) der Anfang der 40 J. Philisterherrschaft (13, 1) zusammen, so daß die 18 J. nicht neben den 40 J. in Rechnung kommen dürfen. Auf letztere folgen 20 J. Simsons (16, 31.) In dieser Ruhezeit ist Samuel geboren; mit der Niederlage Israels bei Aphek (1 Sam. 4, 1) beginnen 20 Jahre abermaliger Philisterherrschaft (7, 2), die mit dem Siege bei Ebenezer (7, 11—12) und der gleichzeitigen Translokation der Bundeslade von Kirjathjearim nach Mizpa (7, 5 f. לִפְנֵי־יהוה) enden. Von da an richtete Samuel Israel eine längere Zeit (V. 15) bis in sein Alter (8, 1), so daß von dem Sieg von Ebenezer bis zur Erwählung Sauls getrost weitere 20 Jahre angenommen werden dürfen (aber nicht mehr, weil Samuels Leben sich dann noch durch ein ganzes Stück der Regierung Sauls erstreckt; bei unserer Annahme war er, da er zur Zeit der Schlacht von Aphek gewiß 20 Jahre alt war (4, 1), bei Sauls Regierungsantritt ungefähr 60 J. alt.) Wir haben nun 118 + 205 + 3 + 23 + 22 + 40 + 20 + 20 + 20 = 471 Jahre vom Auszug aus Aegypten bis zu Sauls Regierungsantritt. Es folgen die 120 Jahre Saul's, David's, Salomo's, und die 362 Jahre der judäischen Könige, deren Summe wohl um einige Jahre erhöht werden müßte, weil Ueberschüsse von Monaten vorhanden sind (vergl. 2. Chron. 12, 13 mit 13, 1) wenn nicht diese Ueberschüsse durch analoge Defekte (z. B. 16, 13) ausgeglichen würden. Der Auszug aus Aegypten war also nach a. t. Chronologie 471 + 120 + 362 = 953 J. vor der Zerstörung Jerusalems, also 953 + 588 = 1541 J. vor dem (dionys.) Jahre der Geburt Christi — E) Also ist Abrahams Geburt 2261, Pheleg's Geburt 2512, die Sintfluth 2613 v. Chr. zu setzen. Um 2450 mag die Völkertrennung stattgefunden haben; die Nachkommen Mizraims waren, da sie (im Gegensatze zu den Kanaanitern) vom semitischen Einfluß unberührt geblieben sind und ihre hamitische Eigenart rein nach Aegypten gebracht haben, jedenfalls unter den ersten, die von Babel fortzogen, während die Kanaaniter zunächst noch, und zwar als Erbknechte der Semiten, am Eufrat im nimrodischen Reiche blieben. Die Nachkommen Mizraims sind schon um 2400 in Mittelägypten angelangt, als der Baukunst bereits kundige Leute (vgl. 1 Mos. 11, 4). So ist es denn mit der Chronologie der israelitischen Urtradition ganz übereinstimmend, wenn die Denkmale der Aegypter (Ebers a. a. O. S. 2 u. a.) „bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. hinaufreichen." Sehr bald nach ihrer Ankunft in Aegypten müssen sie die hieroglyphische und hieratische Schrift (letztere war nur eine flüchtigere und bequemere Art der Zeichnung der Hieroglyphen) erfunden haben. Am Eufrat ist die Schreibkunst (die der Keilschrift) unabhängig von den Aegyptern und erst später, erst nach dem Abzug der Kanaaniter und dem noch späteren der Hebräer (1 Mos. 12) erfunden worden (weil die hebr. Sprache das Verbum שׁטר mit der syrischen, assyrischen, babylonischen und arabischen nicht gemein hat.) — Wenn die Chronologie der Aegypter noch über das 3. Jahrtausend hinaufreicht, so hat dies seinen Grund einestheils darin, daß die Gesch. der Aegypter sich aufwärts in Mythen verliert, anderntheils darin daß die ägyptische Priesterschaft späterer Zeiten synchronistische Dynastieen

irrigerweise für konsekutive — identische Ereignisse für verschiedene ansah, wovon wir schon § 241 Anm. 1 ein eklatantes Beispiel gefunden haben. Die Quellen des ebenso uralten Kulturvolkes der Chinesen setzen die Fluth (die nach obiger ungefährer Berechnung um das Jahr 2613 fällt) in das Jahr 2597, stimmen also mit der biblischen Chronologie merkwürdig überein. — Es ist ein sonderbares Verfahren der modernen kritischen Wissenschaft, jedes Datum, das in ägyptischen, wenn auch späten, sekundären und tertiären Quellen sich findet, als unanfechtbare Wahrheit hinzunehmen, gegen die Data der israelischen Urtradition aber die axiomatische Ueberzeugung (was man sonst „blindes Vorurtheil" nennt) mitzubringen, daß man hier nur verwaschene Sagen vor sich habe. Ging doch Hitzig (dem Redslob vorwarf, daß die Hypothesen von ihm abgingen, wie die Maden von einem alten Pelz) soweit, den Krieg Amrafels für eine sagenhafte Umbildung des —— Zuges Sanheribs gegen Hiskia zu erklären!! Es existirt (Schrader, Keilinschr. u.a. Test. S. 15) eine Backsteininschrift eines elamitischen Königs Kudur Mabuk, der sich als Beherrscher von Aharri d. i. Kanaan, das dort ideographisch als Martu (ähnlich der Wrzl. von Nimrod) bezeichnet wird, kundgibt. Schrader schließt daraus mit Recht auf „eine uralte elamitische Königsfamilie, deren Namen mit Kudur (כדר) begannen", deren einer (wohl ein unmittelbarer Vorgänger von Kudurlagamar) seine Eroberungen (vgl. 1 Mos. 14, 4) bis nach Kanaan ausgedehnt hatte. — Kehren wir nach Aegypten zurück, so dienen bis in die Zeit Josephs hinauf (§ 241 Anm.) die ägyptischen Quellen den Aussagen des Pentateuchs zur vollkommensten, genauesten Bestätigung; so wird man wohl, ohne unkritisch zu sein, vermuthen dürfen, daß diese israelitische Urtradition auch weiter hinauf eine treue und richtige sei. — Endlich ist zu erinnern, daß unter den Städten Assyriens die Stadt Assur (jetzt Kileh-Scherget), nach welcher Nimrod 1 Mos. 10, 11 auszieht, welche er somit schon vorfindet, in der That auch nach der assyr. Tradition die allerälteste ist. Dann folgte נינוה, assyr. Ninua (von נוה „wohnen"), dann כלח, assyr. Chalah, welches Salmanassar I. um 1300 v. Chr. zu einer Residenzstadt machte, womit natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß schon Nimrod (um 2350) eine erste Niederlassung dort gegründet haben konnte. Unter den רחבת-עיר „weiten Plätzen der Stadt" versteht Schrader die zu Ninive gehörenden Vorstädte. Das zwischen Ninive und Kalach gelegene רסן ist bis jetzt auf Keilschriften nicht erwähnt gefunden; es scheint frühzeitig mit einer der beiden Städte verschmolzen zu sein; zu Sanheribs Zeit verschmolz auch Kalach mit Ninive zu einer einzigen Stadt, auf die der Name Niniveh überging (wiederum ein Beweis, daß die Stelle 1 Mos. 10, 8 ff. nicht junge Konjekturen, sondern eine uralte Tradition enthält). Von den vier Städten in Sinear V. 10 werden drei ebenfalls in Keilschriften erwähnt, Babel als Babilu, Erek als Uruk, Akkad als אַכַּד, und sind in Ruinen noch vorhanden.

---

b) Die Religionen der heidnischen Semiten und der kanaanitisch-phönizischen Völker.

§ 249. Die Religion der Assyrer und Babylonier.

Die von Rawlinson endeckten, von ihm, Botta, de Saulcy, Oppert, Schrader u. a. entzifferten assyrischen und babylonischen Keilschriften [1]) geben uns über die Religion beider Völker sichere, wenn gleich nur spärliche Nachrichten. Es sind meist nur menschliche, mit Götternamen komponirte Eigennamen (wie z. B. Bil-sar-usur, „Bel, den König schirme!", Sin-ahi-irib „Sin gab viele Brüder") aus denen die Existenz der betreffenden Gottheiten erschlossen wird; seltener werden die Götter selbst genannt und mit Prädikaten versehen, aus denen ihr Wesen sich erschließen läßt. — A) Was wir auf diesem Wege über die assyrisch-babylonische Religion erfahren, ist folgendes. Das nom. appellativum für den Gottesbegriff war ilu (=אל); davon kommt der Plural vor (ili u istarât „Götter und Göttinnen" K. a. T. 84.) Der Singular Jlu hat aber im 2. Jahrtausend v. Chr. auch einen bestimmten einzelnen Gott bezeichnet, der sich mit Bi 'lu (בַּעַל, Bel) zusammengestellt findet (Inschr. des Königs Chammurabi: „Jlu und Bilu übergaben die Bewohner von Sumir und Akkad meiner Herrschaft" K. a. T. 42, b. a. K. 95). — In der nämlichen Inschrift wird Bil-Dagani erwähnt (b. a. K. 85), d. i. Bil mit dem Beinamen dagani, welcher (weil „Fisch" im Assyrisch-babylnischen nicht דג sondern nun heißt) nicht von dag sondern von dagan „Getraide" abzuleiten ist, und den Bil als den Gott der vegetabilen Fruchtbarkeit bezeichnet. Auch in einer andern altbab. Inschrift (I. Rawl. 2, 5, a. b. K. 135) findet er sich erwähnt (ismi Dakan, „Dakan erhört") und auch in einer assyr. Inschrift des 9. Jahrhunderts (K. a. T. 85) als Dakan, sodaß aus dem Prädikat ein selbständiger Gott geworden zu sein scheint. Bil (Bel) aber ist der oberste und Hauptgott; er kommt vor im Namen Bil-sar-usur (Besazar Sohn des Nabunit, a. b. K. 128) auf dem Obelisk Salmanassar's und sonst häufig (K. a. T. 80 f.), sein

---

[1]) Vgl. hierüber Eb. Schrader: Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften, Leipz. 1872, und: die Keilinschriften und das alte Testament, Gießen 1872. Ich zitire erstere Schrift mit „a. b. K.", letztere mit „K. a. T." Die diesen Zitationsformeln beigefügten Zahlen bedeuten Seitenzahlen.

Name hat als Appellat. die Bedeutung „Herr." Daß Bel der oberste Gott war, ergibt sich aus den Prädikaten, die ihm zugetheilt werden: „Vater des Gottes, Schöpfer", „Vater der Götter", „Fürst des Alls." Seine Gemahlin heißt Jstar (Astarte) und wird als Gemahlin Bels ausdrücklich bezeichnet auf dem Obelisk Salmanassar's und in sonstigen Inschriften (K. a. T. 84); sie führt den Beinamen Bilit „die Herrin"((von Herodot, 1, 131, durch *Μύλιττα* wiedergegeben), und die Prädikate: Zîr-bâ-nitî, „Kinderschenkende" (wovon nach Rawlinsons Vermuthung סכות־בנות 1 König. 17, 30 eine freie Nachbildung ist), auch „Herrin der Sprößlinge", andererseits: „Gebieterin der Schlacht", „zu Kämpfen entflammende", endlich aber: „Mutter der Götter", „Königin aller Götter", „Erste des Himmels und der Erde" (K. a. T. 82—84). Wir sehen: Istar-Bilit war die höchste Göttin, somit ihr Gemahl Bilu der höchste Gott. Ihr Wesen aber erscheint nach einer doppelten Seite hin entfaltet, sie ist lebenspendende Gottheit der animalischen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit und ist zugleich Göttin des lebenvertilgenden Krieges. In einer Inschrift (II. Rawl. 66, 1, 4) wird sie als „Erstgeborene des Gottes Anu" bezeichnet; dieser Gott Anu kommt in später Zeit als ein Götze der Einwohner von Sipar (Sepharvaim) 2 Kön. 17, 31 vor, vgl. über ihn § 255. Anm. Wichtiger ist, daß Istar das Prädikat âsirat „die gütige" führt (b. a. K. 138, zu unterscheiden von dem anderweitigen Prädikat asurit „die assyrische" S. 137) und daß sie in zwei Inschriften Assurbanipal's (S. 169) mit Asur zusammengestellt wird („im Vertrauen auf Asur und Istar, die Herrin der Schlacht") wie sonst mit Bilu. Auch Asur kommt als Name eines Gottes häufig vor (Asur-nâsir-habal „Asur schirmt den Sohn", Asur-ach-iddina „Asur schenkte einen Sohn" u. a. siehe b. a. K. 118 ff.) Der Stamm אשׁר entspricht dem hebr. ישׁר. Neben der Form Asur kommt im Assyrischen die Form Asar vor (a. b. K. 149 ff.) und mit Asar erscheint wiederum identisch der Name Adar (ebend. 148 ff., vgl. Adramelek „Adar ist König" 2 Kön. 17, 31 und II. Rawl. 68, 1, 5, 2 und b. a. K. 140.) Hienach scheint Asar, Asur, Adar ursprünglich nur eine andere Seite des Wesens Bilu's bezeichnet zu haben; Asur und Asirat sind mit Bilu und Bilit halb und halb identisch. — Adar führt (II. Rawl. 57, 52) die Beinamen: Ka-ai-va-nu „der Feste"

(כיון Am. 5, 26) und Sandan „Helfer". Er wurde als geflügelter Stier mit Menschenkopf abgebildet, daher Amos das goldene Kalb Aarons als ein Kijunbild bezeichnet. Adar war Gott des Feuers und der Hitze; später wurde er mit dem Planeten Saturn identifizirt. Neben diesen obersten Gottheiten finden sich nun noch folgende: 1) ein uralt elamitischer Gott Lagamar, dessen Bild Assurbanipal von Susa wegführte (Assurb. VI., 77 in K. a. T. 48), der aber schon in dem Namen כדרלעמר (1 Mos. 14, 1, siehe § 248 Anm.) steckt. Ich möchte Lagamar aus אל und גמר (bab. gimir „Welt") d. h. als „Gott des Weltalls" erklären. 2) Sin (a. b. K. 121 ff.) der assyrische Gott des Mondes, auch Sin il-irah „Sin, Gott des Mondes" genannt, und so auch von Hesychius als σίν τὴν σέμνην (lies mit Oppert: σελήνην) ββῶν (d. i. Βαβυλωνίων) bezeichnet. 3) Schamas, Samas (hebr. שמש) der Sonnengott (in den Namen Samas-nasir-habal „Samas schützt den Sohn" a. b. K. 119, Samas-abu-na, Samas-bil-usur S. 310 u. a.) Der Name Chammurabi, aus chammu (Beiname der Sonne, von חמם) und רב (vgl. K. a. T. 42) „der Glühende ist groß", scheint zu bezeugen, daß schon im 2. Jahrtausend v. Chr. ein Sonnengott in Babel verehrt wurde. 4) Nabu kommt als Name eines Gottes in vielen assyr. und babyl. Eigennamen vor (b. a. K. 124 ff., vgl. Jes. 46, 1), „Nabo, schirme die Krone — N. sch. das Reich — N. sch. das Leben — die Veste — den Sohn", „Nabu, schenke Nachkommenschaft." In der Fluthsage (§ 255) erscheint er donnernd. Näheres über ihn ist bis jetzt nicht ermittelt. 5) Nirgal (K. a. T. 166 f., a. b. K. 128 f.; 2 Kön. 17, 30) durch arja „Löwe" erklärt, und in Kuti verehrt, kommt in dem Namen Nirgal-sar-ussar „Nirgal schütze den König" in verschiedenen Inschriften vor; er wurde, wie es scheint, als kolossaler Löwe dargestellt und als Stadtbeschützer gedacht. In der Fluthsage (§ 255) hat er das Prädikat „der Zerstörer". 6) Von den in dem Namen Marduk-habal-iddina „Marduk schenkte den Sohn" (a. b. K. 129 f., Merodach-Baladan Jes. 39, 1; Jerem. 50, 2) enthaltenen Gotte zur Zeit Sanheribs wissen wir noch nichts näheres. 7) Samul (סמל 5 Mos. 4, 16; Ezech. 8, 3—5; 2 Chron. 33, 7 u. 15) kommt zur Zeit Asurbanipal's vor in dem Eigennamen Samul-sum-ukin „Samul verlieh den Namen" (a. b. K. 127 und 166; K. a. T. 68). 8) Salmanu — in dem Namen Salmanu-asir „Salmanu ist gütig" (Salmanassar)

— hat die appellativische Bedeutung „Heilbringer" (שׁלם) und scheint bloßes Prädikat eines Gottes (vielleicht Bilu's) gewesen zu sein. 9) Vul, Saru, Hea, Ninit siehe § 255. 10) In späterer Zeit 2 Kön. 19, 37 findet sich ein Gott נסרך (von סרך „spenden"). — B) Wenn wir nun über die Religion der Babylonier und Assyrer schlechterdings keine weiteren Nachrichten hätten, als diese, so müßte Eines uns doch sogleich auffallen, nämlich daß der Gedanke an die Zeugung und animalische Fruchtbarkeit in diesem Religionssystem an eine so hohe Stelle hinaufgerückt ist. Bei den Indern ist, selbst in der zweiten Periode ihrer Religionsentwicklung, der höchste Gott als der des Himmels gefaßt; bei den Eraniern vollends ist es der unsichtbare heilige Schöpfer der Welt, und als Gottheit der Zeugung erscheint ein untergeordneter Jazata; selbst bei den Aegyptern sind es die den Naturlauf regierenden Gestirne, die Sonne vor allem, und der über ihnen waltende Weltgeist Hesiri, auf welche die Anbetung sich richtet,und der menschlich-animalische Akt der Zeugung tritt nirgends in den Vordergrund; denn wenn dort die Sonne oder das Jahr „sich neugebiert", so ist die Neugebärung nur ein sinnbildlicher Ausdruck für die Erneuerung des Tages und des Jahres. Dagegen hat bei den Eufratsemiten der Zeugungsakt als animalischer direkte substantielle religiöse Bedeutung, und die höchste Göttin ist die des Zeugens. Dies geflissentliche Hingelenktsein des Blickes auf die Aktionen der Begattung und geschlechtlichen Fortpflanzung hat von vornherein etwas unheimliches; es klingt zwar ganz fromm und keusch, wenn Sanherib in seiner Stierinschrift (K. a. T. 84 f.) sagt: „Die Gebieterin der Götter, die Herrin der Sprößlinge, hat mich im reinen Schooße der Mutter, meiner Gebärerin, bereitet", aber wenn wir nun zu den Keilschriften die Nachrichten der griechischen Schriftsteller hinzunehmen, so entrollt sich uns ein geradezu grauenhaftes Bild. Herodot nennt uns als obersten Gott der Babylonier ganz richtig den *Βῆλος* (1, 181 f.), als oberste Göttin die *Μύλιττα* (Bilit), die er auch als Göttin der Geschlechtsliebe bezeichnet, indem er sie für eine Art *Ἀφροδίτη* erklärt (1, 199.) Er berichtet nun, daß (noch zu seiner Zeit) jede verheiratete Frau in Babylonien religiös verpflichtet war, einmal in ihrem Leben sich von Gatten und Kindern zu trennen, nach Babel in den Belstempel sich zu begeben, und sich hier als Hure preißzugeben, indem sie nicht eher den Tempel verlassen durfte, als bis irgend einer der männ-

lichen Besucher sie misbraucht hatte. Den Hurenlohn durfte sie nicht ausschlagen; er galt für heilig (mußte der Göttin gegeben werden); die Frauen mußten also durch Hurerei Opfergaben für die Göttin erwerben. (Daher das Verbot 5 Mos. 23, 18). — Hier stehen wir plötzlich auf einem ganz anderen Gebiete heidnischer Verirrung, als bei den Religionen der Inder und Eranier, der Pelasger und selbst der hamitischen Aegypter. Dort war doch auf lange hinaus immer noch bei allem Naturdienst wenigstens ein Rest eines Bewußtseins vorhanden, daß die Götter das Böse strafen, das Haus und die Zucht des Hauses und das Band der Ehe als heilig schützen; Zucht galt als lobenswerth. Hier dagegen ist der sexuelle Akt, abgelöst von seinen sittlichen Beziehungen, als physischer Befruchtungsakt für die Wirkung einer immanenten Gottheit angesehen, und im Spiegelbilde dieser Anschauung ist nun eine Gottheit konstruirt, welche dadurch sich geehrt fühlt, und das als ihr Ehrentheil verlangt, daß ihr zu Ehren der Begattungsakt abgelöst von allen sittlichen Beziehungen vollzogen werde. Der lüsterne Kitzel der Fleischeslust ist Gottesdienst! Das ist eine grundstürzende Zerstörung des Gewissens, ein dämonisch-satanischer Frevel wider das angeborene ethische Gesetz, und hiemit eine Perversion der Gotteserkenntnis. Auch dem heidnischen Griechen Herodot erschien dieser Dienst als ein „schändlichster" (αἴσχιστος). Während bei den Indern, Eraniern, Griechen und Aegyptern die Gottheiten immer noch als Subjekte der (wenn auch mangelhaft erkannten) Forderungen des ethischen Gesetzes gedacht wurden, so ist hier bei den Eufratsemiten ein satanischer Kitzel waltend: das ethisch-greuelhafte als solches als dem Wesen und Dienste der Gottheit entsprechend hinzustellen. — Es entsteht nun aber die Frage, wann das semitische Heidenthum zu dieser Tiefe der Verderbtheit hinabgesunken sei? ob etwa erst kurz vor Herodot's Zeit? Auf diese Frage erlangen wir die Antwort, indem wir die Religionen der übrigen, dem Baal dienenden Völker kennen lernen.

§ 250. Die Religion der Phönizier.

Wir beginnen mit der phönizischen Religion, weil wir über sie die reichlichsten Nachrichten besitzen, theils in phönizischen und punischen Inschriften, theils in Zeugnissen alter Geschichtsschreiber.[1] Die

[1] Die Belege für die folgende Zusammenstellung findet man großentheils bei Duncker.

Phönizier verehrten: A) ein Paar von Göttern: Baal und Baaltis. Baal ist der Sonnengott, dieser aber nicht als eine über der Sonne stehende schöpferisch-supranaturale Macht gedacht, sondern durchaus nur als die Sonne selbst in ihrer wärmenden und somit Fruchtbarkeit gebenden Kraft; daher führte er den Beinamen בַּעַל־חַמּוֹן „der glühende Herr", und wird mit einem Strahlenkranz um sein rundes (die Sonnenscheibe darstellendes) Gesicht abgebildet. Ihm steht zur Seite die Baaltis oder Aschera, von den Griechen als θεὰ Ἀσκαλωνῖτις somit als philistäisch-phönizische Gottheit bezeichnet, s. § 251, und ebenso wie die babylonische Istar mit Aphrodite identifizirt.[2]) Baal entspricht dem babylonischen Bilu, Baaltis der Bilit, der Beiname Aschera dem bab. Beinamen âsirat (von אשר = ישר). Diese Baaltis erscheint als die Göttin des nächtlichen Sternhimmels, zugleich aber als die der vegetabilen und animalischen Fruchtbarkeit und Befruchtung. Unter den Sternen war ihr der Planet Venus heilig, ohne Zweifel darum, weil er, als Stern überhaupt der Nacht angehörend, doch als Morgen- und Abendstern wiederum zum Sonnengotte Baal in einem Verhältnis steht und stets in seiner Nähe erscheint. Unter den Thieren aber waren der Bock wegen seiner Geilheit und die Fische wegen ihres reichlichen Laiches der Aschera geweiht. Aber auch die Menschen hatten die Pflicht, sich dieser Göttin zu weihen, was durch Hurerei und Unzucht geschah. Die mannbaren Mädchen waren verpflichtet, in dem Tempel der Göttin zu erscheinen und hier ihre Jungfrauschaft und Ehre den männlichen Besuchern der Tempel preißzugeben; dafür empfing jede als Hurenlohn einen Bock, den sie aber nicht selbst behalten durfte, sondern der Göttin geben mußte. Aber mit dieser erstmaligen Schändung war der Dienst der Göttin noch nicht erschöpft; Weiber, die sich eifrig in ihrem Dienst erweisen wollten, verließen auch als verheiratete Frauen zeitweilig ihre Männer, um in dem Tempel als Hierodulen sich abermaliger Schändung preißzugeben, und in den phönizischen Kolonien auf Cypern war letzteres, wie in Babel, sogar Gesetz (Herod. 1, 199). Wo nun die Ehe,

---

[2]) Wir erinnern uns (§ 232), daß Aphrodite überhaupt keine genuin-griechische, sondern eine den Phöniziern entlehnte Göttin war, die von den Griechen nur eben idealisirt und veredelt wurde. Erst in der Periode des Verfalls der griech. Religion fand dann auch der Porneia-Dienst nach phönizischem Muster in Griechenland Eingang.

weil mit Geschändeten geschlossen und durch Hurerei weiblicherseits unterbrochen, im Keime zerstört und entheiligt war, da mußte unausbleiblich auch männlicherseits ein Leben der Unzucht zur Tagesordnung werden; wo die Keuschheit zerstört ist und die von der sittlichen Liebe emanzipirte Geschlechtslust als solche für Götterdienst gilt, werden auch unnatürliche Laster sich einstellen. Die Signatur derselben ist der Phallusdienst, und daß auch dieser bei den Phöniziern in Blüthe stand, das beweist unter andern der in der phönizischen Kolonie Koptos in Aegypten aufgefundene ityphalle Horus, der aber nicht dort allein verehrt wurde, sondern in einer Inschrift: „die Verehrung vor ihm erreicht Sizilien, sein Name kreist in allen Landen," als Schutzgott aller phönizischen Kolonien charakterisirt ist.[3]) So brachten die Phönizier die moralische Pest in alle Länder, wohin sie Kolonien sendeten. — B) Dem ersten Götterpaare ist bei den Phöniziern ein zweites halb und halb entgegengesetzt, halb und halb damit identisch, nämlich Moloch und Astarte. Moloch ist wieder nichts andres als die Sonne, aber diese nicht als Gedeihen gebende, sondern als sommerlich sengende, glühende, die Vegetation verzehrende, das Leben ertötende. Schon bei der babyl. Istar-Bilit fanden wir diese zwei Seiten: daß sie Leben zeugt und Leben vertilgt, angedeutet; möglich ist, daß auch Samas und Chammu (§ 249, A, 3) nur zwei analoge Prädikate des einen und selben Bilu waren; bei den Phöniziern nun sind die beiden Namenpaare zu zwei Paaren von halb und halb gesonderten Göttergestalten geworden. Moloch entspricht dem Namen nach dem Prädikat malik „König", welches in der assyr. bab. Religion Bilu bei sich hat. Der phönizische Moloch wurde abgebildet als Mensch mit einem Stierkopf; Stier und Schwein waren die ihm geweihten Thiere. Als Gott des Todes und der Vernichtung ist er zugleich der Gott des Krieges. Um seine Wuth zu besänftigen, mußten Menschenopfer gebracht werden, und zwar (damit mit dem vorhandenen Leben jeder Keim eines künftigen zerstört werde) noch jungfräuliche Knaben und Mädchen. Das Opfer geschah so, daß dieselben lebendigen Leibes in den bis zur höchsten Gluth geheizten Bauch der Erzstatue des Gottes geworfen wurden. Je edleren Geschlechtes und je theurer sie ihren Eltern waren, um so erwünschter war dem Gotte das Opfer. Chanbaal, der uns aus der römischen Geschichte unter dem latinisirten Namen Hannibal bekannt ist, opferte

---

[3]) Ebers, Aeg. u. Die Bücher Mosis I., 143.

dem Moloch 3000 gefangene Hymeräer auf einmal. Als Agathokles die Karthager geschlagen hatte, glaubten diese, den Zorn Molochs dadurch sich zugezogen zu haben, daß sie in der letztvergangenen Zeit bei den Molochsopfern statt der Söhne und Töchter edler Familien gekaufte Kinder geringer Leute untergeschoben hatten; die Familien, die diesem Verdacht unterlagen, stellten sofort freiwillig 300 ihrer Söhne zum Opfer, nachdem zuvor schon die Suffeten (שׁוֹפְטִים) 200 andre der edelsten Knaben hatten opfern lassen.[4]) (Daß der gleiche Molochsdienst auch bei den Moabitern herrschend war, geht aus 2. Kön. 3, 27 hervor, vgl. § 252). Zur dämonischen Wollust gesellte sich also gewohntermaßen dämonische Grausamkeit. — Wie nun neben Baal die Baaltis oder Aschera steht, so neben Moloch die Astarte. Istar-Bilit hat sich in Baaltis und Astarte auseinandergelegt. Astarte war die Göttin des Mondes und zwar des abnehmenden; denn sie wurde abgebildet als eine Jungfrau mit Stierhörnern (die die Mondsichel versinnbildlichten) oder auch auf einem Stiere reitend. Sie war Kriegsgöttin und als solche mit einem Speere bewaffnet. Sie wird als „Königin des Himmels" oder als „Jungfrau des Himmels" bezeichnet, war aber als Seitenstück zum Moloch vor allem die Göttin des abnehmenden Lichtes, überhaupt der ersterbenden Kraft und der Unfruchtbarkeit. Ihren Priesterinnen war absolute Enthaltung vom geschlechtlichen Umgang auferlegt; keine verheiratete Frau durfte einen Astartetempel betreten. Unberührte Jungfrauen (die der Aschera noch keinen Dienst geleistet) wurden der Astarte als Opfer verbrannt; Männer aber erwiesen ihr Ehre und Dienst durch Selbstentmannung. In rasender Begeisterung stürzten solche Männer und Jünglinge in den Tempel der Göttin, ergriffen ein zu diesem Zwecke geheiligtes Messer, nahmen damit die Verstümmlung an sich selbst vor, und dienten fortan in diesen Tempeln als Eunuchen. Es gab in Phönizien solche Kastraten zu Tausenden. Schaarenweise zogen sie in weiblicher Kleidung durch das Land, unter wilden Gliederverrenkungen beim Schalle von Pauken und Pfeifen sich geißelnd, sich mit Schwertern zerfleischend, die Arme mit den Zähnen blutig beißend und mantische Sprüche ausstoßend. Wir finden diesen rasenden Tanz mit Zerfleischungen auch bei dem durch die phönizische Isebel im Zehnstämmereich eingeführten Baalsdienst, 1. Kön. 18, 28. So gesellte sich zur scheuslichen Un-

[4]) Diod. Sic. 13, 86.

zucht des Baaltisdienstes und dem scheuslich-grausamen Mord des Molochdienstes auch noch eine dämonisch wider die Natur wüthende Askese und dämonische Mantik. Das ist kein allmähliches Sinken von reinerer Gotteserkenntnis zu getrübterer, wie bei den Eraniern, Indern, Griechen und Aegyptern; die Entstehung dieser Religion setzt einen willentlichen zweiten Sündenfall, einen Fall aus dem Zustande einfacher Sündlichkeit in diabolisch-dämonische Verstockung — eine verruchte Empörung gegen Gott und gegen das Gewissen voraus. Es fragt sich nur: haben die Eufratsemiten diese Baal-Molochs-Religion von den Phöniziern bekommen oder diese von jenen? Für letzteres spricht schon dies, daß die phönizische Religion sich deutlich als eine Weiterentwicklung der babylonisch-assyrischen darstellt. Aber dazu kommt noch ein anderer Beweis: — C) Wir finden bei den Phöniziern neben jenen zwei satanisch-unsaubern Götterpaaren, die sie aus dem babylonischen unsaubern Götterpaar Bilu und Istar-Bilit herausentwickelt haben, noch eine alt-hamitische Göttergestalt unschuldiger Art, die durchaus an die Religion der Aegypter erinnert. In Tyrus trat der Kultus des Baal in den Hintergrund, und an der Seite der Baaltis-Aschera wurde ein Gott unter dem Namen Melkart verehrt, der durchaus dem ägyptischen Ra gleichartig ist. Er erscheint nämlich als ein Gott, der im Gebiete der Natur die zerstörenden schädlichen Mächte überwindet und aus der Zerstörung neues Leben schafft, aber wohlgemerkt: dies alles nur im Naturgebiet (echt ägyptisch!) nicht im Gebiete der Sittlichkeit und Ethik. Er ist Sonnengott, ganz wie Ra[5]); genau so wie Ra (§ 238) überwindet er die feindlichen Zeichen des Thierkreises, indem er bei seinem Vorrücken eines nach dem andern verschwinden macht. Die versengende Sonne der Hundstage wurde als ein Löwe dargestellt, der von Melkart getötet wird; oder es wurde auch so dargestellt, daß Melkart sich in seiner eigenen Gluth verbrenne und verjüngt aus dem Brande wieder hervorgehe — ganz wie der ägyptische Bemu (§ 241); beide sind das gleiche Sinnbild der im geregelten Zeitlauf sich stets verjüngenden Natur. Im Winter schläft Melkart im fernen Westen auf der Insel Kreta, um im Frühling wiederzukehren; das ist wiederum nur eine Anpassung der

[5]) Könnte vielleicht auch sein Name Melkart aus Melek Ra entstanden sein?

ägyptischen Hesiri-Sage (§ 240) an die geographische Sage Phöniziens. Als mit der erweiterten Schifffahrt der Phönizier ihre geographischen Kenntnisse sich weiter nach Westen ausdehnten, gestaltete sich diese Sage dahin, daß Melkart an der Meerenge von Gibraltar sich die zwei Säulen Kalpe und Abyle errichtet habe; sie hießen „die Thore des Sonnengottes.“[6]) Mit Melkart so verwachsen, wie Hesiri mit Ra (§ 241), ist Adon (אדון „Herr“). Unter diesem Beinamen wurde Melkart in Gebal (Byblos) und in Berytos verehrt, auch in Malta, wo eine phönizische Inschrift gefunden wurde, die diese Identität bezeugt: לאדונינו למלקרת בעל צר. Adon (woraus die Griechen Ἄδωνις gemacht haben, so wie sie Züge aus dem Melkartmythus auf Herakles übertrugen § 231) ist ein Jüngling, der in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft und von Baaltis betrauert wird, ganz wie Hesiri! Der Eber des Kriegsgottes zerriß ihn; mit semit. Namen heißt er Thammus. (Ez. 8, 14) Er ist die sommerliche Sonne, die durch den Winter getötet wird; also wieder die an phönizische Naturverhältnisse angepaßte Hesiri-Sage,[7]) wobei nur eben sekundär der Isis die Baaltis substituirt ist. Wenn der nach Adon benannte Fluß Phöniziens (südl. v. Byblos) im Herbste schwoll und lehmrothe Fluthen („das Blut des getöteten Adon“) einherwälzte, so trauerte man sieben Tage lang um Adon's Tod; sein Bild wurde in einen Sarg gelegt; die Weiber zerkratzten sich die Brust, und heulten ailânu („wehe uns“). Im Frühjahr wurde mit wilder Lust die Auferstehung des Adon gefeiert. In der Religion der Eufratsemiten findet sich keine Göttergestalt, die dem Melkart gleichartig wäre, (denn wenn auf den syrisch-aramäischen Gott Hadad 2 Sam. 8, 3; 10, 16; 1 Kön. 11, 23; 1 Chron. 19, 3, in der den Phöniziern nächstbenachbarten Stadt Damaskus Züge des Melkart später übertragen worden sind, so ist dies noch keinerlei Beweis für eine ursprüngliche Identität Hadad's mit Melkart. Haben doch die Phönizier selber einen Zug aus der Isissage — die Trauer um Hesiri — auf die semitische Baaltis

[6]) Da die Phönizier schon in sehr alter Zeit (§ 247 Anm. 5) bis nach Sardinien kamen, so muß jene Gestalt der Sage, wo ihnen noch Kreta als äußerster Westen galt, uralt (aus der Zeit unmittelbar nach dem Einzug in Phönizien und vor der Entdeckung Sardiniens) — folglich der Melkartmythus genuin-phönizisch (hamitisch, aus Aegypten mitgebracht, und nicht etwa den Eufratsemiten entlehnt) sein.

[7]) Schon Makrobius und Lucianus erkannten die Identität des Adonis mit Osiris.

übertragen!) Wir haben hier nur wieder eine Bestätigung des, § 247 gewonnenen Ergebnisses, daß die Phönizier wirklich Hamiten von Abstammung waren, und ursprünglich (Byblos erklärten sie selbst für ihre älteste Niederlassung und für die Wurzelstätte ihrer Religion, Ebers S. 239) als Kaftorim den Dienst und Mythus des Ra und des Hesiri von ihren Vorfahren (den Kasluchim am mons Casius § 247) mit nach Phönizien brachten. Und dieses religionsgeschichtlichen Zusammenhanges war man sich auch in Aegypten bewußt; der ägyptische Mythus[8]) ließ die Leiche des Osiris nach Byblos schwimmen; dorthin kommt Isis, wird Amme des dortigen Königskindes, dessen Mutter Nemanous oder Saosis oder Astarte heißt. Nemanous kommt in der Form nehemau, Saosis in der Form jusas als Beiname der Hathor in Hieroglyphen vor.[9]) Daß in der ägyptischen Sage (bei Plutarch) Astarte als synonym mit beiden erscheint, darin spricht sich das Wissen und Bewußtsein aus, daß die Phönizier in ihrem Lande, als sie die semitische Baalsreligion mit ihrer eigenen hamitischen Hesiri-Melkart-Religion amalgamirten, die semitische Astarte mit ihrer alten hamitischen Hathor identifizirten und sie dieser substituirten. Dieser ägyptischen Sage entspricht wiederum die phönizische,[10]) daß jährlich ein Kopf von Aegypten nach Byblos über's Meer geschwommen komme. Auch der den Phöniziern mit den Aegyptern gemeinsame Maneros-Gesang[11]) zeugt von dem ägyptischen Ursprung der primitiven Religion der Phönizier. Diese ihre primitive Religion ist eine hamitische, der ägyptischen nächstverwandte oder mit ihr identische gewesen. Erst sekundär ist die semitische Baalsreligion zu ihnen vor- und bei ihnen eingedrungen, wo sie nun ihrer alten Hathor die Istar oder Astarte, dem altägyptischen Kriegsgotte Set[12]) den Baal substituirten und den Hesiri oder Adon als בעל צר „Herr von Tyrus" — vielleicht auch den Ra als „Melek Ra" — bezeichneten. — Nun fragt sich aber weiter: von wem haben diese Phönizier mizraimischer Abkunft, diese Kaftorim, jene semitische Baalsreligion überkommen? Etwa von dem kanaanitischen Stamme Zidon's (1. Mos. 10, 15) den

---

[8]) Plutarch de Is. et Osir. 15.

[9]) Ebers a. a. O. S. 173.

[10]) Lucianus de dea Syra 7.

[11]) Herod. 2, 79; Plutarch. a. a. O. 17.

[12]) Das war er noch zur Zeit Ramses' II., s. Ebers S. 245.

sie vielleicht bei ihrer Ankunft in Phönizien schon vorfanden, oder der sich doch jedenfalls schon in ältester Zeit mit ihnen mischte? Diese Frage kann erst (§ 253) entschieden werden, wenn wir die Religionsgeschichte der Kanaaniter werden kennen gelernt haben.

Anm. 1. Werfen wir hier sogleich einen kurzen Blick auf die spätere Entwicklung der phönizischen Religion. Wie Baal mit Moloch, Aschera mit Astarte ursprünglich identisch gewesen war, so wurden (nach 1000 v. Chr.) die letzteren beiden (die Göttin des Sternhimmels und die Mondgöttin) auch wiederum (als Göttin der Nacht) mit einander identifizirt in der Astarte von Tyrus. Diese war beides: Göttin der Fruchtbarkeit und der Unfruchtbarkeit, des Lebenszeugens und Lebenvertilgens (ganz wie Bilit in Babel) und wurde gleichzeitig durch Hurerei der Männer mit Mädchen und Frauen und durch Selbstentmannung anderer Männer und Verbrennung von Jungfrauen verehrt. — In Karthago finden wir beide Göttinnen ebenfalls anfangs geschieden: als Dido-Astarte (entsprechend der älteren, sidonischen Astarte) deren Dienst in Menschenopfern und Selbstentmannung bestand, und als Anna-Astarte (entsprechend der Aschera) die durch Hurerei verehrt wurde. Aber auch in Karthago wurden später Anna („die anmuthige") und Dido in eins verschmolzen. Die Hierodulen der phönizischen Kolonien auf Cypern und anderwärts verehrten die Göttin unter andern auch durch Waffentänze (was zur Amazonensage Anlaß gab). Sodann mischte sich der Melkartmythus mit dem Astartedienst. Melkart sucht die irrende, schweifende Mondgöttin Astarte, findet sie, begattet sich mit ihr und verwandelt sie hiedurch aus der jungfräulichen Dido in die wollüstige Anna.[13]) Zu Grunde lag hier die astronomische Anschauung von der Sonne, die dem abnehmenden Monde immer näher rückt, und ihn als den Neumond erreicht; das alsdann folgende Wachsen des Mondes wurde als Folge einer Schwängerung dargestellt; denn darin hatten diese Molochsdiener ein wahres Genie, alles und jedes auf geschlechtliche Verhältnisse zu deuten! — Wie nun aber schon von der Zeit der Gründung von Tyrus (1000 v. Chr.) die Aschera mit der Astarte identifizirt wurde, so wurden im weiteren Verlaufe von der üppigen und lüsternen Phantasie auch vollends noch die männlichen Götter mit den weiblichen identifizirt und als Androgynen dargestellt. So finden sich Abbildungen der Dido-Astarte, wo sie einen Bart trägt gleich Melkart. Auf diesem Wege entstanden die Sagen von Herakles, der im Dienste der Omphale Weiberkleidung trage, von Sardanapal und Semiramis, die die Geschlechter vertauscht hätten. Auch die Phönizier selbst vertauschten beim Dienste dieser androgynen Götter die gegenseitige Kleidung (woraus sich das Verbot 5. Mos. 22, 5 erklärt). — Schon seit 1000 v. Chr. wurden die verschiedenen Gottheiten und Göttergestaltungen unter den gemeinsamen appellativischen Begriff der כַּבִּירִים „Gewaltigen" subsumirt. In den späteren Jahrhunderten konstruirten dann die Priester ein quasi-philosophisches Göttersystem der „Kabbiren", das

[13]) Philo, fragm. p. 32.

im Vergleich mit der alten Lüsternheit der Molochsreligion sich ziemlich zahm ausnimmt. Es geschah dies in der Zeit, als Phönizien, von den Persern unterjocht, den, wenn nicht veredelnden, doch beschämenden Einfluß eranischer Religion erfuhr, und wo die wilden Greuel des Molochdienstes entweder von den (jede Berührung einer Leiche mit Feuer verabscheuenden) Siegern nicht mehr geduldet wurden, oder den Besiegten nicht mehr räthlich und möglich erschienen. Die Priester stellten nun an die Spitze des Göttersystems einen Gott der Künste: Chusor, den sie mit Schmiedewerkzeug in der Hand abbildeten, und eine Göttin תּוּרָה oder Thuro, von den Griechen mit Ἁρμονία übersetzt (vgl. das hebr. תּוֹר „Reihe, Ordnung," von תּוּר „umkreisen)." Darauf folgten Astarte und Melkart u. a. und den Schluß machte Eschmun als eine Art Zusammenfassung aller übrigen. Er wurde mit einer Schlange in der Hand dargestellt (und von den Griechen als Ἀσκλήπιος wiedergegeben und nachgebildet), und sollte den Inbegriff aller Weisheiten und Künste darstellen. Sarg und Inschrift eines nach ihm benannten Königs Eschmunazar („Eschmun hilf"), 1855 zu Sidon gefunden, stammt nach Schlottmann's gründlicher Untersuchung aus der Zeit des Artaxerxes Mnemon; damit stimmt Eber's Urtheil (a. a. O. S. 167) daß der Sarg zwischen 664 und 335 gefertigt sein müsse.

Anm. 2. Die kosmogonischen Sagen der Phönizier sind sämmtlich künstliche Produkte der Kabbirenperiode, in welche einzelne Bruchstücke und Trümmer älterer Sagen hineinverarbeitet sind, so z. B. von den ersten *θνητοῖς ἀνθρώποις: Αἰὼν καὶ Πρωτόγονος*, deren ersterer *τὴν ἀπὸ τῶν δένδρων τροφὴν εὗρεν* (Sanchun. cp. 3) — eine verwaschene Erinnerung an den Sündenfall — sodann von den Brüdern Memrum, Usoos und Hypsuranios, deren letztere beide in Feindschaft lebten (*στασιάσαι*) — Erinnerung an Kain und Abel? — und deren ersterer nach einem Waldbrande das Feuer anzubeten und ihm Thieropfer zu bringen angefangen, auch die Schifffahrt erfunden habe (Sanchun. ebend.) — Dagegen hat die alte Baalsreligion den Anlaß und Stoff zu verschiedenen Sagen der Griechen gegeben. Erinnerungen an die phönizischen Kolonien und ihren Kultus liegen der Minossage zu Grunde; Minos oder Minotaurus ist nichts anderes, als der stierköpfige Baal-Moloch. Die von Zeus befruchtete *Εὐρώπη*, d. h. „die Finstere", sowie die Gattin des Minos, Pasiphae, d. h. „die allscheinende," sind beide nichts anderes, als die Astarte in ihrer doppelten Gestalt.

Anm. 3. Die Identität der einen Hälfte der phönizischen Gottheiten mit ägyptischen hat niemand gründlicher und schlagender erwiesen, als Ebers (Aeg. u. Bücher Mos. S. 237 ff.) Zwar nicht dies gehört hierher, daß in der späten, der Ptolomäer-Zeit die ägyptischen Priester fremdländische Götternamen, wie die griechische „Muse" und die phönizische „Astarte" in Hieroglypheninschriften aufnahmen (Ebers, S. 240 f.) geschweige, daß die Bezeichnung der Pacht als ta anch „Welt des Lebens" (im 7. Jahrhundert) darum auf phönizischen Einfluß wiese, weil das Fremdenquartier zu Mem-

phis anch ta „Leben der Welt" genannt worden sei! — Wirklich hierhergehörig sind dagegen die Thatsachen, daß die Kasluchim am mons Casius (die mit ihren nach Philistäa und Phönizien ausgewanderten Stammgenossen in Berührung blieben) von den Philistäern den Dagon (Ebers 247. vergl. § 251) und von den Phöniziern den Baal annahmen, und den letzteren mit ihrem altägyptischen Kriegsgotte Set (später, als in Aegypten Set zu Typhon wurde, auch mit Typhon, sowie auch mit Horus) verschmolzen (Ebers 248 f.), woraus wir entnehmen können, daß die Phönizier in ihrem eigenen Lande, in Byblos und Alt-Tyrus, die gleiche Verschmelzung werden vorgenommen haben. Daß die Kasluchim in Pamprenis (der N.-O.-Spitze des Nildeltas) und am mons Casius in der That den semitischen Baal-Moloch mit dem ägyptischen Set verschmolzen, bestätigt sich durch griechische Nachrichten: daß Fremde, die an dieser Küste landeten, in Gefahr seien, einem Gotte „Busiris" (Herodot, 2, 64, bezeichnet ihn richtiger als Ἄρης) geopfert zu werden, sowie durch die Hieroglyphe eines dem Set geweihten Opfersiegels, worauf ein Mann mit dem Messer an der Kehle dargestellt ist (Ebers 246). Zur Zeit Ramses' II. (vor der Hyksosperiode) war dem Set das Nilpferd geweiht, nach der Hyksosperiode konsequenterweise (§ 241) dem Typhon. Daß den Kasluchim und Phöniziern ihr Kriegsgott zugleich der Gott der Eroberungsfahrten zur See und des Küstenschutzes war, ist ganz natürlich. Auch der phönizische Adon, den im Herbste der Eber des Ares tötet, ist, wie wir oben sahen, deutlich identisch mit Hesiri, der von Set im Herbste getötet wird. — Ebers glaubt in allen diesen Thatsachen Beweise für seine Hypothese zu finden: daß die Phönizier Semiten gewesen und seit Uralters semitische Kulte nach Unterägypten gebracht hätten. Diese Hypothese nöthigt ihn aber unmittelbar zu der Annahme (S. 251), daß Set, ja sogar der unterägyptische Gott Ptah gar keine genuin-ägyptischen, sondern semitische, von den Phöniziern importirte Götter gewesen seien; konsequenterweise müßte er dies aber aus völlig analogem Grunde auch von dem mit Melkart identischen Hesiri, dem obersten Gotte von ganz Aegypten, annehmen. Damit widerlegt jene Hypothese sich selbst; von der genuin-ägyptischen Religion bliebe bei ihr schließlich gar nichts mehr übrig! Der Grundstock der altphönizischen Religion war eben mit der ägyptischen von Haus aus identisch, und die semitische Religion wurde erst nach der Ankunft der Kaftorim in Phönizien mit jenem Grundstock amalgamirt. Die Beschaffenheit der phönizischen Religion liefert den stärksten Beweis für die Richtigkeit der israelitischen Urtradition, von der hamitischen Abkunft der Kaftorim, d. i. der Phönizier.

§ 251. Die Religion der Philistäer.

Von der Religion der Philistäer besitzen wir im Ganzen nur spärliche Nachrichten. Daß der Dienst des Baal und der Astarte, also das semitische Heidenthum um 1000 v. Chr. auch bei ihnen

Eingang gefunden hatte, ersehen wir aus 1 Sam. 31, 10; 2 Kön. 1, 2 ff. Und zwar wurde Baal zu Ekron als Baal Sebub (mückenabwehrender) verehrt. Eine weit hervorragendere Rolle spielt aber bei ihnen, und zwar schon in früherer Zeit (Richt. 16) der Dienst des Gottes Dagon und der Göttin Derketo (griech. durch Ἀτέργατις wiedergegeben). Dagon (Richt. 16, 23 ff.; 1 Sam. 5, 1 ff.; 1 Makk. 10, 83), von דג „Fisch,“ wurde abgebildet mit menschlichem Oberkörper (1 Sam. 5, 4) aber unten in einen Fisch endigend, und war offenbar der Gott des Meeres, dessen Verehrung den küstenbewohnenden und seefahrenden (nach § 247 über Kreta gekommen) Philistäern besonders nahe lag. Ihm zur Seite steht die weibliche Fischgottheit Derketo (1 Makk. 5, 43; 2 Makk. 12, 26; Diod. sic. 7, 4; Strabo 16, 785; Plin. maj. 5, 19; Herod. 1, 105; Lucian. de dea Syra 14), entweder von דרך „wandeln“ oder nach der syrischen Schreibart תרעתא wahrscheinlicher „Oeffnung,“ χάσμα (Meeresschlund), wie denn auch Lucian ihren Namen durch χασμα μέγα erklärt. Sie wurde als Weib in einen Fischschwanz endend dargestellt. — Es entsteht nun die Frage, ob dies semitische oder hamitische Gottheiten waren. Für ersteres entscheidet nicht der semitische Name beider Gottheiten; denn nachdem die Philistäer (ebenso wie die Phönizier) überhaupt einmal die Sprache des Landes, in das sie als Kolonen eingewandert, — die der Kanaaniter (vgl. § 247 f.) — angenommen hatten, so war es natürlich, daß sie für ihre Götter, auch für die aus Niederägypten oder aus Kreta mitgebrachten, semitische Beinamen, die dann zu Hauptnamen wurden, ersannen, ganz so, wie die Phönizier für ihren Hesiri den semitischen Namen Adon, für ihren Ra den semitischen Namen Melkart in Gebrauch nahmen. Für den semitischen und zwar babylonischen Ursprung Dagon's hat man sich einerseits auf den Ὠδάκων der babylonischen Sage (bei Berosus) berufen, einen Wohlthäter der Menschheit, der ebenfalls halb Mensch halb Fisch gewesen sei (wenn nämlich Berosus ihn nicht etwa bloß aus Verwechslung oder irriger Identifikation mit dem Philistäergotte so darstellt); aber dieser Odakon war Mensch, nicht Gott, und ist in Babel nie als Gott verehrt worden; auch kann Dagon nicht von Odakon kommen, da es entschieden von dem Appellatirum דג kommt. Andrerseits hat man sich auf den Bi'lu Dagani der Babylonier (§ 249) berufen, der aber nirgends als Meeres- oder Fischgott charakterisirt wird, und um so

minder ein Fischgott gewesen sein kann, als der Fisch im Babylonischen nicht dag sondern nun heißt.[1]) Schrader (K. a. T. 85) erinnert zwar daran, daß auf assyr. bab. Denkmalen sich hin und wieder mit Fischhaut bekleidete Personen abgebildet fänden, und meint, das könnten Dagonspriester gewesen sein; aber da (§ 250) der Baaltis die Fische heilig waren, so können es, wenn überhaupt Priester, ebensogut solche der Bilit gewesen sein, und der Bilu Dagani wird sich am einfachsten immer aus דגן „Getraide" als Gott der Fruchtbarkeit erklären. Da wir in der Mitte zwischen Babylonien und Philistäa, bei den Phöniziern, Kanaanitern, Moabitern, Ammonitern, nirgends einer Spur eines Dagonkultus begegnen, so ist es nicht eben wahrscheinlich, daß der Bilu Dagani vom Eufrat nach Palästina gehüpft sei mit Ueberspringung der zwischenliegenden Völker. Dagegen ist bei den Kasluchim am mons Casius der Dagonskult von Starck und Ebers[2]) nachgewiesen; ihnen, deren Hauptbeschäftigung die Einpökelung von Fischen mit dem Boysalz des Sirbonissees von jeher gewesen ist[3]), lag es nahe genug, den Gott des Meeres, der ihnen Nahrung gab, in Fischgestalt darzustellen. So werden wir also den philistäischen Meeres- und Fischgott Dagon von dem babylonischen Beinamen des „Getraide-Bilu" zu scheiden haben, und ersteren nebst Derketo für genuin-hamitische Gottheiten halten müssen, und zwar für spezifisch kasluchitische.

§ 252. Die Religion der Ammoniter und Moabiter.

Die Ammoniter und Moabiter, Nachkommen Lot's die gleichzeitig mit den Israeliten zu Völkern heranwuchsen, dienten schon zu Mosis Zeit dem Baal (4 Mos. 23, 1; 25, 3) und zwar durch Hurerei (25, 8). Zunächst wird dies von den Moabitern berichtet; daß die Ammoniter die gleiche Religion hatten, ersieht man aus 1 Kön. 11, 7 und 33 (wo Milkom = Moloch.) Daß nun aber diese Völker in ihrer Religion abhängig waren von einem mesopotamisch-semitischen Volke, das geht klar daraus her-

---

[1]) Da auch dem Arabischen dadshun für „Fisch" und dadshâ für „sich vermehren" fremd ist, so scheinen דָּג und דָּגָה gar keine ursemitischen Wörter sondern hamitische Wörter zu sein, die die Israeliten (und Kanaaniter) erst in Palästina von den Philistäern (den Lieferanten der Seefische) annahmen.

[2]) Ebers, S. 247.

[3]) Ebers S. 123.

vor, daß der Moabiterkönig Balak sich von dort einen Wahrsager muß kommen lassen (22, 5.) In der, von dem französischen Konsulatsbeamten in Jerusalem, Clermont-Ganneau, 1869 bei Dibon entdeckten Inschrift des Moabiterkönigs Mesa[1]) eines Zeitgenossen Omris und Ahab's, wird Z. 9 und Z. 30 eine Stadt Baal M'on oder Beth Baal M'on (vgl. 4 Mos. 32, 38; Jes. 13, 7; Ezech: 25, 9; 1 Chron. 5, 8; Jerem. 48, 23) als von Mesa erbaut erwähnt, und Z. 3, 9, 12—14, 17—19, 33 ein Kriegsgott Kamos[2]) und Z. 17 Astar-Kamos. Kamos kann nicht, wie Schlottmann (S. 29) meinte, mit Baal, der als solcher nicht Kriegsgott war, auch nicht mit Moloch, neben dem er 1 Kön. 11, 7 und 33 (vgl. 2 Kön. 23, 13) genannt wird, identisch gewesen sein, sondern scheint ursprünglich ein besonderer Nationalgott der Moabiter (welche Jerem. 48, 7 und 13 und 46 als „das Volk des Kamos" bezeichnet werden) und auch der Ammoniter, Richter 11, 24, gewesen und dann nach Analogie des Moloch als eine Nebengestalt desselben umgebildet worden zu sein, wahrscheinlich so, daß Moloch der Sonnengott, Kamos aber speziell der Kriegs- und Nationalgott war, der nun gleich dem Moloch durch Menschenopfer (2 Kön. 3, 27) verehrt wurde. In Astar-Kamos ist Astar offenbar mit dem Namen der bab. Göttin Istar identisch; man wird zu übersetzen haben: „die Istar des Kamos" d. h. Istar, die Gemahlin des Kamos; ihr weiht Mesa geraubte (Beute oder Menschen, der Text hat hier eine Lücke) „zum חרם." — Zur Zeit Tigladpilesar's findet sich in einer assyr. Inschrift ein moabitischer König Kammusu-nadbi d. i. Kamos-nadab, zur Zeit Asurbanipal's ein moabitischer König Salamanu (vgl. Hos. 10, 14) erwähnt.[3])

Anmerk. Daß auch die Edomiter den Molochsdienst hatten, geht aus dem edomit. Königsnamen Malikrammu zur Zeit Sanheribs (Schrader K. a. T. 57) hervor. Nach Joseph. ant. 15, 7, 9 verehrten sie auch einen Gott *Κοζέ*, und in der That findet sich auf einer Inschrift Tigladpilesar's der edomit. Königsname Kausmalaka „Kaus ist König." Auch dieser Kaus mag, analog wie der Kamosch der Moabiter, eine alte Nationalgottheit der Edomiter gewesen sein.

---

[1]) La stèle de Mesa, roi de Moab .... par Ch. Clermont-Ganneau, Paris 1870. — Nöldecke, die Inschrift des Königs Mesa von Moab, Kiel, 1870. Schlottmann, die Siegessäule Mesa's, 1870.

[2]) Dem Namen כמוש liegt ohne Zweifel die im Arab. erhaltene Wrzl. kamascha „sich rüsten, waffnen" zu Grunde.

[3]) Schrader Keilinschr. u. a. Test. 52.

§ 253. Ursprung des Baalsdienstes in Palästina. — Sodom.

Wir kehren nun zu der, am Schlusse von § 250 aufgeworfenen Frage zurück: ob die semitischen Bestandtheile der phönizischen Religion ebenso von den Nachkommen Zidon's, des Sohnes Kanaan's (1 Mose 10, 15) herrühren, wie die hamitisch-ägyptischen Bestandtheile von den aus Aegypten über Kreta eingewanderten kasluchischen Kolonisten, den Kaftorim. Es wäre ja denkbar, daß diese Kaftorim jene Zidoniten (also Kanaaniter) nud mit ihnen die semitische Baalsreligion schon in Phönizien vorgefunden hätten. Sidon ist bekanntlich (Jos. 11, 8; 19, 28) älter, als die erst zu David's Zeit vorkommende Stadt Tyrus; aber die kaftorische Stadt Byblos (גבל) mit ihrem Melkart-Adoniskult kann möglicherweise noch älter sein (Jos. 13, 5.) Wie dem nun sei — ob die Kaftorim zu den Zidoniern, oder diese zu jenen nach Phönizien gekommen sind — jedenfalls könnte es auf den ersten Blick als wahrscheinlich erachtet werden, daß die Baal-Molochs-Religion eine von den Zidoniern eingebrachte Mitgift war, und dies um so mehr, als die übrigen kanaanitischen Völker ebenfalls dieser Religion ergeben waren. Als die Israeliten unter Josua Palästina eroberten, fanden sie dort die Städte Baalah (Jos. 15, 9—11), Baalath-B'er (Jos. 19, 8 und 44), Baal-Gad (Jos. 12, 7) vor, deren Namen auf den Baalsdienst deuten, und wozu sich aus der Zeit der Richter noch Baal Hermon (Richt. 3, 3) und Baal Thamar (20, 33) gesellten. Auch wird Richt. 2, 11; 3, 7; 8, 33; 10, 10 ausdrücklich erzählt, daß die kanaanitischen Völker den Baalim (und Astaroth 2, 13; 10, 6 vgl. 1 Sam. 12, 10 u. v. a.) dienten, und Richt. 8—9 wird uns von einem zu Sichem verehrten Baal-Berith, offenbar dem Schutzgott eines politischen Bundes, berichtet. Daß mit dem Baals- der Molochsdienst verbunden war, geht aus 3 Mos. 18, 21; 20, 2 f.; 2 Kön. 23, 10; Jerem. 32, 36 hervor. Um die Zeit Mosis hatten also die kanaanitischen Völker unzweifelhaft die semitische Baalsreligion. Hatten sie dieselbe aber von jeher gehabt? Oder war sie erst in späterer Zeit bei ihnen eingedrungen? — A) Zur Zeit Abraham's ist von einem Baalsdienste der Kanaaniter noch keine Rede. Würde auch nur das leiseste Bewußtsein bei den Israeliten vorhanden gewesen sein, daß diese Baalsreligion bei den Kanaanitern von jeher geherrscht habe, so dürfen wir sicher sein, daß bei der feindlichen Stellung, welche Israel seit Mosis Zeit zu den

Kanaanitern einnahm, die traditionelle Erinnerung hieran sich nicht würde verloren haben. Die israelitische Tradition sagt uns nun aber das gerade Gegentheil. So wie sie uns (§ 244) von einem freundlichen Verhältnis zwischen Abraham und den Kanaaniterhäuptlingen überhaupt berichtet, so hat sich in ihr auch die Erinnerung an ganz spezielle Züge erhalten, aus denen hervorgeht, daß die Kanaaniter zu Abraham's Zeit von der Baal-Molochsreligion noch nichts wußten. Der König Melchisedek zu Salem (1 Mos. 14, 18 f.) ist noch Priester des אל-עליון und segnet Abraham im Namen des אל-עליון קונה שמים וארץ „des hohen Gottes, der Himmel und Erde besitzt." Im Worte אל fallen, wie in dem uralt-babylonischen, später verschwundenen und durch Bi'lu verdrängten Ilu (אלו) der Name und der Appellativbegriff Gottes noch zusammen; dies, so wie die Bezeichnung dieses Gottes als „Himmel und Erde besitzenden," zeigt uns, daß der alte Urmonotheismus (wie wir ihn auch in der ältesten Vedaperiode der Inder noch fanden, und bei den ältesten Eraniern ihn § 217 voraussetzen mußten) damals bei den Kanaanitern noch herrschte. Demzufolge kann das מלך im Namen Melchisedek's auch nur appellativisch gefaßt werden, entweder: „mein König (ist) Gerechtigkeit" (wo Gott appellativisch als der König von Salem bezeichnet würde) oder: „König der Gerechtigkeit" (Epitheton des Fürsten von Salem selber), nimmermehr aber als Eigenname Moloch's, wozu, da Moloch Sonnengott war, die Apposition „Besitzer des Himmels und der Erde" ebensowenig passen würde, als zu der blinden Naturgewalt dieses Gluthgottes das Prädikat der Gerechtigkeit, und zu dem wilden Charakter seines Dienstes der milde jenes Salemfürsten. Ein zweites Beispiel ist Abimelech von Gerar, der (1 Mose 20 f.), wenn auch in Versorgung seines Thorus in naturwüchsiger Rohheit befangen (20 2) doch durchaus als ein אלהים fürchtender (V. 3—4) ihn als seinen Herrn (אדוני V. 4) anrufender, vor Sünde sich ehrlich scheuender (V. 4 f. und V. 6 f. und V. 9 vgl. V. 11) Mann erscheint, der denn auch bei späterem Anlaß den Abraham auffordert (21, 23) bei אלהים ihm den Bund, den er mit ihm schließen will, zu beschwören. Auch bei dem Chethiterfürsten Efron (1 Mos. 23, 3 ff.) zeigt sich keine Spur von Religionsgegensatz und Religionshaß. — B. Die erste Spur jener dämonisch-bestialischen Verderbnis, wie sie als nothwendige Konsequenz des Baal-

Astartedienstes überall mit diesem auftrat, begegnet uns bei den Bewohnern des Siddimthales (1 Mos. 19, 4 ff), aber gerade diese Städte waren zuvor zwölf Jahre lang von den Eufratsemiten unterjocht gewesen (14, 2—4); da ist denn doch mit Händen zu greifen, woher ihnen das Gift der Baalsreligion gekommen war. Die Baalsreligion ist nicht die ursprüngliche Religion der Kanaaniter gewesen, sondern ihnen in Folge der Kriege Kudurlagamar's und Amrafel's vom semitischen Eufratlande her importirt worden. Während der vier Jahrhunderte, die Israel in Aegypten war, griff diese Verderbnis trotz dem Strafgericht über Sodom[1]) als eine dem sündigen Fleische schmeichelnde, sittlich-religiöse Pest in Palästina um sich, ergriff auch die von Lot abstammenden (vorher nur dem Kamos und Kaus dienenden) Moabiter, Ammoniter und Edomiter, die ja mitten in dieser verderbten Umgebung zu Völkern heranwuchsen (ein Lage, vor der Jakob's Nachkommen durch die Gottesfügung der Geschichte Joseph's bewahrt blieben) und so fanden Moses und Josua den Zustand der kanaanitischen Völker vor als einen Zustand vollendeter Fäulnis. — C) Nun löst sich von selbst auch die Frage wegen der Phönizier. Sei es, daß zu ihnen jene Pest allmählich (zwischen der Zeit Jakobs und der des Moses) wie zu den übrigen Kanaanitern drang, sei es, daß Heereszüge der Eufratsemiten sich schon in oder vor Abrahams Zeit nach dem (am Wege von Babel nach Palästina liegenden) Phönizien erstreckt hatten (worauf die Backsteininschrift Kudurmabuk's § 248 Anm. führen könnte, was aber noch weit einfacher sich aus dem Vorrücken des, nach § 247 entschieden semitischen Stammes der Lydier vom Eufratlande am Orontes hin nach Kilikien und Lydien erklärt, s. Anm.) — jedenfalls hat auch der zidonische Stamm der Kanaaniter die Baalsreligion nicht von Haus aus gehabt, sondern — und zwar nicht vor 1900 v. Chr. also erst lange nach der Ansidlung der Kaftorim in Phönizien — von den Eufratsemiten überkommen, und so ist nicht von ihm anfänglich, sondern erst sekundär durch Berührung mit Eufratsemiten und Lydiern (und etwaige theilweise Unterjochung durch dieselben) der Baalsdienst zu den kaftorischen Phöniziern gekommen, und hat sich mit dem ägyptischen Melkartdienste der Kaftorim amal-

[1]) Ueber den Untergang Sodom's siehe unten § 308.

gamirt, wie letzterer zuvor schon mit der altkanaanitisch-sidonischen urmonotheistischen Anbetung ארון's sich amalgamirt und letztere (durch Identifikation Adon's mit Hesiri) in's Heidnische entstellt haben mochte.

Anm. Auf kilikischen Denkmalen und Münzen findet sich Baal mit Szepter, Aehren, einem Bogen in der Hand und beigeschriebenem Namen, ferner Aschera ziemlich in der gleichen Gestalt, die sie dann als ephesinische „Artemis" hatte, endlich ein Sonnengott mit dem Namen San, der einen Löwen bändigt. Dieser San erinnert an den Sin der Babylonier. In dem Volke der Kilikier mögen Phönizier mit semitischen Lydiern gemischt gewesen sein. (Auf die Sage bei Herodot, 7, 91, daß die Kilikier ihren Namen von einem Phönizier Kilix Sohn Agenor's hätten, wird nicht viel zu geben sein; es liegt darin höchstens eine Erinnerung, daß phönizische Schaaren hinter den lydischen her nach Kilikien eindrangen.) Daß in Lydien selbst der semitische lydische Stamm frühzeitig von karischen Griechen unterjocht wurde, und daß dort zuerst die Gestalt des griechischen Herakles mit der des phönizischen Melkart, die der griechischen Artemis mit der der semitischen Aschera sich mischte, ist bekannt.

§ 254. Ursprung des Baalsdienstes bei den Eufratsemiten.

Zu den Kanaanitern und Phöniziern, diesen hamitischen Völkern, kam die Baalsreligion von den Eufratsemiten aus; wann aber ist sie bei diesen entstanden? Daß sie nicht die ursprüngliche Religion der Semiten als solcher gewesen ist, ersehen wir aus der notorischen und bekannten Thatsache, daß die sämmtlichen arabischen Stämme von der Baalsreligion unberührt geblieben sind (s. Anm.) Die Baalsreligion kann sich also bei den Eufratsemiten erst, nachdem die arabisch-äthiopischen Semiten sich von ihnen getrennt hatten, gebildet haben. Vorher waren Anfänge des Heidenthums, d. h. der Personifizirung und Verehrung einzelner in der Natur sich manifestirender schöpferischer Kräfte Gottes schon da; aber es waren vor allem, analog wie bei den jafetidischen Völkern der Inder, Eranier, Pelasger und dem hamitischen der Aegypter, die Gestirne, namentlich die Sonne, der blaue Tages- und der nächtliche Sternhimmel, welche den Gegenstand jener Verehrung bildeten. Daß dabei anfangs das urmonotheistische Bewußtsein von dem Einen, unsichtbaren Gotte, der in allen diesen Naturwesen und Naturkräften walte, auch bei den Eufratsemiten noch vorhanden war, ergibt sich aus der Thatsache (§ 249), daß die Babylonier und Assyrer in ältester Zeit einen Gott Ilu verehrten, dessen Eigennamen mit dem, allen semitischen Völkern

gemeinsamen Appellativbegriff für „Gott," mit אל, arab. allah identisch war. Wir sehen hier gleichsam vor Augen, wie neben den ilu schlechthin, neben Gott, allmählich andere Götter traten, ihm gleichgestellt wurden, und wie nun Ilu zu einem einzelnen Gott neben anderen wurde, bis man ihn endlich ganz aus dem Gesichtskreis rückte und zuletzt ihn vergaß. — Halten wir nun damit die, § 247 E gewonnene Ergebnisse zusammen, so gewinnen wir folgende positive Geschichte der Entstehung des Heidenthums überhaupt und der späteren Entstehung der Baalsreligion insbesondere. A) Die Sintfluth ist ein durch die übereinstimmende Tradition der verschiedensten Völker (mit § 224 vgl. § 255 und Abschn. 2 und § 303) als geschichtlich bezeugtes Faktum. Bereits in den nächsten Generationen nach der Fluth entwickelte sich aus der Wurzel der angebornen Sündlichkeit (s. § 114—124) von neuem der Trieb, Gottes zu vergessen, ihn in die Ferne zu rücken, nicht ihm, dem persönlichen, heiligen direkt unter's Auge zu treten (vgl. § 118) sondern lieber ihn in seinen Werken anzubeten. Man wollte ihn darum nicht ganz vergessen; man war sich's noch bewußt, daß Er als der Eine über seinen Werken stehe; man meinte ihm aber genug zu thun, wenn man seine Manifestationen verehre. — Hat sich uns nun die israelitische Urtradition, die wir in 1 Mos. finden, in allen andern Punkten als zuverlässig bewährt, so werden wir ihr wohl auch trauen dürfen in dem, was sie 1 Mos. 11, 1 ff. erzählt. Von Armenien (1 Mos. 8, 4) herab durch eine Thalspalte (des Tigris wohl eher, als des Eufrat) zogen die Söhne und Enkel Noah's südwärts in die Ebene der beiden Ströme bis nach Sinear hinab. Hier wollten sie „eine Stadt und einen Thurm", also eine gegen die wilden Thiere durch Mauern geschützte gemeinsame Ansidlung gründen; zugleich aber sprechen sie: „und wir wollen machen uns ein שׁם, damit wir uns nicht zerstreuen über das Angesicht der ganzen Erde." Daß „Name" hier nicht (wie in der Redensart שׂוּם שׁם 2 Sam. 7, 23, und עָשׂה שׁם Jerem. 32, 20) so viel ist, wie Ruhm, berühmter Name," ist von vornherein klar; es war ja außer ihnen niemand auf Erden, bei dem sie Ruhm sich hätten erwerben können; auch würde ein „weitberühmter Name" vor Zerstreuung nicht geschützt, sondern eher dazu gereizt haben. Das Mittel, zusammengehalten zu werden, kann nur die Einrichtung eines gemein=

samen Heiligthums und Kultus gewesen sein, und zu diesem Behufe wollen sie sich ein שׁם machen. Das Wort, obwohl es im Hebr. die Bedeutung „Name" bekommen hat, wurde dort bei der Erbauung von Babel doch sicherlich in der alten Grundbedeutung gebraucht, die für die Wörter שׁם, arab. asmun, äthop. sam, syr. schem, griech. σῆμα, σημεῖον wie für die nächstverwandte Wurzel sanskr. sama, griech. ὁμοῖος, lat. similis, ahd. simel, kelt. samal nothwendig vorausgesetzt werden muß, nämlich in der Bedeutung: Zeichen, Kennzeichen, Bild.[1]) Ein sichtbares Symbol oder Idol Gottes wollten sie errichten. Dieser Plan ward vereitelt durch eine Katastrophe, und zwar nach der israel. Urtradition durch ein „Herabsteigen Gottes" (V. 7) d. h. entweder eine Erscheinung oder eine (bloße) Manifestation Gottes, die als Schrecknis wirkte, und als solche eine Verwirrung der Sprache verursachte. Der Trieb sprachlicher Sonderbildung machte sich (was nach § 245 keine unvernünftige Annahme ist) in plötzlichem, energischem Eintritt geltend (s. § 305) und hatte das Auseinandergehen der Stämme zur Folge. Dieser Gottesmanifestation gegenüber verhielten sich die verschiedenen Geschlechter verschieden. Die Jafetiden: Inder, Eranier, Pelasger 2c. fuhren zwar fort, Gott als den seinen Werken immanenten zu verehren, doch erhielt sich bei den Indern (§ 193—196) noch Jahrhunderte lang das Bewußtsein von seiner Einheit und Unsichtbarkeit, auch halb und halb von seiner Heiligkeit, letzteres weit energischer bei den Eraniern (§ 218—220.) Ein Bild Gottes zu machen, hüteten sich die Wasken (s. § 258) gänzlich, die Eranier, Inder, Germanen, Turanier und Mongolen (s. Abschn. 2) auf Jahr-

---

[1]) Schrader K. a. T. 35 ff. bezieht die Inschrift Nebukadnezars, wo er sagt: „der Tempel der sieben Leuchten der Erde" (Sonne, Mond und 5 Planeten) „der Thurm von Borsippa, welchen ein früherer König errichtet hatte — man berechnet ihn auf 42 Ellen — dessen Spitze er aber nicht aufgesetzt hatte, war seit vielen Tagen verfallen"; er, Nebukadnezar, habe ihn wiederhergestellt — auf den babyl. Thurmbau 1 Mos. 11. Ist man hiezu berechtigt (Borsippa liegt freilich einige Meilen von Babel westlich, doch könnte das älteste, ursprüngliche Babel eine andere Stelle, als das nachherige, eingenommen haben) so hätte auch bei den Babyloniern eine Erinnerung fortgelebt, daß dieser Bau ein Tempel und zwar, was wichtig ist, ein Tempel der alten vorbaalischen Gestirnreligion (aller Leuchten der Erde miteinander) gewesen sei. — Daß Borsippa von den heutigen (muhammedanischen) Umwohnern „Birs Nimrud" genannt wird, ist ohne Gewicht.

hunderte und Jahrtausende. Auch die hamitischen Aegypter kannten anfangs noch den über der Natur waltenden Gott (§ 241) sanken aber bald auf den Standpunkt bloßen Naturdienstes herab, analog die arabischen Stämme mit ihrem Gestirndienst. In der Eufratebene blieb der größere Theil der Semiten, mit den hamitischen Kanaanitern vereint (§ 248), zurück, und hier war es nun, wo ein Hamite, Nimrod, wahrscheinlich von geringer Abkunft (§ 247), durch seine Kühnheit und Geschicklichkeit in Bekämpfung der wilden Thiere sich zum weithin anerkannten Herrscher erhob, und, indem er persönlich ein gottesfürchtiger Mann war, auf den jene Gottesmanifestation einen tiefen Eindruck gemacht hatte (§ 247 E), einen Damm gegen das einreißende Heidenthum bildete. B) Freiwillig fügten sich seiner Herrschaft auch die Semiten, aber nur so lange sie seines starken Armes zum Schutze gegen die Löwen und Tiger der Eufratdshungeln nicht entbehren konnten. Sobald (um die Zeit des Todes Nimrod's) die Gegend einigermaßen von Bestien gesäubert, die Einwohnerschaft durch die Städtegründungen gesichert war, empörte sich der semitische Hochmuth. Und mit der nationalen Feindschaft der Eufratsemiten gegen die Hamitenherrschaft (§ 248) scheint nun eine wilde gehässige Auflehnung gegen die Religion und den Gott jener Hamiten, den אל עליון (§ 253) Hand in Hand gegangen zu sein. Die Kanaaniter wanderten beim Verfall des Nimrodreiches (etwa um 2250 v. Chr.), drückendere Sklaverei mit Recht fürchtend, nach Palästina aus (§ 248), wo sie noch um 2150 v. Chr. der Angriffe eines Kudurlagamar und Amrafel sich zu erwehren hatten (vgl. § 248 Anm.) Am Eufrat, in Sinear und Elam, vollzog sich nun jener Prozess semitischer Verruchtheit und Verstockung, den wir schon § 250, B charakterisirt haben. Einem Taumelgeist aus dem Abgrund müssen sich jene Eufratsemiten hingegeben haben, als sie alles das, was das Gewissen als schimpflich und greulich verbietet und straft, gerade für das zum Dienste der Gottheit gehörende erklärten, und sich Gottheiten demgemäß ersannen. Ein bewußter Entschluß, auf die Stimme des Gewissens nicht mehr hören zu wollen, Scham und Gewissen mit Füßen treten und den אל עליון bei Seite schieben zu wollen, muß hier stattgefunden haben, analog wie jetzt in unsrer Zeit bei gewissen Richtungen ein solcher bewußter Haß gegen den von den Christen angebeteten Gott stattfindet. Das Fleisch wollte sich von dem, im Gewissen redenden Geiste des Herrn nicht

mehr strafen lassen. Bei den Indern, Eraniern, Pelasgern, Aegyptern, Arabern schlief das Gewissen langsam und allmählich ein; bei den Eufratsemiten fand eine akute Empörung gegen Gott und Gottes Stimme statt, ein zweiter Sündenfall, aus der angebornen Sündlichkeit in Verstockung. (Röm. 2, 8.) — C) Als dies Verderben auch nach Mesopotamien zu dringen drohte, fand Tharah's und Abrahams Auswanderung nach Kanaan (2186 v. Chr.) statt. Das Geschlecht Arphachsad's kannte und verehrte damals noch den Einen Gott (vgl. 1 Mos. 22, 31 und 50, wo vom Aufzeichner der Genesis יהוה für אל oder אדני substituirt ist) obwohl es von jenen Anfängen des Heidenthums — der Verehrung der Werke Gottes, der Gestirne — nach Jos. 24, 2 (vgl. 1 Mos. 31, 30 ff.) ebenfalls nicht frei war. Die Urtradition hatte es rein und ungefälscht bewahrt.

Anm. Ueber die Gottheiten der Araber vgl. Krehl „über die Religion der vorislamischen Araber" Leipz. 1863. — a) Alle arabischen Autoren sagen, die Araber hätten ursprünglich die Religion Ibrahims (Abrahams) gehabt, d. i. den einfachen Glauben an Allah, „Gott", und Krehl (S. 5) erkennt darin eine historische Reminiszenz. Die Bedewinen von Haurân bekennen sich (Kr. 4) heute noch ihrer eigenen Aussage nach zur „Religion Ibrahims", nicht zum Islam. — Indem Allah in die Ferne und gleichsam aus der Welt hinausgerückt wurde (wie Krehl S. 5 trefflich entwickelt) wurde nun Ersatz für ihn in seinen Werken gesucht. Und nun führen b) alle arabischen Nachrichten darauf, daß die alte Religion der Araber Gestirndienst war. Der auf himjaridischen Inschriften (im äußersten Süden Arabiens) sich findende Name Atstar (etymologisch an das dem Namen Istar zu Grunde liegende babylonische Appellativwort erinnernd) hat vielleicht eine Mondgöttin bezeichnet, wobei jedoch sogleich von vornherein mit Nachdruck bemerkt werden muß, daß von einer Verehrung dieser oder irgend welcher anderen arabischen Gottheit durch Hurerei, sowie von Menschenopfern bei den Arabern keine Spur vorhanden ist. An sich ist atstar nichts anderes, als der, den semitischen und arischen Sprachen gemeinsame appellativische Urstamm für Gestirn: sanskr. stara, tara, eran. mit Reduplikation tistrja, gr. ἀστήρ, lat. stella, astrum, goth. stairo, ahd. sterro, bab. istar, pers. שתר Esther 1, 14 (vgl. finn. syty und mongol. sita „brennen", mongol. sara „Mond"). Zu Grunde liegt eine Urwurzel שתר, str, die wohl „Glanz verbreiten, strahlen" hieß, und mit der die Wurzel שטר „den Weg weisen" vielleicht verwandt ist. — Sichre Nachrichten sind: daß der himjaridische (also der ältesten arabischen Bevölkerung angehörige) Stamm Tsasm den Debâran (die Hyaden), die Stämme Lahm und Gudsâm (ebenfalls im Süden) den Muschtari (Planet Jupiter), der als glückbringendes Gestirn den Beinamen sad oder said „Glück" hatte, der Stamm Tsajji den Suhail (Kanopusstern) als unglückbringenden, die Stämme Asad und Tamim den Utsârid (Planet Merkur), die Stämme

Khais und Huzâa den Sira al abûr (Sirius) die Stämme Madhidsh, Khurâis, Ijâd den Tsurajja (die Plejaden) und andre Stämme den Zachâl, (Pl. Saturn) verehrten. Spuren eines Sonnenkultus finden sich bei den arabischen (Krehl S. 50 gegen Levy und Blau) Nabatäern von Petra, deren Gott *Θεὺς ἄρης* (Suid.) oder *Δουσαρή* (Hesych. und Steph. v. Byz.) d. i. Dû'l-sharâ der arabischen Autoren (wahrscheinlich mit Dû'l-kaffain identisch) und דו־שרא der sinaitischen Inschriften, durch „Herr des Glanzes" zu erklären ist, somit Sonnengott gewesen zu sein scheint. Daß Sonnenkultus in Arabien stattfand, beweisen die Eigennamen Sampsigeranos, Amrisamsos, Baisampsa (von shams, שמש) auch noch in ihrer gräzisirten Form. Auch der von Plinius (h. n. 12, 14, 32) erwähnte arabische Gott Sabis scheint Schams zu sein. Philostorgius sagt noch 330 n. Chr. von den Himjariden *θύουσιν ἡλίῳ καὶ σελήνῃ καὶ δαίμοσιν ἐπιχωρίοις.* — Daß jeder Stamm sich sein besonderes Gestirn als speziellen Stammesschutzgott heraussucht, ist schon ein deutliches Zeichen des superstitiösen Verfalles. — c) Aber schon Jahrhunderte vor Muhammed stellte sich die weitere Superstition des Stein- und Baumkultus ein. Ein einem Gestirn gepflanzter Baum, geweihter Stein ward (wie Maimonides richtig erklärt hat; denn mit den altsemitischen Denksteinen 1 Mos. 21, 33; 28, 18; 31, 44; 1 Sam. 7, 12 hat der arabische Steinkult doch wohl schwerlich etwas zu schaffen) betrachtet, als ob in ihn die Kräfte des Gestirnes sich ergössen. So wurde die Kaaba, ein schwarzer Felsblock zu Mekka, verehrt — um so gewisser ein Idol des Planeten Saturn als die Anhänger Muhammeds gegen diese Meinung polemisirten, und als (nach Al Dimiski) die schwarze Farbe dem Saturn heilig war. So bei den Stämmen Lahm und Gudâm ein, wahrscheinlich dem Planeten Jupiter heiliges Steinidol al Ukhaischir; so ferner eine rothe, mit drei Schwertern behängte Felsspitze al Fuls; ein Idol Katsra beim Stamme Tsasm; ein Idol al Lât, ein viereckiger weißer Stein beim Stamme Tsakhif; ein schwarzer Stein Manât bei den Hudhailiten; ähnliche Idole Sad und Dsimâr beim Stamme Sulaim; ein heiliger Sumarabaum al Uzzâ (mit Manât und al Lât als „die drei erhabenen Jünglinge" zusammengestellt von Abulmundir), nach Krehl's Meinung einer Mondgöttin geweiht; endlich der Baum Anvât bei Mekka. Man schlachtete diesen Bäumen (bei welchen Wahrsagerinnen sich befanden) Thieropfer, hängte seine Waffen daran auf; die Steinidole beschenkte und schmückte man mit Kleidern, schor vor ihnen das Haar und buk dasselbe „sammt dem Ungeziefer" in einen Kuchen, den man dann verzehrte. Die Anhänger Muhammed's behaupteten, der, 300 v. Chr. Mekka beherrschende Amr bin Lubbaj habe den Idoldienst, ja wohl den Sterndienst aufgebracht; ersterer ist viel älter, letzterer uralt, — d) Von den Arabern, die zur Zeit Nehemia's sich an der Küste des mittelländischen Meeres bei Gaza als Eroberer festgesetzt hatten (Krehl S. 30—34) berichtet Herodot 1, 131; 3, 8, daß sie unter dem Namen Orotal den Dionys, unter dem Namen Alilat die Mylitta verehrten. Nach Arrian (exped. Alex. 7, 20) verehrten sie den *Οὐρανός* und *Διόνυσος,*

ersteren als den alle Gestirne enthaltenden, nach Strabo 741 den Zeus und Dionysos. Bei Herodot ist (nach Krehl's scharfsinniger Konjektur S. 40) *Διόνυσον Νουράλλα* zu lesen, d. h. nûr allâhi „Licht Gottes" d. i. Sonne; den arabischen Sonnengott identifizirte Herodot mit Dionysos, weil Dionysos in Asien als Sonnengott verehrt wurde (Creutzer Symb. I, 446; IV, 131) und weil nach den arabischen Nachrichten Imrulkain's der arabische Kult desselben einen orchestischen Charakter hatte. Die Alilat bei Herodot ist der auf himjaridischen Inschriften vorkommende Name der Mondgöttin al Ilâhat, die in dem, dem Herodot bekannt gewordenen philistäischen Küstenstrich unter phönizischen Einfluß (Krehl S. 47 f.) eine der *Μύλιττα* d. i. Bilit oder Aschera ähnliche äußere und innere Gestalt angenommen haben mag. — e) Neben der Kaaba lagen zwei Steinidole: Isâh und Nailâ, von denen die Anhänger Muhammed's fabelten, es sei ein Paar in Steine verwandelte Ehebrecher. Aber Isaf wird als Sohn des Kanopus, Naila (als appellat. „Kuss" bedeutend) als Tochter einer Konstellation bezeichnet. Zu einer Parallele mit Adonis und Aphrodite (Krehl) ist nicht einmal eine Möglichkeit vorhanden, da die Paarung des Adonis mit Aschera (§ 250) ein erst aus der lokal-phönizischen Mischung ägyptischer und eufratsemitischer Religionselemente erklärbarer sekundärer — die Substitution der Aphrodite für Aschera vollends ein tertiärer Prozess war. — Zwei andere Idole, Vadd und Suvâ, in Ruhat nahe an der ägyptischen Grenze, ein gewappneter Mann und ein Weib, mögen vielleicht an Osiris und Isis (Krehl) erinnern und eine importirte ägyptische Religionsidee darstellen; jedenfalls eine keusche, denn nach Ibn Habib hat Vadd „das lüsterne Scherzen mit Weibern untersagt." — f) Die Himjariden hatten (Krehl S. 38) neben dem Appellativum allah noch einen Gottesnamen אול, dem hebräischen אֵל und babylonischen ilu entsprechend; dieser Name scheint bei ihnen Eigenname eines einzelnen Gottes gewesen zu sein. Damit bestätigt sich, was wir im § von dem Prozess der Verwandlung des Einen Gottes in einen einzelnen Gott gesagt haben. Als die Araber, die chuschitischen (1 Mos. 10, 7) und die joktanidisch-semitischen (V. 26 ff.) sich von den Eufratsemiten trennten, war jener Prozess des primären Polytheismus (der Anbetung der Werke Gottes) schon im Gange. — Was muhammedanische Schriftsteller über die Idole von Vadd, Suvâ u. a. als über Bilder vornoachitischer Patriarchen, die dann angebetet worden seien, fabeln, ist nichts als ein euemeristischer Erklärungsversuch der Entstehung der arabischen Idololatrie, und hat keinen geschichtlichen Werth.

§ 255. Die babylonischen Sagen.

Trotz dem Baalsdienst und neben ihm her haben sich in Babylonien und Assyrien doch Erinnerungen an die Urgeschichte der Menschheit in Form von Sagen erhalten. A) Die erste (bei Berosus) ist eine wildphantastische und gänzlich entstellte Umbildung der Geschichte

vom Sündenfall. Ein Seeungeheuer Namens Dan mit einem Fischleib, zwei menschlichen Köpfen, einer menschlichen Stimme und zwei Menschenfüßen (vgl. 1 Mos. 3, 14) habe dem Menschen die Sprache und alle Künste gelehrt (die Schlange des Paradieses wird hier also in gläubiger Hingabe an ihr Trugwort 1 Mos. 3, 5 als Wohlthäterin und die Sünde als Wohlthat und Heil der Menschen betrachtet, ganz dem, § 254 gekennzeichneten bewußten Abfall von Gott entsprechend); zweihunderttausend Jahre später (denn in großen Jahrzahlen wetteifert diese babylonische Sage mit unsern Darwinisten) sei ein zweites solches Wesen, Idotion (Jubal, Ada's Sohn? 1 Mos. 4, 20 f.) gekommen und habe den Unterricht fortgesetzt; nach abermals 100,000 Jahren seien vier solche Wesen miteinander gekommen, und zuletzt wieder eines: Odakon. — B) Ueber die Sintfluth (nach Berosus 432,000 Jahre nach Dan) ist ein weit älterer Bericht, als der des Berosus, auf einer Thontafel in der Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal (660 v. Chr.) aufgefunden und von Georges Smith gedeutet und veröffentlicht worden[1]) — ein Bericht, der selbst wieder nur die Kopie eines viel älteren, der uralten Stadt Erek (jetzt Warka) gehörigen ist. (Der Kopist hat die Trennungslinien seines Originales markirt und Varianten notirt.) Der Bericht ist folgender: Ein König (ideographisch Iz du bar, die phonetische Lesung ist nicht bekannt) empfängt einen Heiratsantrag von der Göttin Ischtar, besiegt mit seinem Diener Geabani den geflügelten Stier, will, als er den Tod zu fürchten beginnt, Sisit, den Sohn des Ubaratutu, besuchen, der ohne Tod Unsterblichkeit erlangt hat (den Xisuthros des Berosus?) Sisit[2]) wohnt an der Mündung des Eufrat. Izdubar kommt an das Wasser, das die Sterblichen von den Unsterblichen scheidet; jenseits desselben sieht er Sisit mit dessen Weibe. Izdubar fragt .... (Lücke) ... Sisit antwortet: „Die Göttin Manitu, die Schöpferin unsrer Schicksale, bestimmt für uns alle Tod und Leben, aber der Tag des Todes ist unbekannt.“ Der König fragt nun, wie Sisit selbst unsterblich geworden sei, und dieser erzählt ihm nun die Geschichte der Fluth:

„Mann von Suripak! Sohn des Ubaratutu! mache dir ein großes Schiff. Ich will die Sünder vertilgen und das Leben der ... Laß hineingehen den

---

1) Vgl. Augsb. allg. Zeitung 1872, nro. 359 Beilage.

2) Wahrscheinlich von der bab. assyr. Wurzel סחת „übrigbleiben“ gebildet; der aus der Fluth übriggebliebene, also Noah, mit dem übrigens die Gestalt Henoch's (1. Mos. 5, 24) kombinirt zu sein scheint.

Samen alles Lebens, um ihn zu bewahren. Das Schiff, das du machen sollst, habe in der Länge . . . Ellen und seine Breite und Höhe sei . . . Ellen. Bring es in das tiefe Wasser." Ich vernahm es und sprach: „Mein Herr, ich will es leisten . . . ." Ich sah Brüche und Löcher; meine Hand nahm drei Maß Erdpech, die ich über die Außenseite goß, und drei Maß goß ich über die Innenseite; drei Maß nahmen die Männer, Körbe tragend . . . . sie errichteten einen Altar; ich schloß den Altar ein . . . für ein Opfer . . . Alles, was ich besaß, sammelte ich, an Silber, an Gold, an Samen des Lebens. Das alles ließ ich hinaufgehen in das Schiff, alle meine Knechte und Mägde. Das Wild des Feldes, die Thiere des Feldes und alle Krieger ließ ich hinaufgehen. Eine Fluth machte Schamas[3]) und er sprach in der Nacht: „Ich will schwer regnen lassen vom Himmel." An dem Tage, da ich sein Fest feierte, an dem Tage, den er bestimmt hatte, ging ich ein in die Mitte des Schiffes, und schloß meine Thür, zu leiten das Schiff. Dem Piloten Buzursadirabi gab ich das Steuer in seine Hand. Ein wüthender Sturm erhob sich am Morgen rings am weiten Himmelskreise; aus seiner Mitte donnerte Vul, und Nebo und Saru antworteten. Die Träger der Throne,[4]) kamen über die Berge und Ebenen; der Zerstörer Nirgal stürzte sie nieder; Ninip[5]) kam ihm entgegen, warf ihn darnieder. Die Geister brachten Zerstörung; in ihrer Herrlichkeit fegten sie die Erde. Die Fluth des Vul reichte bis zum Himmel; die lichte Erde war zur Wüste umgewandelt; die Oberfläche der Erde war gleich . . . . fortgefegt. Alles Leben tilgte vom Antlitz der Erde das gewaltige über die Menschen (ergehende) Unwetter; zum Himmel reichte es. Bruder sah nicht den Bruder; keines Menschen schonte es. Im Himmel fürchteten sich die Götter vor dem Ungewitter und suchten Zuflucht, sie stiegen empor in den Himmel Anu's (s. Anm.) Die Götter lagerten sich nieder gleich Hunden mit eingezogenen Schwänzen. Ischtar[6]) redete; die große Göttin äußerte ein Wort: „Die Welt hat sich zur Sünde hingewandt, und da weissagte ich Uebel in Gegenwart der Götter. Und da ich Weh geweissagt in der Götter Beisein, wurde dem Weh geweiht all mein Volk. Und ich weissagte so: Geboren habe ich einen Mann, und ich lasse ihn nicht gleich der Brut der Fische das Meer füllen." Die Götter und Geister weinten mit ihr; die Götter auf ihren Sitzen verharrten in Wehklage, verhüllten ihre Lippen ob des nahenden Wehs. Sechs Tage und Nächte gingen dahin; der Wind, das Wetter, der Sturm übten

---

[3]) שמש der Sonnengott, der in dieser Sage noch nicht den Namen Bilu trägt.

[4]) Fürsten, nämlich vor der Fluth fliehende.

[5]) Nicht etwa identisch mit dem Namen Ninive's, der im Babylonischen נגוה heißt.

[6]) Das hier folgende Stück enthält eine Gestaltung, die nach Entstehung der Baalsreligion der Sage gegeben wurde. Ischtar, die „den Menschen geboren habende", also die Göttin der Zeugung und des (physischen) Lebens, tritt als Advokatin und Retterin der Menschheit gegen den Gott Anu auf. Ihr soll das Menschengeschlecht seine Rettung, dem Anu soll es die Fluth zuzuschreiben haben.

Gewalt. Am siebenten Tage[7]) ward ruhig der Sturm und alles Wettern, das gleich einem Erdbeben Vernichtung gebracht hatte. Er[8]) ließ das Meer trocken werden, und Wind und Wetter hatten ein Ende. Ich wurde durch das Meer dahingetragen. Die Uebelthäter und alle Menschen, die sich zur Sünde gewandt — gleich Schilfgras flutheten einher ihre Leichname. Ich öffnete das Fenster (1 Mos. 8, 6); das Licht drang in meine Zufluchtstätte (vgl. 1 Mos. 8, 2.) Ich saß still, und Friede kam in meine Stätte. Ich ward dahingetragen über die Küste bis an die Grenze des Meeres, das 12 Maße über das Land emporgestiegen war (vgl. 1. Mos. 7, 20). Zu dem Lande Nisir gelangte das Schiff; der Berg Nisir (vgl. 1 Mos. 8, 4) hielt es auf; es fuhr nicht über ihn weg. Am ersten und 2. und 3. und 4. Tage blieb es auf dem Berge Nisir. Im Laufe des siebenten Tages sandte ich eine Taube aus; die Taube ging aus und suchte, und fand keinen Ruheort und kam wieder (1 Mos. 8, 8—9). Ich sandte eine Schwalbe aus; sie verließ mich; die Schwalbe ging und suchte, und fand keinen Ruheort und kam wieder (vgl. V. 7, 8, 10). Ich sandte einen Raben aus (V. 7, vgl. V. 10—11); er verließ mich; der Rabe sah die Leichname auf den Wassern, und er fraß; er schwamm und wanderte fort (V. 7) und kehrte nicht zurück.[9]) Ich sandte die Thiere fort nach den vier Winden (V. 17); ich goß ein Trankopfer aus; ich erbaute einen Altar (V. 20) auf der Spitze des Berges. Sieben Kräuter schnitt ich ab; unter sie legte ich Binsen und Schilf. Zum Brandopfer (V. 20) versammelte ich die Götter; ich versammelte sie zum guten Brandopfer. Die Götter schaarten sich gleich Vögeln um das Opfer; auch der große Gott, der die lichte Höhe Anu's geschaffen hatte. Den herrlichen Glanz dieser Götter, wie vom Ukni-Steine,[10]) der auf mein Antlitz fiel, konnte ich nicht ertragen .... „Mögen die Götter meinem Altare nahen!“ flehte ich; „möge Bi'lu[11]) nicht kommen an meinen Altar! Denn er achtete nicht, und erregte ein Ungewitter, und mein Volk bestimmte er für die alte Tiefe (des Meeres.)“ Auch sah Bilu in seinem Laufe das Schiff, und Bilu kam voll Wuth zu den Göttern und Geistern: „Laßt nicht Einen lebendig davon kommen! laßt nicht Einen Menschen von dem Abgrund

[7]) So früh, damit Ischtar nicht als machtlos erscheine!

[8]) Schamas.

[9]) Mit 1 Mos. 8 stimmt; a) daß der Rabe nicht zurückkehrte, b) daß die erste Taube keinen Rastort fand. Statt des viermaligen Aussendens von Vögeln (ein Rabe und drei Tauben) hat die babylonische Sage ein dreimaliges (Taube, Schwalbe, Rabe.)

[10]) Ukni ist der Name des persischen Meerbusens (Schrader K. a. T. 32), der Uknistein also wahrscheinlich ein Edelstein, der zur See von Ostindien her importirt wurde. — Ist der lichte Glanz der um das Opfer versammelten Götter etwa eine Reminiszenz an den Regenbogen? —

[11]) Das nun folgende Gebet und Göttergespräch ist offenbar ein in der Zeit der Baalsreligion entstandenes mythologisches Theologumenon zur Erklärbarmachung der Fluth. Anu tritt hier ganz zurück; die Fluth erscheint als von dem zerstörenden Naturgotte Bilu verhängt, als Naturereignis, wenn gleich das Bewußtsein, daß dasselbe ein Strafgericht gewesen, noch durchklingt.

gerettet werden!" Ninip that seinen Mund auf, und sprach, und sagte zu dem Kriegsgotte Bilu: „Wer wird dann gerettet werden?" Hea[12]) verstand die Worte, und Hea wußte alle Dinge. Hea öffnete seinen Mund, und sprach und sagte zu dem Kriegsgotte Bilu: „Du Fürst der Götter! Kriegsheld! als du zürntest, machtest du ein Ungewitter. Der Sünder sündigte; der Uebelthäter that übel . . . Anstatt daß du ein Ungewitter erregtest, mochten die Löwen sich mehren und der Menschen weniger werden; anstatt daß du ein Ungewitter erregtest, mochten die Leoparden sich mehren und der Menschen weniger werden; anstatt daß 2c., möchte Hungersnoth kommen und das Land wüste werden; anstatt daß 2c., mochten Krankheiten sich mehren und die Menschen vernichtet werden." Ich drang nicht in die Weisheit der Götter ein. Dem Ehrfurchtvollen und Aufmerksamen sandten sie einen Traum, und er vernahm die Weisheit der Götter. Als sein Gericht vollendet war, kam Bilu hinauf in die Mitte des Schiffes; er faßte meine Hand und brachte mich hinaus; er ließ mein Weib an meine Seite bringen; er reinigte das Land; er errichtete einen Bund mit den Menschen in Gegenwart von Sisit (1 Mos. 9, 9.)

So berichtet Sisit die Fluth. Was weiter über Izdubar folgt, hat als jüngerer Mythus für uns keine Bedeutung. Daß die Bewohner Erek's jene Fluthsage nicht von Israeliten überkommen hatten, ist von vornherein klar und allgemein zugestanden. Um so wichtiger ist die, trotz der stattfindenden Akkommodation und Umgestaltung im Sinne der Baalsreligion vorhandene Reminiszenz an so viele Einzelheiten des Ereignisses, die die israelitische Urtradition in ihrer nüchternen Wahrheit bewahrt hat. — C) Alexander Polyhistor und Abydenus theilen eine babylonische Sage von dem babylonischen Thurmbau mit. Alle Menschen hätten die gleiche Sprache geredet, und seien sehr stark gewesen. Sie hätten einen großen Thurm zu bauen angefangen, um in den Himmel zu steigen, und seien dem Himmel schon ganz nahe gewesen, da hätten die Götter einen Sturm gesandt, der den Thurm niederwarf, die Menschen zerstreute und ihre Sprachen trennte. — Indessen ist auf diese aus so junger Quelle stammende Sage (die diese Gestalt allenfalls unter israelitischen Einflüssen zur Zeit des Exils angenommen haben könnte) so lange kein großes Gewicht zu legen, bis etwa auch sie in alten bab. assyr. Thoninschriften sich wiederfindet. — Dagegen wird die biblische Ableitung des Namens בבל (bab. assyr. Babilu, auch Babîlu) von der Wurzel בלל „mischen, vermengen, verwirren", als richtig anerkannt werden müssen. Die reduplikative Bildung ist analog der von Sisit aus

[12]) Ist Hea Eigenname? Es könnte pron. pers. 3 fem. = היא sein, und auf Ischtar gehen.

satat. Schrader's Ableitung von bâbu „Thor" und Ilu („Thor Ilu's", was er dann durch „Heiligthum Ilu's" erklären will) dürfte schon allein daran scheitern, daß sich nirgends die Schreibung Bâbilu findet. — Wir haben nun 1) das allgemeine Herabsinken aller Kulturvölker des Alterthums von einem Urmonotheismus in verschiedene Gestaltungen des Heidenthums, und 2) das Konkurriren ihrer Sagen in der Reminiszenz an eine einheitliche Urtradition, deren nüchterne Gestalt wir im Buche der Genesis finden, nachgewiesen. Ehe wir nun mit der Verruchtheit des semitischen Heidenthums die Gestalt und Geschichte der Religion Israels vergleichend zusammenhalten, müssen wir auch noch auf die halbzivilisirten und wilden Völker einen prüfenden Blick werfen, und fragen, ob bei ihnen etwa eine Entwicklung aufwärts sich finden lasse, und welche Sagenreste bei ihnen sich finden.

Anm. Anu ist Demonstrativpronomen: „er" (Schrader a. d. K. 257). — Als Eigenname bezeichnet es einen uralt-babylonischen, unmittelbar auf Ilu folgenden, mit dem Oannes des Berosus identischen Gott, der auf den Inschriften die Epitheta: „guter Herr", „Städtegründer", „Fischgott", „Herr der Nacht" trägt, als ein in eine Fischhaut gekleideter Mann erscheint, und von welchem Berosus sagt, er habe den Menschen Weisheit und Künste gelehrt und sich in jeder Nacht wieder in die Tiefe des Meeres zurückgezogen. Dies Seeungeheuer ist offenbar nichts anderes, als die zum Gott erhobene und als Wohlthäterin der Menschheit betrachtete Schlange des Paradieses. — Die spätere babyl. Mythologie gab ihm ein Weib Anatuv, die mit der Astarte verschmolz. (Die Namensähnlichkeit zwischen der bab. Anatuv und der eranischen Anâhita ist eine sehr oberflächliche und rein zufällige.

Zweiter Abschnitt.

Die halbzivilisirten und die wilden Völker.

Kap. I. Die Völker des nördlichen und westlichen Europa's.

§ 256. Die Basken, ein indogermanisches Volk.

Durch die römischen und griechischen Schriftsteller sind uns drei Völkerstämme bekannt, welche hinter einander her von Kaukasien aus nördlich von den Alpen in Europa eingewandert sind und alle drei unzweifelhaft dem indogermanischen Sprach- und Volksstamme angehören; es sind die Kelten, die schon vier Jahrhunderte vor Christo (389) den römischen Staat im Beginn von dessen urkundlicher Geschichte mit dem Untergang bedrohen, und den Westen Europa's: Gallien, Oberitalien, Großbritannien und den Westen des jetzigen Deutschlands inne haben, sodann zweitens die sarmatischen d. i. slavischen Völker im Osten, und drittens endlich die von den Römern mit gallischem Worte „Germanen" genannten Völkerstämme, welche anfangs im Norden Deutschlands zwischen die Slaven und Kelten sich einkeilten und Skandinavien bevölkerten, dann zur Zeit der Völkerwanderung in neuen Schaaren und Stämmen aus Asien in den Süden und die Mitte Europa's einbrachen, und die Kelten im Westen unterjochten und fast bis zur Vernichtung aufrieben. — Aber noch vor diesen drei Völkermassen her war ein anderes Volk als allerfrüheste Einwohnerschaft in den Norden und Westen Europa's eingewandert, hatte unter andern in Sizilien, Sardinien und Korsika sich festgesetzt, vor allem Gallien und Spanien in der Urzeit bevölkert, und wurde von den nachrückenden Kelten gegen die Pyrenäen und vollends nach Spanien hinübergedrängt, wo es — in den Pyrenäen und am südlichen Fuße derselben — bis heute noch fast unvermischt und im Besitze seiner alten Sprache existirt, im übrigen Spanien aber schon im Alterthum mit den keltischen Einwanderern zum

Volke der Kelt-Iberer sich vermischt hat. Von den Römern wurde dieses Volk nämlich als das der Iberer bezeichnet, sei es,[1]) weil es sich selbst als wanderndem (vom wask. ibilli „wandern") oder als thalbewohnendem (von ibarra „Thal") diesen Beinamen gab, sei es (was wahrscheinlicher ist) weil die Römer das Volk als ein am Iberus (Ebro) wohnendes zuerst kennen lernten. Das Volk selbst nennt sich heute noch Euscaldunac (von Eusc und aldea „Seite, Theil" und dem Pluralaffix c) und seine Sprache nennt es Euscara, und mit dem entsprechenden Namen Uasc-, Vasc- wird es schon von Ptolemäus und den Alten überhaupt bezeichnet.[2]) Einen ihrer Hauptstämme nennt Mela (3, 2, 4) Auscii. Eine appellativische Etymologie für diesen Namen der Wasken gibt es nicht, denn die Ableitung von basca „Wald" ist lautlich und die von eusi „bellen" sachlich unstatthaft. Der Name wird daher als Patronymikum zu fassen sein (vgl. oben § 247). Es fragt sich nun vor allem, ob die Wasken ein indogermanischer Stamm seien? Da ihre Sprache eine agglutinirende ist (siehe Anm. 1), so hat man sie theils für Autochthonen gehalten, theils ihnen mit amerikanischen Stämmen eine Verwandtschaft beigemessen,[3]) mindestens ihnen die indogermanische Abkunft abgesprochen. Aber mit Unrecht. Wenn es nach § 246 vom biblischen Standpunkt aus eine Verkehrtheit sein würde, in der Völkerwelt nach drei schlechthin unterschiedenen Hauptrassen der Abstammung suchen zu wollen, so wäre es nicht minder von wissenschaftlichem Standpunkt aus verkehrt, auf die grammatikalische Eintheilung der verschiedenen Sprachen in isolirende, agglutinirende und flektirende die Vermuthung dreier entsprechender Völkerfamilien zu bauen. „Die grammatischen Eigenthümlichkeiten des Sprachbau's sind mehr Zeichen der Bildungsstufe, als der Verwandtschaft", sagt W. v. Humboldt[4]) mit vollstem Rechte; auch die keltischen Sprachen, deren indogermanische Natur kein Mensch bezweifelt, haben den Standpunkt der Agglutinirung durchaus noch nicht überwunden (s. Anm. 1); Humboldt sagt[5]): „Die Iberer können sehr wohl selbst ein zu den Kelten gehöri-

[1]) So vermuthet W. v. Humboldt, „Prüfung der Untersuch. über die Urbewohner Hispaniens" (ges. Werke II., 1 ff.) S. 68.

[2]) Der Name Biscaya (schon bei Plin. 1, 142, 5 Bisgargis) hat mit dem Namen Vascones nichts zu schaffen, sondern ist von bizcarra „Hügel" abzuleiten. (W. v. Humboldt a. a. O. S. 66).

[3]) Widerlegt von W. v. Humboldt, a. a. O. S. 189 ff.

[4]) Ebend. S. 192.

[5]) Ebend. S. 195.

ger, nur früher von ihnen abgezweigter Stamm sein"; gerade dies haben wir § 247 angenommen, und finden für die indogermanische Abkunft der Basken den vollgültigen Beweis in der Thatsache, daß eine ungeheure Menge der baskischen Wurzeln, namentlich solcher Wörter, welche die allgemein-menschlichen Urbegriffe der genuinsten Dinge und Verhältnisse ausdrücken, nachweislich mit den entsprechenden indogermanischen Wortstämmen identisch sind (s. Anm. 2).

Anm. 1. Dem die Sprache schaffenden geistigen Instinkt ist eine doppelte Aufgabe gestellt, erstlich: die objektiven Begriffe objektiv zu bezeichnen durch artikulirte Laute d. i. Wörter, und zweitens: die subjektiven Kategorien, unter denen der Redende die und die Begriffe denkt und von dem Angeredeten gedacht wissen will (also die Beziehungen dieser Begriffe auf einander) ebenfalls durch Laute anzudeuten. Hiezu bieten sich zwei Wege dar. Entweder erstens schafft sich der ganze subjektive Gedanke in seiner Ganzheit ein Lautgewand, d. h. er schlingt den ganzen Satz in eine Einheit, indem er (wie z. B. im Atzekischen) dem Verbum das Regierende und das Regierte einfügt (z. B. ni-naca-qua „ich-Fleisch-essen") oder dem Verbum Prominalsuffixa einverleibt, zu deren Erklärung dann unflektirte Nomina nachfolgen, und die wie Strahlen vom verbalen Satzzentrum aus die Richtung andeuten, in welcher die einzelnen unflektirten Nomina auf das Verbum bezogen gedacht werden sollen (z. B. ni-c-tschui-hui-lia in nopiltzin ce calli „ich-es-mache-für der mein-Sohn ein-Haus" d. h. ich mache ein Haus für meinen Sohn, wo c „es" und lia „für einen" auf die folgenden Nomina hindeuten.) Oder zweitens: der Satzgedanke wird in seine Einzelbegriffe zerfällt als in Worteinheiten, und jedem Wort sein lautliches Kennzeichen gegeben, welches die Beziehung, in der es zu den andern Wörtern steht, ausdrückt (z. B. exstruo filio meo dom*um* splendid*am*.) Es ist einleuchtend, daß diese letztere Art des Sprachbau's, die flektirende, welche für die Beziehungen entsprechende Lautformen (Endungen) schafft, eine größere Kraft der Abstraktion und Reflexion voraussetzt, und daß die erstere, die agglutinirende, mehr der Unmittelbarkeit des ersten Sprachdranges entspricht, wo der Redende den ganzen Gedanken, ohne die objektive Begriffssubstanz von der subjektiven Beziehung, die er den Begriffen gibt, lautlich zu scheiden, in einer ungetrennten Einheit ertönen läßt. (Ein drittes Genus, das der isolirenden Sprachen, welche, wie z. B. die chinesische, die subjektive Beziehung durch gar keinen positiven Laut, sondern nur durch die Wortstellung ausdrücken, ist ebenfalls minder primitiv, als die Agglutination, siehe § 264 Anm. 1.) Nun gibt es aber gar keine Sprache, die ausschließlich den agglutinirenden oder den flektirenden Weg eingeschlagen hätte. Abgesehen davon, daß viele Flexionsendungen, ja vielleicht alle, aus Agglutinationssuffixen entstanden sind, haben die flektirenden Sprachen gar manche Agglutinationselemente bewahrt, z. B. die semitischen den stat. constr. und die Objektssuffixa

(z. B. יִקְטְלוּהוּ), das Sanskrit die Bahuprihi-Komposita, in denen oft ganze Relativsätze stecken, das Griechische solche Komposita wie *σαρκοφαγεῖν*, *οἰκοδομεῖν*, *οἰκόδεσπότης*, *μεγαλόθυμος* u. dergl. Andrerseits haben so ziemlich alle agglutinirenden Sprachen Ansätze zur Flexion, namentlich beim Verbum. Die waskische Sprache speziell bildet nicht allein aus Nominalwurzeln mittelst Suffigirung des Hülfsverbums -tu (Sskr. dhâ, thun) Verbalstämme, die sie konjugirt, sondern hat auch die Deklination der Nomina, und wenn sie den nom. vom accus. nicht immer lautlich unterscheidet, so kann sie sich mit der altirischen (also keltischen) Sprache trösten, welche dies auch nur selten (nur im Plur. der vokalischen Deklinationen, im Sing. der auf e auslautenden Feminina und im Sing. u. Plur. der konsonantischen Dekl.) thut. — Ueberhaupt ist die keltische Sprache über das Prinzip der Agglutination nur halb hinausgekommen. Die fast regelmäßige Anknüpfung des Relativsatzes ohne Relativpronomen (z. B. indii gnite „diejenigen, thun" statt: „diejenigen, welche thun", oder: is-hé intecttaire maith condaig indocbail diathigerni „es-ist-er der Arbeiter gut, sucht den Ruhm von-sein-Herr", d. h. der ist ein guter Arbeiter, welcher die Ehre seines Herrn sucht — eine Konstruktion, welche in's Englische übergangen ist, z. B. you will see with your own eyes the countries, J speak of) gehört diesem Prinzip wesentlich an; noch klarer tritt in den Infixis das Streben hervor, dem Verbum als dem zentralen Satztheile die regierten Redetheile einzuverleiben, und die Bildung des Präteritums mittelst eines, dem ganzen Satze vorangestellten ro ist auf's genaueste analog der gleichen Voranstellung des o im Aztekischen. Der Mexikaner sagt o-ni-c-te-maca-c „damals ich es jemanden geben es" d. h. „ich gab es einem", und der Alt-Ire schrieb: ro m-rela „damals mich entdeckte" = er entdeckte mich, ro m-soir-sa „damals mich rettet diesen" = er rettete mich, ni m-charat-sa „nicht mich sie lieben diesen" = sie lieben mich nicht, for-du-b-cechna „für etwa euch er ermahne" = damit er euch ermahne. Ebenso agglutinirt die keltische Sprache die Possessivpronomina, z. B. fri-bar-nicc „gegen euer Wohl", as-sa-anmin „aus seiner Seele" (wo bar und sa wohlgemerkt nicht adjektivische Possessivpronomina sind — diese würden farn' und a heißen — sondern eigens vorhandene Infixa). Auch den Präpositionen werden die Personalpronomina in Form eigenthümlicher Suffixa förmlich agglutinirt, z. B. indium „in mir", uaim „aus mir", lem „zu mir", uain „aus uns", indit „in dir". Der Trieb, alle möglichen untergeordneten Satztheile den übergeordneten einzuverleiben, waltet noch augenfällig. So mächtig aber hat dieser Trieb fortgewirkt, daß die irische Sprache im Laufe der Jahrhunderte die Flexionen hat fallen lassen, die Infixionen aber beibehalten hat. — Ist nun der Bau der keltischen Sprache dem der waskischen so durchaus verwandt, so wird man aus dem Bau der letzteren keinen Schluß gegen die Möglichkeit ihrer Zugehörigkeit zu den indogermanischen Sprachen ziehen dürfen.

Anm. 2. Schon W. v. Humboldt hat folgende waskische Wörter als indogermanische nachgewiesen: *osoa*, heil, *σόος*, *σῶς;* *alboa* Bergseite, ahd.

halp (besser: irisch alb, Berg); *ala-lecua*, Viehweide, lat. alere, ebendaher *alhor* Feld; *capia*, *habia*, *abia* Nest, *κάπτω*, lat. capio; *cur*, *gur* krumm, lat. curvus (altir. crund, cruinn, rund); *cara*, *gara*, *gora*, *goia*, hoch, Sskr. giri Berg (vgl. altir. carn aufthürmen); *biruncatu* (Wrzl. bir) drehen, lat. vertere und veru; *gav* hohl, l. cavus. Wir fügen diesen acht Beispielen noch 101 andere hinzu. Zum Verständnis dieser Untersuchung ist jedoch vorauszuschicken: 1) daß die waskische Sprache den Buchstaben *f* nicht hat; 2) daß sie, wie schon drei der obigen Beispiele zeigen, eine Neigung hat, den Anlautskonsonanten zu verweichen bis zu gänzlichem Wegfall (so kommen vor: die Formen gili, ili, iri, uri Stadt; gunea, unia, une Gegend; quea, kea, gea Rauch; zaina, zana, savia Ader u. dgl. m.) 3) daß eine ursprüngliche Gutturale ch in tz und zuletzt in st übergeht (so finden sich neben acha die Formen aitza und asta, der Fels. Vgl. Humboldt a. a. O. S. 27.); 4) daß vor ein anlautendes r ein e geschoben wird (ähnlich wie in den roman. Sprachen vor st). Diese Punkte festgehalten, werden folgende Ableitungen einleuchtend sein. *Ar* und mit dem Artikel *aarra* der Mann, altir. fir, ahd. wër, l. vir. — *Emea* das Weib, altir. mna (Sskr. mana, Fem. v. manu, vgl. überhaupt die Wrzl. ma in Sskr. mātr, *μήτηρ*, l. mater, esthn. ema u. s. w.) — *A* der Artikel: der, die, das, altir. a, an. — *Acha* (*aitza*, *asta*) Fels, ahd. akes, l. acus. — *Arcu* Bogen, l. arcus (vielleicht Fremdwort.) — *Asi-tu* Anfang machen, anfangen, vgl. altir. as aus, und i gehen. — *Ar* ausgedehnt, vgl. ahd. fër fern. — *Ara-tu* ackern, l. arare, daher *artoa* Brod, vgl. *ἄρτος*, s. § 258. — *Astuna* Schwere, l. vastus, ahd. wasta. — *Aria*, *ara* Fläche, l. area. — *Andia* groß, mit l. pandere verwandt. — *Arria* Stein, Sskr. çr. hart sein, *κόῤῥη*, pers. châra, armen. char, irisch carragh. — *Aria* Hammel, l. aries. — *Artea*, *artia* Steineiche, ahd. hart der Wald, und harti hart (vgl. die beiden Bedeutungen des lat. robur); altir. att Korkeiche. — *Atea* Thür, Thor, l. patere. — *Arua* locker, *ἀραιός*. — *Al*, *ahal*, *ahala* Kraft, können, vermögen, *ζῆλος*, ahd. elljan. — *Atz*, *ost* hinter (nicht von l. post, sondern setzt eine Grundform ach voraus) ahd. ahter. (Von *atz* kommt *atzean* zurück, hinter, und *atzea* der Fremde, das fremde Volk. Als die allen vorausgewanderten schauten die Wasken alle übrigen Völker als „hinten befindliche“ an, Humb. S. 140.) — *Basoa* Wald (schwerlich mit ahd. busc Busch verwandt, das von bûwisc, pûwan bauen, kommt) gäl. bad vwdt. mit Sskr. vana. — *Belaua* Thal, lat. vallis. — *Berri* neu, von Sskr. para der andere, spätere, oder von wask. ber, der zweite. — *Bi* zwei, l. bini (*Bitan* noch einmal so viel; *biderbia* doppelt; *biderta-tu* wiederholen.) — *Biz* Hügel (aus *bich*) ahd. puhil, Bühel. — *Belz* schwarz, altir. ball Flecken, *βάλιος*, *μέλας*. — *Bidea* Weg, ahd. pat. phat, Pfad, *πάτος*. — *Bildu* sammeln, sich versammeln, anhäufen; Nebenform: *balsatu* vereinigen, *balsa* zusammengeflossenes Wasser, *pilla*, *pulua* Haufe, vgl. ahd. vili viele, fullî Fülle, fulljan füllen, fulls voll, *πολύς*, l. plures. — *Bola* Ball, ahd. pallo, ballo, skand. ball. — *Bara-tu* bleiben, anhalten, enden, vgl. kymr.

bar, gäl. barr Ende, ahd. para mhd. bar Barre, Schranke. (Aus der Bedeutung des Bleibens, Wohnens, leitet sich ab: *barna* innerhalb, *barruan* drinnen, als Gegensatz zu *campuan* „auf dem Felde", draußen.) — *Barrutia* Umfang, Sskr. pari, περὶ. — *Caltea* Schaden, *galdu* zerstören, altir. coll verderben, Sskr. kala [zerbrechen, krî zerstören. — *Ce*, *cia* dünn, fein, spitz, altir. séim. — *Co*, *go* hoch, ahd. hô, hoho. — *Calamua* Hanf, Binse, l. calamus. — *Cortea*, *borda* Hof, altir. cor Platz, Stelle (mongol. kora, chora Hof, Platz.) — *Edea* süß, ἡδύς. — *Erregue* König, kelt. rig, l. rex. — *Erria* Erde, ahd. ëro, ëru, Sskr. irâ, ἔρα, arvum, arena (daher auch ërda Erde). — *Esi* Wall, *esia* Umwallung, *esi-tu* einschließen, ahd. faz Gefäß, Schrein, Band, Fessel, Umhüllung. — *Escu* Hand, σχεῖν, ἔχειν. — *Egui*, *heguia* Waldrand, Rand, ahd. ekka, Kante, Winkel, Ecke. — *Echea*, *echa* Haus, von l. tectum, altir. tech, teg Haus, mit weggefallenem Anlaut, (nicht von οἶκος l. vicus goth. veihs). — *Egon* stehen, ahd. hagan sich befinden, altir. IC als Wrzl. von taigu, tuccu, deg. — *Eroa*, *errua* heftig, vrwdt. mit l. ruere, rumpere. — *Erbesta-tu* auswandern, d. h. *erria-besta-tu* „Landwechsel thun"; *besta* aus *becha*, das mit l. vices, ahd. wëh-sal vwdt. ist. — *Gili*, *ili*, *iri*, *uri* Stadt, Sskr. çala Wohnung, ahd. saljan wohnen, (vgl. aztek. und sonorisch calli und cari Haus.) — *Guei* zwanzig, l. viginti, εἴκοσι. — *Gunea*, *unia*, *une* Gegend, ahd. kawi, gawi Gau. — *Habea*, *abia*, *abe* Gebüsch, lat. vepres. — *Hildoa* Furche, Acker, ahd. fëlth Feld. — *Hitza* (aus *hicha*) Wort, lat. voc-vox, ir. focal. — *Jm* hoch, vgl. altir. imde vermehren, viel, reich. — *Jturria* Quelle, ahd. turî Thüre, Oeffnung, Mündung. — *Jstilia* Sumpf, altir. stan, l. stagnum. — *Jbilli* wandern, ahd. wallôn wallen. — *Jbeni* setzen, fügen, altir. ben in die Hand nehmen. — *Jlarra* Wicke, λάθυρος. — *Jbarra* Flußbett, Thal, gäl. burn Flußwasser, ahd. prunno Born. — *Jbaya* Fluß, irisch abh, abhainn, ahd. awa Aue, Sskr. avani. — *Jndarra* stark, gäl. trian stark, ahd. traihan drängen, Sskr. tr. — *Jstoa* Pfeil, vgl. gäl. iuthad Pfeil, von ite, πέτομαι. — *Lecua* Ort, lat. locus, altir. luc. — *Labea* Ofen, κλίβανος. — *Lambroa* Regen (mit lat. imber zusammenhangend?) — *Larri-tu* wachsen, *larrea* Weide, *lurra* Erde, *larazquena* „letzter Wuchs" d. h. Herbst, vgl. ir. lar, larach Feld. — *Lauba* flach, gäl. lom kahl, lat. laevus, λεαίνω, λάω. — *Leorra* trocken, vgl. gäl. lurach glänzend, ahd. lêrjan klar machen, lat. lumen, lux. — *Leuna* glatt, ist ebenso wie *lauba* mit laevus, lom u. s. w. verwdt. — *Liz-arra* Asche, altir. luat Asche. — *Lobioa* Viehhürde, vgl. das romanische: lioba „Kühe", was übrigens mit ahd. liup lieb zusammenzuhangen scheint. — *Lucea* lang, lat. longus. — *Langotua* Sumpf, ir. loch, lat. lacus. — *Mal* Berg (*malda* Berglein, *malla* Stufe, *malcorra* bergig, rauh), irisch maol Vorgebirge, meall Hügel, lat. moles. — *Mea*, *mehea* eng, locker, hohl, fein, altir. mintach, gäl. mion, μινύς, lat. minus, französ. mince. — *Minha*, *mihia* Zunge (und *mintza* Wort), goth. munths Mund. — *Moru-tu* aufhäufen (*murua* Haufe, Hügel, *mortua* Berg), altir. mor groß, mo größer,

vrwdt. mit Sskr. mahat, *μέγας*, magnus. — *Montoa*, *mendia*, *monhoa*, *munoa* Berg, lat. mons. — *Mana-tu* befehlen, von Wrzl. man, ahd. manôn mahnen. — *Mandoa* Maulthier (wohl aus *maldoa*) lat. mulus. — *Na* niedrig (*nava* flach, Ebene), ahd. nida unterhalb (vgl. nîgan, hneivan neigen, *νεύω*, lat. nuere, nictare). — *Ona* gut, lat. bonus. — *Ostoa* Blatt, Laub, ahd. ast Ast, Zweig. — *Otsa* Geräusch, *ἦχος*. — *Pinua* Fichte, lat. pinus (Fremdwort?) — *Quena*, *guenna*, *gun* der letzte, altir. cenn Anfang, Kopf, Spitze, Ende (gu' chenn „bis zu Ende") von ir. cinn-im anfangen, *καινός*. — *Quea*, *hea*, *gea* Rauch (und *quedarra* Ruß), Sskr. kapi, *κάπνος*, *καπνύω*, lat. vapor. — *Saldu* verkaufen (daher *saldoa* Heerde?) vgl. engl. sell. — *Sar* in Besitz nehmen, eingehen, vgl. ir. sar Held, Herr, Sskr. sâra Stärke. — *Saroya* Wald, lat. silva. — *Soloa* Wiese, ahd. sol feuchter Ort. — *Troquia* Name eines wask. Tanzes, ahd. drahjan drehen, drâti schnell. — *Ule* Wolle, ahd. fullo und wolla, altfris. ulle, skand. ull, uld Wolle; altir. folt Haar. — *Ura*, *ulla* Wasser, Sskr. vari (W. v. Humboldt vergleicht irisch dur, *ὕδωρ*.) — *Ubera* Furth, ahd. upur, upar über. — *Un* hundert (in: *bere-un* zweihundert), ahd. hunta, *ἕκατον*, centum. — *Urdea* Schwein, vergl. ahd. hurten anrennen, franz. heurter und franz. hure Eberkopf. — *Zaldia* Pferd, ahd. zëltari im Schritt gehendes Pferd, mhd. zelten im Schritt gehen. — *Zamara* Pferd, vgl. ahd. *zoum* Zaum, mhd. *zoumen* zäumen, *δαμάζειν*, domare. — *Zaina*, *zana*, *zan*, *savia* Ader, Nerv, ahd. senawa Sehne. — *Zubia* Brücke, *ΓΕΦΩ*, *γαμφή*, *γεφυρά*. — Von den 136 waskischen Wortstämmen, die ich bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, lassen sich also 109 mit genügender Sicherheit auf indogerm. Wrzln. zurückführen. Die übrigen 27 sind: *Az* Druck (*azpi* niedrig), wo sich etwa *ὄγκος*, *ἤνεγκα* vergleichen ließe. — *Atarbea* Dach (compos.) — *Besoa* Arm (vgl. altir. ben in die Hand nehmen.) — *Beruna* Blei (Fremdwort vom kaukaso-iberischen also georgischen ebro Blei). — *Burdina* Eisen (scheint Fremdwort, ברזל; dann hätten die Wasken seit dem Anfang der Eisenzeit das Eisen durch phöniz. Kaufleute bekommen). — *Urrea* Gold, *estanua* Zinn und *coprea* Kupfer sind sichtlich lat. Ursprungs. — *Alamerea* Kupfer erinnert an das lithauische alwas Blei. — *Bitsa* Schaum. — *Biri* rund (nach Humboldt von *bir* s. oben). — *Borda* Meierhof. — *Cerra* Grat, Rückgrat (etwa mit grat verw., das aber erst im Mhd. vorkommt.) — *Caraza* Gelegenheit. — *Caya* Ding (vgl. Sskr. kâja Körper). — *Celaya*, *selaya* Thalebene, und *ciloa* Grube (wohl mit *κοῖλος* vwdt.) — *Egurra* geschlagenes Holz. — *Erurra*, *elurra*, *eurra* Schnee (*δρόσος*, ros?) — *Eman* geben (ist wohl mit lat. emere identisch, einen Kaufpreis hingeben, um etwas zu erlangen). — *Eusi* bellen (onomatop.) — *Gubia* Bogen (vgl. *κάμπω*). — *Jduna* Nacken. — *Jlluna* dunkel schwarz (luridus?) — *Lasta* Kiessand (*ΛΑΩ*, *λάσκω?*) — *Last* Stroh — *Lubeta* Damm. — *Otza* kalt. — *Tinca* fest (tenere?) *Ulia* Fliege (Stechfliege? mit pulex verwandt?)

§ 257. Verhältnis der Wasken zur Steinperiode.

Die Entdeckung der Pfahlbauten hat uns die Kunde von einer Zeit eröffnet, wo Europa von Volksstämmen bewohnt war, die den Gebrauch und die Bearbeitung der Metalle noch nicht kannten, sondern Werkzeuge und Waffen von Stein, Holz und Knochen gebrauchten. Sofort erhebt sich die Frage: war dies Volk der Steinzeit ein den Wasken noch vorangehendes[1]) oder waren es diese selbst? — A) In den Höhlen bei Lüttich fand 1833 Dr. Schmerling unter der harten Stalagmitsohle einzelne Menschenknochen und viele Werkzeuge aus Feuerstein und Knochen (theilweise gutpolirte) mitten unter Knochen von Rhinozerossen, Höhlenbären und Höhlenlöwen. Bei Abbeville fand 1841 Baucher de Perthes — bei Amiens kurz darauf Rigollot 20 Fuß unter der Erdoberfläche in tiefen Geröllschichten Reste des Mammuth (elephas primigenius) zusammen mit Werkzeugen aus Kiesel. Endlich wurde 1852 bei Aurignac am Nordabhange der Pyrenäen eine Höhle entdeckt und von Lartet untersucht, die mit den unverletzten Gebeinen von 17 menschlichen Skeletten angefüllt war, und in deren Sohle sich ungefähr 100 Messer, Speere, Schleudersteine, polirte Pfriemen von Feuerstein, Rennthier- und Reh-Horn fanden. Vor der Höhle fanden sich in der nämlichen Erdschicht Knochen des Mammuth, Höhlenbären, Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne, des sibirischen Rhinozeros (rh. tichorhinus), Pferdes, Esels, Schweines, Riesenhirsches, Rennthiers, Auerochsen (bison europ.) Unter dieser Erdschicht fand sich eine Schicht von Kohlen und Asche mit ähnlichen Werkzeugen und dem Rest eines Altars, der aus einem, in dortiger Gegend nicht vorkommenden, weither transportirten Sandstein gemacht war. Die Thierknochen vor der Höhle waren benagt und zerknirscht, ganz so wie Hyänen die Knochen ihrer Beute zu benagen und zu zerknirschen pflegen. Offenbar war die Höhle ein Begräbnisplatz gewesen; den Toten waren ihre Waffen mitgegeben; vor der Höhle waren Opfer gebracht, wohl auch Opfermahle gehalten worden. Ueber die liegengebliebenen Reste der geopferten Thiere waren Hyänen hergefallen, und scheinen selbst wieder in tötliche Kämpfe mit Löwen und Bären gerathen zu sein. Aus

---

[1]) Virchow (Urbevölk. Europa's S. 40 u. 48) erklärt es für „möglich", daß während der quaternären Periode (die er zu 10000 Jahren rechnet) die Urbevölkerung Europa's mehrmals gewechselt habe. Was ist nicht alles möglich, wenn man das Gebiet der Thatsachen verläßt und das der Phantasie betritt! Steinwaffen hatten noch die Troer! (Keller in der Allg. Augsb. Ztg. 1874, Nro. 345 Beil.)

diesen Funden (wozu noch der ähnliche der neuerlichst entdeckten Höhle bei Thäyngen im Kanton Schafhausen — siehe Ausland 1874, Nr. 4 — kommt) ergibt sich die zweifellose Thatsache: in Europa haben Menschen gelebt zu einer Zeit, als daselbst noch Mammuthe, Löwen, Höhlenbären und Hyänen existirten. — B) Von der Voraussetzung ausgehend, daß nach dem Diluvium und der Eiszeit die letztgenannten Thierarten sich in Europa nicht mehr lebend fanden, sah man[2]) nun in jenen Funden einen paläontologischen Beweis dafür, daß das Menschengeschlecht vor dem Diluvium schon existirt habe (daß also — was an sich ganz richtig ist — die biblische Sintfluth mit dem Diluvium der Geognosten identisch sei.) Aus jener Voraussetzung ergab sich dann weiter, daß schon vor der Sintfluth die Menschen sich über die Weiten der Erde — wenn auch wohl nur in einzelnen dünnen Zügen — verbreitet haben müssen; endlich aber würde sich ergeben, daß diese antediluvianischen Steinbearbeiter mit unsern postdiluvianischen Basken nichts zu schaffen haben, sondern dem in der Sintfluth untergegangenen Geschlechte angehört hätten. Mit der heil. Schrift nun würde sich diese Annahme ganz gut vereinigen lassen. Die Urtradition (1 Mos. 5) zählt von Adam bis zur Sintfluth 9 Generationen[3]) und sagt (1 Mos. 4, 22), daß erst 6 Generationen nach Adam die Metallbearbeitung erfunden sei. Ein Stamm, der vor der Sintfluth bis an die Nordseee und die Pyrenäen gelangte, mußte sich schon mehr als 3 Generationen lang, also schon vor Erfindung der Metallbearbeitung, von dem Hauptstamme getrennt und von der Wiege der Menschheit entfernt haben; daher konnte er nur Werkzeuge aus denjenigen Materialien besitzen, die sich dem denkenden, zweckesetzenden Menschengeiste unmittelbar darbieten.[4]) — C) Allein gerade von naturhi=

---

[2]) So: Rougemont „die Bronzezeit", deutsch: Gütersloh 1869 S. 4.

[3]) Rechnet man durchschnittlich auf je ein Ehepaar 8 Kinder (4 Söhne, 4 Töchter) so gibt dies in der 9. Generation nach Adam schon eine Bevölkerung von mehr als drei Millionen, nämlich 3062500.

[4]) Aus dem Material dieser Werkzeuge auf thierähnliche Rohheit zu schließen, ist thöricht; je primitiver das Material war, desto mehr Schwierigkeiten waren bei seiner Bearbeitung zu überwinden, desto mehr Nachdenken offenbart sich also in der letzteren. In heutiger Zeit, wo für jeden Handgriff Werkzeuge und Maschinen vorhanden sind, kann der stupideste Mensch als Arbeiter mitwirken zum Zustandekommen eines künstlichen Fabrikates; er braucht nur den ihm zugewiesenen Handgriff von Morgens bis Abends mechanisch zu wiederholen. Jede neue Erfindung macht die Masse der Menschen dummer. Einen harten Feuerstein mittelst eines Knochens und Wassers und Sandes zu durchbohren,

storischer Seite ist jene Voraussetzung, daß es nach dem Diluvium keine lebenden Mammuthe, Rhinozerosse u. s. w. mehr in Europa gegeben habe, mit schwerwiegenden Gründen angefochten und erschüttert worden. [5]) Es scheinen jene Thiere in der nachdiluvianischen Zeit noch in Europa existirt zu haben und erst allmählich durch die Jagd ausgerottet worden zu sein. Wenn diese letztere Annahme sich weiter bestätigen sollte, so wären die obenbesprochenen Funde nicht einer Schaar vorsintfluthlicher Menschen zuzutheilen; nichts stände im Wege, sie als Denkmale der waskischen Einwanderung zu betrachten. — D) Von den bei weitem meisten Resten der Steinzeit, namentlich sämmtlichen Pfahlbauten, ist unbestritten, daß sie der nachdiluvianischen (quaternären) Zeit angehören; denn es stellt sich in ihnen eine festgeschlossene konsekutive Kette von Niederlassungen dar, deren Geschichte sich bis in die historische Zeit hinabverfolgen läßt. In Verbindung mit den Pfahlbauten sind jene Schmelzöfen entdeckt worden, in welchen — nachdem einmal durch phönizische Händler die Bronze und die Kunst ihrer Bereitung zu den pfahlbantenbewohnenden Völkern gebracht worden war — 9 Theile Kupfer mit 1 Theil Zinn zu Bronze legirt wurden; aus den verschiedenen Fundorten setzen sich die großen Handelsstraßen des phönizisch-karthagischen und iberisch-keltisch-germanischen Handels mit Zinn und mit Bernstein zusammen, und finden in den Nachrichten der griechischen und römischen Autoren ihre Bestätigung, indem sie diesen zugleich zur Erläuterung dienen. [6]) So knüpft sich das Ende der Pfahlstädte an die Geschichte an. Aber von da geht die Kette ununterbrochen aufwärts. Die nämlichen Ansidelungen, welche von 1500 v. Chr. an durch phönizische Händler die Bronze als importirten Artikel empfingen, besaßen als hei-

---

ohne Werkzeug Werkzeuge zu schaffen, das erforderte Sinn, Nachdenken und persönliche Geschicklichkeit. Die allerersten Erfindungen waren die schwierigsten. Die Individuen, aus denen die ersten Generationen der Menschheit bestanden, sind an Geistesgaben nicht unsern Fabrikarbeitern sondern unsern Erfindern und Entdeckern gleichzustellen. — Daß jene in den Westen Europa's gewanderte Schaar auch irgend eine Religion hatte, beweist der Altar und die Asche vor der Höhle von Aurignac.

[5]) Vgl. Fr. Pfaff, die neuesten Forschungen und Theorien auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte, Frkft. a. M. 1868, S. 55 ff. Auch Virchow (Urbevölkerung der Erde, in Virch. und Holtzendorff's Samml. v. Vorträgen, Serie IX. H. 193) spricht sich mit großer Bestimmtheit dahin aus, daß ein tertiäres (d. h. vordiluvianisches) Alter der Menschheit in Europa bis jetzt paläontologisch noch nicht nachgewiesen sei.

[6]) Vgl. Rougemont a. a. O. S. 122 und 144 ff.

mische Manufaktur die Steinwerkzeuge, und als die Steinwaffen allmählich durch (anfangs: importirte, später auch im Lande selbst gefertigte) Bronzewaffen ersetzt wurden, richteten sich die Bronzefabriken in jedem Land und Volksstamm nach den dort vorliegenden Mustern der dort gebräuchlichen Steinwaffen und ihrer Formen[7]) Eine sorgfältige Untersuchung dieser Steinwaffen selber hat aber gelehrt, daß die sogenannten „Zelte" (vom spätlateinischen Worte celtes) d. h. polirten Steinbeile und Steinmesser mit Löchern für hölzerne Griffe, einer Zeit angehören, wo die Fauna nur durch das Vorkommen des Auerochsen und des Elenns (welche beide noch Cäsar in Germanien fand, bell. Gall. 6, 26 ff.) sich von der unsrigen unterschied; daß dagegen rohere, unpolirte Formen von Steinwaffen sich mit Rennthierknochen zusammenfinden, also einer Zeit angehören, die auf jene Eiszeit folgte, in welcher (in Folge rascher Verdampfung der Wassermassen des Diluviums) in den gemäßigten Zonen ein so kaltes Klima herrschte, daß die Gletscher der Schweizer Alpen (nach Arn. Escher's und Osw. Heer's Untersuchungen) sich bis in die Gegend von Hohentwiel erstreckten; als diese Gletscher allmählich abschmolzen, erhielt sich das Rennthier noch einige Jahrhunderte hindurch in Deutschland und Frankreich. Die dänischen Alterthumsforscher haben aus der Zahl der Jahresringe der Bäume und den Werkzeugen, die mit diesen in ihren Torfgruben sich zusammenfinden, den Anfang der Zeit der Zelte auf ungefähr 2000 v. Chr. berechnet. Die Sintfluth fällt nach unsern Berechnungen (§ 248 Anm.) um das Jahr 2600. Diese sechs Jahrhunderte — näher etwa die Zeit von 2400 bis 2000 — gehören der Periode der postdiluvianischen roheren Steinwerkzeuge (s. Anm.) In eben diese Jahrhunderte muß die erste Einwanderung asiatischer Stämme nach Europa, also die Einwanderung der Basken, fallen.

Anm. Das Flüßchen Tinière bildet bei seiner Mündung in den Genfersee ein Delta. Beim Durchstechen desselben zum Behuf eines Eisenbahnbaus fand Morlot in einer Tiefe von 4 Fuß: römische Ziegel, von 10 Fuß: Bronzewaaren, von 19 Fuß: rohes Thongeschirr, Knochen und ein Menschenskelett. Unter der Voraussetzung, daß dies Delta von den frühsten Zeiten an so langsam gewachsen sei, wie seit der Römerzeit, würde die unterste Schicht (19—10 = 9) 3600—3750 Jahre, die mittlere 2400—2700 Jahre, die oberste 1600—1800 Jahre zu ihrer Bildung gebraucht haben (nach der Proportion 4 : 6 : 9 = 1600 : 2400 : 3600 = 1800 : 2700 : 3750); der Anfang der Steinzeit wäre also mindestens 7600 Jahre vor der Zeit jenes Bahnbaues, also 5750 v. Chr. zu setzen. Allein erstlich weiß man nicht, ob nicht noch viel später

[7]) Rougemont S. 9—10.

der Fluß römische Backsteine nach seiner Mündung hinabgerollt hat; befand sich irgendwo in seiner Nähe ein Rest eines Gemäuers aus der Römerzeit, so konnte auch noch 1000 n. Chr. ein Hochwasser Steine desselben entführen, in welchem Falle der Anfang der Steinzeit auf 2900 v. Chr. herabrücken würde. Nun ist aber überdies die Voraussetzung, daß der Fluß nie wasserreicher gewesen, als jetzt, eine handgreiflich falsche. War er aber vor Rodung der Wälder der Wildnis wasserreicher, so muß er auch rascher Schlamm und Gries abgesetzt haben. Man erwäge folgende Thatsache. Bei Tuttlingen liegen zahlreiche Fragmente römischer Gefäße (mit röm. Töpferstempeln) auf dem ursprünglichen Boden, aber mit einer, 7 Fuß mächtigen Schicht Donaukies bedeckt. In letztere sind 2 bis 2²/₂ Fuß tiefe Alemannengräber aus dem 6. bis 8. Jahrhundert eingebettet (Bericht in der Südd. Reichspost 1874, no. 173.) Zwischen der Zeit der Römerherrschaft und der der Alemannen, in höchstens 700 Jahren! hat also die Donau eine nicht 4 sondern 7 Fuß hohe Kiesschicht aufgeworfen!

§ 258. Die Wanderstraße der Wasken. Ihre Kultur und ihre Religion.

Bevor wir Positives über den von den Wasken eingeschlagenen Weg ermitteln, muß der Gefahr eines Irrweges vorgebaut werden. Aus der Thatsache, daß in ganz Großbritannien, in ganz Frankreich, im Süden und Westen Spaniens (der Meeresküste entlang) und in ganz Nordafrika, ja (nach Palgrave) auch im innerarabischen Kasim Megalithe (Cromlech's, Dolmen u. s. w. s. Anm. 1) sich finden, haben Desor u. a. den Schluß gezogen auf einen uralten Volksstamm, der aus Asien durch Arabien nach Nordafrika, dann über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien, Frankreich und Britannien gewandert sei.[1]) Dieser Schluß ist aber schon im allgemeinen falsch. Denn jene Megalithe finden sich in allen fünf Welttheilen, und zwar die gleichen Formen derselben bei den verschiedensten und entferntesten Völkern. Nicht für Stammesverwandtschaft, sondern für eine gewisse Stufe der Kultur sind die Megalithe das Kennzeichen (s. Anm. 1). Wenn daher jemand etwa auf den Einfall kommen wollte, die Wasken für jenen „uralten Volksstamm" und die arabischen und nordafrikanischen Megalithe für Spuren des von ihnen eingeschlagenen Weges zu halten, so wäre dies von vornherein verkehrt.[2]) Dazu kommt nun noch das zweite: daß gerade da, wo die Wasken unvermischt bis auf den heutigen Tag ihre Sitze gehabt haben, sich keine Megalithe finden,[3]) sondern nur der

---

[1]) So neuestens auch V. Hehn „Kulturpflanzen und Hausthiere," 2. Aufl. Berlin 1874, S. 121.

[2]) Daß die arabischen Megalithe genuine Produkte der altarabischen Religion sind, s. § 254, Anm.

[3]) Rougemont a. a. O. S. 295. — Aristoteles (polit. VII., 2) berichtet ausdrücklich: ἐν δὲ τοῖς Ἴβηρσιν, ἔθνει πολεμικῷ, τοσούτους τὸν ἀριθμὸν

Küste des atlantischen Meeres entlang und im Süden, also da, wo Kelten mit den Wasken gemischt und neben beiden fremde Kolonisten saßen. Rougemont hat die feine Bemerkung gemacht, daß überall da, wo kyklopische Bauart sich findet, keine Megalithe vorkommen. Nun finden sich aber kyklopische Mauern roher Arbeit, aus unbehauenen Steinen aufgeschichtet, im Waskengebirge (Wasgau, mons Vosagus). Zwar die Heidenmauer auf dem Odilienberge gilt für römisch. Eher dürfte die Heidenmauer bei Dürckheim dahin gehören (doch ist neuerdings ein Bronzering aus ihr ausgegraben worden), auch der dreifache Steinwall des Altkönigs im Taunus. Der Name des Wasgengebirges erinnert unverkennbar an den des Waskenvolkes. Der Name Luxovium — im J. 594 n. Chr. von Columbanus als Ruine eines castrum aufgefunden — ist kein keltischer sondern ein waskischer, mit der waskischen Stadt Luxia[4]) gleichnamig. Selbst der Name der Ill dürfte sich aus dem waskischen ulla „Wasser" erklären. — Auch in den Sevennen haben die Wasken eine Erinnerung ihres Namens zurückgelassen; nördlich von Alais ist ein Thal Valgasques mit zwei Dörfern St. Julien de Valgasques und St. Martin de Valgasques.[5]) Ruessium (so noch 880 n. Chr., jetzt St. Paulhan) in den Sevennen erinnert an den waskischen Stamm der Orisser (Diod. Sic. 25, 2, Mannert I., 419) an die Aruci (Ptolem. 2, 4 p. 40) an Arriaca und Aritium (Itiner. Anton. p. 436 u. 418). — Sonach wären die Wasken über den Rhein gezogen (etwa eine Schaar rheinabwärts gegen Lüttich entsendend), hätten im Wasgengebirge und den Se-

ὀβελίσκους καταπηγνύουσι περὶ τὸν τάφον, ὅσους ἂν διαφθείρῃ τῶν πολεμίων. Rougemont (S. 292) hat ὀβελίσκους freilich mit „Pfeiler" übersetzt (!) es heißt aber bekanntlich „kleine Speere." Und so liegt in dieser Nachricht, daß die Wasken das Grab eines Helden mit soviel Speeren umsteckten, als er Feinde getötet hatte, indirekt ein Beweis, daß sie das Grab nicht, wie die Kelten, mit einem Megalith bedeckten. Die Verwunderung, daß sich von jenen „Pfeilern" so gar nichts mehr finde, hätte Rougemont sich also ersparen können.

[4]) W. v. Humboldt a. a. O. S. 29.

[5]) Es gibt auch einen Ort le Gasquet in den Sevennen. Meine eigene Familie ist in den Sevennen als ein Vasallengeschlecht der Grafschaft Gevaudan seit 1058 urkundlich bezeugt. Mein Urgroßvater lebte in Ardalliers und entfloh um 1699 nach Deutschland; diese reformirte Linie schrieb sich Ebrard du Gasquet, nach einem Edelhofe le Gasquet bei Ardalliers, der noch bis vor kurzem in Besitz des in Frankreich, aber ebenfalls reformirt gebliebenen Zweiges meiner Familie gewesen ist. — Andere Spuren der Waskenwanderung sind die Namen einer seit 1262 in Marseille existirenden Familie de Gasquet, einer in Nismes existirenden Familie Gasquet und einer gasconischen Familie Gasc.

vennen gesessen, und wären durch die später nachrückenden Kelten südwärts in und über die Pyrenäen gedrängt worden. — Auf weitere Spuren ihrer Wanderbahn führt uns ein vorläufiger Blick auf ihre Kultur. In Asturien ist eine uralte Kupfermine aufgefunden worden, in welcher sich kein einziges eisernes oder bronzenes Werkzeug fand, dagegen Steinhämmer, Meißel aus Hirschhorn und Reste von Kohlen und Asche.[6]) Daß dies Bergwerk nicht von Phöniziern bebaut wurde, ist einleuchtend. Die Wasken scheinen es gewesen zu sein, welche die bereits antediluvianische, also um so mehr schon vor der Völkertrennung vorhandene Metallurgie mit nach Spanien brachten. Wenn sie nur weichere Metalle, wie Kupfer und Blei bearbeiteten, und noch kein Zinn besaßen, um das Kupfer durch Legirung zu härten, so ist begreiflich, daß sie für Waffen und Werkzeuge lieber Stein als Kupfer verwandten. Beachtenswerth ist nun, daß sie gerade für Kupfer und Blei Worte (alamerea, beruna) besaßen, welche mit den Namen dieser Metalle bei ganz fernen kaukasischen Völkern (alwas der Lithauer, ebro der, den Wasken gar nicht sprach- und stammverwandten georgischen Iberer) etymologisch-identisch waren — also Wortstämme, die sie schon aus der armenisch-kaukasischen gemeinsamen Heimat mitgebracht hatten. Nun nennt Plinius einen auf dem Berge Herminius (Sierra d'Estrella) sitzenden Volksstamm der Medubricier als einen bleibearbeitenden; es ist dies (nach der keltischen Endung zu schließen) ein keltiberischer, kein rein- iberischer Stamm; aber seine Metallurgie wird um so mehr von dem waskischen Bestandtheile hergekommen sein, als[7]) die Kelten bei ihrer Ankunft in Spanien das rohere Volk waren, die Wasken als das kultivirtere vorfanden und von ihnen Kultur empfingen. Nun kommt aber in Rhätien ein Volk der Berunenses vor[8]), deren Name sich aus dem waskischen beruna „Blei" erklären würde (als Bleigräber), und so wenig dies für sich allein beweist, so merkwürdig ist das Vorkommen einer Stadt Astura auf der Grenze zwischen Norikum und Pannonien, deren Name ganz waskisch ist, und eines Stammes der Carpi, deren Namen an den iberischen Städtenamen Carabis[9]) (von Wrzl. gora) erinnert. — Seebruck in Oberbaiern, zwischen Rosenheim und Traunstein, hieß noch

[6]) Rougem. 292.
[7]) Strabo III, 1, p. 139; Polyb. III, 2, p. 151.
[8]) Humboldt a. a. O. S. 118.
[9]) Appian. 6, 42.

bei den Römern Bidaium[10]), und war eine Station auf der Heerstraße von Augsburg nach Salzburg; der Name ist aber rein waskisch, von bidea „Weg."[11]) Ebenso scheint das Urusa der Römer (jetzt Raisting bei Pähl am Ammersee) wo nach der Volkssage in uralten Zeiten eine große Stadt lag, sich aus dem waskischen ura „Wasser", vielleicht auch die Iller ebenso wie die Ill, aus ulla „Wasser" zu erklären (gewiß besser als von ahd. îlan „eilen"). In diesem Zusammentreffen glauben wir denn doch so deutliche Spuren des waskischen Wanderzuges zu finden, als man sie von dem urältesten Volksstamm nach so ungeheuern Umwälzungen überhaupt noch erwarten darf. — (Vielleicht ist auch der stellenweise bis 5 Meter hohe Steinwall der Hohbirg bei Hersbruck in Franken auf Wasken zurückzuführen.) Nun finden sich auch in Italien Ortsnamen, die eine Erklärung aus dem Waskischen wenigstens zulassen (Urcinium in Korsika, Ursentini in Ligurien, Astura bei Antium, Uria in Apulien, Asta in Ligurien, Basta in Kalabrien, Arsia in Istrien, Biturgia in Etrurien, Suessa in Latium und Murgantia, eine Stadt der Sikuler) und so ließe sich (mit W. v. Humboldt) wenigstens soviel annehmen, daß ein Theil der Wasken sich von der Donau südwärts in den Süden der Alpen gewendet hätte. Aber weit näher liegt die Annahme, daß die Ligurer, diese ältesten vorkeltischen Anwohner des Löwen- und Genueser-Golfs, selbst ein waskisches Volk waren. Aus ili-gura „Bergstadt" erklärt sich ihr Name. Von den Kelten wurden sie bekanntlich südostwärts nach Italien hinabgedrängt, wo sie in Sizilien als Sikaner erscheinen (in welchem Namen sich die zwei charakteristischen Wurzellaute von wasc, eusc wiederfinden). So finden die waskischen Ortsnamen in Etrurien, Latium, Unteritalien und Sizilien ihre Erklärung. Damals konnten denn auch iberische Ansidlungen in Etrurien, Korsika und Sardinien entstehen, während sich den Wasken bei ihrer Einwanderung aus Asien noch nicht soviel Schifffahrtskunde zutrauen läßt, daß sie Sardinien, wie Pausanias durch sichtliche Verwechslung[12]) be-

---

[10]) Bavaria I, 598.

[11]) Daß dort ein Stein mit lateinischer Inschrift, die auf einen Lokalgott Bidaius gedeutet wird, gefunden wurde (Bavaria I, 253) steht unserer Ansicht nicht im Wege. Ein römischer Gott dieses Namens kommt nirgends vor; die Römer müßten hier doch nur einen vorgefundenen vorrömischen Gott adoptirt haben. Und warum dann nicht einen „Wandergott" der Wasken, dessen Gedächtnis sich bei den nachgekommenen Kelten erhalten hatte? Siehe unten Anm. 2.

[12]) Pausan. 10, 17, 4. Er läßt sie unter einem König Norax eine Stadt Nora gründen; beides sind schlechterdings un-waskische Namen. Er

richtet, zuerst sollten bevölkert haben. Wohl aber können die Ligurer, von den Kelten verdrängt, und ebenso in dieser späteren Zeit auch die Iberer von Spanien aus Stapelplätze in Sardinien, Etrurien und Unteritalien gegründet haben; denn daß sie zum seefahrenden Volke im Laufe der Zeit sich entwickelt haben, steht fest. Avienus, 300 n. Chr.[13]) berichtet, daß „der kühne Iberer auf seiner leichten, aus Fellen gemachten Barke" von Spanien um die Spitze von Armorika herum nach den Kassiteriden (den Sorlingen bei Cornwales) schiffte und von dort Zinn holte. Nach Dionysius Perieg. waren diese Inseln selbst von Iberern bewohnt, d. h. diese hatten dort Kolonien und Stapelplätze. Damit stimmt die Nachricht des Pytheas bei Strabo, daß die Bewohner jener Inseln schwarze Gewänder trugen; schwarze Röcke waren schon im Alterthum und sind noch heute die Kleidung der Wasken.[14]) Derselbe Zinnhandel nun konnte sie nach Sardinien, Korsika, Italien führen und zu dortiger Gründung von Stapelplätzen veranlassen. Ihre ursprüngliche Einwanderung hingegen erfolgte über Thrazien (wo die Städtenamen Iliga und Oescus und der Flußname Arsia, nach Humboldt 131 f., an sie erinnern) die Donau hinauf nach Frankreich und Spanien. Von den Kelten verdrängt hielten sie sich zuletzt, ehe sie sich ganz in und über die Pyrenäen zurückzogen, nur noch in den Vogesen und Sevennen, daher das erstere Gebirge den Namen des Waskengebirges, im zweiten ein Thal den Namen des Waskenthales behielt. — Wenden wir uns nun ausschließlich der Frage nach ihrer Kultur zu, so ist für die Römerzeit außer ihrer Schifffahrt und Handelschaft auch ihr Besitz der Schreibekunst erwiesen. Strabo[15]) sagt: *καὶ οἱ ἄλλοι Ἴβηρες* (er bezeichnet damit die sämmtlichen Spanier, die keltiberischen und waskischen, vgl. Humboldt S. 144) *χρῶνται γραμματικῇ* (der Schrift, Schreibekunst) *οὐ μιᾷ ἰδέᾳ, οὐ δὲ γὰρ γλώττῃ μιᾷ* (daß die Sprache der Keltiberer von der der reinen Iberer verschieden war, sagt er auch 4, 1 p. 176 und 2, p. 189). Die Turduler oder Turdetaner[16])

---

mochte die Osci, die aber eigentlich Opici, Opsci hießen, mit den Wasken verwechseln.

[13]) Avien. ora marit. 94—115.

[14]) Humboldt S. 173.

[15]) Strabo 3, 1, p. 139.

[16]) Rougemont, der sich leider vielfach von windigen Hypothesen (z. B. der Hitzig'schen von der Identität der Philister und Pelasger!) imponiren und durch seine eigene Grille, die Semiten überall als Kulturträger nachzuweisen,

14*

wollen ihrer eigenen Sage nach (bei Justin) eine uralte eigene Poesie und eine eigene Literatur besessen haben. Indessen soll das waskische Alphabeth, soweit man dasselbe aus alten Münzen kennt, mit dem tyrsenischen große Aehnlichkeit haben;[17]) wäre dem wirklich so (was wir noch bezweifeln), so läge die Vermuthung nahe, daß sie die Schreibkunst von den tyrsenischen Kolonen empfangen hätten. Daß sie kultivirter waren, als die Kelten, ist durch Strabo und Polybius (s. oben) im allgemeinen — und durch Einzelnachrichten über ihre Sitten im besonderen bezeugt. Die Wasken zeichneten sich durch Keuschheit aus, und opferten lieber das Leben, als sie,[18]) während bei den Galliern die schlimmste Art von Unkeuschheit, die Päderastie, im Schwange ging;[19]) die Keltiberer folgten hierin dem guten Beispiel der Wasken. Diese letzteren waren mäßig und mit wenigem zufrieden, die Kelten schwelgerisch. Nie verkauften jene, wie diese, ihr Leben um Geld oder Wein, wuschen sich auch nicht, wie diese, Haut und Zähne mit Harn, aßen auch nicht auf der Erde, sondern auf Wandbänken sitzend. Ihre Kleidung war schwarz,[20]) wie heute noch; und noch heute, wie schon zur Zeit des Diodorus Sikulus, umwinden sie die Beine mit langen Streifen eines Gewebes aus Ziegenhaar oder Wolle (mit der chapinua) und tragen unter dem Fuß eine rindslederne Sohle (abarca). Die häuslichen Geschäfte waren den Weibern überlassen, die heute noch (im Gegensatze zu den Spanierinnen) sich durch Abhärtung, Stärke und Arbeitsamkeit auszeichnen. Es fragt sich nun schließlich nur, wieviel von dieser Kultur sie schon aus Asien mitgebracht hatten. Die Schreib- und die Schifffahrtskunst gewiß nicht; die Anfangsgründe der Metallurgie ohne Zweifel (s. oben) und jedenfalls den Ackerbau. Denn die waskische Sprache hat für Brod das Wort artoa von der Wrzl. ar (arare) wie ἄρτος, nicht von artea „Eiche.“ Wohl wächst in Nordspanien eine Steineiche mit eßbarer Frucht, die in einigen armen Bergthälern zerquetscht und zu

---

hinreißen läßt, hält diese Turduler für identisch mit den Bewohnern der Kolonie Tartessus und für Jonier. Aber Tartessus war eine tyrsenische Kolonie (s. § 247) und die Turduler ein echt waskischer Volksstamm am Baetis (Humb. S. 139).

[17]) Rougemont S. 291.

[18]) Strabo, 3, 4, p. 164.

[19]) Diod. Sic. 5, 32; Athenaeus 13, 79.

[20]) Wenn bei Cannä die spanischen Truppen (Liv. 22, 46; Polyb. 3, 114) weiße purpurgestreifte Kleider trugen, so bezieht sich dies wohl zunächst auf die keltiberische Mehrzahl derselben. Oder hatten die Karthager den Truppen Kleider für den Krieg geliefert?

einem brodähnlichen Gebäck verwendet wird, die aber um so minder dem allgemein iberischen Wort artoa zu Grunde liegen kann. Daß die Wasken das Wort und den Begriff des Brodes schon vor ihrer Ankunft in Spanien besaßen, dürfte klar daraus hervorgehen, daß sie in Betreff des Feldbaues die ihnen ganz eigenthümliche Sitte einer jährlichen Ackervertheilung und entsprechenden Vertheilung der geernteten Früchte hatten,[21]) sowie daraus, daß sie aus Gerste Bier brauten[22]) und hiefür[23]) das waskische Urwort celia (von der den Semiten und Ariern gemeinsamen Urwurzel קלה, calere) besaßen. (S. Anm. 3.) Bei den Kelten kommt 500 n. Chr. das Bier unter der keltischen Namensform curu vor; daß aber die Kunst des Bierbrauens nicht von den Kelten zu den Wasken, sondern von diesen zu jenen gekommen ist, zeigt die Thatsache, daß die Keltiberer im Gegensatze zu den biertrinkenden Iberern Meth tranken.[24]) Die Wasken müssen also den Getraidebau uranfänglich gekannt und aus Asien mitgebracht haben. Ebenso die Viehzucht (Kühe); denn im Unterschied von den Kelten sowie sämmtlichen italischen und griechischen Völkern hatten sie die Butterbereitung[25]), und da eben diese bei den räumlich und zeitlich so weit von ihnen entfernten Germanen hergebracht war, so muß ihr Ursprung in der gemeinsamen asiatischen Heimat beider Völkerfamilien gesucht werden. Nicht als nomadisirende Jäger, sondern als ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk sind die Wasken durch das Donaugebiet nach Rhein und Vogesen gezogen. Möglich, daß die sogenannten „Römerfelder“ in Oberbaiern — Haide- und Waldgründe, deren Boden auf weite Strecken hin regelmäßige hohe Furchen zeigt[26]) — Denkmale des Waskendurchzuges sind. — Alle diese Ergebnisse werden nun bestätigt durch die Pfahlbauten der bairischen und Schweizerseen. In Spanien ist bis jetzt nur ein einziges Bronzebeil gefunden worden; dagegen berichten Diodor (5, 33) und andere, daß die Iberer einheimische eiserne Waffen gebrauchten und das Eisen vortrefflich zu härten verstanden; sonach sind die Wasken in selbständiger Kulturentwicklung von den Waffen und

[21]) Diod. Sic. 5, 34.

[22]) Oros. 5, 7; Polyb. bei Athenaeus 1, 16.

[23]) Florus 2, 18, 12; Plin. 22, 164. Letzterer gibt neben celia die keltische Form cerea.

[24]) Humboldt S. 170.

[25]) Humb. ebendas.

[26]) Bavaria I, 150; Sendt, die Vegetation Südbaierns 453 ff.

Werkzeugen aus Stein unmittelbar zum Eisen übergegangen.[27]) Pfahlbauten mit Bronzearbeiten können ihnen also nicht angehört haben; mit um so viel mehr Recht dagegen werden die Pfahldörfer, soweit sie nur Steinwerkzeuge und zwar solche der roheren Formen zeigen, als Denkmale der in Europa einwandernden Wasken betrachtet.[28]) Der Name Turicum (Zürich) ist jedenfalls ein waskischer (wie Turiga bei Humboldt S. 152) und somit eine Bestätigung, daß Wasken ihren Weg an den Schweizerseen hin genommen haben. Eben diese Pfahlbauten der Steinzeit bezeugen nun aber — ebenso wie die Sprachvergleichung — daß diese ersten Einwanderer bereits Hausthiere (Pferd und Hund), Viehzucht (Kühe und Schafe), Ackerbau und Brod, gewobene Zeuge und Thongefäße oft sehr zierlichen Schmuckes besaßen. Und so sehen wir auch hier wieder bestätigt, daß die Geschichte des Menschengeschlechtes nicht mit einem Zustande thierähnlicher Rohheit begann, sondern mit dem urkräftigen Walten geistiger Kräfte, welche gerade in den ersten Keimen der Kulturentwicklung sich am augenfälligsten und bewunderswürdigsten zeigen, und daß, wie W. v. Humboldt[29]) schreibt, „der Zustand der Wildheit der einer durch große Umwälzungen und Unglücksfälle zerschlagenen, auseinandergerissenen und untergehenden Gesellschaft, nicht der einer werdenden ist." — Fragen wir nun endlich nach der Religion der Wasken, so berichten die, um die „Barbaren" so wenig sich kümmernden Alten uns darüber leider fast gar nichts. Doch gibt uns die Nachricht Strabo's,[30]) daß das iberische Volk der Kallaiker an keine Götter geglaubt habe, und daß die Keltiberer in den Vollmondnächten einem namenlosen Gotte zu Ehren eine Feier aufgeführt haben, einiges Licht. W. v. Humboldt[31]) zieht daraus mit Recht den Schluß, daß die Wasken entweder keine oder keine auffallende Vielgötterei gehabt haben. Daß sie Religion hatten und Thieropfer, zeigt die Höhle von Aurignac. Sicher hatten sie keine Götterbilder; auch in den, ihnen zugehörigen Pfahlbauten sind keinerlei Idole aufgefunden;[32]) auch von Tempeln und Megalithen hat sich in den von ihnen ungemischt[33]) bewohnten Strichen

[27]) Wenn sie nicht etwa gar die Eisenbereitung schon mit nach Europa brachten! In den Pfahlbauten von la Tène fand Desor eiserne Schwerter und anderes Eisengeräthe.

[28]) Rougemont S. 298. — [29]) Humboldt S. 171. — [30]) Strabo 3, 4, 164. — [31]) A. a. O. S. 174 f. — [32]) Rougemont S. 298. —

[33]) Die von Strabo (3, 1, 138) erwähnten Gruppen von 3—4 Steinen, die sich in „Spanien" fänden, können und werden den Keltiberern angehören,

nichts gefunden. Hienach ist anzunehmen, daß sie (gleich den Veda-Indern) die Verehrung des Einen, unsichtbaren Gottes mit nach Europa brachten, und daß bis in die Zeit Strabo's d. i. bis in das augusteische Zeitalter hinab wenigstens einzelne Stämme unter ihnen sich von polytheistischem Bilderdienste frei hielten. Dabei nehmen wir mit W. von Humboldt an, daß mit dem ethisch reinigenden Einflusse, den die Wasken auf die einwandernden Kelten geübt haben (sofern diese, der unnatürlichen Wollust der gallischen Kelten entsagend, der keuschen Sitte und Zucht der Wasken sich fügten) auch ein religiöser Einfluß der Wasken auf sie stattfand, sofern auch bei den Keltiberern sich von Polytheismus und Steinverehrung wenigstens nur schwache Spuren zeigen. Eine Depravation fand übrigens im Laufe der Jahrhunderte auch hier statt. In Folge der unaufhörlichen Kriege mit den Puniern und Römern trat bei den Keltiberern und den Iberern selbst eine allmähliche Verwilderung ein,[34]) namentlich im letzten Jahrhundert v. Chr., und es mögen wohl auch Elemente fremder, heidnischer Kulte unter ihnen Eingang gefunden haben. Zwar wenn sich auf altspanischen Münzen das Bild des Halbmondes (bald allein, bald mit einem Sterne darüber) oder das eines Stieres mit einem Halbmond findet, so sind diese Münzen und Embleme sichtlich den Karthagern zuzuschreiben; wenn aber nach Strabo die Keltiberer jenes obenerwähnte Fest gerade in der Vollmondnacht feierten, so zeigt dies, daß eine Verehrung des Mondes auch bei ihnen stattfand; doch scheint dieselbe, weil nicht an den Neumond, sondern an den Vollmond anknüpfend, eher keltischen als punisch-libyschen Ursprungs gewesen zu sein. Plinius berichtet von den Keltiberern, daß sie ihrem Kriegsgotte (den er Mars nennt) Böcke opferten, daß sie auch Rosse und Kriegsgefangene opferten, und aus den Eingeweiden derselben und dem Fall und Todeskampf der Kriegsgefangenen weissagten. Hienach scheint der keltische Polytheismus unter dem Mischvolke der Keltiberer wenigstens theilweise Eingang gefunden zu haben. Derselbe Plinius sagt aber ausdrücklich, daß die Keltiberer sich in der Religion von den Iberern unterscheiden. Aber auch selbst bei den Keltiberern erwähnt kein Autor die gallische Sitte,[35]) Gold als Weihgeschenk in den Tempeln der Götter niederzulegen oder in heilige Teiche zu versenken. Da-

---

da ja bei den Kelten (s. § 259) die Megalithe die allerwesentlichste Rolle im Kultus spielten.

[34]) Humb. S. 164.

[35]) Strabo, 4, 1, 13 p. 138; Diod. Sic. 5, 27.

gegen erzählt Justinus,[36]) daß, während Spanien so goldreich sei, daß der Pflug oft Goldklumpen zu Tage bringe, dort ein geheiligter Berg existire, den mit dem Eisen zu verletzen für Frevel gelte; treffe jedoch ein Blitzstrahl diesen Berg und lege Gold bloß, so sei es erlaubt, dieses als ein Geschenk der Gottheit sich anzueignen. Dies weist auf den Dienst eines Donnergottes, als dessen Eigenthum jener Berg mit seinem Golde betrachtet wurde; aber auch dieser Donnergott wird ein keltiberischer — der keltische Taranis, § 259 — gewesen sein. Es sind keine Zeugnisse vorhanden, die uns nöthigten, den ungemischten Iberern, den Basken, polytheistischen Bilderdienst zuzuschreiben, die bestimmtesten aber, daß sie aus Asien die Verehrung des Einen, unsichtbaren Gottes mitbrachten.

Anm. 1. Der beginnende Polytheismus hat überall, sobald er den Drang fühlte, sichtbare Zeichen und Träger der Gottheit und Gottheiten als Gegenstände seiner Anbetung zu errichten, zu mächtigen Steinklötzen gegriffen, die er als Pfeiler errichtete; so die Steinpfeiler der Pelasger, später zu Hermensäulen verfeinert, so die zu Sonnensäulen (chammanîm) und Obelisken verfeinerten Steinpfeiler der Aegypter und Phönizier, die Steinpfeiler der Libyer, die der Araber, die Menhir's der Kelten, die Steinpfeiler in Altperu am Titikakasee, die in Zentralamerika, in Finnland, in Zeylon, auf den Mariannen, in Innerasien am Balkaschsee und im Korathale (Rougemont S. 46 ff.) In Arabien und Amerika ebensowohl, wie bei den griechischen Hermen versuchte man, ein Menschenhaupt auf ihnen anzudeuten oder auszumeißeln; in Amerika und auf Zeylon, den Mariannen u. s. w. wie bei den Kelten finden sich ihrer mehrere gruppenweise zusammengestellt, bald niedrigere einen Kreis um einen höheren bildend, bald alleenartig. Um die Erhabenheit des Gottes und Götterbildes anzudeuten, wird auch wohl ein mächtiger Steinblock auf die Höhe eines dünnen Steinpfeilers gestellt; hiehin gehören die „Bilithe“, ferner die Wagsteine (loghau), wo (hin und wieder mittelst einer zwischen dem Klotz und dem Tragpfeiler liegenden, in Konkavitäten beider eingreifenden Kugel) der Klotz auf dem Pfeiler drehbar ist. Oder der Klotz ruht auf zwei Pfeilern (die keltischen Cromleks, die arab. und nordafrik. „Trilithe“) oder auf mehreren. Einfache Steinpfeiler dienen auch als bloße Denksteine von wichtigen Begebenheiten, Verträgen, Schlachten, Siegen (so 1 Mos. 28, 18; 35, 14; 2 Mos. 24, 4; Jos. 4, 24 ff.; 8, 32; 1 Sam. 7, 12); ähnlich einzelne Menhir's der Kelten (Rougem. S. 49); noch am Anfang unseres Jahrhunderts errichteten die Berbern zu Gedächtnis und Weihe einer neuen Gesetzgebung einen solchen Gedenkstein (Rougem. S. 48). Auch hervorragenden Toten, gefallenen Helden wurden solche Steinpfeiler auf ihren Grabstätten errichtet (so die skandinav. bauta's, die matsebôth der Phöni-

[36]) Justin. 44, 3.

zier; niedrigere Grabklötze der Kelten; majaki in Sibirien); Heldenverehrung und Götterverehrung spielten allenthalben in einander über. Daneben findet sich, wiederum bei den verschiedensten Völkern, eine andere Form des Grabes: der Dolmen, d. h. eine Grabkammer, aus dicht neben einander gestellten, vier Wände bildenden Steinen und einer darüber gelegten, etwas ausladenden Steinplatte bestehend. Diese finden sich bei den Kelten, aber auch in Peräa, auch in Malabar, ebenso in den Nilgherry's. Die Platte scheint zugleich dem Totenopfer als Altar gedient zu haben. Wurde der Dolmen unter einer Erdpyramide verborgen (wie auf Sardinien, bei den gallischen Kelten, ferner auf Malaga), so entstand der Nurhag, der mit der ägypt. Pyramide eine Vergleichung darbietet.

Anm. 2. Daß die Wasken die Verehrung des Einen, unsichtbaren Gottes aus Asien mitbrachten, dafür scheint mir auch gerade der deus Bidaius der Römer in Seeon zu sprechen. War dort eine waskische Niederlassung gewesen, so ist begreiflich, daß bei dem Weiterwandern des Volkes dort eine kleinere Schaar zurückblieb und mit den einrückenden Kelten in friedlichem Vernehmen (wie die Kelten in Spanien mit den Iberern als Keltiberer) fortlebte. In der That lag ganz nahe bei Bidaium, nach Juvavia zu, Artobriga (Bavaria I, 599), was der Namenendung nach zu schließen eine keltische Niederlassung war. Auch Isinisca beim jetzigen Helfendorf scheint ein keltischer Name, an die Isu-brigantes in Britannien und Irland erinnernd. — Wenn nun die Wasken ihren — den Einen Gott als den auf ihrer Wanderung, ihrem Wege (bidea), sie schützenden und geleitenden anriefen, so war es nur echt polytheistisch, wenn den Kelten dieser Reisegott der Wasken als ein besonderer Einzelgott erschien; es war aber auch möglich, daß diese isolirten Wasken in den Polytheismus der Kelten hineingerissen wurden und nun selbst ihren Reisegott als einen einzelnen unter mehreren Göttern betrachteten und verehrten. So konnte es geschehen, daß die Römer einen Bidaius als Lokalgott dort vorfanden, und daß sie — oder vor ihnen schon die Kelten — den Ort nach ihm benannten. — Minder wahrscheinlich ist, daß der Gott seinen Namen von dem Orte gehabt hätte. Man müßte annehmen, daß, so wie es in Spanien eine iberische Stadt Ilurbida (Ptolem. 2, 6, p, 46) „Stadt am Wasserwege" gab, so die Wasken jene Niederlassung Ilbidea „Stadt am Wege" genannt hätten, daß dies zum bloßen Bidea verstümmelt worden wäre (??), und daß die Kelten dann den von den waskischen Bewohnern dieser Stadt verehrten Gott als den „Gott von Bidea", den Bidaiu, bezeichnet und so die Römer diesen Gott als einen Lokalgott vorgefunden hätten. — Unbedingt sicher ist, daß für Bidaium, Bidaius sich weder eine keltische noch eine lateinische Etymologie finden läßt.

Anm. 3. Man könnte etwa auf den Gedanken kommen, daß die Kunst des Bierbrauens von den Aegyptern (welche nach Herod. 2, 77; Diod. Sic. 1, 20, 34; 4, 2) aus Gerste einen οἶνος bereiteten) durch Vermittlung der Phönizier zu den Wasken gekommen sei. Dies ist mir jedoch sehr unwahrscheinlich, aus folgenden Gründen. a) Vor allem fragt sich, ob die Phö-

nizier in ihrer dürren Urheimat am mons Casius jemals jenen ζύθος gebraut haben; besaßen sie diese Sitte nicht, so haben sie sie auch nicht nach Phönizien mitgenommen, und in der That finde ich bei den Phöniziern jenen Gerstentrank nirgends erwähnt. Auch der שֵׁכָר der Israeliten war sicher kein Gerstenbier, sondern nach Jes. 5, 22 ein durch Mischung entstehendes Getränk (wahrscheinlich Reben- oder Dattelwein — Plin. 14, 19, 3 u. a. — mit Gewürzen gemischt). Wenn die Gemara (Schabbath Fol. 156, 1) das שכר durch „ägyptischen ζύθος" (זיתום המצרי) erklärt, so ist das eine subjektive Ansicht später Rabbinen, keine geschichtliche Tradition. b) Hätten die Phönizier wirklich in Phönizien ein derartiges Gerstengetränk gebraut, so wäre es dennoch höchst unwahrscheinlich, daß sie in ihren Kolonien, die sie nur des Handels wegen anlegten, und vollends in einem Lande, wo es die edelsten Weine in Fülle gab, sich mit Gerstenbau und Bierbrauen sollten abgegeben haben, noch weniger ließ sich solches Bier aus Phönizien importiren. Denn c) und das ist das wichtigste: der ägypt. ζύθος war auf keinen Fall ein Getränk, welches sich längere Zeit (Monate lang) hielt, (was in dem heißen Lande bei dem Fehlen des Hopfens gar nicht möglich war.) Aus Gersten, Krokus und Salz bereitet (s. Winer, Realwörterb. s. v. „Wein"), — nach Colum. 10, 114 aus Möhren (siser) und Lupinen — wurde der ägypt ζύθος sicherlich nur für den augenblicklichen Consum gefertigt. So war er also ein völlig anderes Getränk, als dasjenige, welches die Kelten von den Basken brauen lernten; denn das Bier der Kelten wurde in Kellern aufbewahrt (Jonas v. Bobio, vit. Columb. § 26) und war dem Bier der Germanen (Tac. Germ. 23, Jon. Bob. ebend. § 53), wie wir es heute noch haben, gleichartig, und von den Iberern sagt Plinius (14, 149) ganz ausdrücklich, daß sie ihr Bier vetustatem ferre docuerunt. d) Hätten die Basken die Brauerei von den Phöniziern erlernt, so würden sie auch das semitische Wort schekar in irgend einer Umbildung mit aufgenommen haben, sie haben aber ihr eigenes Wort celia so gut wie die Germanen ihr eignes Wort ahd. pior, bior, von pari, bari „Gerste" (und dies von përan, bëran „tragen") haben. — Hehn (Kulturpflanzen ꝛc. S. 132) hält das Wort Bier für ein aus dem lat. bibere entlehntes Fremdwort! e) Haben die Basken um 2400 v. Chr. und ganz unabhängig von ihnen die viel später einwandernden Germanen die Bierbereitung mit nach Europa gebracht, dann aber auch wieder die Finnen, dann wieder die hamitischen Aegypter sowie (nach Baker) die Galla-Neger an den Nyanzaseeen, dann auch wieder die Karduchen am Tigris in Armenien (Xenoph. arab. 4, 5) die Sitte gehabt, aus Gerste ein Getränk zu bereiten, so ist klar, daß diese Sitte oder Kunst älter ist, als die Völkertrennung, nur daß sie bei den Völkern heißer Klimate sich anders gestaltete als bei denen des gemäßigten, und daß viele Völker (z. B. die Slaven, dann die Kelten der älteren Zeit) sie fallen ließen, und es bequemer fanden, den Honig zu Meth, als die Gerste zu Bier zu verwenden. (So kommt auch in den Nilländern der abessynische Meth, tädsh, dicht neben dem ägyptischen Bier vor, Maltzan Reise n. Südarabien 1873, S. 126.) Ver-

kommene Ausläufer der Bierbereitung, oft sehr in's Ekelhafte entstellt, werden wir bei vielen wilden Völkern Asiens und Amerikas wiederfinden. Der Einwurf: wenn die Bierbrauerei schon vor der Völkertrennung erfunden worden wäre, müßten alle Sprachen ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung des Gerstentrankes haben, ist nicht stichhaltig. α) Es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, daß die Menschen schon vor der Völkertrennung — Hände hatten und doch wird dies Glied von den Lateinern und den aztekischen und sonorischen Völkerstämmen mit einem von Wrzl. ma — von den Griechen mit einem von Wrzl. hr — von den Kelten mit einem von Wrzl. λαβ — von den Wasken mit einem von Wrzl σχεῖν, ἔχειν — von den Germanen mit einem von Wrzl. κεντ- von den Malaien mit einem von Wrzl. tang — (Zange) gebildeten Worte bezeichnet. Vgl. darüber unten § 305. β) Ahd. briuwan, brauen, und thrazisch βρῦτον sind in der That etymologisch identisch, und wiederum das finnische kalja mit dem waskischen celia.

§ 259. Die keltischen Völker und ihre Religion.

Die zerstreuten und lückenhaften Nachrichten, die wir über die Religion der keltischen Völker[1]) besitzen, lassen darüber keinen Zweifel, daß sich bei ihnen ein vollständiger Polytheismus bereits entwickelt hatte, als sie hinter den Wasken her, jedenfalls geraume Zeit nach ihnen, in Westeuropa einwanderten. Von den Galliern berichtet Julius Cäsar,[2]) daß sie als höchste Gottheit, als den Erfinder der Künste und Schutzherrn der Wanderzüge sowie des Handels einen Gott, dessen keltischen Namen er durch Merkurius wiedergibt, verehrten und viele Bilder von ihm hatten; daneben hätten sie einen Arzt-Gott „Apollo", eine Göttin der Künste „Minerva", einen Himmelsgebieter „Jupiter", und einen Kriegsgott „Mars", welchem sie vor Beginn eines Krieges die Beute gelobten, und nach errungenem Siege die erbeuteten Thiere sowie die Kriegsgefangenen schlachteten, und die übrige Beute in Haufen zusammenlegten. Aus einer Vergleichung anderer Notizen und namentlich der kambrischen (wälischen) freilich in späterem, poetischem Interesse sehr umgestalteten Sagen geht nun hervor, daß der Name jenes „Merkur" im Kambrischen Gwydion war, ein Name, der dem germanischen Wuotan entspricht, der Name des Arzt-Gottes (wahrscheinlich auch Sonnengottes) aber Beal (der Pwyll der wäl. Sage, dem german. Phol, dem griech. Ἀπόλλων, dem slav. Bjel-bog, dem etrur. Apul und vielleicht dem semit. Bi'lu entsprechend, s. § 229), und der Name des

---

[1]) Den Kulturzustand dieser Völker darf ich als bekannt voraussetzen.
[2]) B. G. 6, 17.

Himmelsgebieters und Donnergottes „Jupiter" Taranis (dem germ. Donar, skandin. Thorr, finnischen Tara entsprechend). Der Name der „Minerva": Belesamis ist aus gallischen Inschriften bekannt[3]); in der kambrischen Sage erscheint statt ihrer eine kerydwen als Göttin der Künste. Aber auch eine Anzahl anderer Namen von Göttern und Göttinnen, wie Magalus, Alisanus, Anvallonacus, Ucuete Virodedi, finden sich auf gallischen Inschriften. Eine in Bitburg (Rheinpreußen) gefundene: N. H. D. Deo Mercu. Vasso Caleti Mandaliniu Gratus D. enthält den Namen Vasso Caleti[4]), welchen schon Gregor von Tours kennt und durch Mercurius Arvernus interpretirt (Vassus wäre hienach die gall. Form für das wälische Gwydion.) Auf Altären (bei Todi in Toskana, und in Este) wiederholen sich die Namen Ateknati trutikni und Tarkno Vosseno. — Von vier, unter dem Chor der Notredame in Paris den 16. März 1711 gefundenen Altären hat einer auf seinen vier Seiten die Inschriften: Jovis — Volcanus — Esus (dabei ein Mann mit der Axt Zweige von einem Baume hauend) — Tarvos Trigaranus (dabei ein Stier mit drei Flügeln), ein zweiter die Inschriften: Castor — Cernunvos (dabei ein bärtiger Greis mit langen Ohren und Hirschgeweihen, an denen Ringe hangen) — Sevi ri ɔs (dabei eine jugendliche Figur mit einer Keule nach einer Schlange schlagend.) Esus, Hesus war nach Lukan (1, 445) der Kriegsgott der Gallier. — Auf latein. Inschriften, die am Ober- und Mittelrhein gefunden wurden, zeigt sich eine Waldgöttin Abnoba (mit Diana zusammengestellt) eine Arzt-Göttin Sirona (mit Apollo zusammengestellt, und ohne Zweifel mit Belesamis identisch, welcher letztere Name sie vielleicht nur als Gemahlin Beal's bezeichnete), ein lokaler Berggott Vosegus, Vesoncus, Visucius (der seinen Namen vom Vosegus = d. h. Wasken-Gebirg hatte), eine Jautissa und ein Berg- oder See-Gott Tettus[5]), den wir im Namen des Titi-Sees im obern Schwarzwald in der Nähe von

---

[3]) Z. B. die, 1840 aufgefundene Marmorplatte von Vaisou, jetzt im Musée Calvet in Avignon, mit der gallischen Inschrift: *σεϱομαϱος ουιλλονεος τοουτιους ναμαυσατις ειωϱου βηλησαμις οσιν νεμητον.*

[4]) Die Kaleten waren ein auf dem rechten Seineufer wohnender Stamm der Gallier.

[5]) Steinaltar im Antiquarium zu Speier mit der Inschrift: Silvano Tetto Serus fi(lius) Taciti e voto r(estituit). Diese Inschrift ist auf verschiedenen rheinzaberer unechten Thonfabrikaten wiederholt worden, was der Echtheit jenes steinernen Altars keinen Eintrag thut.

Kirchzarten (Tarodunum = Burg des Taro, Tarani) sowie in dem Namen des dortigen Flüßchens Tisana wiederfinden. Sollte Tet mit Taro, Tarani identisch und Tet der eigentliche Name, dagegen Tarani „Donnerer" nur der Beiname des Gottes gewesen sein? Tet würde lautlich dem gothischen Himmelsgotte Tius (ahd. Ziu, äol. Δεῦς, lat. Jus in Ju-piter, Jov-is) entsprechen. — Endlich müssen die Kelten noch einen Gott der Unterwelt (oder Erde?) gehabt haben; denn Cäsar berichtet[6]: Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant. Dieser Erdgott, dessen Namen wir nicht kennen (wenn es nicht etwa Tarkno = Tar-gniu „Taro's Erzeugter" war) entspricht sachlich dem Tivisco der Germanen, den diese für ihren Stammvater und für den auf der Erde geborenen Sohn ihres Himmelsgottes Tius erklärten. — Die Kambern hatten eine Göttin Gwen, deren Name (= gothisch qinô, lat. Venus) und Wesen dem der Venus oder der altnord. Frigg entsprochen zu haben scheint. — Den Göttern, und wohl vorzugsweise dem Vasso oder Gwydion, waren die Steinpfeiler (Menhir's) als Bilder oder Symbole des Gottes geweiht, die man in Frankreich an vielen Orten findet[7], bald einzeln (wo sie zugleich als heilige Grenzsteine gedient zu haben scheinen) bald in Reihen, die (wie z. B. bei Perigues in der Dordogne) gegen einen größeren Menhir zusammenlaufen. Statt einfacher Pfeiler kommen auch Wagsteine und Cromlek's in Frankreich und England vor (s. § 258 Anm. 1.) Statt der Tempel hatten die Kelten nemet's d. h. freie Plätze, die mit Steinen, auch mit Gräben[8], oder (wie der berühmte Stonehenge) mit trilithischen Cromlek's umgeben, bald kreisförmig bald rechtwinklig waren, und in deren Innerem meist mehrere Götterbilder (nämlich Steinpfeiler) — bis zu 19 — standen. In Furneß (Lankaster) ist ein elliptischer Nemet, dessen Axen 350 und 315 Fuß betragen, durch eine Mauer aus kyklopischen Blöcken gebildet. — Die Priester der Kelten hießen Druiden (druid); aber neben ihnen existirte ein Stand der Dichter und Sänger: Barden (bard, Plur. baird), welcher so innig mit dem Volksleben verwachsen war, daß er in's Christenthum mit herübergenommen wurde und in Wales bis in's 14. Jahrhundert fortgeblüht hat. Wenn die Barden der christl. Zeit nicht etwa nur durch weltlichen Gesang Erheiterung zu

[6]) B. G. 6, 18.

[7]) Rougemont, Bronzezeit S. 53 f.

[8]) So die nemet's zu Lèves bei Chartres, zu Alluyes bei Chateaudun (Eure et Loir) zu Pieux bei Cherbourg.

gewähren, sondern jedes solenne Mahl mit einem Gebetshymnus zu eröffnen, jedem Toten sein Grablied zu singen, in jedem Kriege das Heer auf die Walstatt zu begleiten und anzufeuern hatten, und in dieser Eigenschaft eine bestimmte und zwar hohe Stelle im Staatsorganismus einnahmen, so ist einleuchtend, daß dieser Rang und Beruf nicht auf Rechnung des Christenthums gesetzt werden darf (welches ja bei andern Völkerfamilien nichts analoges geschaffen hat) sondern nur auf Rechnung der Nationalität, die schon in ihrer vorchristlichen Zeit diesen Stand mit analogen Funktionen gehabt haben muß. Schon in der Zeit des Heidenthums hat es bei den Kelten neben dem Stande der Opferpriester (druid) einen Stand heiliger Sänger (baird) gegeben. Dieser Unterschied ist dem zwischen den purôhita's (hôtri's und udgâtri's) und den âvaja's in der Vedareligion (§ 194 u. 197) analog, und läßt auf eine Zeit zurückschließen, wo auch bei den Kelten das Gebet das Hauptelement des Gottesdienstes war. In dem Zeitpunkte, wo sie in die westeuropäische Geschichte eintreten, zeigen sie sich schon tiefverwildert und gesunken. Ueber den alten Himmelsgott ist ihr Wander- und Handelsgott getreten, und der alte Himmelsgott hat den Charakter des gefürchteten „Donnerers" angenommen. Der Sonnengott ist von ihm bereits geschieden, der Polytheismus überhaupt in vollster Entwicklung vorhanden. In unaufhörlichen wilden und grausam blutigen Stammesfehden, die durch die Klannverfassung nur begünstigt wurden, rieben die keltischen Völker, vor denen einst Rom gezittert hatte, sich selber auf. Ihre Religion war zu superstitiösem Aberglauben herabgesunken, und aus abergläubischer Angst wurden auch im Frieden, nicht nur im Kriege, Menschenopfer gebracht.[9]) Ueber die sittliche Verderbtheit der Gallier ist schon § 258 gesprochen; über die Treulosigkeit und Rohheit der heidnischen Kelten Britanniens enthalten die Schriften Patrik's gewichtige Zeugnisse.[10]) — Ueber das Schicksal der Seele nach dem Tode waren die Vorstellungen der Kelten verschieden. Die Kambrer glaubten an eine, fern im Meere liegende Insel der Seligen, Ennli, wohin die Seelen nach dem Tode kämen; die Iren und Schotten hatten den Glauben, daß Seelen nach dem Tode in der Nähe ihrer früheren Wohnorte in Klüften hausten, und als gespenstische Nebelgestalten (taibhse, aibhse) sich sichtbar zu machen vermöchten, ein Gespensterglaube, der in

[9]) I. Caesar b. g. 6, 16.

[10]) Patricii Confessio und seine Epistola ad christianos Corotico subditos, abgedruckt in meiner Schrift: „Die iroschottische Missionskirche des 6. 7. u. 8. Jahrhunderts. Gütersloh 1873," S. 482—511.

Irland sich bis heute im Volk erhalten hat. Die Bretonen der Bretagne tragen noch jetzt in der heiligen Nacht ein Mahl für ihre Verstorbenen auf, entfernen sich dann aus dem Gemach, und sind am nächsten Morgen überzeugt, daß die Geister ihrer Verstorbenen dagewesen seien und von den Speisen genossen hätten.

§ 260. Die Religion der Germanen und die der Slaven.

In der Religion der germanischen Völker [1]) begegnet uns die, einen vorgerückten Polytheismus andeutende doppelte Erscheinung, daß a) derjenige Gott, welcher der Etymologie seines Namens nach ursprünglich der Eine Gott schlechthin gewesen und bei den Griechen und Römern wenigstens der höchste der Götter geblieben war, nämlich goth. Tius ahd. Zio, nord. Tyr (= dêva, *Δεῦς*, *Ζεῦς*, deus, Dius, Ju-) zum bloßen Kriegsgotte (und nicht einmal obersten Kriegsgotte) herabgesetzt ist, und daß b) statt des alten Gottesappellativums tius, ziu [2]) ein anderes von sehr räthselhafter Etymologie [3]), nämlich gothisch guth

[1]) In Betreff der Thatsachen verweise ich ein für allemal auf Jakob Grimm's deutsche Mythologie, Göttingen 1854. In Ansichten und Erklärungen weiche ich, wie man sogleich sehen wird, in einigen wenigen Punkten von Grimm ab.

[2]) Eine Spur des appellativischen Gebrauches von Ziu (nord. tyr.) zeigt sich noch, wenn Odhinn als Sigtyr „Siegesgott", Thôrr als Reidartyr „Wagengott" bezeichnet wird.

[3]) Mit Gutans, ahd. Kuzun, altn. Gotar „Gothe" kann das Appellat. guth, ahd. cot, altn. godh nichts zu schaffen haben. Ebenso wenig aber mit dem, erst zur Sasanidenzeit (226—651 n. Chr.) entstandenen huzwaresch-persischen khodâ (§ 208) das aus dem zendischen qvadâta (= Sskr. svadâta, d. h. a se datus, unerschaffen) entstanden zu sein scheint. Auf den wahren Ursprung des Wortes führt mich die assamesische Sprache. Diese, eine Tochter oder Umbildung des Sskrt., hat neben dêo auch noch ein zweites Gottesappellat. khôda. Dem zendischen qadâtha kann dies begreiflicherweise nicht verwandt sein, da demselben im Sskr. ein *sv*adâta entspräche, khôda aber nicht mit sv sonder mit kh anlautet. Diesem assamesischen khôda scheint vielmehr die uralte sanskr. Wurzel khu*t* zu Grunde zu liegen, welche nur an einer einzigen Stelle des Rigveda (10, 101, 12) und zwar dort in der Bedeutung „befruchten, schwängern" vorkommt, deren Urbedeutung also wohl die des Zeugens, Erzeugens gewesen sein wird. Der Grundbegriff von khôda wäre also der des Erzeugers oder Schöpfers. Der Sanskritwrzl. khu*t* entspricht nun nach dem Gesetz der Lautverschiebung das gothische guth auf das genaueste. — (Minder passend würde mir die Ableitung von Sskr. ghu*t* erscheinen, was im Dhâtup. zweimal — einmal in der Bedeutung „schützen", dann in der von „sich widersetzen" — vorkommt.)

ahd. cot und im Altnordischen das fast ebenso räthselhafte âs (plur. aesir) auftritt.[4]) — A) An der Spitze der germanischen Götterwelt erscheint goth. Vodans, ahd. Wuotan (altſ. Wôdan, westfäl. Guodan, nord. Odhinn, Othinn), dem kambrischen Gwydion (§ 259) entsprechend. Sein Name pflegt von watan (lat. vadere) „gehen, durchdringen", abgeleitet und dann doch wieder mit wuot „Wuth" in Zusammenhang gebracht zu werden. (Grimm). Aber wuot kommt nicht von watan, sondern vom goth. vôds „wüthend, besessen", und dies vom goth. visan „besessen sein."[5]) Nun ist nicht denkbar, daß ein Volk seinen obersten Gott im partizipialen Sinn als einen, von wiederum einem anderen Gott oder Geist besessenen gedacht hätte, da denn dieser letztere der alleroberste sein müßte. Nicht einmal im adjektivischen Sinn als einen „wüthenden" dürfte es ihn bezeichnet haben; denn erst unter dem Einflusse des Christenthums ist der Wuotan der Heiden (offenbar in Folge des Klanges seines Namens) zum Anführer des „wüthenden Heeres" umgestaltet worden; in seiner ursprünglichen echten Gestalt erschien er den Römern als ein „Mercurius", d. i. als ein Gott der Weisheit und der Künste, und so verehrten ihn auch wirklich die Germanen als den Verleiher von Weisheit, Kunst und Schönheit, als den Ordner der Kriegsheere und Schlachten,[6]) der als sigfödhr den Sieg verleiht (überlegen und übergeordnet dem Gotte des Schlachtgetümmels: Ziu), der die Seelen der im Kampfe gefallenen in seinen „Wunschsaal" Valhöll aufnimmt, und der von seinem Throne Hlidhskialf aus die ganze Welt überblickt und alles schaut, was auf ihr vorgeht, von dem auch alles Gute den Menschen kommt, daher er geradezu das Prädikat Wunsch (= „Ideal") trägt. Er sendet und vertreibt Seuchen; er hat

---

[4]) As entspricht dem ahd. ans, das sich im Namen „Ansbach" (auch Onolzbach genannt, was wegen des mangelnden H nicht als Hunoltsbach sondern als Unholdsbach, d. i. Götzenbach, zu erklären ist) findet. Vom gothischen ans „Tragbalken" läßt sich dies Gottesappellativum nicht wohl ableiten. Eher ist (mit Grimm) an eine Verwandtschaft mit dem tyrsenischen aesi „Götter" (Hesych. s. v. *αἰσοί*, Suet. Octav. 97) und dem akkadischen ausar „Gott" zu denken, und beides von der Urwrzl. âs „sitzen, thronen" abzuleiten. Den Ochsenkopf des Fichtelgebirgs (der angeblich Offenkopf geheißen haben soll) als Asenkopf zu erklären, ist verfehlt, da die ahd. Form des Wortes nicht as, geschweige ass oder oss sondern ans war.

[5]) Noch vorhanden im süddeutschen Provinzialismus: „das Wesen" für fallende Sucht, welches Wort von dem aus Wrzl. bhû kommenden Worte „Wesen" = essentia verschieden ist. — [6]) Grimm 121 ff.

die Dichtkunst erfunden; Saga ist seine Tochter. Als „fru Gude" d. h. frô Gwodan, „heiliger Wuotan" verleiht er noch im heutigen Volksglauben [7]) den Aeckern Fruchtbarkeit. Offenbar sind auf seine Person die Prädikate, welche ursprünglich dem Tius-Ζεῦς, dem Gotte schlechthin, eigneten, übertragen worden. Da er nun weder als wandernder, noch als wüthender gedacht war, so kann das Etymon seines Namens weder in watan noch in visan und vôds gesucht werden. Auf die richtige Etymologie wird uns die genealogische Sage der Germanen führen; ehe wir aber zu dieser übergehen, betrachten wir die übrigen Götter. — B) Donar (altsächs. Thunar, nord. Thôrr) der Donnergott, entspricht als solcher dem keltischen Taranis, scheinbar auch dem röm. Jupiter tonans, mit dem die Römer ihn identifizirten, ist aber in Wahrheit nur Beiname eines Gottes Fairguns (goth.), der in der Edda als Fiörggyn (Vater der Frigg) wieder erscheint, dessen Name sich im Virgunnia-Wald bei Ansbach [8]) erhalten hat, und der mit dem slavischen Donnergotte Perun (lithauisch Perkunas, mordwinisch Porguini) und ohne Zweifel mit dem italischen Volcanus (l für r, wie so häufig) identisch, ebendarum aber von Jupiter unterschieden und vielmehr (sachlich, nicht lautlich) dem Hephaistos analog ist. Der Donar der Germanen trägt einen langen rothen Bart, dessen Schütteln den Blitz verursacht, in der Hand den hamar d. h. „Stein, Steinhammer", den er mit dem Blitz auf die Erde schleudert (die Belemniten und Blinssteine galten — und gelten theilweise noch — als solche „Donnerkeile"). Das Rollen seines Wagens ist der Donner. In der nordischen Sage bezwingt er den Midgardsworm (= schlange); Eiche, Hirschschröter und Mistel waren ihm heilig. — C) Tius (ahd. Zio, Edda: Tyr) war der Gott des Kampfes, des Schlachtgetümmels als solchen. Wir haben uns diese Degradation nicht so zu denken, daß der höchste Weltenherr mit Bewußtsein unmittelbar zum bloßen Schlachtengott herabgesetzt worden wäre, sondern vielmehr so, daß das Wort tius, ziu,

---

[7]) Grimm, 231. — Von seiner einstigen Verehrung zeugen die Ortsnamen Godesberg bei Bonn, Wunsidel und Wonsgehaig im Fichtelgebirg, Wonseeß bei Haßfurt u. a. In den Sagen des Böhmerwaldes erscheint er als „Woud".

[8]) Zeuß die deutschen Stämme, S. 10. Der in Ansbach verehrte Ans (oder nach christlicher Bezeichnung: Unhold) war hienach der Donnergott Fairguns. Auch bei den Schweden wurde der Donnergott als der âs κατ' ἐξοχήν betrachtet, denn im Schwedischen heißt „Gewitter" âska, d. h. „das Fahren (aka) des As."

das ursprünglich den Einen Gott bezeichnete (sodaß nom. propr. und appellat. zusammenfiel), beim Entstehen des Polytheismus als Appellativum den verschiedenen Göttern beigelegt wurde (vgl. den sigtyr Wodan, den reidartyr Thorr) endlich aber an einem einzelnen dieser Götter, der den streitlustigen Germanen besonders werth war, haften blieb, sodaß sie diesen den Gott κατ' ἐξοχήν nannten. Dieser einzelne Gott mußte zuvor seinen eigenen Namen gehabt haben, und diesen Namen kennen wir denn auch; es war der Name Ear, Eor (ident. mit Ἄρης, dem keltischen Esus, dem eran. Airja § 232), der im bairischen „Ertag" (= Dienstag, alemann. Zies-tik, d. i. Tius-tag, Ziu's-tag) und in den Ortsnamen Eresberg in Westfalen, Erenbirg und Erenbach bei Forchheim in Franken, noch erhalten ist, und von dem die Cherusker (Heru-sci) ihren Namen hatten. In der Edda wird er einhändig dargestellt, weil er immer nur dem einen Theil den Sieg zu verleihen vermag. — Ein Stamm, der der Sueven, hat das Wort ziu nicht bloß auf den Kriegsgott Ear übertragen, sondern nun auch diesen Zio als höchsten Gott, verehrt; denn wenn eine Wessobrunner Glosse die Sueven als Cyuvari (Ziowari „Zio-Anbeter") bezeichnet, so kann dies doch wohl kaum einen andern Sinn haben, als daß sie anstatt Wuotans den Ziu als obersten Gott verehrt haben. Aehnlich, wenn[9]) die Tenchterer den „Mars", also den Zio, als ihren praecipuus deus bezeichnen. — D) Paltar ahd. (nord. Baldr, aglſ. Baldäg) heißt in einem Merseburger Liede Phol, und findet sich in den Ortsnamen Pholesauwe bei Passau, Pholespiunt bei Eichstädt, Baldersbrunn in der Pfalz, Pholing, Polling in Baiern, Pfuhl bei Ulm, Pfullendorf bei Gotha, Pfullingen an der Alb u. a. Als Sonnengott, den (in der Edda) der blinde Hödr mit einem Pfeile tötet, und der (im Frühling) wieder lebendig wird, entspricht er sachlich und lautlich dem kelt. Beal, dem slav. Bjel-bog, dem röm. und griech. Apollon, dem etrur. Apul, dem semitischen Bi'lu. (Sein Name ist also weder vom goth. balths „kühn", noch vom lithauischen baltas „weiß" abzuleiten.) Die nordische Göttersage hat ihn verdoppelt, indem sie ihm einen Gott des Sonnenscheins und der Fruchtbarkeit: Freyr an die Seite stellte, dessen Name, dem goth. fráuja „Herr" entsprechend, die Appellativbedeutung des semit. baal wiedergeben würde. Die Edda macht diesen Freyr zu einem Sohne des Niördr, der in Nôatûn (was nach Grimm S. 198 „an

[9]) Tac. Hist. 4, 64.

Noah erinnern könnte") gewohnt haben soll, und gibt ihm Freyja (was lautlich dem ahd. frôwa „Herrin" entsprechen würde) zur Gemahlin. Er soll über Meer, Luft und Feuer herrschen. Da nun aber die Edda von diesen drei Gottheiten: Niördr, Freyr und Freyja, ausdrücklich sagt, daß sie nicht aesir sondern vanir seien, und da Vana, Vena ein alter Name der slavischen Stämme ist[10]), und eine slavische Göttin Prije wirklich vorkommt, die ganz der Freyja entspricht, so liegt es nahe genug, diese drei Gottheiten, mindestens Freyr und Freyja (denn Niördr könnte eine in's männliche übersetzte Nerthus, Tac. Germ. 40, sein) als solche zu betrachten, die die Skandinavier erst in späterer Zeit von slavischen Nachbarvölkern herübergenommen und deren Namen sie gleichsam für eine germanische Etymologie umgebildet hätten. — E) In der Edda stellt sich überhaupt eine jüngere, bereits künstliche und komplizirt-mythologische Gestaltung der germanischen Götterwelt zu einem Göttersystem dar. Auch die alten Sagen[11]) sind wuchernd ausgebildet. Heimdallr, der Wächter und Urvater der Götter, ist eine Reduplikation Odhinn's; dem Baldr wird eine Gattin Nanna und ein Sohn Forseti („Vorsitzer") zugetheilt, dem Meergott Oegir eine Gattin Ran mit neun Töchtern, die die Seelen der Ertrunkenen in ihr Netz zieht. Gefjon erscheint als Schutzgöttin der Jungfrauen. Die Sage ist als Saga personifizirt und zu einer Tochter Odhinn's gemacht, und neben ihr erscheint ein Gott der Dichtkunst Bragi. Forniotr ist Vater von Hler, Logi und Kari (vielleicht: Wasser, Feuer, Luft.) Als ältere Götter können nur in Betracht kommen: a) Oegir der Riese und Meergott (v. oeginn „Meer", vgl. ὠγήν, ὠκέανος, kelt. cuan) welcher in der ahd. Sage als Ecke auftritt, bei den binnenländischen Deutschen aber frühzeitig in Vergessenheit gerathen zu sein scheint; und b) Loki (von lukan, lahm sein, und: schließen, lat. claudico und claudo) ein böser Gott, der die ungeheure Schlange Jörmungandr, eine Tochter Hel und den Wolf Fenrir gezeugt hat, welcher letztere, indem er den Mond verschlingen will, die Mondsfinsternisse bewirkt. Loki selbst liegt gefesselt in der Unterwelt. — F) Eine Reihe weiblicher Gottheiten sind altgermanisch. a) Die Erdgöttin „Nerthus" (goth. airtha, ahd. ërda, altn. iörd) ist durch Tac. Germ. 40 bezeugt sammt ihrem Inseldienst. Mit ihr ist

[10]) Vinidae, Wenden. Im Finnischen: Weneläinen „Russe".

[11]) Siehe unter H.

Hera, Herche, Helche identisch.[12]) b) Hluodana, wahrscheinlich eine Schutzgöttin des häuslichen Heerdes (von hlôd Heerd) ist durch eine Steininschrift in Xanten[13]) bezeugt und wird in der Edda als Mutter Thorr's aufgeführt. c) Von einer Tamfana[14]) ist nur der Name bekannt. d) Holda (goth. hulths, hold) von Tacitus als Isis bezeichnet, Göttin der Luft und der Quellen, den Aeckern Fruchtbarkeit bringend und den häuslichen Fleiß (des Webens) lohnend, vom Volksmund in die „Frau Holle" verwandelt, erscheint bei den süddeutschen Stämmen unter dem Namen Perahta („glänzende") „Frau Berchte", in Franken und Schwaben unter dem kombinirten Namen Hilda-berta. Als „weiße Frau" ist sie Ahnmutter verschiedener Geschlechter. Um die Wintersonnenwende hält sie in ihrem Wagen ihren Umgang im Lande (als Schneegöttin); sie hat einen Pflug, von dem Goldspäne abfallen. Bei den Angelsachsen hieß sie Hrêda (von hruod „Ruhm"); in der nord. Mythologie entsprach ihr halb und halb Frigg, die Gattin Odhinn's, die Frea der Longobarden (von goth. freis; ahd. frî, frei; goth. frijôn, ahd. friôn, „lieben"), als Göttin der Ehe, die übrigens vielfach mit jener oben erwähnten Freyja (aus Prije, Sskr. prija lieb, hold von prî lieben, also der nämlichen Wrzl.) zusammenfloß. e) Ostarâ (lautlich ident. mit lat. auster) ist die Göttin des Morgens, des Lichtes, des Frühlings. f) In einem Auszug aus einer alten „gallica historia" wird eine an Lech und Wertach verehrte dea Zisa oder Cise (Femin. von Zio?) erwähnt, wahrscheinlich eine Flußgöttin. Vielleicht liegt ihr Name dem des Seißenberges (bei Hirschbüchel) zu Grunde. g) Hel ist in der nord. Mythologie die Göttin der Unterwelt, eine Tochter Loki's von einer Riesin. In Deutschland hat sich ihr Name (goth. halja, ahd. hella, hellia, mhd. hell, nhd. Hölle) nur als Bezeichnung der Unterwelt erhalten; aber lautlich entspricht halja dem sskr. Kali und ist mit *κελαινός*, caligo verwandt. Hel, die unersättlich hungrige, hält die Seelen der weder im Kampfe gefallenen noch ertrunkenen Toten unerbittlich in Niflhell fest; pestbringend reitet sie auf dreibeinigem Rosse durch's Land. — G) Die Götter wurden an heiligen Orten (Heiligthümern, goth. alhs, ahd. alah) die theils in heiligen Hainen (ahd. haruc, wih, paro) theils in Gebäuden (hof, halla, sal, rakkud, chirihha, vgl. Tac. ann. 1, 51; Germ.

---

[12]) Grimm 231.

[13]) „Deae Hludanae sacrum C. Tiberius Verus".

[14]) Tac. ann. 1, 51 und Steininschr. in Neapel.

40) bestanden, verehrt; heilige Bäume galten als von einem bestimmten Gotte bewohnt und beseelt;[15]) aber es gab auch Götterbilder.[16]) Die Germanen hatten Priester (godhi, cotinc), die theils zu bestimmten Festzeiten theils bei gelegentlichem Anlaß den Göttern Rosse, Eber, Widder und andere Thiere, aber auch Menschen opferten[17]) vor allem die Kriegsgefangenen dem Ziu-Ear. Für „opfern" hatten sie das Wort blôtan „verbrennen" (ident. mit φλοιδόω und gänzlich verschieden von pluoten bluten) aber aus Tacitus[18]) ergibt sich, daß sie die zu opfernden nicht etwa lebendig verbrannten, sondern zuvor schlachteten. — Den einzelnen Göttern waren gewisse Thiere heilig, insofern sie ihnen geopfert wurden, nicht insofern die ganze Gattung dem Genuß und Gebrauch der Menschen entzogen gewesen, geschweige daß das Thier als Inkarnation des Gottes betrachtet worden wäre. — Wälder, Quellen, Flüsse, Bäume, Berge waren von Elben, Zwergen u. dgl. Geistern bewohnt; auch das Haus hatte seine schützenden hûsinge[19]) und seine neckischen Tatermänner (auch cobout, Kobold, v. κόβαλος) die jedoch beide in keiner Weise als Geister verstorbener Vorfahren gekennzeichnet werden (in schneidendem Unterschied von dem Glauben der mongolischen und dem der ugrofinnischen Völker). — H) Wenden wir uns der germanischen Sage zu, so ist hochbedeutsam die genealogische Sage, vermöge deren die verschiedensten germanischen Stämme ihre Abkunft auf Wuotan zurückführen. Nach Tacitus[20]) war Tuisco (d. i. Tivisco) ein deus terra editus; sein Sohn war Mannus, und dieser hatte drei Söhne, die Stammväter der Ingaevones (Ynglingar der nord. Sage) Iscaevones (Askr der Edda, vgl. Asciburgium bei Tac. Germ. 3, oder sind es die Wasken?) und Hermiones (Çairim und Kimri?) welche auf die Namen Ingo, Isco, Hermino schließen lassen. In Mannus erkennen wir den Manu der indischen und eranischen Sage, den Fluthüberdauerer, sofort wieder, und die Dreizahl der Söhne stimmt ebenfalls (vgl. § 224). Die drei

---

15) Tac. Germ. 9 und 39—43; ann. 1, 61; 2, 12; 4, 14 und 73. Maxim. Tyrius diss. 8. Willibald vita Bonif. bei Pertz II, 343. Vgl. auch die Ortsnamen Heiligenlohe, Heiligenforst, Dreieich.

16) Grimm, S. 95.

17) Grimm, S. 41—45 und S. 38 f.

18) Germ. 9 und 39; ann. 1, 61; 13, 57.

19) Grimm 468 ff.

20) Germ. 2.

von ihnen abstammenden Geschlechter aber lassen sich durchaus nicht als germanische in dem Sinne nachweisen, daß drei wirkliche Hauptstämme der Germanen (etwa Sachsen, Franken, Sueven, oder: Gothen, Sachsen, Sueven) sich in ihnen wieder erkennen ließen. Offenbar sind drei Volkssippen uralter Zeit von der Sage gemeint, deren Namensformen nur eben germanisch gestaltet wurden. Nun nennt aber die Edda[21]) statt des Mannus vielmehr den Odhinn als den Vater Yngvi's (Ingo's), und ferner gibt sie dem Odhinn zwei Brüder: Vili und Ve, und nennt als Vorfahren und Ahnen dieser drei Brüder den Buri, den von einer Kuh aus einem Felsen geleckten Quasi-Sohn (Nachfolger) des ersten Menschen.[22]) Nehmen wir zu dem allem noch die weitere Thatsache, daß[23]) die verschiedensten germanischen Stämme ihre Abkunft durch verschiedene Mittelglieder (die Gothen durch Gauts, die Sachsen durch Piawolf d. h. „Specht", der an den Saturnssohn Picus der Italer erinnert, oder auch durch Pillunc oder Bilvisus, aus dem zuletzt ein Getraidekobold Bilwiz geworden ist, auf Wuotan und keinen andern zurückführen, so kann es nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß dieser Vôdans ein zum Gott erhobener Urahne der jafetidischen Völkersippe ist. Schon in der eranischen Sage (§ 224, E) fanden wir Manu d. i. Noah mit dem verheißenen Schlangentöter identifizirt, schon bei den Indern den Manu vollends zu einem göttlichen Wesen, einem zweiten Weltschöpfer erhoben. Bei fortschreitendem Polytheismus lag die Verwechslung des zweiten Weltschöpfers mit dem ersten nahe genug. In der eranischen Sage ist Airja derjenige unter den drei Söhnen Noah-Manu's, von dem die Eranier abstammen, während die beiden andern Söhne in verengender Anschauung als Ahnen der Turanier und Çairimier betrachtet werden; objektiv würden diese drei Brüder der eran. Sage also (wenn unsre Annahmen in § 247 richtig sind) dem Madai, Tubal und Togarma der israelitischen Urtradition entsprechen; subjektiv entsprechen sie vielmehr dem Jafet, Ham und Sem, sofern ihnen eine Reminiszenz an die drei Söhne Noah's zu Grunde lag; und da ist nun Airja als Stammvater der Arier kein andrer, als Jafet. Den Namen Airja

[21]) Grimm S. 322 f.

[22]) Die Sage der Sachsen nennt als Ahnen Wuotans den Heremôd und Geât. Der letztere könnte an den Wate der Edda (einen vorsintfluthlichen Heros) erinnern.

[23]) Grimm 340 ff.

haben auch einzelne germanische Stämme (siehe oben unter C) in Asien mit überkommen, und ihn als Ahnen- und Stammesgott zu ihrem Schutz- und Siegesgott d. i. Kriegsgott Ear gemacht und ihn als den Tius oder Zio κατ᾽ ἐξοχήν über alle andern Götter erhoben. Bei der Mehrzahl der germanischen Stämme hat sich aber die Erinnerung in den Namen Jafet und an dessen Wurzel fatah erhalten, und, indem das semitische פ hier, wie öfter, in v überging (s. Anm. 1) zu dem Namen Vôdans gestaltet, und so wurde von ihnen ihr Ahne und Urvater Jafet-Vodan zum höchsten der Götter; dabei nannten sie Ear neben ihm als einen der Ahnen.[24]) Daß sich die einzelnen Germanenstämme nicht nach Vodan nennen, sondern nur nach Gaut, Saxnot, nach Skiöldr (die Skiöldinger d. i. Dänen), nach Valis (die Völsungen d. i. Franken) rc., das ist begreiflich, wenn Vodan der gemeinsame Stammvater aller, nicht der besondere eines einzelnen Stammes war. Desto bedeutsamer ist, daß nur auf Vodan und auf Ear, nie auf Donar, Paltar rc., ihrer aller Abkunft zurückgeführt wird. Und die beiden Raben, Huginn und Muninn, welche Odhinn aussendet, daß sie ihm Nachricht aus der Welt bringen sollen, erinnern an die Raben, welche Noah, Jafet's Vater, aus der Arche sandte, um Kunde über den Stand der Sintfluth zu erhalten. — Hat die germanische Sage den nachsintfluthlichen zweiten Quasi-Weltschöpfer mit dem ersten, dem wirklichen Weltschöpfer — Noah mit Gott — konfundirt, so muß sie konsequenterweise die Sintfluth sammt dem Untergang der Riesen (iöttun, thurs, hiune, ent, risi) vor die Weltschöpfung oder in diese hinein setzen, und gerade dies thut sie wirklich. Daß die Riesen ein altes untergegangenes Geschlecht sind, das den Göttern sich trotzig widersetzt hatte[25]), das weiß die Sage noch. Auch weiß sie verwaschenes von Ehen der Ahnenhelden (Niördr, Börr) und selbst einzelner Götter, namentlich des bösen Loki, mit Riesinnen[26]); der Donnergott Thor aber hat mit seinem Hammer die Riesen zermalmt, als die Riesen die Töchter der Götter sich zu Weibern nehmen wollten[27]) — 1 Mos. 6, 2! — und aus dem Blute des erschlagenen Riesen Ymir entstand eine Fluth, in

---

[24]) Mit Ear hat sich (in Deutschland) Irmino verschmolzen (Grimm 325 ff.) In der asiatischen Urheimat war Hermino gewiß — dem lautlich identischen Çairim der Eranier entsprechend — eine Reminiszenz an den Sarmaten-Stammvater, den Jafetsenkel Thogarma, ebenso wie Isko Reminiszenz an den Eusken-Stammvater Aschkena. Denn die Urform von Irmino ist Hermino.

[25]) Snorri, 150 b. [26]) Grimm 497. [27]) Ebendas. S. 514.

welcher alle Riesen bis auf den einzigen Bergelmir ertranken. Soweit ist die Reminiszenz klar. Nun ist aber in der Sage das vorsintfluthliche Menschengeschlecht schlechthin zum Riesengeschlechte gemacht; der erste der Riesen, Ymir (in dessen Namen wir unschwer den eranischen Jima wiedererkennen) ist der erste Mensch schlechthin; auf ihn folgt Buri; dessen Sohn ist Börr, dieser ist der Vater von Odhinn, Vili und Ve. Sonach mußte Börr oder Buri (von welchem Börr nur eine Verdoppelung ist) die Fluth überleben, nicht Bergelmir. Und in der That läßt die Edda-Sage inkonsequenterweise nach der Fluth, in welcher alle Riesen bis auf Bergelmir ertrunken sein sollen, plötzlich statt dieses Bergelmir die Söhne Börr's: Odhinn (Vodan), Vili, Ve, lebendig vorhanden sein, läßt sie aus dem Leichnam Ymir's Erde, Himmel und Meer gestalten, und — da diese drei Brüder zu Göttern gemacht sind, bleibt nichts anderes übrig, als daß diese nun erst ein „erstes Menschenpaar" (das heißt aber: ein erstes Paar nachfluthlicher Menschen): Askr und Embla, erschaffen. Wären die drei Brüder in der Erinnerung des Volkes als Menschenkinder festgehalten worden, so hätte die neue Erschaffung eines ersten Menschenpaares ihnen nicht angedichtet werden müssen. Von diesem Einen Zuge abgesehen, deckt sich die Sage ganz und gar mit der biblischen Urtradition. Ymir (= Jima) ist Adam, Buri-Börr ist Noah; Odhinn (= Vodan), Vili, Ve sind Noah's Söhne. Bergelmir aber scheint eine jüngere Reduplikation Buri's zu sein[28]), durch welche der Glaube, daß es auch nach der Fluth noch Riesen gab (womit etwa die gegen Gott empörerischen Erbauer des babyl. Thurmes gemeint sein mochten) erklärt werden sollte. — Unsre Ansicht von Vodan hat hier eine neue Bestätigung erhalten. — Auch das vorsintfluthliche Brüderkleeblatt: Tubalkain, Jabal und Jubal finden wir in der Sage der Edda wieder. Der Riese Wate, dem Lemek der Bibel entsprechend[29]) hatte drei Söhne: Völundr (den Wieland der deutschen Sage),

---

[28]) Sein Großvater Ymir wird Or-gelmir, sein Vater Thrud-gelmir genannt. Sein Eigenname war also Ber (und Gelmir war nur Prädikat); Ber aber ist mit Börr und Buri offenbar identisch. — Ebenso ist der „erste Mensch" Askr (auch nach Grimm's Ansicht) nur eine Umbildung des Mannussohnes Isko. Mannus ist aber nur ein andrer Name für Buri; Ingo, Isko, Hermino nur andre Namen für die drei Söhne Mannus-Buri's. In Askr ist also nur einer der drei Burissöhne: Odhinn, Vili, Ve zum zweitenmale vorhanden.

[29]) למך von arab. *lamaka* (*talmaku* juvenis validus). Wate von wat Rüstung, wëtan wappnen, rüsten.

einen Schmied, den Egill einen Bogenschützen, der so geschickt war, daß er seinem eignen Sohne Orentil einen Apfel vom Kopfe schoß (die älteste Wurzel der Toko- und Tell-Sage) und den Slagfidr, der durch seinen Namen (slagen und fidl = ahd. fidulâ „Seite") als Fidler oder Geiger charakterisirt ist.

Anm. 1. Nach den Untersuchungen von R. von Raumer und Friedrich Delitzsch entspricht das semit. פ in der Regel dem p der indog. ersten Lautstufe, das ב aber dem bh, *φ*, lat. f oder b. Daß aber die Lautverschiebungsverhältnisse zwischen den semit. und arischen Sprachen nicht so einfach und regelmäßig sind, wie innerhalb der letzteren, weiß jeder, der sich mit diesen Untersuchungen näher beschäftigt hat. Drei Punkte sind bei diesen Untersuchungen von vornherein zu beachten. a) Semitisch und arisch verhalten sich nicht und können sich nicht verhalten wie Mutter und Tochter, sondern nur wie Geschwister, d. h. wie zwei Töchter einer allerursprünglichsten Ursprache (vgl. Raumer, vierte Forts. § 2). b) Indem die semit. Sprachen die einsilbigen Wrzln. zu zweisilbigen und die biliteralen zu triliteralen umbildeten, waren sie zu wesentlichen Umgestaltungen in Laut und Sinn veranlaßt. c) In der einen wie der anderen Sprachfamilie kommt neben der Verwandtschaft in absteigender Linie und neben der von Curtius schon hervorgehobenen, mehr nur die Vokale betreffenden „Wurzelvariation" (z. B. TAK, *τεκεῖν*, TIK, *τίκτω*, TYK, *τεύχω*) auch eine (bisher noch nicht genug beachtete) Seitenverwandtschaft zwischen verschiedenen Wrzln. vor. Daß z. B. zwischen der arischen Grundwrzl. ahva (woher aqua, Ache) und der Grundwurzel ava (skr. avani, ahd. awa, Aue, kelt. abh) — daß zwischen den Grundwrzln. lab (im lat. labium, irischen labar) und loc (loqui) — zwischen Sskr. mrd lat. mordere und lat. mandere — zwischen oc (in oculus, im malaiischen wak „sehen") und op (in *ὄψις* rc.) — zwischen str (in strenuus, ahd. strachjan, strangen) und sr (in finn. seria, srigi) und tr (sskr. tr, altir. trên, ahd. thrachan) u. s. f. Seitenverwandtschaften bestehen, insofern je Ein Wurzelansatz durch verschiedene Bildung des Aus- oder Anlautes verschiedene Formen für Modifikationen desselben Begriffes entwickelt hat, wird sich nicht leugnen lassen. Diesen Trieb, den ich als den der Wurzelspaltung bezeichnen möchte, sehen wir fort und fort in den Sprachen walten. Schon die im Arab. erfolgte Scheidung von te und tse, tzad und dhad, ajin und ghajin rc. beurkundet diesen Trieb. Die semit. Sprachen haben aus einer Urwurzel פר (die wir im arischen in frango, ahd. prëchan, brechen, wiederfinden; sskr. bhang scheint mir nicht hieherzugehören, sondern eher mit findere verw. zu sein) die verschiedenen Stämme, פוק, פרךְ, פרר, פרם, פרק, פרס, pharatza, pharadha, pharasa, pharaza, pharada gebildet, welche sammt und sonders den Begriff des Brechens, Trennens, Auseinandertheilens in verschiedenen Modifikationen ausdrücken, und sich fast wie Komposita (far-am, far-az, far-as rc.) ausnehmen, in der That aber nur Weiterbildungen durch Determinativa darstellen. Seitenverwandt ist die Wrzl. פל, die theils ebenfalls in der Bedeu-

tung des Theilens (פלח, פלל, פלא phalaga, phaladsa, phaladsha, phala'a, phalagha u. a.) theils in der Bedeutung des Lösens, Freimachens und Freiwerdens (פלם, פלט, phalatza) auftritt. — Im Indog. haben sich aus einer Wurzel PAT, welche Ausdehnung und Weite bezeichnet, einerseits die Stämme pandere, *πετάννυμι*, *πιτνάω*, andrerseits patere gebildet, und Hunderte analoger Fälle! (Auch die Bildung der 13 arab. Konjugationen beruht theilweise auf dem gleichen Prinzip und Trieb.) Das Bemühen, triliterale semitische Wrzln. unmittelbar mit triliteralen arischen zusammenzustellen, um hieraus Lautverschiebungsgesetze zu deduziren, muß daher als ein vergebliches und verfehltes bezeichnet werden. Hat sich doch, wie obige Beispiele zeigen, selbst innerhalb des semit. Sprachgebietes die Triliteralentwicklung in den einzelnen semit. Sprachen verschieden vollzogen. Ein Zusammentreffen eines semit. Wortstamms mit einem gleichbedeutenden arischen in allen drei Radikalen wird in den meisten Fällen als ein zufälliges betrachtet werden müssen. Es ergibt sich vielmehr als oberster methodologischer Kanon, daß man in erster Linie aus der Menge der synonymen semit. Wortstämme die semitische Grundwurzel eruiren muß, um eine ihr verwandte arische Grundwurzel zu finden und aus beiden auf die Gestalt der den beiden Grundwurzeln vorangegangenen Urwurzel zu schließen. — Treten wir nun nach diesen Vorbemerkungen an die Frage heran, ob aus einem, im Semit. in der Lautform פתח vorhandenen Stamm sich im Gothischen die Lautform Vôdan gestalten konnte. Das war 1) selbst unter der Voraussetzung nicht absolut unmöglich, daß dem semit. פ ausnahmlos nur ein arisches p entsprechen könne. Selbst dann konnte noch innerhalb des arischen Sprachgebietes ein anlautendes p in ein v übergehen, wie uns der Uebergang aus slav. Perkuna, Fairguns in ital. Volcanus und in Virgynnia beweist. 2) Aber einer so waghalsigen Hypothese bedarf es gar nicht. Wir dürfen bei Vergleichung semitischer Grundwrzln. mit arischen die Frage nicht so stellen: „in welchen indog. Laut hat sich das semit. פ verwandelt?" (als ob die arische Ursprache eine Tochter der semit. gewesen wäre!) sondern: „welcher Laut oder welche Laute der ursprünglichsten Ursprache sind im Semitischen zu פ geworden?" Und da müssen wir antworten: nicht bloß solche, die im Arischen zu p, sondern auch solche, die im Arischen zu bh, *φ*, f — ja auch solche, die im Arischen zu v geworden sind. Schon in der obenangeführten semit. Grundwurzel für „brechen:" פר, die dem l. frangere ahd. prëchan irisch bris entspricht, und ihrer Nebenwurzel פל, woher sowohl פלרה als falx kommt, haben wir ein Beispiel für פ = bh. Schon das Vorkommen von פרזל neben ברזל, (fer-rum), die Wandlung des assyr. הבל in פל (filius) zeigt uns, daß in den semit. Sprachen der labiale Anlaut ein schwankender war. Ein und dieselbe Urwurzel PR ist im Goth. zu freis (was ein griech. *πρ* voraussetzen läßt) im Semit. (mit Wandlung des r in l) zu פל (s. oben) geworden, sodaß hier ein semit. פ dem arischen p entspricht. Andrerseits aber ist ein und dieselbe Urwrzl. VAL, die im Arischen zu lat. vol-vo, goth. valtjan, ahd. walagôn und walzan wurde, im Sem. zu פל (in פלר und פלש und phalaka) geworden, sodaß hier ein פ dem

ar. v entspricht. Ganz der gleiche Fall ist mit Urwrzl. VAN (goth. vandjan, ahd. wentan, semit. פנה) und mit deren Seitenverwandten VAR (lat. vertere, פרם, pharphara) — mit Urw. VAS „bekleiden" (sskr. vas, lat. vestis, ahd. wat, wëtan, ebendaher auch ἔαρ, ver, earrach, semit. פשׁט, phaschphâschun „vestimentum densum") — mit VR „wachsen" (sskr. vrh und vrdh, semit. פרה und פרח) — mit VRG dimittere (sskr. vrdsh, sem. פרע) — mit VAR (sskr. var „auswählen", פאר „auszeichen, schmücken", — VAK (ahd. wankjan, wenkan, sem. פוק) — vielleicht auch mit VAN „Handel treiben" (lat. ven —, sem. פרה) und VAK (sskr. vatsch, sem. פעה). — Zuweilen hat sich im Arischen die Wurzel in zwei seitenverwandte Wurzeln gespalten; aus einer onomatop. Urwrzl., welche fâ oder wâ gelautet haben kann oder vielleicht schon in beiden Formen existirte, ist im Arischen einerseits sskr. wâ, ahd. wâjan, wehen, andrerseits φυσάω, flare hervorgegangen, im Semit. aber פוש und פה, phâha „Mund" und „sprechen." Analog PAD „gehen, treten", semit. פשע, arisch 1) sskr. pad und path, πατέομαι, πάτος, pes, passus, ahd. phat, wask. bidea, 2) vadere, ahd. watan. Ganz analog hat sich nun eine Urwurzel für „weit sein": FAT, die im semit. in פתח, phaschâ, phascha'a erscheint, im Arischen in die beiden seitenverwandten Wrzln. gespalten: 1) πετάννυμι, patere, pandere, 2) eine Wrzl. wed, woher altsächs. wîdo, ahd. wîto, weit. — Wir sehen also, daß gerade in Betreff der Urwurzel fat, phat „weitsein," die als פתח dem Namen Jafet's zu Grunde liegt, dem semit. פ ein ahd. w, ein goth. v entspricht. Und was den Vokal betrifft, so verhält sich Vôdans, Wuotan zu (veids) wîdo analog wie ahd. hulfa, altfris. hulpa zu ahd. hilpa, altfris. hilpa, hëlpa, oder wie ahd. guomo zu ahd. giumo, mhd. gueme (Gaumen), oder wie fuoz und ποῦς zu lat. pes oder wie nord. freyja zu ahd. frôwa, oder wie agls. vyrt zu goth. vaurts „Wurz." Im Eigennamen hat sich der dumpfe Vokal erhalten, der im Appellat. einem hellen wich.

Anm. 2. Die Religion der slavischen Völker ist der der Germanen nächstverwandt, wie denn die Sarmaten unter die Geto-Skythen eingekeilt in Asien gelebt haben. Es wird daher genügen, die Parallelen kurz anzugeben. Dem Fairgun-Donar entspricht bei den Slaven Perun (lith. Perkunas), dem Tius-Ear Svatovit, dem Wuotan Radegast, der Frigg die Prije, der Nerthus die Zeme (zimia, zemlja). Dem Loki entspricht der slavische Sitivrat; für Loki kommt im Harz der Name Krodo, für Sitivrat bei den Slaven der gleiche Name in der Form Kirt vor. Der sächsische Ahnenheros Pillunc, Bilvisus scheint aus der slavischen Religion herübergenommen; bei den Lithauern war Pilwite oder Pilvitus die Gottheit des Reichthums. Die slav. Etymologie scheint biela „weiß" und wiedziéc „weise", „Zauberer." Die Germanen haben sich den Namen nach dem deutschen Sinn seines Klanges (bil, Recht, Billigkeit, und wizan, wissen, weise, lautlich ident. mit wiedziéc) gedeutet. Analog haben sie die Prije („schöne, liebe") in eine Freyja „Herrin" umgedeutet und umgestaltet, und neben ihre Frigg (welche sachlich und nach dem Sinn des Namens der

Prije entsprach) gestellt. Dem slav. Gottesappellativum **bog** scheint das arische (eranische) bâga zu Grunde zu liegen.

Anm. 3. Der älteste Name der slavischen Völker war: **Sarmates, Çalm, Çairim**, woraus durch Verhärtung des Auslautes **Sorben** wurde. Daneben hießen sie **Venen, Wenen**, was zu **Vinidae, Wenden** wurde. **Slav** ist ein altslavisches Wort für „trefflich, ausgezeichnet", war also ein ehrender Beiname, den diese Stämme sich selber gaben. **Fr. v. Erdmann** (Temudschin der Unerschütterliche, Leipz. 1869, S. 78) führt diese Bedeutung des Wortes slav selbst an; das hindert ihn aber nicht, S. 61 zu schreiben und S. 65 zu wiederholen: „Die Römer hatten die Geten und Daker unterjocht; die Germanen unterwarfen sich einen andern Theil derselben", so „traten sie nun unter dem Namen der **Servi** bei den Römern, unter dem der **Sklaven** bei den Germanen auf, und das römische Servi ging mit der Zeit in das mildere (!) **Serben**, das germanische „Sklaven" in das mildere **Slaven** über"!!! Ob in der Sprache der Germanen das Wort „Sklave" damals schon existirte, darnach zu fragen fällt ihm nicht ein. Die Geten erkennt er für identisch mit den Gothen, läßt aber trotzdem erstere „von den Germanen" unterjocht werden, und erklärt S. 76 f. die Sarmaten und S. 108 auch die Finnen (!) für gothische Stämme und beide — für türkisch-tatarische Völker! S. 76 ff. erklärt er die Sarmaten für gänzlich verschieden von den Slaven, S. 109 läßt er die Slaven „in Sarmaten und Serben zerfallen." Nicht besser, als seine Ethnographie, ist seine Religionsgeschichte. Er **konstruirt a priori** S. 5 ff, daß den Menschen, als ihre Intelligenz sich zu entwickeln anfing, die Sonne als der erzeugende Vater, die Erde als die empfangende Mutter alles Lebens erscheinen mußte. Der Sonnengott sei uranfänglichst als — Budhha (!! S. 8) die Erde als Ella verehrt worden, und aus Ella sei אל, Elohim, ἥλιος, Alitta geworden. Den Sonnengott habe man sich nun als einen Stier, die Erde als eine Kuh gedacht, und da nun für „Stier" die Worte taurus und bos, und für Kuh Skr. gaus, lat. vacca u. s. w. existiren, so wird es ihm nicht schwer, in allen möglichen, dental, labial und guttural anlautenden Wörtern aller möglichen Sprachen Belege für seine Ansicht zu finden. *Γῆ* ist gaus; die **Turanier** sind **taurus-Anbeter**, und zu ihnen rechnet er ebendeshalb die Gothen, deren Thorr — die Finnen, deren Taara natürlich nichts andres als der Sonnentaurus ist! Auch das Wort Turnier leitet er von taurus ab, und versichert, die Turniere seien ursprünglich Stiergefechte zu Ehren des Sonnenstieres gewesen. Das Material zu seiner Untersuchung nimmt er pêle-mêle aus allen möglichen Notizen über alle möglichen Religionen zusammen, ohne irgend wie ältere und jüngere Elemente in den einzelnen Religionen kritisch zu unterscheiden. Am Schlusse dieser wunderlichen Abhandlung, S. 247, sagt er: „Gewiß wird es keiner zu leugnen wagen, daß wir ohne den Tur d. h. den Stier, oder wollen wir lieber: den Ochsenkopf, weder in die älteste europäische noch älteste asiatische Geschichte und Mythologie das erforderliche Licht gebracht haben würden." Wir unsrerseits ziehen dem Lichte, das mittelst eines Ochsenkopfs in die

Geschichte gebracht wird, dasjenige Licht vor, das durch gewissenhaftes Studium der einzelnen Nationalreligionen und ihrer Entwicklungen — nicht „in die Geschichte gebracht" sondern aus der Geschichte gewonnen wird. Dadurch werden wir vor solchen Verstößen bewahrt, Buddha für eine indische Urgottheit und „Sklave" für ein althochdeutsches Stammwort zu nehmen.

Kap. II. Die Völker Asiens und Polynesiens.

A) Die ugro-finnisch-tatarische Völkerfamilie.

§ 261. Ethnographisch-historisches.

Die Eranier hatten in ihrem sagenhaften Alterthum (§ 224) außer den Eufratsemiten noch zwei Völker zu Nachbarn: die Çalm oder Çairimier und die Turanier. Die ersteren fanden wir in den Sarmaten und Sauromaten (welche beide Namensformen sich gerade so verhalten, wie Çalm und Çairim) also den Slaven wieder; die Turanier haben wir zunächst östlich und südlich vom Aralsee und am Balkaschsee zu suchen, wo sich in „Turan, Turkestan, Turkmania," auch der alte Name erhalten hat, und wenngleich für die heutigen Bewohner Ostturkestan's eine arische, nämlich eranische Abkunft wohl mit Recht angenommen wird[1]), so herrscht doch: A) über die turanische Abkunft der tatarischen Völkerschaften gegenwärtig kein Zweifel. Nach dem Schu-king der Chinesen war es der turanische Stamm der Jutschi's (Yuchi), der um 150 v. Chr. von Norden her Baktrien und Yarkand eroberte und die dortigen Eranier unterjochte. Aus einer Mischung beider entstanden die Usbek's, welche als ansäßige und ackerbautreibende Leute „Sarten" heißen; die reinen Tataren, die ihr Nomadenleben bewahrt haben, heißen Kirghisen (die Stämme Kazak, Kiptschak, Kari-Kalpak und der der Kirghisen im engeren Sinn.) Aber Stämme von gleicher Art und Abkunft haben jene ungeheuren Steppengebiete im Norden und Osten von Turkestan inne, welche mit dem Gattungsnamen der kirghisischen Steppen bezeichnet zu werden pflegen. Zu diesen Stämmen gehören die Kalmaks (Kalmüken) nördlich vom Mustâgh, die Dulān's am Ak-metschet-see, und ein Theil der Bewohner der Tzungarei (s. ö. vom Balkaschsee, östl. vom Thian-Shan-Gebirge). — B) Wir finden nun aber Stamm- und Sprachverwandte dieser Tataren hoch in den Norden und Nordwesten hinauf und bis nach Europa herein. Als um 950 n. Chr. die Ungarn an den Grenzen Europa's erschienen, wurden sie von den byzantinischen

[1]) Rob. Shaw, Reise nach der hohen Tartarei, Yarkand und Kashgar (Jena 1872) Kap. 2.

Schriftstellern als „Turken“ bezeichnet, weil sie aus Turkestan kamen. In der That ist nun die ungrische Sprache aufs innigste verwandt mit der der Türken, welche um 1400 n. Chr. aus Turkestan vorbrachen, in Vorderasien das türkische Reich gründeten, und 1453 Konstantinopel eroberten. (Siehe Anm. 1.) Damit ist die tatarische Herkunft der Ungarn erwiesen. — C) Schreiten wir aber von den Ungarn aus in der Geschichte rückwärts, so erzählt uns Constantinus Porphyrogenitus (um 950) als Zeitgenosse, daß mit den Ungarn der chazarische Stamm der Kabaren vereinigt gewesen sei. Die Chazaren aber sind nach Hunfalvy's[2]) richtiger Vermuthung identisch mit den „Akaziren“, von denen Jordanis (570) berichtet, und in den Kabaren erkennen wir den Namen jener Avaren wieder, welche von Theophylaktus Simakotta (um 580) als ein „ogorisches“ Volk bezeichnet werden, das aus drei Stämmen: Uar, Var und Chuan bestand, und von dem ein Theil zu Justinian's Zeit das Avarenreich an der Theiß und Donau gründete. Die weströmischen und byzantinischen Autoren bezeichnen aber diese Avaren als „Hunnen“ (vgl. oben „Chuan“); die Avarenfürsten führten den Titel „Chagan“, und Eginhard spricht wiederum von Chaganis et Iugurris als missis Hunnorum. So ist einleuchtend, daß aus ein und demselben Muttervolke der Ugren (Ogori, Iugurri) oder Chazaren, welches seine Sitze an der Wolga und Kama hatte, zuerst (375) die Hunnen, später (740 ff.) die Avaren nach Europa vorbrachen, aus Turkestan aber 950 die Ungarn. Turanische, d. i. tatarische Völker waren sie alle drei.[3]) — D) Wie die Ungarn mit den Türken, so ist wiederum eine ganze Reihe noch jetzt bestehender Völkerstämme Asiens und Europas mit beiden — am augenfälligsten mit den Ungarn — sprachverwandt. Es sind dies die Tscheremissen und Mordwinen an der Wolga (die unmittelbaren Nachkommen jener Chazaren), die Zürjenen, Permier, Wotjaken an der Dwina und nördlichen Kama und den Westabhängen des Ural, ferner die Suränen, Wogulen, Ostjaken und Tschuden (Tschuwaschen), Jägervölker am nördlichen Ural, an der Sosva, Konda, dem Obi bis Tobolsk und bis zum Irtis, sodann die Finnen, Esthen, Liven und Lappen (s. Anm. 2), endlich die russischen Tataren (die

---

[2]) Hunfalvy, Reise in die Ostseeprovinzen, 1873.

[3]) Constantinus Porphyrog. erzählt, daß die Ungarn und Chazaren sich gegenseitig mit einander sprachlich zu verständigen vermochten.

Krim'schen, Kasan'schen, Obi'schen, nebst den Baschkiren, Jakuten, Teleuten u. a.). — E) Aber auch der samojedische Völkerstamm, dessen größerer Theil im Norden Sibiriens, ein kleinerer (die Koibalen, Soioten, Motoren, Kamaschinzen) im Süden Sibiriens (die Uleanghai auf chinesischem Gebiete) wohnt, redet Eine gemeinsame Sprache, welche der tatarischen so nahe verwandt ist, daß auch diese Völker der ugrisch-tatarischen Familie zugezählt werden müssen. — Zu den nördlichen Samojeden gehören: die Samojeden im engern Sinn, die Narüm'schen und Jenessei'schen Ostjäken, die Asanen, Karagassen, Goraler, die übrigen Jenessei-Stämme (Chotowzer, Arnizer, Tubnizer), und die Tschuktschen (an der N. O. Spitze Asiens). — F) Dagegen scheinen die Tungusen (im S. O. Sibiriens), zu denen die Mandshuren (im N. O. des chinesischen Reiches) gehören, ein mongolischtatarisches Mischvolk zu sein.

Anm. 1. Wörter, die im Ungarischen und Türkischen völlig gleichlauten (wie kulta Gold, rauta Eisen, miekla Schwert u. a.) sind minder entscheidend, weil solche von den Ungarn zur Zeit ihrer Unterjochung unter die Türken als Fremdwörter aufgenommen sein könnten. Weniger wahrscheinlich ist dies freilich bei Wörtern wie atra Pflug, leipä Brod, kakra Hafer, ruis Roggen, multa Staub u. a. dgl., welche Gegenstände bezeichnen, die die Ungarn nicht erst durch die Türken können kennen gelernt haben. Ganz entscheidend zeugen dagegen für ursprüngliche Sprachverwandtschaft diejenigen Wörter, in welchem nach bestimmtem Gesetze sich eine Lautumwandlung kundgibt, z. B. im Türkischen ein z statt des im Ungr. erhalten gebliebenen ursprünglichen r. So z. B. ungr. borju, türk. buzagu Kalb; terd, diz Knie; ir, jaz schreiben; bor, boza Getränk; karó, kazik Pfahl; ökör, ökuz, Ochse; iker, ikiz Zwilling; gyürü, jüzük Ring u. v. dgl.

Anm. 2. Zur Veranschaulichung der Verwandtschaft des Finnisch-Esthnischen mit dem Ungrischen mögen einige wenige Beispiele hier Platz finden:

Mond	finn.	kua	esthn.	kuu	ungr.	ho		
Fisch	„	kala	„	kala	„	hal		
sterben	„	kuole	„	kool	„	hal		
hören	„	kuule	„	kuul	„	hall		
Holz	„	puu	„	pun	„	fa		
Bissen	„	pala	„	pala	„	fal		
Wolke	„	pilve	„	pilve	„	felhö		
Gattin	„	puole	„	poole	„	feleség		
alt	„	vanha	„	vana	„	vén		
Blut	„	vere	„	vere	„	ver		
Welt	„	valkea	„	valge	„	vilag		
Wasser	„	vete	„	ved	„	viz		
Auge	„	silmä	„	silm	„	szem		
Herz	„	syöm	„	suäme	„	sziv		
einer, e, es	„	yhte	„	ühd	„	egy	wogul.	äkve

zwei	finn.	kahte	esthn. kahd	ungr.	kett	wogul.	kitt
drei	„	kolme	„ kolme	„	harom	„	korom
vier	„	nelja	„ neli	„	negy	„	nilä
fünf	„	viite	„ viid	„	öt	„	ät.

Im allgemeinen unterscheidet sich die finnische Gruppe, wozu finnisch, esthnisch, livisch, wepsisch (d. i. nordtschudisch) und wotisch — und die ugrische, wozu ungrisch, lappisch, wogulisch und tscheremissisch gehören. — Für die Sprachen der Samojeden, Tschuktschen, Mandshuren ꝛc. vergleiche man folgende Wörter: Auge, samoj. saima, saiwa, ostjäk. sai, kuril. sik; Meer, finn. jaka (Fluß), tschukt. ajam, korjäk. uuem; Holz, Baum, ostjäk. pob, samoj. und tschukt. pfa, ua; Stein, ungr. kö, finn. kiwi, korjäk. guwwen, ostjäk. kei, türk. quaja; Sohn, ungr. fiu, ostjäk. püwo, kuril. poo; Bruder, Schwester, ungr. nenem, samoj. nenja, korjäk. ninichsch. U. v. a. m. — Ueber das Verhältnis der Sprachen der mongol. Völker zu den ugrofinnischen Sprachen s. unten § 264.

Anm. 3. Die Ugren oder Ogoren finden sich noch zu Dshingischan's Zeit als „Uiguren" im Osten des Baikalsee's. D' Hossom, hist. des Mongoles, tom. I, p. 107 f.

§ 262. Die Religion der finnischen Völker.

Während wir von dem älteren Religionszustande der innerasiatischen Völker ugrischen Stammes keine Kunde haben, und in dem, was sie heutzutage (soweit sie nicht dem Islam verfallen sind) an religiösen Vorstellungen und Gebräuchen besitzen, nur ein Bild religiösen Verfalles vor uns sehen, sind wir dagegen so glücklich, über die Finnen und Esthen aus der Zeit ihrer Bekehrung zum Christenthum Nachrichten zu besitzen, die uns ein klares Bild ihrer Religion gewähren. Und kein unerfreuliches. Im allgemeinen war (wie schon J. Grimm betonte) ihre Götterwelt der germanischen und keltischen entsprechend; nur stellt sich bei ihnen ein primitiveres Stadium dar; denn während bei den Kelten und Germanen die Gottheit schon förmlich polytheistisch in eine Mehrzahl getrennter Götterindividuen auseinandergetreten war, so lebte bei den Finnen und Esthen erstlich noch ein der ältesten Vedareligion analoges Bewußtsein, daß „die Götter des Himmels" nur Offenbarungsweisen des Einen Gottes seien, und zweitens wurden von diesen Göttern des Himmels die niederen Götter — analog etwa, wie bei den Eraniern die Jazatas von Ahuramazda — scharf unterschieden. — Der (auch in's Christenthum herübergenommene) Appellativausdruck für „Gott" ist jumala (esthn. jumal), vom Verbum jum (ungr. vim, etymol. identisch mit ahd. wîhî, wîhjan, s. Anm.), welches „beten" heißt; jumala ist, wer angebetet wird, zu wem man beten kann. — Der oberste Gott aber

war Taara, (esthn. Tor, lapp. Toraturos) mit dem Prädikate vana-isa „alter Vater". Dem Namen nach entspricht er dem keltischen Donnergotte Tarani, dem nordischen Thorr, dem Wesen nach nicht. Denn Taara wurde ganz wesentlich als Schöpfer der Welt (und zwar als unsichtbarer) gedacht und verehrt, und eine Menge sehr lieblicher finnisch-esthnischer Sagen, die sich zum Theil bis heute im Volk erhalten haben, beziehen sich auf diese seine Stellung. Es gab Taara-Berge, Taara-Haine, Taara-Eichen. Auch Dorpat (Tar-to) hat von ihm den Namen. Jährlich wurden ihm drei Feste gefeiert, wobei man ihm Blut opferte (durch Aderlassen am vierten Finger) und dazu die Worte sprach: „Mit meinem Blute nenne und bezeichne ich dich; mit ihm bezeichne ich mein Haus, daß es glücklich sei." (In ganz ähnlicher Weise bestand dieser Opferbrauch bei den alten heidnischen Ungarn.) Es scheint damit nicht bloß der Gedanke einer Hingabe an den Gott, von dem man Blut und Leben hatte, sondern auch der einer Sühne und Versöhnung verbunden gewesen zu sein; denn die heidnischen Esthen bezeichneten ihren Taara-Glauben im Gegensatze zu dem munga-usk, „Mönchsglauben" d. i. dem Christenthum, als lepingu-usk, „Versöhnungsglauben." — Neben Taara hatten sie nun einen zweiten Gott: Ukko „der Alte" (esthn. Köu), welcher der Gott des Donners und Blitzes, des Regens und der Fruchtbarkeit war. Wenn es donnert, sagt der Finne heute noch: Ukko pauhaa „der Alte rollt." Jedes Dorf hatte einen Uku kivi (ungrisch Ukko köve) „Ukkostein", worauf im Frühling nach der Saat und im Herbste nach der Ernte geopfert wurde. Nun hatte aber Ukko denselben Beinamen: vana isa, „Altvater," wie Taara, und der Name Taara selbst bedeutet wiederum „Donnerer."[1]) Es war also der eine und selbe Altvater, der als „Ukko, der Alte" donnerte, und als „Taara, Donnerer" die Welt geschaffen hatte. Und nun wird auch seine Gleichnamigkeit mit dem german. Donar und Thorr und dem keltischen Tarani erst

[1]) Dieser Umstand spricht gegen jede etwaige Vermuthung, daß der Name Taara von einem Ahnenheros der Turanier abzuleiten sei. Die Ableitung von der alten onomatopojetischen Urwrzl. tar, tonar liegt weit näher, um so mehr, als auch bei den Kelten und Germanen (bei denen doch an keine Abkunft von einem Stammvater Tur zu denken ist!) sich der aus der gleichen Urwrzl. gebildete Name des donnernden Himmelsgottes findet. Und nun wird sich vollends sogleich zeigen, daß die Ahnengötter bei den Finnen scharf und bewußt als Untergötter von dem Einen Gott geschieden sind.

recht bedeutsam. Der Donnergott war dem Ugrofinnen kein vom Weltschöpfer polytheistisch verschiedenes Götterindividuum, sondern eben der Weltschöpfer selbst, nur in einer anderen Manifestation. — Von ihm wurden nun aber desto bestimmter unterschieden drei Untergottheiten, die eine Mittelstellung zwischen Himmel und Erde einnehmen, und weit mehr die Qualität von Sagenhelden oder Heroen, als die von eigentlichen Göttern haben. 1) Vana-muine (esthn.) oder Wäine-möinen (finn.) ist der Erfinder — und insofern auch der Gott — der Künste, namentlich des Gesanges, aber auch der Weisheit und der Zauberei. Einst wurden Menschen und Thiere in den Taara-Hain versammelt, um eine himmlisch-festliche Sprache zu lernen; Vanamuine kam unter einem Sausen der Luft herab, griff in die Saiten und sang. Da hörten die Flüsse auf, zu fließen; alles horchte auf ihn. Aber nur die Menschen erlernten die Kunst des Liedes; die Bäume begriffen nur das Säuseln, die Flüsse ahmten nur das Rauschen seines Kleides, die Spechte nur das Knarren der Saitenwirbel an der Leier nach, die Fische, die ihre Ohren unter dem Wasser gehabt, nur stumme Bewegungen des Mundes. 2) Ilmarine ist der Erfinder und Gott der Schmiedekunst. Neben beiden erscheint 3) Lämmekune ohne weiteres Prädikat, als das in dem Namen liegende. — Es sind dies, wie gesagt, mehr Gestalten der Sage, als Götter; denn in die Sage sind sie verflochten. Dem jetzigen Menschengeschlecht, so berichtet dieselbe, ging ein Riesengeschlecht vorher, erzeugt von Göttersöhnen, die auf die Erde herabkamen und sich mit den Töchtern der Menschen vermischten. Unter diesen Riesen war Kaleva (finn.) oder Kalev (esthn). Ein altes finnisch und esthnisch vorhandenes Epos: Kalevala (Kalevapoeg) erzählt, daß Kaleva in einem Schiffe über die Ostsee fuhr, um seine Mutter zu suchen, die ein gewaltiger Riese geraubt und verborgen hatte; ferner, daß er aus drei Jungfrauen: Salme, einer Waise und Linda (welche aus einem Hühnchen, einer Krähe und einem Ei entstanden waren) sich Linda zum Weibe wählte, mit ihr drei Söhne zeugte und vor der Geburt des dritten[2]) starb. Sollte hier nicht eine Reminiszenz an Noah und seine drei Söhne vorliegen? Kalev auf dem Schiffe sucht die Mutter Erde, die geraubt

---

[2]) So die esthnische Sage. Die finnische gibt ihm 12 Söhne, und zählt darunter auch Vanamuine auf. Das ist offenbar aus einer sekundären und konfusen Kombination verschiedener Sagen entstanden. Als Vater Vanamuine's wird sonst Kaweh (nicht Kalev) genannt, und Vanamuine als Vater (nicht Sohn!) Kalev's bezeichnet.

und verborgen und nirgends mehr zu sehen ist. — Nun werden aber jene Riesen (die deutlich genug an 1 Mos. 6, 1 ff. erinnern) appellativisch als väinemöinen bezeichnet; der erste Theil, vana, ist das bekannte Adjektivum für „alt" (§ 261 Anm. 2); muine aber scheint ein altes Wort für „Mensch" zu sein, identisch mit Sskr. manu. Als die „alten Menschen" werden die vorsintfluthlichen bezeichnet. — Dann ist aber auch jener Sagenheros Vanamuine nichts anderes, als ein bestimmter unter den vorsintfluthlichen Menschen, und wir werden keinen Augenblick in Zweifel sein, daß uns in den drei Sagengestalten: Vanamuine, Ilmarine und Lämmekune eine nicht einmal so sehr verwaschene Reminiszenz vorliegt an die drei Brüder Jubal (den Erfinder der Musik) Tubalkain (den Erfinder der Bergwerks- und Schmiedekunst) und Jabal (der als Nomade nicht besonders ausgezeichnet ist.) — Außerdem weisen die Volksmährchen der Finnen und Esthen auf Namen von göttlichen oder halbgöttlichen Wesen hin, denen „der Altvater" die Besorgung der Morgen- und Abendröthe, des Sonnenaufgangs ꝛc. anvertraut habe, und in der That haben diese Völker Gottheiten oder Genien der Sonne, Morgenröthe ꝛc. — analog den eranischen Jazatas — verehrt. Ihre Wipune scheint der germ. Völa entsprochen zu haben. Eine Rune nennt eine Göttin Suometar als Schutzgöttin Finnlands. Die Salme der Sage deutet auf eine gleichnamige Meergöttin (salme bedeutet „Meerbusen.") In Sagenliedern wird erzählt, daß die Sonne (als Mann), der Mond und ein Stern um Salme gefreit und sie diesen letzteren gewählt habe.[3]) Koit war Göttin der Morgenröthe. Tapio war ein Waldgott, seine Gemahlin war Metän-emäntä „Waldesmutter" mit dem Beinamen Sinifirkku „Blauvogel." Pakkainen war der Gott der Winterkälte, Turrisa der Gott des Krieges.[4]) Den einzelnen Göttern waren einzelne Thiere, namentlich Vögel, heilig und als solche unverletzlich. Der betreffende Gott wurde in ihnen präsent gedacht, daher die Nachrichten alter Berichterstatter[5]), daß die Esthen und Finnen Vögel angebetet hätten. — So hatte sich also trotz jener Reste eines Urmonotheismus doch eine polytheistische Naturvergötterung in gehöriger Breite entwickelt. An den drei Hauptfesten wurde dem Taara, an den übrigen den Naturgenien geopfert. An den Dienst der letzteren

[3]) H. Neus, esthn. Volkslieder, I, S. 10 ff.

[4]) Dieser Kriegsgott mag eine Reminiszenz an den Stammesahnen der Turanier enthalten. Turr-isa heißt „Vater Turr."

[5]) Z. B. Adam v. Bremen, in Pertz Monum: Germ. IV, 17.

schlossen sich Zaubereien und Beschwörungen, namentlich auch Schlangenbeschwörungen an.[6])

Anm. 1. Wie die alte Urreligion der ugrotatarischen Völkerfamilie der der Slaven, Germanen und Kelten verwandt ist, so ist auch der ugrotatarische Sprachstamm den übrigen jafetidischen — d. h. den sogenannten arischen — Sprachen trotz dem verschiedenen Sprachbau doch in seinen Wurzeln ebenso verwandt, als (nach § 256 Anm. 2) die waskische Sprache. Ich mache nur in Kürze und beispielsweise auf folgende Wörter aufmerksam: finn. kuul, ungr. hul, *κλύειν*, hören — finn. paljo, ungr. falo, *πολύς*, viel — finn. pu, ungr. fu, Sskr. vâ, wehen — f. valkea, und vilag, ahd. wereld, Welt (von Urwrzl. var, val, vgl. Sskr. Varuna) — f. vete, *ὕδωρ*, udor, Wasser — nime Name — teke, tev, Sskr. dhâ, thun — soo, suo, See — murta, murda, lat. mordere — vana, ven (alt), lat. ve-tus — ungr. fog, fahen, fangen — pata (Topf) franz. pot — finn. pääkka, ahd. pîhal, Beil — pilve (Wolke) ahd. pilipi (Nahrung; die Wolke als Nahrungsspenderin gedacht) — edes (süß) *ἡδύς* — haj, Haar — hajlek, Harke — fer-tö (Sumpf) lat. pal-us — kät goth. handus — wogul. uri (wachen) Sskr. gar — finn. ora, ungr. ara, ahd. ala, Ahle— ar (Preis) Ehre u. a. m.

Anm. 2. Die finnisch-esthnische Schöpfungssage im Kalevsepos, daß Vanamuine ein Adlerei zur Welt umgestaltet habe, indem er aus der oberen Hälfte den Himmel, aus der unteren die Erde, aus dem Dotter den Mond entstehen ließ, ist mehr eine sinnreiche Fabel, als daß sie religionsgeschichtliche Bedeutung hätte und der alten Ursage angehörte. Sie stammt aus einer Zeit, wo durch den Vanamuinekultus die Erinnerung an Taara schon in den Hintergrund gedrängt war, und ihre Aehnlichkeit mit der spät-indischen (brahmanischen) Schöpfungsei-Sage ist eine rein zufällige.

§ 263. Die Religion der Tataren.

Wenden wir uns nun von den europäischen Völkern des ugrofinnischen Stammes zu den nordasiatischen, so begegnet uns bei den Stämmen der finnischen, der ugrischen und der samojedischen Gruppe in Sibirien, bei denen sich nicht nur heidnischer Aberglaube, sondern vielfach auch offenes Heidenthum erhalten hat, überall noch neben der deutlichen Spur einer alten, der finnischen gleichen Religion zugleich der entschiedenste Religionsverfall. Am deutlichsten haben jene Spuren sich erhalten im Osten bei den Tungusen und Mandshuren; diese glauben an einen für die Menschen unsichtbaren Weltschöpfer, der im Himmel oder in der Sonne wohne; einzelne ihrer

[6]) Esthnische Beschwörungslieder s. bei Neus S. 65—86.

Stämme schreiben ihm menschliche Gestalt zu,[1]) andere identifiziren ihn mit der Sonne selbst.[2]) Die ugrischen Stämme des westlichen Ural verehren unter dem Namen Jumala den unsichtbaren Weltschöpfer, wie die Finnen.[3]) Die Wogulen haben noch den Namen Torom, die Ostjäken Turum, Törm, die Tschuwaschen Tora für ihren höchsten Gott. Bei den Wotjäken dagegen wird Tirgani als Sonnengott verehrt.[4]) So hat sich also die Erkenntnis des unsichtbaren Weltschöpfers theilweise erhalten, theilweise in Sonnendienst verkehrt. Die Tungusen verehren neben dem Weltschöpfer eine Anzahl Schutzgeister der weiblichen Tugenden, der Kinder, der Jagd, der Reisen, der Gesundheit, der Rennthierzucht.[5]) Dies bildet aber den Uebergang zu dem Geisterglauben (oder sogenannten Schamanenthum), welcher in der Mitte zwischen dem äußersten Osten und äußersten Westen, zwischen Lena und Jenessei seine Hauptmacht entwickelt und die alte Religion förmlich überwuchert hat, während er am Ural und bei den Tungusen wenigstens neben ihr eine Rolle spielt. Wenn in der Vedareligion der Eine Gott mit pantheistisch-einseitiger Hervorhebung seiner Immanenz als in den Hauptnaturkräften und -Wesen präsent gedacht wurde, und diese seine πρόςωπα allmählich zu Gottheiten neben ihm wurden, so wurde er dagegen von jenen Ugrotataren als in allen einzelnsten Dingen präsent gedacht und in eine Unzahl von „Geistern" zerschlagen und zerstückelt, über denen seine Einheit entweder völlig vergessen wurde oder doch praktisch in den Hintergrund trat. In jeder Naturmacht, jedem Naturwesen wohnt ein es beherrschender Geist. Dieses Stadium des beginnenden Geisterglaubens und Zauberwesens fanden wir § 262 bei den Finnen und Esthen; ein vorgerückteres Stadium zeigt das Schamanenthum der Ugrotataren. Weil nämlich des Uebels viel in der Welt ist, so wurden bei den Tataren jene Geister zum größeren Theil als schadende, den Menschen bedrohende, böse (oder richtiger: schlimme) Geister gedacht, ohne daß, wie bei den Eraniern

---

[1]) Diese menschliche Gestalt hat im Laufe der Zeit hin und wieder höchst sonderbare Formen angenommen. Die Teleuten denken sich Gott als alten bärtigen Mann in der Form eines russischen Dragoneroffiziers!

[2]) Vgl. Stuhr, Religionssysteme der heidn. Völker des Orients, S. 244.

[3]) Ebend. S. 260.

[4]) J. G. Müller, amerikanische Urreligionen, S. 57.

[5]) Georgi, Beschreib. aller russ. Nationen, Th. II., S. 380.

die Gegenüberstellung eines Reiches des Guten und eines Reiches des Bösen zu Grunde lag. Zu jenen Geistern gehörten vor allem die Seelen der Verstorbenen; sie wurden als Gespenster oder Koboldе gedacht und gefürchtet, und das Schamanenthum besteht wesentlich in der Kunst, diese Geister zu bannen und sie sich dienstbar zu machen, damit sie, statt zu schaden, vielmehr nützen. Die Schamanen bilden keinen Priesterstand; jede Person beiderlei Geschlechts, welche die Kunst des Geisterbannens zu verstehen glaubt, ist Schamane (bei den Tataren: Kame, ebenso bei den Uiguren zu Dshingischan's Zeit, die übrigens[6]) damals theilweise schon Buddhisten waren), — trägt als solcher eine besondere Kleidung[7]), und lebt wesentlich von den Gaben, die das Gewerbe des Geisterbannens ihr einträgt. Nachts, an einem Feuer sitzend, Tabak rauchend und eine Trommel rührend, geräth der Schamane in Verzückung, verzerrt die Glieder, brüllt, umtanzt das Feuer, und zitirt den zu bekämpfenden Geist, an den er Fragen richtet, horcht zitternd und schaudernd auf die (nur ihm vernehmliche) Antwort, fällt zuletzt in Ohnmacht — und da herrscht nun der Glaube, daß während dieser Ohnmacht die Seele den Leib verlasse und in Gestalt von Thieren verschiedener Art eine Reise nach den Wohnungen der Geister mache, wo diese ihr ebenfalls in Thiergestalt sich zeigen. (S. Anm.) Zu diesen Geistern gehören, wie gesagt, die Seelen der Verstorbenen, welche irrend über Wüsten und Schneefelder schweifen und in Felsklüften wohnen. Die Seelen verstorbener Schamanen werden als besonders mächtig und tückisch gefürchtet. — Aber nicht nur durch den Zauber der (lebenden) Schamanen sucht der Ugrotatare Krankheit, Tod und Uebel aller Art von sich abzuwehren, sondern auch durch Zaubermittel, die er selbst anwendet. In jeder Jurte (Zeltwohnung) befindet sich eine Art Götzenbild (eine Puppe menschlicher Gestalt in Schamanentracht) das aber nicht etwa eine Gottheit darstellen soll, sondern lediglich ein Amulet ist, an welches eine, vor bösen Geistern bewahrende schamanische Kraft gebunden gedacht wird. Außerdem werden östlich vor jeder Jurte zwei Birken durch einen Querstrick verbunden und Hermelinfelle an diesen gehängt; auch dies als schützen-

[6]) D'Hossom a. a. O. I, 107 ff.

[7]) Lange lederne Röcke, Strumpfstiefel, alles mit wunderlichen Zauberemblemen (Blechen, Schellen, Adlerklauen, Pelzstreifen, ausgestopften Schlangen u. dgl. m.) behängt.

des Amulet. Und endlich drittens besitzt ein Jeder noch anderweitige Amulete, wozu er auf die sinnloseste und willkürlichste Weise Lappalien der verschiedensten Art auswählt: Lappen rother Leinwand, Büschel von Pferdehaaren, Thierknochen u. dgl., auch Schellen von der Kleidung eines Schamanen. Und wie der Einzelne, so hat der Volksstamm seine schützende Amulette; es sind dies Steine oder Stangen, die auf Anhöhen errichtet werden[8]), und denen jeder Vorübergehende einen Lumpen oder einen Stein zum Opfer bringt. Offenbar denkt man sich gute, schützende Geister an diese Steine gebunden oder darin wohnend. — Vor dem eignen Sterben herrscht eine entsetzliche Furcht, ebenso wie vor dem Spuck der Seelen der Verstorbenen und vor ihren Leichnamen. Beim Begräbnis werden verschiedene Zeremonien vorgenommen, um die Seele des Verstorbenen zu hindern, daß sie den Ueberlebenden nicht folge; auch hütet man sich, den Namen des Verstorbenen zu nennen. Einzelne Nomadenstämme lassen, gleich den Eraniern und wahrscheinlich in Folge eranischen Einflusses[9]), die Leichen an der Luft verwesen. — Im Osten, bei den Tschuktschen, namentlich den (zu ihnen gehörigen) Kamtschadalen hat sich mit den Resten der alten Religion auch eine getrostere Betrachtung des Todes erhalten. Die Kamtschadalen fürchten den Tod in keiner Weise, rufen ihn vielmehr oft in freiwilligem Selbstmord herbei, weil sie nach ihm ein fröhliches, herrliches Leben erwarten.

Anm. Aus dem Glauben, daß bei der mantischen Ohnmacht die Seele den Körper zu verlassen und Thiergestalt anzunehmen vermöge, hat sich konsequent der weitere Glaube entwickelt, daß die Urahnen diese Kraft in ebenso hohem und höheren Grade besessen hätten. So wird von den Türken dem Stammvater ihres Volkes die Wolfsgestalt zugetheilt, und in diesem Sinne ist die Sage der Türken zu verstehen, daß sie von einem Wolfe abstammten, der Tsena geheißen habe (Ritter Asien 438; Schmidt Forschungen im Gebiete Mittelasiens, Petersb. 1824, S. 70). Bei der engen Berührung, die zur Zeit Dshingischans zwischen den Türken und Mongolen stattfand, ist diese Sage auch zu einem Theile der letzteren übergegangen (die ihren Stammvater Bürte-tschino „blauer Wolf" nennen).

---

8) Dieselben dürfen nicht verwechselt werden mit den Obo's der buddhistischen Mongolen, d. i. Erdhügeln, die auf Anhöhen errichtet werden. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden ist freilich vorhanden und bei dem vielfachen Ineinandergreifen tatarischer und mongolischer Nomadenstämme auch leicht erklärlich.

9) Die Tadschiken im Gouvernement Orenburg sind Abkömmlinge der alten Perser. Berghaus, allg. Länder- und Völkerkunde, V, 518.

Daß diese Sage nicht mongolischen Ursprungs ist, ergibt sich theils aus ihrem engen Zusammenhang mit dem Schamanenthum, theils daraus, daß die Mongolen eine ganz andere Sage über ihre Abstammung (§ 266) besaßen.

B) Die mongolischen Völker.

§ 264. Begriff und Umfang der mongolischen Völkerfamilie.

Die Abgrenzung der mongolischen Völker gegen die ugrotatarisch-finnischen ist einer der schwierigsten und verwickeltsten Punkte der Etnographie. Wir finden in Tibet, China, Korea, den Lütschü-Inseln und Japan eine Bevölkerung, welche weder nach Sprache noch nach Körperbau mit den Tataren, Türken, Ungarn und Finnen irgend eine Verwandtschaft zeigt. Im Körperbau haben diese ostasiatischen Kulturvölker die gelbliche Farbe, das dunkle Haar, die schiefstehenden dunkeln Augen und die vorstehenden Backenknochen mit einander gemein, während dagegen die sämmtlichen Völker der ugrotatarisch-finnischen Familie weiße Hautfarbe, blondes, in's Röthliche spielendes Haar, gradstehende blaue, in's Grünliche spielende Augen und keine vorstehende Backenknochen haben. Jene Charakteristika der Chinesen und übrigen Ostasiaten finden sich auch bei den zwei Hauptvölkern Hinterindiens, den Barmanen und Nepalesen, wieder, und sind bei ihnen durch eine (geschichtlich-nachweisbare) Mischung mit arisch-indischem Blute nur in geringem Grade modifizirt. Die Barmanen sind in ihrer Gesichtsbildung den Chinesen viel ähnlicher, als den Hindu's.[1]) Da man diese Völker nun der „mongolischen Rasse" zuzuzählen gewohnt ist, so wollen wir sie der Bequemlichkeit halber und ohne Präjudiz einstweilen in dem Namen der ostmongolischen Völker zusammenfassen. In ihren Sprachen weichen diese Völker nun freilich weit von einander ab; gemeinsam ist ihnen, was Sprache betrifft, nur das Negative, daß, während bei den ugrotatarisch-finnischen Völkern sich eine ziemlich straffe Sprach-Einheit zeigt, bei dieser unserer ostmongolischen Völkerfamilie vielmehr eine große Sprachzerfahrenheit das Charakteristikum bildet, wozu dann noch bei einigen die

---

[1]) Basler Missions-Mag. 1837, S. 213. — J. W. Helfer's Reisen in Vorderasien und in Indien, Leipz. 1873, Th. II, S. 83: „Ein breites Gesicht mit starken Backenknochen, einer flachen Stumpfnase, etwas aufgeworfenen Lippen, kleinen grauen, schräg nach oben geschlitzten Augen und blaßgelbem, einer unreifen Citrone ähnlichem Teint." — Ueber die Karenen s. § 267 Anm.

Neigung zum isolirenden Sprachcharakter kommt (s. Anm. 1). — Wenden wir uns nun aber dem östlichen Theile des asiatischen Hochlandes zu, so begegnet uns hier die westmongolische Völkerfamilie, d. i. die der Mongolen im engeren und eigentlichen Sinne, und in ihr der schwierigste Gegenstand unsrer Untersuchung. Es gehören zu ihr: α) die Mongolen im engsten Sinne (zwischen der Gobi und der Mandshurei), β) die Burjäten und Khalka's am Baikalsee, nördlich von der Gobi, γ) die Oelöth oder Kalmücken, von denen der eine Zweig in der Tzungarei als seiner alten Heimat, der andere aber (wohl bei Dshingischan's Heereszug im Nordwesten sitzen geblieben) zwischen Ural und Wolga lebt, δ) die Tsatscharen längs der N.-W.-Grenze China's und im Thalkessel des Kukunoor. An die Burjäten schließen sich dann noch im S.-O. ε) die Mandshuren, ein Volk mongolischen Grundstocks mit tatarischer Beimischung, während dagegen die Tungusen im N.-W. der Burjäten als ein Volk tatarischen Grundstockes mit mongolischer Beimischung erscheinen. Die westmongolische Völkerfamilie hat also ihre Sitze um den Baikalsee her, wie die turkotatarische die ihren um den Balkaschsee. — Nun entsteht aber die schwierige Frage: wo gehört diese westmongolische Völkerfamilie hin? wem ist sie ihrer Abstammung nach zuzutheilen? den ugrotatarischen Völkern? oder den von uns als ostmongolisch bezeichneten? — Noch vor hundert Jahren machte man zwischen Tataren und Mongolen gar keinen Unterschied; noch Deguignes[2]) und selbst neuerdings noch d'Hossom[3]) brauchen diese beiden Namen geradezu als synonym. Darüber ist nun die wissenschaftliche Forschung hinaus; sie unterscheidet von den ugrotatarischen Völkern, aus deren Schooße zwischen 375 und 950 n. Chr. die Hunnen, die Avaren und die Ungarn nach einander, westwärts hinter den Slaven her, in Europa einbrachen, die Mongolen, die im 13. Jahrhundert unter dem Dshingischan Temutschin[4]) das östliche Europa erschütterten. Aber die

---

[2]) De Guignes, allg. Geschichte der Hunnen und Türken, deutsch von Dähnert, Greifswald 1769 ff.

[3]) D'Hossom, hist. des Mongoles, Amsterd. 1852.

[4]) Vergl. über ihn außer den beiden genannten noch Pétis de la Croix, hist. du grand Genghizcan, Paris, 1710; Hammer-Purgstall, Gesch. der goldenen Horde, Pesth 1840; v. Erdmann, Temutschin der Unerschütterliche, Leipz. 1862.

Frage bleibt nach wie vor zu lösen, ob diese Westmongolen ihrer Ur-Abkunft nach zu dem Stamme der Ugrotataren gehören, oder ob sie mit der ostmongolischen Völkerfamilie (Tibet, China u. s. w.) zusammengehören. Die mongolische Sprache, welche den ugrofinnisch-tatarischen entschieden verwandt erscheint, legt die Entscheidung in ersterem Sinne[5]) nahe; der Körperbau entscheidet für letzteres. Die Westmongolen haben mit unsern Ostmongolen die Schädelbildung, die vorstehenden Backenknochen, die dunkeln und schiefen Augen nebst dem gelben Ton der Hautfarbe gemein; in der Tzungarei sind die dort wohnenden Tataren (§ 261) von den Kalmücken und den Tungani's[6]) in Körperbau, Tracht und Sitte scharf unterschieden. Niemand wird behaupten wollen, zwischen den Finnen und Kalmücken oder den Magyaren und Mongolen sei eine größere Aehnlichkeit des Körperbaus, als zwischen den Mongolen und Chinesen. Wenn aber dem Körperbau nach die Westmongolen für Stammverwandte unsrer ostmongolischen Völkerfamilie zu halten und demnach mit ihnen als „mongolisches Völkergeschlecht" zusammenzustellen sind: wie soll man sich dann die Verwandtschaft der westmongolischen Sprache mit den ugrotatarischen erklären? Denn nicht etwa bloß um entlehnte Wörter handelt es sich,[7]) sondern um eine wirkliche Urverwandtschaft der Wurzeln, wenigstens vieler Wurzeln. Indessen erklärt sich trotzdem diese Erscheinung einfach, sobald wir die Geschichte zu Rathe ziehen. a) Erstlich wissen wir, daß Kelten und Germanen zwei verschiedene Völkerfamilien sind, gleichwohl aber viele Wurzeln in ihren Sprachen gemeinsam haben; ebenso haben die Griechen mit den Germanen, beide mit den Latinern, aber auch die Indogermanen insgesammt mit den Semiten ganze Reihen von Wurzeln gemeinsam. Es ist nur eine analoge Erscheinung, wenn auch die mongolischen und die ugrotatarischen Sprachen eine Anzahl Wurzeln gemein haben, und der Fortschritt in der vergleichenden Linguistik wird überhaupt nachgerathe nöthigen, den engen Begriff der indoger-

---

[5]) So Schott „über das altaische Sprachgeschlecht", in den Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch. v. J. 1847, S. 281 ff.

[6]) Shaw, Reise nach der hohen Tartarei, S. 28 f. Die Ableitung des Namens der Tungani's vom chines. tun-jên „Militärkolonisten" (nämlich chinesische) scheint mir die wahrscheinlichste. — Die Taranhi's in der Tzungarei sind Ansiedler aus neuerer Zeit (Shaw, S. 29 f.)

[7]) Schott, S. 323.

manischen zu dem der jafetidischen Sprachen zu erweitern. Die Möglichkeit einer solchen Urverwandtschaft der mongolischen Sprache mit der ugrischen tritt besonders eklatant hervor, wenn wir Wurzeln finden, in denen beide nicht nur miteinander, sondern auch mit den arischen, ja den semitischen verwandt sind. Für „Mutter“ haben wir in fast allen Sprachen der Welt die Urwurzel ma, arisch mâtr, μήτηρ, mater, Mutter; irisch mna, wask. emea (Weib); südsonorisch mama (Großmutter), malaiisch mu, amu, ma, mak, finnisch ema, mandsh. eme, semitisch ēm. „Erde, Rasen“ arab. tarbu, schwed. torfoa (Torf) finn. turpaha, mong. towarak, türk. toprak, tungus. tuor, turu. Hand Sskr. kara, mong. ghar, tungus. gala, türk. kol. (Seitenverwandte Wurzel: χείρ, altlat. hir). Nehmen, türk cap, tschap, mongol. chab, lat. cap-io. Zeug, Gewebe[8]) semit. buz (syr. bûso, daher arab. bâza „weiß sein„), griech. βύσσος, türk. bus, mongol. büs mandsh. boso, chinesisch pu. Seide heißt mandsh. und tungus. sirge (Rohseide se) chinesisch ssé und se, koreanisch sîl, sîr, russisch scholk, nordgerm. silk, griech. σήρ (Seidenraupe). Andre Beispiele s. unten in § 305. — b) Aber damit reichen wir noch nicht aus; es bleibt immerhin die Thatsache stehen, daß die westmongolische Sprache mit den ugrischen Sprachen auch in Wortstämmen, wo andre Sprachen nicht mitgehen, verwandt ist, und daß sie den ugrischen Sprachen ebenso nahe verwandt ist, als sie den ostmongolischen Sprachen fern steht. Um dies erklärlich zu finden, müssen wir uns aber an die Thatsache erinnern, daß laut den chinesischen Geschichtsquellen in alter Zeit ein Reich der Hiang-nu bestanden hat, welches von 200 v. Chr. bis 93 n. Chr. und später noch einmal bis 330 n. Chr. seine Herrschaft bis über Nordchina ausdehnte. Daß dies Volk der Hiangnu ein ugrotatarisches (turanisches) war, ersieht man[9]) aus den Sprachproben, die in den chinesischen Quellen mitgetheilt sind; z. B. sein Oberhaupt hatte den Titel tanglikutu, was nach beigefügter Bemerkung des chines. Geschichtschreibers auf chinesisch tien-tsse „Himmelssohn“ bedeutete; nun heißt in den ugrotat. Sprachen tengri „Himmel“ und küto, kötti, guto „Sohn.“ Die Fürsten führten den Titel luli, und im Türk. heißt

[8]) Wir erinnern uns, daß schon die Wasken der Steinzeit die Kunst des Webens aus Asien mitbrachten; diese war also gemeinsamer Urbesitz des noch ungetrennten Menschengeschlechtes.

[9]) Schott S. 289 ff.

ulu „groß." U. s. w. Die Hiangnu waren also ein turanisches, ein ugrotatarisches Volk. Wenn nun in jenen Jahrhunderten die Ugrotataren ihre Macht ostwärts bis nach China hinein ausdehnten (gegen sie wurde die chinesische Mauer gebaut), so folgt, daß um so mehr die westmongolischen Stämme im Westen und Norden China's von ihnen unterworfen waren und mindestens ein halbes Jahrtausend lang unter ihrer Botmäßigkeit lebten, sich auch ohne Zweifel theilweise (wie das bei den Tungusen und Mandshuren noch klar ersichtlich ist) mit ihnen geschlechtlich vermischten. Daß in jenem halben Jahrtausend die Besiegten die Sprache der Sieger annahmen,[10]) ist sehr natürlich.[11]) Nachdem jenes turkotatarische Reich zerfallen war, bildete sich bei den Westmongolen die angenommene fremde Sprache zum besonderen — aber eben ugrotatarischen — Idiom (analog, wie bei den Westgothen die angenommene lateinische Sprache zur spanischen), und als 552—703 n. Chr. die Türken Turkestans nochmals ihre Eroberungen bis China ausdehnten, erlitt der mongolische Stamm abermals fast zwei Jahrhunderte lang den Einfluß ugrischer Sprache. Eben darum ist von der ugrischen Sprache des (im engeren Sinne sogenannten) Mongolenvolkes nicht auf ugrische Abstammung desselben zu schließen — was sein Körperbau verbietet. c) Als später im 12. und 13. Jahrhundert die Westmongolen die Oberhand über die Tataren gewannen, als Dschingischan die Reiche der Uiguren und Turkestans und ganz Hochasien sich unterwarf und nun sein aus mongolischen und ugrotatarischen Stämmen gemischtes Heer gegen Europa wälzte, da gingen nun umgekehrt manche Wörter aus dem mongolischen Idiom, wie dieses mittlerweile sich eigenthümlich entwickelt hatte, in die Sprachen derjenigen ugrotatarischen Völker, mit denen die Mongolen nun in Berührung kamen, über, und dies sind „entlehnte Wörter" (s. Anm. 2). — Die Richtigkeit dieser unsrer Anschauung findet ihre Bestätigung erstlich darin, daß

---

[10]) Auch Franz von Erdmann (Temutschin, S. 131 f.) nimmt an, daß die ursprüngliche Sprache der Mongolen in Folge historischer Ereignisse „in die türkische umgewandelt" worden sei — freilich ohne dies irgendwie näher zu begründen.

[11]) Daß die Mongolen schon ehe der Buddhismus in Hochasien eindrang, Schrift und Anfänge der Literatur besaßen, hat Schott S. 299 dargethan. Die Schreibkunst hatten sie aber von den Uiguren überkommen, Pétis pag. 120 f.

gerade auch in der Religion sich uns ein durchgreifender charakteristischer Unterschied zwischen der Urreligion der mongolischen und der der tatarischen Völker herausstellen wird (s. § 266 ff.), sodann aber auch in der Sprache selbst. Schon, daß es im Mongolischen sowie in den Sprachen der von den Mongolen nächstberührten ugrotatarischen Völker je für Einen Begriff sehr häufig zwei ganz verschiedene Wurzelwörter gibt, läßt muthmaßen, daß die eine dieser Wurzeln eine von Haus aus mongolische, die andere eine von Haus aus ugrische gewesen sei. (Daß die Hiangnu's ebensogut von den Mongolen Wörter aufnehmen konnten, als diese von jenen, versteht sich ja von selbst). Noch wichtiger ist aber der Sprachbau. In der mongolischen sowie der ihr nächstverwandten mandschurischen Sprache macht sich der Sprachgeist der mongolischen Völkerfamilie gebieterisch geltend in dem isolirenden Charakter (s. Anm. 1) Das Verbum steht in Form eines Verbalsubstantivs (Infinitivs) unbeseelt da, während die ugrofinnischen Sprachen dasselbe konjugiren. „Ich stehe, du stehst" 2c. heißt mandschurisch: bi ilimbi, si ilimbi etc., hingegen schon bei den Tungusen: ilitschem, ilitschende, ilitscheren, ilitschereb, ilitschesch, ilitschere. Die Ungarn und Finnen haben eine sehr fein ausgebildete Konjugation (mit Objektssuffixen, ähnlich wie die semitischen Sprachen, nur daß die Suffixa infigirt werden). Während die ugrotatarischfinnischen Sprachen nicht minder auch eine Deklination haben, drücken die Mongolen und Mandschuren (sowie die von ersteren sprachlich am stärksten beeinflußten Türken Turkestans) die Kasus durch isolirte Kasuswörter aus (etwa wie: „Mann Besitz" statt „des Mannes.") Beide haben kein Relativpronomen. Gemeinsam den mongolischen und ugrischen Sprachen ist der reiche Gebrauch des Infinitivs als Verbalnomens (z. B. „ich weiß dein Gesiegthaben" statt: „ich weiß daß du gesiegt hast;") aber in den ugr. Sprachen erleidet das Pronominalsuffix eine lautliche Metamorphose, durch die es mit dem Verbalstamm verschmilzt, während es im Mongolischen isolirt nachhinkt. So hat also trotzdem, daß die Westmongolen im Alterthum die ugrische Sprache der Hiangnu's angenommen haben, dennoch der mongolische Sprachgeist durchschlagend gewirkt auf die Gestalt, die diese fremde Sprache bei ihnen annahm.[12])

[12]) Ganz analog ergieng es, als die Gothen, Franken, Longobarden die lateinische Sprache annahmen, und aus ihr nach germanischem Sprachgeist die romanischen Sprachen bildeten. Sie sagten nicht amabo, sondern je aimer

— Betrachten wir nun endlich noch die Sprachen der von uns als „ostmongolisch" bezeichneten Völker. Wir haben schon oben den Grundcharakter derselben als den der Sprachzerfahrenheit bezeichnet. Dieser gemeinsame Charakter zeigt sich in drei Grundzügen: α) einer Anzahl gemeinsamer Wurzeln, β) einer Neigung zu unaufhörlicher regelloser Lautumwandlung, γ) einer Neigung zum isolirenden Sprachbau. Diese drei Punkte bedürfen einer sorgfältigen Betrachtung. — Die Gemeinsamkeit von Wurzeln zeigt sich besonders augenfällig an den Zahlwörtern. Ich entnehme aus Lüken[13]) folgende, aus Lassen's indischer Alterthumskunde und Klaproth's Archiv geschöpfte Tabelle, welcher ich, um den Unterschied von den ugrotatarischen Sprachen anschaulich zu machen, auch noch die woguliſchen Zahlwörter beifüge:

---

ai, amar ai u. s. f., nicht amavi, sondern je ama'i und daneben je ai aimé, ho amato u. s. f.

[13]) Einheit des Menschengeschlechts S. 174.

	Barm.	Nepal.	Tibet.	China.	Lütschü.	Japan.	Korea.	Wogul.
1.	thit	sehi	dshig	jĭ	tids, idshi	iz, fito	ho-thün	aku
2.	niht	nus-ki	ngniss	òll	ni, tads	ni, fi-tak	thu-pu	kit
3.	ssum	suum	gsum	sān	schan, nids	san, miz	ssai	korom
4.	leh	pi	bschi	ssé	schen, juds	si, ioz	*nai*	*nila*
5.	ngah	nga	la	ù	u, *idsüzi*	go, *izuz*	taschü	*ät*
6.	khiok	khu	dshug	lŭ	rugu, nits	rok, muz	ii-schü	kat
7.	khu-nit	nhei	bdun	zi	*schi, nanadzü*	*siz, nanaz*	ii-kii	*sat*
8.	scit	kea	brgjad	pa	fádshi, jads	faz, jads	ii-ta	nala
9.	koh	gu	rgu	kieu	ka, *kogulads*	*kou, kokonoz*	ja-hao	(*kilentz* ungr.)
10.	ta-zäk	sanah	bdshu	sché	ssa, tu	siou, towo	je	lau.

Die je zweite Reihe für Lütschü und Japan gehört der Sprache einer Ureinwohnerschaft an, die vielleicht tatarischen Blutes war. (Ein paar Anklänge an das Wogulische und Ungrische sind durch Kursivschrift angedeutet.) In den Zahlwörtern für 1, 3, 9, 10 ist die Gleichheit sämmtlicher ostmongolischer Sprachen eklatant; bei 2 gehen China und Korea ihren eigenen Weg, bei 4 Hinterindien, bei 5 Tibet, bei 6 China; bei 7 hat die tatarische Wurzel mit dem Zischlaut in Lütschü und Japan auch bei der mongol. Bevölkerung die mongol. Wurzel verdrängt; bei 8 fehlt jede Gemeinsamkeit. Aber die gänzliche Uebereinstimmung in 1, 3, 9, 10 und die beinahe gänzliche in 2, 4, 5, 6 ist bezeichnend genug. Für das Barmanische und Chinesische hat W. v. Humboldt[14]) die Verwandtschaft der so wichtigen grammatischen Wurzeln nachgewiesen; die nota pluralis ist im Barmanischen kra (sprich kja) im Chinesischen kiâi; der barmanischen Partikel thang (sprich thi) entspricht die chinenische tschi, ti; das Verbum „sein" heißt barm. hri (spr. shi), chinesisch shî, das Zahlwort (so und soviel „Stück") ist barm. khu chines. ko. — Wenn nun bei andern Wurzeln keine oder nur eine geringe Verwandtschaft nachweisbar ist, so findet dies seine Erklärung in dem zweiten Punkte: der wilden Lautumwandlung, die in diesen Sprachen herrscht. Die chinesische hat zwar seit den Zeiten Khong-tse's (600 v. Chr.) oder wenigstens seit denen Schi-hoang-ti's (213 v. Chr.) eine stabile Form der Aussprache angenommen; daß aber die Schriftzeichen in älterer Zeit anders gesprochen wurden, als jetzt, davon hat man sichere Kunde. In der barmanischen Sprache, welche eine Buchstabenschrift hat, läßt sich die Umänderung der Aussprache konstatiren; in der Schrift stellt sich eine ältere (noch nicht einmal sehr alte) Aussprache dar; wie unglaublich von ihr die heutige Aussprache abweicht, hat W. v. Humboldt betont; z. B. ein kak geschriebenes Wort lautet ket, ein tup geschriebenes tok, ein re geschriebenes je, ein hri geschriebenes shi ꝛc. Wenn nun r bald in sh bald in j, ang in i, ak in et, up in ok übergehen konnte, und wenn solche Umwandlungen vier Jahrtausende lang so fortgingen, und zwar natürlich bei jedem Volke wieder auf andre Art, so begreift man wohl, daß die entsprechenden Wurzelwörter der verschiedenen Sprachen einander heutiges Tages nicht im mindesten mehr ähnlich sind. — Ein

[14]) Gesammelte Werke, VI, „über die Verschiedenheit des Sprachbaus."

dritter Punkt ist die Neigung der ostmongolischen Sprachen zum isolirenden Sprachbau. Diese ist allerdings nicht ganz und nicht in gleicher Weise durchgreifend. In Japan, wo, wie wir § 269 sehen werden, die ostmongolischen (nordchinesischen) Einwanderer eine malaiische Urbevölkerung vorfanden und sich mehr oder minder mit ihr verschmolzen, ist es zur Isolirung nicht gekommen. In Tibet, wo sich vielleicht die mongolische Ursprache am unverändertsten erhalten hat, sind die Bildungssuffixa ebenfalls nicht abgeworfen worden; in den hinterindischen Sprachen aber ist dieser Prozess beinahe — und in der chinesischen ganz und mit starrer Consequenz vollendet. Es haben freilich bedeutende und geistvolle Männer gerade diese isolirende Sprachform für die allerursprünglichste halten wollen; wir können, nach W. v. Humboldt's Vorgang[15]), dieser Ansicht nicht beipflichten (s. Anm. 1.) — Endlich aber ist ein gemeinsames Charakteristikum aller Völker mongolischer Sippe ihr extremes Nationalgefühl, vermöge dessen ein jedes derselben — in sich einig und in unbedingter serviler Unterwürfigkeit unter seinem Fürsten lebend — sich gegen alle andern Völker absolut abschließt oder im Kriege die äußersten Grausamkeiten (bis zur Vertilgung) gegen sie übt.

Anm. 1. Zwei Elemente sind es, welche die Sprache ausdrücken will. Begriffe, und die Verbindung derselben zu einem Urtheil. Für die Begriffe als solche schafft sie sich Wörter, genauer: Wurzeln, und sobald diese einmal geschaffen sind, sind sie dem Sprechenden als objektiver „Sprachschatz" gegeben. Die Beziehungen hingegen, in welche etliche dieser Begriffe zu einander treten (im Urtheil), sind nicht objektiv gegeben, sondern werden von dem Redenden in jedem Momente subjektiv bestimmt. Der Eine ist z. B. veranlaßt zu erzählen (also erst zu denken und dann auszusprechen): sein Feind habe ihn — der Andre: er habe seinen Feind geschlagen, der Eine: er wolle ruhen, der Andre: er wolle wandern. A) Für die Begriffe nun hat die menschliche Sprache ursprünglich wohl großentheils einsilbige Wurzeln (wenn auch darunter solche mit an- oder auslautenden Doppelkonsonanten) geschaffen, die semitischen Völker haben den Trieb gehabt, diese Wurzeln zu zweisilbigen zu erweitern, je eine in mehrere zu spalten (z. B. zûr, jazar, zarar, vgl. auch § 260 Anm. 1) und auf diesem Wege eine Manchfaltigkeit von Lautgestaltungen zum Ausdruck von Begriffsmodifikationen zu gewinnen. Die jafetidischen Sprachen haben von der Zweisilbigkeit in diesem Sinne nur beschränkten Gebrauch gemacht, desto reichlicheren von der Komposition zweier Wurzeln (die wir in den arischen Sprachen schon beim Pronomen warnehmen, z. B. αὐ-τός, Sskr. i-dam, Zend

[15]) A. a. O. S. 118 u. S. 196.

a-dem u. a. vgl. Bopp krit. Gramm. der Sanskr. Spr. § 247.) Um einem noch allzu abstrakten, schwankenden Begriffswort Bestimmtheit zu geben (namentlich wenn es homonyme Wurzeln neben ihm gibt) wird ein Synonymum oder ein die nächst-höhere Art oder Gattung bezeichnendes Wort dazugesetzt. Derartige Quasi-Komposita hat das Chinesische, das Barmanische, unter den malaiischen Sprachen besonders reichlich die tagalische, unter den amerikanischen die aztekische und Delaware[14]). So heißt z. B. im Barmanischen pan sich mühen, krâ Antwort empfangen, pan-kwâ sich um Antwort mühen, d. h. fragen, bitten; lak Hand, tat geschickt sein, lak-tat Künstler. Auch manche arische Wörter sind vielleicht auf diesem Wege, durch Verschmelzung synonymer Wurzeln, entstanden. — B) Die isolirenden Sprachen trennen nun die objektiven Begriffe von der Beziehung, in welche der Sprechende diese Begriffe setzt, in der Art, daß sie nur den ersteren ein lautliches Gewand geben, die Beziehung hingegen nur durch die Wortstellung ausdrücken. Die chinesische Sprache z. B. läßt das regierende Wort dem regierten, das Subjekt dem Verbum (Verbalnomen), dies dem Objekt, dies dem entfernteren Objekt vorangehen, hingegen das qualitativ zu bestimmende Wort auf das die Qualität bestimmende folgen. Die barmanische dagegen hat die Reihenfolge: Subj. Obj. Verbum, läßt aber ebenfalls die Qualitätsbestimmung dem qualitativ zu bestimmenden vorangehen. (Für: „ich esse mit Butter gekochten Reis" sagt der Chinese: „Ich Essen Butter Kochen Reis", der Barmane: „Ich Butter Kochen Reis Essen." Für: „ich preise den, der alle Dinge geschaffen hat und von Sünde frei ist," sagt der Barmane: „alle Dinge Schaffen-damals er, thau, Sünde frei-sein er, thau, Ich Preisen"; die Partikel thau dient nur, gleichsam als lautes Komma das ihr vorangehende als zusammengehörig zusammenzuschließen.) Dieses Gewicht der Wortstellung kommt nun freilich auch in flektirenden Sprachen vor, und spielt kaum irgendwo eine größere Rolle, als in der mittel- und neudeutschen, wo durch die drei Arten der Wortstellung, die gerade („ich thue meine Pflicht"), die Vorder- und Relativsatzstellung („wenn ich meine Pflicht thue", „welcher seine Pflicht thut") und die Nachsatz- und Fragesatzstellung („so liebt mich mein Vater"; „liebt mich mein Vater?" „wie liebt mich mein Vater?" „unaussprechlich liebt mich mein Vater") der ganze Satz und Periodenbau beherrscht ist. Aber daneben hat die deutsche Sprache, daneben haben auch jene agglutinirenden Sprachen, in denen, wie z. B. in der Massatschusetssprache, die Wortstellung von entscheidendem Gewichte ist, immer noch Flexions- resp. Agglutinations-Suffixa, durch welche die Beziehung, in welcher der Sprechende die Begriffe vom Hörer gedacht haben will, auch lautlich ausgedrückt und verleiblicht ist. — Und dies ist offenbar das

---

[16]) Die Delaware-Sprache zerfällt bei der Agglutination von Suffixen die Komposita wieder, und nimmt nur je eine der Wurzeln in Gebrauch. Z. B. wul-it schön, witsch-gat Pfote, k-uli-gat-schis deine schöne Pfote klein, d. h. dein niedliches Pfötchen.

naturgemäßere. Auch W. v. Humboldt (a. a. O. S. 118) findet es „wahrscheinlich, daß der Gebrauch nackter Wurzeln erst etwas sekundäres ist. Ursprünglich erschienen die Wurzeln nie als solche, sondern mit den, sie in lebendige Beziehung setzenden Nebenlauten umkleidet." Und S. 196: „Je ursprünglicher die Sprachen sind, eine desto reichere Formenfülle besitzen sie." Die Abstraktion, welche die Beziehungen der Begriffe von den Begriffen selbst trennt und letztere gleichsam als anatomische Präparate herauslöst, ist bereits eine künstliche, und setzt (nach W. v. Humboldt) ein einseitig verstandesmäßiges, phantasieloses Denken voraus. Das naturgemäße, ursprüngliche ist, daß das gesammte Lautbild dem gesammten Vorstellungsbild entspreche und dasselbe abkonterfeie. „Der Mann spaltet den Stamm." Wie der Mann in der Wirklichkeit sich a g i r e n d verhält, so wird auch die Ursprache das Subjektswort zu einem wirkenden, agirenden machen, und dies durch ein Suffix am Verbum und ein Suffix am Objekt ausdrücken, also: „Mann-er Spaltung-thun Baum-hin (baumwärts)." Diese Suffixa sehen wir noch deutlich in den flektirenden Sprachen; das s des indogermanischen nom. sing. ist ein verkürztes Pronomen sa (ta;) mit dhâ, ta, tu bildeten viele Sprachen aus Nominal- ihre Verbalformen, und der Akkusativ hat noch im Sanskr. sein ursprüngliches Wesen eines terminativen Lokativs bewahrt. — Aber auch diese Sprachform ist nicht die allerursprünglichste; sie gehört schon mehr den flektirenden Sprachen an. Das ursprünglichste ist, daß das Gesammtbild der Handlung erst als ein n o c h n i c h t n ä h e r (sondern nur der Hauptsache nach) b e s t i m m t e s in E i n e m e i n z i g e n L a u t k o m p l e x hervorbricht, dem die näheren Bestimmungen erst angehängt werden, u n d d a s i s t d a s W e s e n d e r A g g l u t i n a t i o n (vgl. § 256 Anm. 1), d i e w i r e b e n d a r u m f ü r d i e U r f o r m d e r S p r a c h e h a l t e n. „Er-spalten-es, Mann-er, Baum-hin." Zuerst das allgemeine Bild eines etwas spaltenden, dann die Aussage, wer der Er und was das Es sei. Daß dies wirklich die Urform der Sprache gewesen, dafür haben wir den Beweis in der (von W. v. Humboldt betonten) Thatsache, daß durch die Sprachvergleichung sich g e r a d e d i e P r o n o m i n a l w u r z e l n a l s d i e a l l e r ä l t e s t e n, u r s p r ü n g l i c h s t e n B e s t a n d t h e i l e d e r v e r s c h i e d e n e n S p r a c h e n u n d d e r m e n s c h l i c h e n S p r a c h e ü b e r h a u p t e r w e i s e n, und zwar vor allem die der Personalpronomina. (Darin liegt denn zugleich eine neue Bestätigung dessen, was wir Th. I § 49 über die Entstehung der Sprache und gegen die naturalistisch-materialistische Erklärung derselben gesagt haben. Vom Personbewußtsein, vom Selbstbewußtsein im Sinne von § 57 ff., ist die Entstehung der Sprache ausgegangen.) — Von der Agglutination aus waren nun zwei Wege der Weiterentwicklung möglich. 1) Die immer wiederkehrenden Pronominalsuffixa am Handlungs- oder Verbalnomen und die ebenso wiederkehrenden Richtungssuffixa am Ding-Nomen konnten g e k ü r z t werden zu accentlosen Endungen[17]), und dabei konnte nun das Objekts-

[17]) In der aztekischen und in der Delaware-Sprache stellt sich dieser Prozess noch als im Beginn begriffen dar.

pronomen am Handlungsnomen als überflüssig ganz hinweggeworfen werden. Statt ta-bhandsh-tam, manu-sa, druma-im hieß es nun bhandsha-ta (später bhandshati) manus drumam (Sskr.: „der Mann bricht den Baum"); das Handlungsnomen gestaltete sich zum konjugirten Verbum, das Dingnomen zum deklinirten Substantiv, und nachdem nun jedes Wort solchermaßen seine Beziehung zu den übrigen Wörtern in seiner eigenen lautlichen Gestaltung ausgedrückt enthielt, war der Bann der sklavischen grammatischen Wortstellung gebrochen und jene Freiheit der rhetorisch-poetischen Wortstellung errungen, welche im Lateinischen sich aufs höchste entwickelt hat, und überhaupt die Schönheit und den Vorzug der alten indogermanischen Kultursprachen ausmacht. (Die germanischen Sprachen, und noch weit mehr die romanischen, stellen in ihrer Rückkehr zur grammatisch gebotenen Wortstellung lediglich einen Rückschritt dar, und die französische ist in einem Satze wie z. B. c'est ce que je vous ai dit von einer agglutinirenden kaum zu unterscheiden.) — 2) Die Pronominal- und Richtungssuffixa konnten anstatt verkürzt und verschmolzen zu werden, völlig beseitigt, und der Wortstellung allein der Ausdruck der Beziehung der Begriffe auf einander überlassen werden. Die Sprache malt nun nicht mehr die zu erzählende Handlung ab, sondern stellt dem Hörer nur das Begriffsmaterial verstandesmäßig geordnet hin, damit er mit seinem Verstande sich ein Bild der Handlung daraus zusammensetze. In der barmanischen Sprache ist dieser Prozess noch nicht absolut vollendet; sie bildet aus synonymen einsilbigen Wurzeln insofern wirkliche Komposita, als sie die anlautende muta des zweiten Wortes in die sonans verwandelt. Auch hat sie einen solchen Reichthum von Partikeln, daß sie mittelst derselben und der Pronomina die Personen, Tempora, Numeri und Modi des Verbums deutlich und klar auszudrücken vermag (z. B. „Ich Kommen Mehrzahl damals Möglichkeit" d. h. „wir wären gekommen.") Die chinesische Sprache hingegen hat das Prinzip der Isolirung mit der dem chinesischen Volke eigenen verstandesmäßigen Konsequenz rein durchgeführt.

Anm. 2. A) Urwurzeln, die in verschiedenen Sprachfamilien auftreten Nehmen, greifen, türk. kap, tschap, mong. ap, lat. capere 2c. — Athem, Leben, Seele, Geist, finn. henka, angga athmen, sich erholen, tscherem. jang Seele, mong. angki-l riechen, changgu-la schnüffeln, amin Leben; mong. (und tungus.) onggo-d Geister, ong-char Kenntnis nehmen, ong-si hersagen, lesen; türk. ang sich erinnern, urverw. mit Sskr an-as Hauch, anilas Wind, ἄνεμος l. animus ahd. unst. — Kehren, sich drehen: mandsh. chorgi, (gur Land), mong. chorijan Hof, kürdu Rad (ger Haus), suom. ker, kier sich wälzen; ungr. kör Kreis, kor Kreislauf der Zeit, koros alt; türk. kura Hof, kari alt, finn. kääri drehen, kärmet Schlange; vgl. mong. und türk. ordu Zeltkreis, Heerlager, türk. orta Mitte. Urverw. mit ἕρκος, εἴργω l. circus, ahd. chêrjan. — Mutter, Weib, mong. eme Weib; mandsh. ama Mutter, amu Tante, Schwägerin, eme Mutter, mama Großmutter; finn. emi, emo Mutter, em, im saugen; türk. meme Brüste; tschuw. anja und mandsh. enie Mutter. Urverw.

mit mâ in mâtr, *μήτηρ*, l. mater, mamma, ahd. muader, muoter. ebenso mit wask. emea Weib. — Feuerroth, mong. chaksa durch Feuer dürren, mandsh. dshak-sannga roth, chines. tssé roth, lapp. kwokso Morgenröthe, vgl. *καίω*. — Wasser finn. wesi, viz, vete, ungr. uss, mong. usun; *ὕδωρ*, l. udor, slav. voda, ahd. wazar. U. a. m. — B) Selbst von solchen Urwurzeln ist manche nur in die eine der beiden Sprachfamilien übergegangen. So kommt die in הַר, *ὄρος* liegende Wrzl. nur in der ugrofinnischen Familie vor (finn. wuori, tungus. uro, urjo), ebenso die im lat. jacere liegende (lapp. jäwat hinbreiten, jäwatak Polster türk. jatak Polster, jat liegen, finn. wuot Bett, wät werfen, türk. at werfen) — hingegen die in *ἐσθίειν*, l. edere, essen liegende nur in mong. ide essen (was erst im Mittelalter in's Türk. und Ungr. überging, wo es im ungr. et essen und im türk. et-mek Brod erscheint) während dagegen die ugrofinn. Familie dafür eine andre (vielleicht mit der ersteren seitenverwandte) Wrzl. SE hat (mandsh. dshe, finn. syö, jakut. se, tschuw. si.) — Die in sehen, goth. saivjan, liegende Wrzl. existirt nur im finn. und esthn. szem, silm (siehe unter E); im Mong. fehlt sie. Dagegen fehlen im Ugrofinn. chair mong. Stein, türk. kyr, (*κόῤῥη*, Sskr. tschr) —kira mong. Berggrat, mandsh. gira Knochen, ungr. gerentz Rückgrat, (mhd. grât, Grat, Gräte). Im Mong. wiederum fehlt: kuul finn. hören, chorwa Ohr, ostjäk. chol wogul. jul, türk. hulak und chulga Ohr, tungus. korot Ohr (Sskr. çru, *κλύειν*, kelt. cual, cluinn, ahd. hôrjan). — C) Der Wortstämme, die die Mongolen in uralter Zeit aus den ugrofinn. Sprachen sich angeeignet haben, sind sehr viele, z. B. fragen: mong. asak, lapp. jäsko (vgl. engl. ask) — fließen: finn. wirta, türk. eri schmelzen, ir-mak Fluß, mong. ur-us strömen — Eid, schwören, esthn. wand, mong. andaghar, türk. and. — fein: finn. arka zart, türk. aryk hager, lapp. njuor zart, mong. nar-in fein, klug, mandsh. narchun dünn, — Mitleid, lapp. njuor, mong. ure. — Klein: das Deminutivaffix kenne, ken, kun gun, gen ist den ugrofinn. und mongol. Sprachen (auch der niederdeutschen!) gemeinsam — Fest, stark: finn. jirka (auch: steil), türk. iri fest, mong. erki steil — roth: finn. weri Blut, ostjäk. wyry roth, mong. jurte erröthen, mandsh. kira roth. U. v. dgl. m. — — D) Nur um so bedeutsamer ist, daß eine nicht eben kleine Anzahl von Wurzeln und Wortstämmen erscheint, die entweder nur in den ugrofinn. Sprachen (einschließlich den Mischsprachen: tungus. und mandshur.) oder nur in der mongolischen (und der im Mittelalter von ihr beeinflußten türkischen) sich finden. a) Den ugrofinn. Sprachen ausschließlich eigen sind folgende Wrzln.: singen: finn. wiru, türk. ir — Gürtel, Hüfte, finn. wyö türk. ui-luk — Dieb, stehlen, finn. warka, woru, jakut. or, türk. oghur — Rennthier, finn. poro, lapp. ron, tungus. irum, mandsh. iren, oron (vgl. skandin. ren) — früh, mandsh. nergin, türk. erken — regnen, lapp. okte, mandsh. aga, türk. jagh — bauen, schmücken finn. koria, türk. kor, kurghan U. v. a. b) Den mongolischen ausschließlich eigen: Mann, mong. ere, mandsh. eru, türk. er (vgl. lat. vir, kelt.

fir, ahd. wër) — Schwester; mong. eke-tschi, tungus. akin, jakut. akas — Nase, mong. chabar, kalm. chamar, mandsh. oforo, orro, tungus. ongokto, okto, türk. murun, burun — Knochen, mong. omok, türk. sümük, kemük, tschuw. schunu, jakut. ungoch (vgl. ahd. knoche). — Horde, mong. und tungus. aimak — begraben, mandsh. somi, türk. küm — Fleisch, tungus. ulla, ulta, mandsh. jali, tschuw. jut (aus jult). U. v. a. — E) Dies tritt besonders deutlich da hervor, wo die von den Mongolen unberührt gebliebenen Völker für den gleichen Begriff eine andere Wrzl. in Gebrauch haben. Z. B. Vater α) ugrofinn. Wrzl. ise, lapp. attsche, mong. etsi, β) mongol. Wrzl. aba, abu (tscherem. und tschuw. aba Mutter, türk. baba Vater, mandsh. mafa Großvater) — roth, finn. puna, hingegen mong. ula-ghan, tungus. kula-rin, mandsh. fulgian — Mund, finn. suu, hingegen mong. ama, tungus. amga, jakut. hamun, surjän. wom, türk. anggir, jangir (und tschangir schreien) — sehen, finn. esthn. szem, Auge silm, dagegen mong. chara (verw. mit ὁρᾶν?), kara spähen, jakut. charak (karak Auge) türk. kara, kür — essen (s. oben unter B) — trinken, finn. juo (daher jauma Getränk, wo ma Ableitungssilbe ist) lapp. jukka (und tschuoke saufen) türk. jut, in's Mongol. aufgenommen ughu; dagegen chinesische Dialekte: jam (neuchines. jen, in), mong. um-tan Getränk, tungus. omi trinken (mit radikalem m) — freuen, finn. ilo, mandsh. ilga, dagegen (wenn auch urverwandt) mong. dshir, ir, mandsh. urgun, ungr. öröm, örul, türk. ir-mek — Himmel, finn. miniä, ungr. meng, dagegen mongol. köke, mandsh. kuku, kamtschad. kagal, türk. gök, ungr. kek. Insbesondre die pronomina personalia:

	mong.	mandsh.	türk.	dagegen ugrofinnisch:
ich	bi	bi	be-n	en (samoj. man)
du	tzin	szi	se-n	te, de
er	e	i	(ol)	s, ä
wir	bi-da	be	biz	mi mek (samoj. mende)
ihr	ta	sue	siz	dek, tek (samoj. tende)
sie	ede	dshe	(on-lar)	-k, sek, vök (samoj. tin)

F) Andrerseits existiren gleichklingende (homonyme) Stämme, die aber in jeder der beiden Sprachfamilien grundverschiedene Bedeutung haben, also verschiedenen Ursprungs sind. Z. B. el, finn. leben, ungr. él leben, dagegen mong. el Friede, ungr. el-eg befriedigend, genug, mandsh. elche, nelche Friede. Finn. und ungr. fej Kopf, türk. basch Kopf; dagegen mandsh. feje Wunde, türk. basch Wunde. — G) Schon bei den Wörtern für „Himmel," sowie bei den homonymen Wrzln. el sehen wir, daß im Ungrischen zwei verschiedene synonyme oder homonyme Wrzln. zusammentrafen, letztere aber mit lautlicher Verschiedenheit (él und el.) Aehnliches ist im Türkischen der Fall. Ursprünglich ugrofinnische Wrzln., die als solche auch im Türk. vorhanden sind, die aber schon in der Urzeit auch von den Mongolen rezipirt waren, kamen im Mittelalter in derjenigen lautlichen Umwandlung, die sie bei den Mongolen erlitten hatten, als Fremdwörter

wieder zu den Türken. Z. B. finn. jauko, türk. jygh „anhäufen"; bei den Mongolen wurde daraus tschuk „viel" (mandsh. tschoocha Heer), und dies ging dann als tschok „viel" wieder zu den Türken über. Analog türk. jak „anzünden," jakty „hell", lapp. tsake brennen, ungr. ek brennen (eg Himmel) mandsh. jacha glühende Kohle; bei den Mongolen nahm die Wrzl. die Form tschok an[18]) (tschakil blitzen, tschaki Feuerschlagen), und so umgewandelt ging sie als Fremdwort tschak „Feuerschlagen" wieder zu den Türken über. — Ich durfte hier, wenn nicht aus dieser Anm. ein Buch werden sollte, aus Hunderten von Beispielen nur wenige auswählen; indessen dürften diese genügen, die Richtigkeit der im § ausgesprochenen Ansicht darzuthun. Die mongolische und die ugrofinnische Sprachfamilie gleichen zwei Strömen, die seit zwei Jahrtausenden in einander gefluthet sind und ihre Gewässer gemischt haben. Daß sich trotzdem noch so deutliche Spuren ursprünglicher Sprachverschiedenheit nachweisen lassen, ist fast mehr als man erwarten kann. Unter der Rubrik D hätte ich, wenn der Raum es erlaubt haben würde, außer den 13 angeführten Beispielen noch 88 andere namhaft machen können, und unter der Rubrik A reichlich noch ein Dutzend andere. In manchen Fällen der Rubrik E zeigen denn auch die Lautveränderungen, daß die eine Wrzl. ursprünglich ugrisch, die andere ursprünglich mongolisch sei. So existirt für gehen die mong. Wrzl. jabu (mandsh. jabu, jo; ungr. jö kommen, türk. jol Weg) daneben aber eine ugrische Wrzl., türk. jürü, mong. dshurtschi, mandsh. dshura, wo der Uebergang des j in den Quetschlaut (vgl. Schott a. a. O. S. 380) deutlich den Weg zeigt, den die Wrzl. gewandert ist. (Aehnlich lapp. jurte denken, türk. jürek Muth, mong. dshurik Muth, Wille dshuri sich entschließen; ferner: türk. joba in Kindsnöthen sein, mong. dshoba Qual; ferner lapp. kawa sich krümmen, finn. kawala listig, koje Biegung, mong. chadsha krumm, u. a. m.) Ebenso lehrt uns die Beobachtung der Lautveränderungen alte Urverwandtschaften (Rubrik A) erkennen. In den ugrofinn. Sprachen geht w zuweilen in k über (Schott S. 382); da nun im Finnischen für wenden neben wäänd die Form käänt existirt, so werden wir auch im mong. chantu „wenden" die Verwandtschaft mit goth. vandjan, ahd. wendjan zugeben müßen. Ebenso entspricht dem goth. vulla, ahd. wolla (Wolle) lapp. kwol-ga das mong. und türk. kil, Haar (von Thieren), auch die malaiischen Sprachen haben wulu, bulu „Haar." — Zu Rubr. C ist zu bemerken, daß manche ursprünglich ugrische Stämme bei den Mongolen eine modifizirte Bedeutung bekommen haben, durch die sie ihre nichtmongolische Herkunft oft deutlich genug dokumentiren. Im Finn. und Magyar. heißt köyda, köt binden, köyte Strick (viell. mit lat. catena urverwandt). Die Mongolen empfingen

[18]) Analog ging auch bei den Lappen ein anlautendes j gern in ts oder tsch über (z. B. tschôke häufen, von jauk; tschuok Licht, von jak); es ist aber einleuchtend, daß die Türken nicht von den Lappen sondern von den Mongolen her jene so umgewandelten Formen erhalten haben.

offenbar das fertige Nomen, und machten daraus das Verbum küte (ein Thier am Strick) führen, und beim Mischvolke der Mandshuren treffen beide Wörter: chuaita „binden“ und kutele „führen“ wieder zusammen. Finnisch heißt neitiä naß (=ahd. nazi), maghar. nete naß, lappisch njuos-ka naß, frisch, türk. jasch frisch, daher jascha leben; in dieser abgeleiteten Bedeutung ging das Wort zu den Mongolen als nasu „Lebensalter.“ Umgekehrt ist das in den ugrofinn. Sprachen fehlende, also ursprüglich mongolische nara „Sonne“ in's Türk. und Ungrische in der abgeleiteten Bedeutung „Sommer“ (magy. nyar, türk. jar) übergegangen. — Gegenüber Solchen, welche mit den sogen. altaischen Sprachen sich noch nicht näher beschäftigt haben, bemerke ich schließlich noch, daß ich in der obigen Untersuchung zwischen Wörtern altaischer Sprachen keine etymologischen Verwandtschaften, die nicht schon von Schott a. a. O. als solche erwiesen worden wären, in Anspruch genommen habe.

§ 265. Der Buddhismus bei den mongolischen Völkern.

Bevor nun auf die alten ursprünglichen Religionen der mongolischen Völker die Untersuchung gelenkt wird, ist es unerläßlich, zuvor die Gestalt kennen zu lernen, die der Buddhismus bei diesen Völkern annahm. Wir haben § 206 von demselben an seiner Wiege Abschied genommen. Die Panazee für die Menschheit war gefunden und in's Leben getreten, der Pantheismus bis zu seiner letzten Konsequenz durchgebildet, der Wunsch von D. Fr. Strauß war 23 Jahrhunderte vor seiner Geburt bereits erfüllt: das Wunder aus der Religion und das Pfaffenthum aus der Religionsgesellschaft geworfen; ohne alle priesterliche Vermittlung konnte ein jeder sich der Erkenntnis hingeben, daß er ein Moment im Selbstentwicklungsprozess des unbewußten Absoluten sei und sich unfehlbar in das allgemeine Nichts auflösen werde. Mit Riesenschritten breitete diese Lehre sich aus; mit wahrhaft fanatischem Eifer wurde sie von Hunderten, ja Tausenden von Missionaren den Völkern Asiens verkündet. Hinterindien fiel ihr sofort zu; in den letzten Jahrhunderten v. Chr. auch die westlich von Tibet gelegenen Länder Kaschgar, Kotan, Jerken. Um 500 n. Chr. war schon das ganze, südlich der Gobi gelegene Hochasien buddhistisch, und hundert Jahre später vollendete der Kaiser Srongbsan Gambo von Tibet, indem er das Reich politisch einigte, zugleich auch die Einführung des Buddhismus. Als im Anfang des 10. Jahrhunderts durch eine Reaktion der Anhänger der alten Volksreligion das Reich Tibet zerfiel, und eine grausame Verfolgung der Buddhisten eintrat, gab dies nur den Anlaß zu neuer

Verbreitung; die vertriebenen begannen ihre Lehre nach dem Norden, nach China und Japan, zu tragen, wo wenigstens ein großer Theil der Bevölkerung ihr zufiel. Gegen 1200 stellte der Lama Dshu Adhischa den Buddhismus auch in Tibet wieder her, und im 13. Jahrhundert fand diese Religion von dort aus auch bei den Mongolen im engeren Sinn Eingang und ward, nachdem 1247 ein Verwandter Dshingischan's ihr zugefallen war, bald (1260) Staatsreligion. — Fragt man nun: wie hat in dieser Religion der Pantheismus seine angepriesenen Vorzüge bewährt? so antwortet die Geschichte: er hat sich als die absolute Impotenz erwiesen in religiöser, intellektueller und sittlicher Beziehung. Auf den Dav. Fr. Strauß des fünften Jahrhunderts folgte unmittelbar ein Heer von Vischer'n, die da überzeugt waren, daß Halbheit doch keine so üble, vielmehr für das Volk eine nothwendige Sache sei,[1]) und daß man den Massen ihren Götterglauben lassen müsse. Konnivenz gegen den Polytheismus war die Signatur des Buddhismus allüberall. Ein schneidenderer Gegensatz läßt sich in der Geschichte nicht finden, als der zwischen dem Evangelium, wie es in den ersten Jahrhunderten nach Christo — und heute wieder in der evangelischen Missionsthätigkeit[2]) — als ein scharfes Salz allen Unflath polytheistischen Aberglaubens wegtilgte und in der Kraft des lebendigen Gottes das Heidenthum überwand und stürzte — und dem buddhistischen Pantheismus, der nirgends das Heidenthum zu überwinden vermochte, vielmehr wie ein schlapper Waschlappen jeder Gestalt des Polytheismus sich anschmiegte und so selbst ganz und gar zum rohen Polytheismus wurde. Sogleich in seiner Heimat Indien bequemte er sich, um die Massen zu gewinnen, den Indra nebst einer Menge anderer indischer Götter und Halbgötter und Göttersagen in sein System aufzunehmen. Diesen Mischmasch brachte der Buddhismus sodann nach Hinterindien und Tibet mit; in China und Zeylon

---

[1]) Vischer, kritische Gänge, Heft 6, „alter und neuer Glaube."

[2]) Dagegen hat das verdorbene, paganisirte Christenthum des römischen Stuhles mit dem Buddhismus neben anderen auffallenden Aehnlichkeiten auch die der Konnivenz gegen heidnischen Aberglauben und Polytheismus. Das ganze Heiligenwesen der römischen Kirche hat wesentlich in solcher Konnivenz seinen Ursprung (vgl. den Brief Gregor's d. Gr. an den britischen Missionar Augustinus bei Beda I, 30, und meine Kirchen- und Dogmengeschichte I, S. 438). Man erinnere sich ferner an die Jesuitenmission in China und Malabar (ebendas. III, S. 678 f.) wo der Jesuit Nobili sich für einen leiblichen Nachkommen des Gottes **Brahma ausgab!**

und bei den Mongolen wurde die gleiche Konnivenz geübt, daher denn der Buddhismus so viele Gestalten annahm, als er Länder inne hatte; in China wurde er zu einem trocken-rationalistischen philosophischen Lehrsystem (an das analoge System Khung-tse's sich anschließend); im Mongolenreiche vollends blieb vom Buddhismus nichts übrig, als einiges äußerliche Zeremoniell, worein die altmongolische Religion maskirt wurde. — Lernen wir ihn nun in seiner inneren Wesensentwicklung näher kennen. Wie bei Dav. Fr. Strauß das Kultusbedürfniß, nachdem sein göttliches Objekt ihm abhanden gekommen, irdische Objekte suchte und zum „Kultus des Genius" seine Zuflucht nahm, so geschah dies auch bei den Buddhisten; Sâkhja-Muni selbst war es vor allem, der als Genius gefeiert ward; in ihm hatte ja das unpersönliche Absolute das höchste Stadium seines Selbstentwicklungsprozesses erreicht. So wurde denn alsobald zwischen 400 und 100 v. Chr. der Name Sâkhja-Muni's zum Gegenstand und Zentrum eines Mythenkreises, worin er geradenweges zu einem göttlichen Wesen erhoben wurde. Aus dem Göttersitz Damba-Togar soll er in Gestalt eines Elefanten nach Indien herabgestiegen sein und sich in den Mutterleib der Königin Maha-Madsha gesenkt haben; kaum geboren, soll er mit sieben Schritten die ganze Welt durchmessen, soll sich vermählt, im 30. Lebensjahre aber ein Büßerleben begonnen haben; der König der Affen habe ihm seine Verehrung bezeugt (sehr passend), ein wüthender Elefant sei von ihm besänftigt, schöne Mädchen, die in Liebesgluth zu ihm entbrannten, von ihm zu einem Nonnenleben bekehrt worden 2c. — Und während die Brahmanen Indiens in jenen letzten Jahrhunderten vor Christo ihr Philosophem der „Trimurti" ausheckten (wonach Brahma als das Absolute sich in Vischnu, dem Stofferzeuger oder Wassergott, und in Çiva, dem Stoffvernichter oder Feuergott verwirklicht) so brachte es der Buddhismus zu einer Trimurti ganz anderer Art: der als „Buddha" (in China und bei den Mongolen: „Fo") oder „Gaumata" vergötterte Sâkhja-Muni, seine Lehre (dharma „Gesetz") und die buddhistische Priesterschaft (sangghâ) bilden das, was allein noch als Objekt der Verehrung übriggebliebe n ist. Doch das war esoterische Doktrin; den Massen ließ man daneben, wie gesagt, ihren ganzen Polytheismus. — Natürlich fehlte es nicht an Theoremen, beides in Einklang zu bringen. Dies führt uns auf die Impotenz des Buddhismus in intellektueller Hinsicht. Das Problem, wie die Welt entstanden

sei, wurde auf eine Weise gelöst, die an den atomistischen Materialismus unserer Zeit lebhaft genug erinnert. Durch „Sammlung" entstand die Welt. Erst wehte ein großer Wind; in dessen Folge „sammelten sich" die Lufttheilchen; in diesen „sammelte sich" eine Wolke, aus deren Regen das Meer entstand, und auf der Oberfläche des Meeres „sammelte sich wie Rahm auf der Milch" das Festland. Die disparaten Atome sind hier offenbar als das Urseiende vorausgesetzt, da sie nicht erst zu entstehen sondern nur sich zu sammeln brauchen. Anfangs war Alles Licht; da entstand aber ein Gedanke, und dieser erzeugte das falsche Licht, die Finsternis. (Das Subjektiv-selbstbewußte wird also als das schlimme, auszutilgende betrachtet.) Nach andern Schulen (denn der Buddhismus spaltete sich in viele Sekten und Parteien) existirte über dem Stoff eine Welt der Geister, die dadurch, daß sie sich in den Stoff herabsenkten, fielen, indem sie dadurch zu persönlichen Wesen wurden. (Persönlichkeit oder Selbstbewußtsein eine Funktion des Stoffes!) Auf Erden gibt es außer Menschen und Thieren gute Geister und Asuren (halbböse Geister) und unter der Erde ganz böse. Auf dem Berge Sumeru thront Indra (bei den Mongolen Churmusta[3]) genannt) in seinem besonderen Himmel; vier den Berg herab liegende und vier über dem Indrahimmel sich wölbende Himmel, je von einem Geisterfürsten bewohnt, bilden mit jenem die neun Himmel der Begierden; die sie bewohnenden Geister verehelichen sich noch. Darüber befinden sich drei Himmel, in denen noch Feuer empfunden wird; in den drei folgenden ist noch Wind und Gemüthsunruhe, in den drei nächsten noch unterschiedene Vorstellungen oder Gedanken; endlich kommen sechs Himmel, in denen vollends alles Fühlen und Vorstellen ertötet und das Wesen aller Dinge, wie es an sich ist, geschaut wird. Ueber diesen 18 „farbigen Himmeln" sind dann endlich die 6 obersten „farb- und formlosen," in denen die Wesen am Ende dahinkommen, alles Erkennens und Bewußtseins sich zu entschlagen und zum „Zerwehen" (nirvâna vgl. § 205) zu gelangen. Am Ende wird die ganze Welt sammt allen Himmeln in Nichts zerwehen. Den Weg durch diese Himmel zu diesem Ziele hat jeder Mensch zu gehen; Sein ist Qual, Nichtsein die einzige Seligkeit, Schopenhauer-Hartmann die praktische Konse-

[3]) Die neun Mährchen des Siddi-Khur, mong. und deutsch herausgeg. von Bernh. Jülg, Innsbruck 1868, S. 181.

quenz Hegels, denn es geschieht nichts Neues unter der Sonne. — Es war aber ein recht praktischer Gedanke der Buddhisten, diesen Prozess der allmählichen Selbstvernichtung nicht in, sondern hinter das irdische Leben zu verlegen. Dadurch blieb dem irdischen Leben ein hübsches Kapital sorglosen Daseins bewahrt. Einige Moralvorschriften hat der Buddhismus gegeben, da solche für das irdische Leben nicht ganz zu entbehren sind. Sie sind seltsam genug. Das Verbot, Menschen zu töten, ist ausgedehnt zu dem Verbote, irgend ein lebendes Wesen zu töten; findet der Buddhist Ungeziefer am eigenen Körper, so wickelt er dasselbe sorgfältig in Baumwolle, oder — schiebt es unbemerkt seinem Nebenmanne zu; in Hinter- und Vorderindien existiren als buddhistische Stiftungen große Spitäler für kranke Thiere; elende kranke Menschen läßt man hilflos umkommen; das Kastenwesen blieb in seiner ganzen Härte bestehen; es gibt kein Gebot der Barmherzigkeit; kein lebendes Wesen zu töten, reicht hin. Ferner sind Diebstahl, Lüge und Rausch untersagt; auch soll man nicht der Wollust fröhnen. Dies letzte Gebot ist (ganz wie in der röm. Kirche) im Sinn einer besonderen Verdienstlichkeit des Zölibates gemeint. Den Priestern ist Ehe und Eigenthum verboten, ebenso Theilnahme an Tanz und Musik, und Färben des Haares oder der Haut; bestimmte Essensstunden sind ihnen vorgeschrieben. Dem Laien ist es verdienstlich, den Priestern Geschenke zu geben. Aber wo kommen denn Priester her? Hatte doch Sâkhja-Muni das Priesterthum aus der Religion geworfen! Auch in diesem Punkte hat sich sein Pantheismus impotent erwiesen; der Buddhismus ist hier in sein eignes Gegentheil umgeschlagen; Befreiung von aller Priestervermittlung hat er verheißen, und statt dessen eine vormundschaftliche Stellung des Priesterthums gebracht, welche mit der der röm. Kirche die höchste Analogie hat und sogar in einer Art von Pabstthum gipfelt. Anfangs war es die Hoffnung, rascher in's Nirvanam zu gelangen, welche Hunderte und Tausende bewog, der Ehe und dem Besitze zu entsagen und als Bettler zu leben. Bald wurden diese heiligen Büßer als Priester (Bauddha's, in andern Gegenden: Dshaina's; in Tibet und bei den Mongolen: Lama's) betrachtet; sie sammelten sich in Klöstern (unter Aebten, guru's); sie predigten mit Eifer die buddhistischen Lehren; bald wurde ihnen die Beerdigung der Toten, der Unterricht der Jugend übertragen; rasch entwickelten sie sich zu einer reichgegliederten Hierarchie (meist aus drei, bei den

Mongolen aus vier Rangstufen bestehend.) Das führte nun alsbald zu der Anschauung, daß der Priester für den Laien das Religionsgeschäft abzumachen habe, und so wurde die Religion zu reinem Mechanismus. Dies zeigt sich am augenfälligsten in der Art, wie der (verdienstlichen) Pflicht des Gebetes genügt wird. Die Gebetsformel wird auf einen Zettel geschrieben, dieser an ein rundes Stäbchen befestigt und eine Zeit lang — herumgedreht! Und weil das doch zuviel Zeit kostet und unbequem ist, so wird sehr häufig das Stäbchen als Welle mit einem kleinen Wasserrad in Verbindung und letzteres in einen Bach gesetzt; das Wasser übernimmt dann das Geschäft des Betens! Bei den chinesischen Buddhisten bestehen die Opfer in Schnitzeln Goldpapieres, die verbrannt werden. — In Tibet gipfelt die Priesterschaft seit 400 Jahren bekanntlich in einem „Dalai-Lama" in Hlassa, der als Stellvertreter Buddha's auf Erden und als Inkarnation eines Geisterfürsten (bodhisatua) betrachtet wird. Diese buddhistische Pabstwürde ist mongolischen Ursprungs; 1260 n. Chr. setzte der Chan Batu, ein Enkel Dshingischan's, dem stramm monarchischen System der politischen Reichsverfassung entsprechend, einen Oberlama (Khubilchan) über die Lama's seines Reiches. Sowie nun in Indien mit dem Polytheismus auch die Götzenbilder unter buddhistischer Aegide fortbestanden und in den buddhistischen Kultus aufgenommen wurden, so in dem aus mongolischen und tatarischen Stämmen gemischten Mongolenreiche das ganze Zauberwesen und der Totendienst. Und wenn der Buddhismus sich rühmt, die Völker sanfter gemacht und den Blutdurst ihnen abgewöhnt zu haben, so ist bei den Mongolen von dieser Wirkung nichts warzunehmen; sie waren nach 1237 die nämlichen grausamen und blutdürstigen Eroberer und Menschenwürger, wie vorher. (Siehe § 266.) In diesem Reiche spaltete sich im 15. Jahrhundert die Lama-Priesterschaft in die zwei Parteien der Rothmützen (die den niederen Priestergraden die Ehe gestatteten), und der Gelbmützen, welche einander blutig bekämpften; die Gelben sagten sich vom mongol. Khubilchan los und huldigten dem Dalai-Lama von Tibet. Beide stehen sich heute noch als Sekten gegenüber; die chinesischen Buddhisten gehören zu den Gelben. Gegenwärtig hat der Buddhismus ganz und gar die Qualität eines kommunen Götzendienstes angenommen.[4]) Bei den Barmanen ist Viel-

[4]) Ueber den Buddhismus in Hinterindien vgl. das Basler Miss.-Mag. 1837, H. 2, über Zeylon 1839, H. 4. — Von den Zingalesen schreibt Ed.

weiberei und Vielmännerei gesetzlich erlaubt, und sie sind ebenso „systematisch verlogen", wie die brahmanischen Vorderindier[5]) In Japan wird — nicht unter Konnivenz sondern unter eifriger aktiver und lukrativer Mitbetheilung der buddhistischen Priester — die Prostitution auf Staatsregie betrieben; die untern Stände heiraten keine anderen, als Prostituirte,[6]) ja es hat sich unter dem Einfluß des Buddhismus geradezu Phallusdienst (in Tempeln!) entwickelt.[7]) So ausgezeichnet hat sich im Buddhismus die weltveredelnde Kraft des Pantheismus bewährt.

§ 266. Die alte Religion der Mongolen.

Als man noch die Mongolen mit den Tataren verwechselte, berief man sich auf die Thatsache, daß Dschingischan auf Zauberei und Wahrsagerei die Todesstrafe setzte und den Glauben an den Schöpfer Himmels und der Erde durch ein Gesetz allen seinen Unterthanen anbefahl,[1]) als auf einen Beweis, daß bei den Mongolen das gleiche Schamanenthum geherrscht haben müsse, wie bei den Ugrotataren. Es ist aber einleuchtend, daß Dschingischan, der nirgends mit der Prätension eines Religionsstifters auftritt, durch jenes Gesetz nicht seinem Mongolenvolke dessen bisherige Religion nehmen und eine neue an die Stelle setzen, sondern vielmehr gerade die Religion seines, des herrschenden Volkes in den unterjochten Tatarenreichen der

---

Hildebrandt (Reise um die Erde, 4. Aufl. Berlin 1873, I, 58:) „Häufig habe ich mir Mühe gegeben, in den Gesichtern der Betenden eine Spur innerer gemüthlicher Vorgänge zu entdecken. Vergebens; es war in ihnen ebenso wenig Unzufriedenheit oder Kummer über den Sansâras (diesseitige Welt) wie Hoffnung auf den ewigen Frieden des Nirvânam zu bemerken. Nur meine irdischen Rupien versetzten die frommen Zingalesen sofort in die beste Laune."

[5]) Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien, II, 86 und 95.

[6]) Ed. Hildebrandt a. a. O. II, 85 f. In Yedo waren 1869 nicht weniger als 3289 öffentliche Dirnen (v. Kudriaffsky, Japan, S. 108). Daß die Japanesen ihre Gattinnen größtentheils aus den Prostituirten wählen, wird von Al. v. Hübner (Spazierg. um die Welt I, S. 342) in Betreff der „anständigen Männer" in Abrede gestellt, von Hildebrandt (a. a. O. II, 85 f.) in Betreff der untern Stände (die eben die dem Buddhismus ergebenen sind) behauptet; beides widerspricht einander nicht.

[7]) Hildebr. II, 101.

[1]) Ssanang Sseten p. 393. Timoffsky's Reise III, 182.

Kirgisen, Uiguren, Merkiten (im Altai), Turken ꝛc. einführen, und hier den, den Mongolen widerlichen Schamanismus ausrotten wollte. Hienach dürfte also von vornherein angenommen werden, daß die Mongolen an einen „Schöpfer Himmels und der Erde, den Herrn aller Dinge“ geglaubt haben, und daß sie vom Schamanenthum frei waren. Beides wird nun aber durch direkte Nachrichten bestätigt. Der Franziskaner Johannes Plankarpinus, welcher 1246 von Innozenz IV. an den Großchan der Mongolen geschickt wurde, berichtet,[2]) daß sie einen Schöpfer aller Dinge glaubten, den sie Nagatai nannten (naga = tungus. ngängnjä, aleut. inikch „Himmel“, und tai = chines. taò „Gott“, unverwandt mit dêva, goth. tius) dem sie jedoch keinen besonderen Kultus erwiesen. Neben ihm hätten sie Schutzgötter ihrer Zelte und Herden[3]); in jedem Zelte stehe das hölzerne Bild eines solchen, mit seidenem Tuche bedeckt, zuweilen auch auf besonderem geschmücktem Karren. Werde ein Stück Vieh geschlachtet, so werde das Herz desselben dem Bilde als Opfer hingelegt und bleibe liegen bis zum folgenden Tage. Von der Pferdemilch, die sie trinken, und dem Fleische, das sie essen, nehmen sie zuerst etwas und bestreichen damit den Mund des Bildes. Auch verehren sie diese Bilder knieend.[4]) Vor dem Zelte des Chan's stehe ein kostbar geschmücktes Bild. Plankarpin erwähnt auch eines Gottes Fo, der aus einem südlichen Lande sei; es ist dies Buddha, dessen Religion ja (§ 265) damals schon sich unter den Mongolen zu verbreiten anfing. Buddhistisch scheint denn auch das Verbot, junge Vögel zu töten (auf alle Thiere wagten bei einem von Viehzucht lebenden Nomadenvolke die buddhistischen Missionare das Verbot der Tötung nicht auszudehnen!) Andere Sitten und Gesetze, welche Plankarpin berichtet, scheinen dagegen echt mongolisch zu sein, z. B. das Verbot, sich auf eine Peitsche zu stützen, schon gekautes Fleisch

---

[2]) Siehe bei de Guignes, III, S. 7.

[3]) Oeggo-d „Geister“ von Wrzl. ang, ong, siehe § 264 Anm. 2.

[4]) D'Hossom gibt für den Weltschöpfer den Namen Tangri, für die Bilder der Schutzgötter die Bezeichnung ongon an. Da er keine Quellen nennt und Tatarisches und Mongolisches bunt durch einander mengt, so sind seine Angaben ohne großen Werth. Der Name tangri kann entweder das tatarische Appellativum für „Himmel“ tengri (s. § 264 unter b) sein, oder auf einer Verwechslung mit den tegri's (Ahnengeistern) der Mongolen beruhen.

wieder auszuspeien, Milch zu verschütten, innerhalb der Wohnung seine Nothdurft zu verrichten, ein eisernes Geräthe an's Feuer zu bringen, ein Pferd mit dem Zaum zu schlagen oder es unabgezäumt auf die Weide zu schicken. Das alles war bei Todesstrafe verboten; unvorsetzlich begangen, konnte es durch Geldstrafen und eine Feuerreinigungszeremonie gebüßt werden. All diese Vorschriften tragen mehr den Charakter einer verstandesmäßigen eisernen Polizeiordnung, als religiöser Sitte. Wichtig erscheinen uns aber jene Schutzgötter, die, weil nicht in gemeinsamem öffentlichem Heiligthum, sondern in jedem Zelte befindlich, offenbar Familiengötter waren. Und dies wird nun durch anderweitige Nachrichten bestätigt. Nach Dshingischan's Tode wurde über seinem Leichnam ein Grabmal und um dasselbe her acht Häuser der Anbetung errichtet, wo seine Nachfolger ihm Verehrung erweisen mußten[5]); nicht der Fürst dem Volke gegenüber, sondern der Ahne den Nachkommen gegenüber nahm göttliche Verehrung in Anspruch. Das war an sich nicht möglich, wenn nicht überhaupt Ahnendienst bei den Mongolen herrschte, und daß dieser in der That herrschte und die Ahnen beiderlei Geschlechtes um Schutz und Beistand angerufen wurden, berichtet dieselbe Quelle[6]). Als um 1368 das Mongolenreich und mit ihm der Buddhismus in Verfall kam, lebte die alte Volksreligion neu auf, bis daß Dajan Chagan 1578 ersteren wieder einführte; in dieser Zeit wurde, wie vormals, dem Geiste (tegri) des Verstorbenen ein Opfer (choilga) gebracht, in Pferden und Kameelen bestehend, die geschlachtet und mit ihm begraben wurden; aber auch Menschen, namentlich Kinder, wurden geopfert. — Hier wird nun klar, daß jene Bilder in den einzelnen Zelten nichts andres waren, als Bilder der tegri's, der Ahnen des Geschlechtes, deren Geister als Schutzgeister der Familie angerufen und verehrt wurden. Hierin ist nun das mongolische Volk den ugrotatarischen gerade entgegengesetzt; während der Ugrotatare die Geister seiner Verstorbenen als tückische Gespenster fürchtet, sodaß er nicht einmal ihre Namen zu nennen wagt (§ 263), betrachtet der Mongole sie als freundliche schützende Gottheiten, hat

---

[5]) Ssanang Sseten p. 109 und 389.

[6]) Ebend. S. 109, 235, 249, 416.

ihre Bilder in seinem Zelte, verehrt sie und ruft sie um Hilfe an. Wir werden dieses spezifische Vorwalten der Pietät gegen die Vorfahren auch bei den andern Völkern des mongolischen Stammes als durchgreifendes Charakteristikum wiederfinden. — Der Glaube an einen Weltschöpfer bildet als solcher keinen Unterschied zwischen der mongolischen und der ugrotatarischen Sippe; denn daß auch diese letztere diesen Schöpfer ursprünglich in all ihren Volksstämmen gekannt habe, davon haben sich ja § 263 deutliche Spuren ergeben. Und doch ist auch in diesem Punkte ein durchgreifender Unterschied in der Form, die dieser Glaube annahm; wir finden bei den Ugrotataren und selbst bei den Finnen den sichtlichen Trieb, jenen Schöpfer sich anthropomorphisch gestaltet zu denken — bei den Finnen heißt er „der alte Vater;" bei den Wotjäken und ihren Nachbarn wohnt er in der Sonne menschlichgestaltet (bei den Teleuten sogar in Dragoneruniform!) — die Mongolen dagegen haben ihren Nagatai gänzlich als reinen Geist, als unkörperliches, gestaltloses Wesen festgehalten und aus dem Bereich der Vorstellung hinausgeschoben, ihn zugleich aber auch in abstrakte Ferne gerückt. Das nämliche werden wir bei den Chinesen finden. — Ein zweiter Punkt, worin die Mongolen mit den Ugrotataren scheinbar zusammentreffen, in der That aber ganz verschiedene Wege gehen, ist der Dienst der Sonne und des Mondes. Daß und inwieweit bei den letzteren eine Verehrung beider Gestirne stattgefunden, ist § 262 f. nachgewiesen; dort wurden aber Sonne und Mond möglichst nahe an den Schöpfer hinauf- und dieser zur Sonne herabgerückt entweder als sie bewohnender oder vollends als mit ihr identischer. Bei den mongolischen Völkern steht der Schöpfer vielmehr in himmelweiter, man möchte sagen: in abstrakter Ferne über aller Sichtbarkeit; dagegen sind Sonne und Mond dem Menschen nahegerückt als die Ahnen der Herrscherfamilie, in welcher wiederum das Volk sich selbst ideal zusammenfaßt, und zu welcher es im Pietätsverhältnis der Kinder zu den Eltern stehend sich denkt. Nicht nur in China führt der Kaiser den Titel: Sohn des Himmels (Thîan-tsè); auch die Mongolen verehrten (nach Plankarpin) den Mond (und zwar den Vollmond) als „die große Königin"[7]), und die Sonne als den direkten Stammvater des Fürstenhauses. Hierüber besaßen

[7]) De Guignes III, 8.

sie eine sehr bestimmte Sage.[8]) Einer ihrer alten Chan's, Julduz, habe zwei Söhne gehabt, die vor ihm starben; der eine hinterließ einen Sohn Dedshunbajan, der andere eine Tochter Alankava. Diese beiden wurden mit einander verheiratet; der Mann starb bald, nachdem Alankava ihm zwei Söhne, Baktut und Balaktut (nach Marko Polo, nach den andern Quellen Balgadai und Begdsadai) geboren hatte. Der Wittwe erschien in ihrem Gemach, als sie einst zu Bette lag, ein hellglänzender Lichtstrahl, der dreimal ihren Schooß durchdrang (nach andrer Version nahm er die Gestalt eines pomeranzengelben schönen Mannes an); sie ward schwanger; vor den Richter geführt, erzählte sie die Erscheinung, und daß sie drei Söhne empfangen habe; werde sie nicht drei Söhne gebären, so solle man sie als Verbrecherin behandeln. Sie kam wirklich mit drei Knaben nieder, welche nuraniun „Lichtsöhne" genannt wurden: Bokum katagun, Boskin saldgi und Buzend shir. Der letztere war der Ahne Dshingischan's. — Diese Abstammung von der Sonne bildet wiederum zu der Abstammung der Ugrotataren von einem Wolfe den schneidendsten Gegensatz. Klar ist sofort, daß jene Sonnensage der Mongolen (die wir bei den verschiedensten Völkern der mongol. Sippe wiederfinden werden) eine rein polytheistische Wurzel ihrer Entstehung hat (gerade so, wie die in § 250 Anm. 2 erwähnten phöniko-griechischen Sagen im phönizischen Polytheismus ihre Wurzel haben.) Hatte die despotisch-patriarchalische Verfassung der mongolischen Völker zusammen mit ihrer Verehrung der Ahnen dahin gewirkt, daß das Herrschergeschlecht bei jedem dieser Völker als von dem Sonnengott abstammend gedacht und apotheosirt wurde, so mußte sich daraus mit Nothwendigkeit ein derartiger Mythus bilden. Daß die Sonne als ein (wenn auch dem höchsten Gott untergeordneter) Gott betrachtet wurde, war die Voraussetzung für die Entstehung einer solchen Sage. — Endlich seien noch einige Gebräuche der Mongolen erwähnt, welche Marko Polo berichtet. Gesandte fremder Völker wurden zwischen zwei Feuern durchgeführt, um sie zu reinigen, ehe man mit ihnen verkehrte; ebenso, wer sich in einem Zelte befunden hatte, in das der Blitz schlug, oder in dem ein Toter gelegen. Wer beim Sterben eines Menschen gegenwärtig gewesen, war unrein bis zum nächsten Neumond. Der Tote

---

[8]) Abuabdallah Marrakeschi (im abmamalik); Mehemed bin Cavendshah (genannt Miraconda) und Marco Polo siehe bei Pétis p. 11, f. d' Hossom p. 21, de Guignes S. 11 f.

wurde mit seinem Zelte begraben, und vor ihm ein Tisch mit Fleisch und Pferdemilch, neben ihm ein gesatteltes und gezäumtes Pferd und eine Stute mit ihrem Füllen begraben. Denn das jenseitige Leben galt als Fortsetzung des diesseitigen. — Vielweiberei war erlaubt, Ehebruch und außerehelicher Umgang Unverheirateter durfte vom Entdecker ohne weiteres mit dem Tode bestraft werden. Unter einander hatten die Mongolen nie Streit; sie belogen und bestahlen sich nie, übten Gastfreiheit und Wohlthätigkeit: gegen fremde Völker erlaubten sie sich jeden Betrug und hielten keine Verträge. Der Chan herrschte unumschränkt; ihm gegenüber gab es kein Privateigenthum; diese Herrschaft ertrugen sie willig und mit Freuden.

§ 267. Die alten Religionen in Tibet, Hinterindien und Zeylon.

In Tibet haben Reste der alten Volksreligion sich bis 900 n. Chr. erhalten. Gleichwohl weiß man von derselben wenig sonst, als daß die Priester bonbo's hießen und eine gegliederte Gemeinschaft bildeten, an deren Spitze zwei Oberpriester: ein „Bonbo des Himmels" und ein „Bonbo der Erde," standen.[1] Das läßt vermuthen, daß auch hier jene Scheidung war zwischen dem rein jenseitigen, im Himmel thronenden, unsichtbaren Weltschöpfer und einer Anzahl auf Erden waltender Schutzgeister. Denn ein Geisterdienst, analog wie in China, soll in Tibet geherrscht haben; daß aber die Geister in China keine schamanischen Kobolde und Gespenster, sondern freundliche schützende Ahnengeister waren, wie bei den Mongolen, wird § 268 gezeigt werden. Eben darauf führt noch ein weiterer Umstand. Die Bevölkerung der Insel Zeylon[2]) scheint ganz oder theilweise mongolischen Blutes zu sein. Im Innern dieser Insel haben sich freie Stämme erhalten, die vom Buddhismus unberührt geblieben sind. Daß in alten Liedern dieser Stämme Maha Bambo als Bezeichnung eines großen Schutzgeistes vorkommt,[3]) weist unverkennbar auf einen Stammes- und Religionszusammenhang mit Völkern mongolischer Sippe hin, und daß zwischen Zeylon und Hinterindien im Alterthum ein reger Verkehr bestand, ist auch ander-

---

[1]) Siehe Stuhr, Rel. des Orients, S. 262.

[2]) Vgl. zum folgenden: Stuhr S. 274 ff.

[3]) In Tibet wäre dann das den Gott bezeichnende Wort auf die Priester (als die Gottesdiener, Gottesmänner Göttlichen) übertragen worden.

weitig erwiesen. So erschließt sich denn in der, wenn auch in tiefem Verfalle befindlichen jetzigen Religion dieser Stämme, über die wir durch Knox[4]) und Davy[5]) genaue Nachrichten haben, eine überaus erwünschte Quelle für die Urreligion jener Völker. Jene Stämme wissen von einem höchsten Gott, dem unsichtbaren Schöpfer Himmels und der Erde, den sie Ossa polla maupt Dio nennen. Ferner verehren sie die Sonne Irrihaumi und den Mond Handahaumi[6]) als ein Götterpaar, sodann vier große, auf Berggipfeln thronende Schutzgeister der Erde: pattinie, eine Anzahl Wald- und Berggeister, vor allem aber die Geister der Verstorbenen: dajautas, Ihrem dajauta erbaut jede Familie einen Tempel (kowilla, viell. „Anrufungsort," vgl. mandsh. chula, tungus. goli „rufen," mongol. choola „Kehle"), wo der Familienvater als Priester fungirt. Diese Tempel sind mit Schwertern, Streitäxten, Pfeilen und Schilden geschmückt, die Wände mit menschlichen Figuren in kriegerischen Stellungen bemalt. Auch hier der spezifisch mongolische religiöse Patriotismus, der von den Ahnengeistern Hilfe erwartet im Kampf gegen fremde Stämme und Völker. — Im Zusammenhang mit jenem Geisterdienste hat sich nun bei jenen Zingalesen ein Zauberwesen entwickelt, das jedoch mit dem schamanischen nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Das priesterliche Familienhaupt legt sich eine der im Tempel aufgehängten heiligen Waffen auf die Schulter, und wird dadurch in eine Begeisterung versetzt, in der er weissagt. Die Entstehung der Krankheiten wird einem erzürnten Schutzgeiste zugeschrieben; um zu erfahren, welcher unter denselben es sei, wird ein Orakel angewendet, nämlich eine eiserne Scheere an die Sehne eines Bogens angehängt, die Namen aller Schutzgeister der Reihe nach genannt, und der, bei dessen Namen die Scheere in schwingende Bewegung geräth, als der erzürnte erkannt und durch Opfer und wilde Tänze mit seltsamen Vermummungen versöhnt. Die Tänzer heißen dshaddese oder jakka dura. Daß diesem Religionsbrauch eine völlig entgegengesetzte Anschauung zu Grunde liegt,

4) Knox, hist. relation of the island of Ceylon.
5) Davy, account of the interior of Ceylon.
6) Großer und kleiner Sohn! Iri heißt im Türkischen „groß, derb, fest", kenne in allen mong. und ungr. Sprachen „klein"; mongol. chomsa, mandsh. komso „klein." Haumi könnte dem mong. köwe, tungus. kunga „Sohn" chines. hái entsprechen.

als dem Schamanenthum, ist einleuchtend; ein Kobold, zu dessen Natur die Sucht, Schaden zu thun, gehört, und ein guter Schutzgeist, der, weil er beleidigt worden, seinen Schutz temporär entzieht, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Ebenso ein Zauberer von Profession und ein Familienhaupt als geborener Priester. — In zingalesischen Sagen und Liedern bezeichnet das Wort bambo nun aber öfters auch einen Drachen oder Lintwurm, und so scheint es, daß die Schutzgeister in Drachen- oder Schlangengestalt gedacht — früher vielleicht auch abgebildet wurden. Die Sagen der arischen Inder erzählen von einer Verbreitung des Nat- und Nâga-[7]) (Geister- und Schlangen-) Dienstes, die in ältester Zeit sich über den ganzen Süden Vorderindiens erstreckt habe)[8]; eine mongolische Einwanderung ist also dort der arischen vorangegangen. — Jene Zingalesen haben auch Sterndeuterei, die aber nachweislich chaldäischen Ursprungs und durch die arischen Inder, später auch von Arabien aus, zu den Zingalesen gekommen ist.[9]) — Bei den Küstenbewohnern Zeylon's hat sich die (jüngere) arisch-indische Religion und Mythologie bunt mit der Urreligion gemischt; sie haben aus dem verderbten Brahmanismus die Göttin Kali als „Omawan ganama, den Heilgott Kumaras und eine Anzahl böser Geister aufgenommen, und all diesen Wust mit ihrem Buddhagötzendienst verschmolzen.[10]) — Kehren wir von da zunächst noch einmal nach Tibet zurück, so wird uns von den Bewohnern dieses Landes der Besitz der Sage[11]) berichtet, daß ihr Volk theils aus der Ehe eines Affen mit einem weiblichen Kobold entsprossen sei, theils geradezu von Affen abstamme, welche ein großer Heiliger (ob er Darwin geheißen habe, wird nicht gesagt) im Ackerbau unterrichtete, in Folge dessen sich ihre Schwänze immer mehr verkürzten, die Haare ausfielen, und sie zu sprechen anfingen. Diese Sage stellt ein viel zu fortgeschrittenes Stadium höchstwissenschaftlicher Erkenntnis dar, als daß sie für alt

---

7) Hiebei ist zu beachten, daß nâga ein sanskritisches Appellativum für „Schlange", und nicht etwa ein altmongolischer Eigenname eines Schlangengottes ist. Der Name Nagatai hat nichts damit zu thun.

8) Der Schlangenkönig der indischen Sage, Karakôtaka, stammt ohne Zweifel von diesen mongolischen Stämmen her, wenn nicht dem Namen, doch der Gestalt nach.

9) Stuhr S. 282 f.

10) Ebend. S. 278 ff.

11) Ebend. S. 261.

gelten könnte. Scherz beseite, so trägt sie ganz den Charakter einer buddhistischen Fabelei an sich, und daß sie nicht altmongolisch ist, ersieht man schon daraus, daß bei den mongolischen Völkern sich nirgends (vgl. § 263 Anm.) der Glaube an eine Abstammung von Thieren zeigt; daß aber Tataren bis an den Brahmaputra gedrungen sein sollten, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. — Von der alten Volksreligion der hinterindischen Völker sind nur noch geringe Spuren vorhanden; schon lange bevor der Buddhismus dort (als polytheistisch-gewordener) eindrang,[12]) standen diese Völker unter den geistigen Einflüssen der arischen Vorderinder. Nur um so merkwürdiger ist, daß jene geringen Spuren uns ganz wieder die nämlichen Züge der altmongolischen Religion aufweisen. Die heutigen Barmanen, obwohl Buddhisten, feiern doch noch die Vollmonde und Neumonde,[13]) ein deutlicher Rest ehemaliger Mondverehrung. In Siam hat sich eine besondere Verehrung der Verstorbenen und der Glaube an ihren schützenden Einfluß erhalten; die Toten werden mit besonderen Ehrenbezeigungen verbrannt; der Leichnam einer Schwangeren aber wird begraben, und der im Mutterleibe begrabenen Kindesleiche eine besondere Kraft des Schutzes gegen böse Geister zugeschrieben. Wem es gelingt, eine solche Kindesleiche aus dem Grabe zu stehlen, der hackt ihr Haupt, Hände und Füße ab, passt diese einem aus Lehm gefertigten Rumpfe an, und stellt dies Bild als Schutzgott in einem Tempel auf.[14]) In ganz Anam und Kotschintschina, wo im allgemeinen der Buddhismus eingedrungen ist und in der Gestalt rohesten Götzendienstes (mit vorherrschender Furcht vor den bösen Geistern des buddhistischen Systems, s. § 265) herrscht, werden allgemein die Geister der Verstorbenen als Schutzgeister betrachtet und tief und innig verehrt. Viermal im Jahre werden ihnen Opfer gebracht.[15]) — So sehen wir auch hier überall die alte Erscheinung, daß wir in's höchste Alterthum hinauf als ursprüngliches Gemeingut

[12]) Auf die Verschmelzung von Çiva- und Buddhadienst in Nepal deutet das dort aufgefundene Bild eines Gottes Iamataga mit 8 Köpfen, 36 Armen und 18 Beinen, siehe Stuhr S. 279.

[13]) Basler Miss.-Mag. 1837, S. 219.

[14]) Stuhr S. 297; Finlayson mission to Siam and Hue p. 238.

[15]) Hamilton, East-India Gazetter p. 296 und 835; Barrow voy. to Cochinchina p. 332. Das gleiche viermalige Opfer in China s. § 268.

aller Völker der verschiedenen Völkerfamilien den Glauben an den Einen, unsichtbaren Schöpfer Himmels und der Erde antreffen, daß dann in verschiedenen Formen sich polytheistische Naturvergötterung — bei den Mongolen wesentlich mit Ahnendienst, bei den Ugrotataren hingegen mit Thierdienst verbunden — einstellt, und in Folge davon Wahrsagerei und Zauberei in verschiedenen Arten sich entwickelt. Bei den bis jetzt betrachteten mongolischen Völkern kam zu allem diesem Verfalle noch schließlich hinzu die von dem fremden, dem arisch-indischen Kulturvolke importirte Pest des Fäulnisproductes: des Buddhismus. — Das tiefste Stadium der Gesunkenheit stellt der Stamm der Khjen's (in den Gebirgen zwischen Arakan und Awa in Hinterindien) dar. Bei ihnen ist die Religion fast ganz zu Wahrsagerei herabgesunken. Sie haben eine Priesterschaft unter einem geistlichen Oberhaupt, dem passine — ein deutlicher Beweis, daß sie früher auch eine Religion gehabt. Jetzt ist dieselbe zusammengeschrumpft in die Verehrung eines dicken Baumes, Subri genannt, dem sie einmal im Jahre Ochsen und Schweine opfern, und der Donnerkeile, d. h. Steine, die sie unter den von Blitzen getroffenen Stellen aus der Erde graben. An solchen Stellen wird ein Schwein und ein Stier geopfert, und der ausgegrabene Stein (den sie für vom Himmel gefallen halten) dem Passine als Zaubermittel gegen Krankheit übergeben. Dies weist auf frühere Verehrung eines Donnergottes hin; und in der That erzählen sie von einem Gotte, der auf einem hohen, unzugänglichen Berge wohne.[16]) Der Passine wird bei Eheschließungen um sein wahrsagendes Gutachten befragt, und ist Schiedsrichter bei Streitigkeiten. Der Tod gilt als erfreuliches Ereignis und wird durch ein Gastmahl mit Schwelgerei, Rausch und Tanz gefeiert; die Leichen Vornehmer werden verbrannt, die anderen begraben, an die Gräber Wachen gestellt gegen böse Geister. Wer für Kinder und Vieh Sorge trägt und sich gehörig berauscht, dessen Seele hat das glückliche Loos, nach dem Tode in einen Stier oder ein Schwein überzugehen.[17]) Von altmongolischer Religion ist hier keine Spur zu entdecken; die Verehrung eines heiligen Baumes, die des Donnergottes (Indra), sein Wohnen auf hohem Berge (Sumeru,

[16]) Basl. Miss. Mag. 1837, S. 215.
[17]) Asiatical researches, vol. 16, p. 261 ff.

vgl. § 265), die Anwendung der brahmanischen Sitte der Leichenverbrennung gerade bei den Vornehmen, die Seelenwanderungslehre und endlich die Freude über den Tod als einen Schritt zur Rückkehr in's allgemeine Ursein — das alles weist deutlich auf vorderindischen brahmanisch-buddhistischen Einfluß, wenn nicht auf arisch-indische (reine oder gemischte) Abkunft.

Anmerk. Die in den Gebirgen des barmanischen Reiches wohnenden Karenen sind ihrer eigenen Sage nach von Norden her eingewandert aus einem Lande, wo sie Bücher besessen hatten, und haben trotz jahrhundertelanger Knechtung unter die Barmanen gleichwohl in Kleidung (Helfer's Reisen, II, 104) und Sitten Spuren größerer Zivilisation, als die verwilderten, fast nackt gehenden und tättowirten Barmanen, bewahrt. Der mongolische Typus tritt bei ihnen weit schwächer hervor (Helfer ebend.). Dies, sowie ihre Religion, läßt in ihnen einen eranischen, erst sekundär mit mongolischem Blute gemischten Volksstamm vermuthen. Ihre Götterlehre zwar ist zum Glauben an gute und böse Geister (nat) zusammengeschrumpft, denen sie Reis, Früchte, Blumen als Opfer an verborgene Waldplätze legen, ohne eine Priesterschaft oder einen geregelten Kultus zu besitzen; aber ihre Beerdigungszeremonien nehmen sich ganz wie ein Produkt der Transaktion zwischen mongolischem und eranischem Brauche aus. Daß sie die sämmtliche Habe des Toten feierlich zusammenbringen und ausstellen, und den Toten begraben, ist echt mongolisch; daß sie die Leiche nach Jahresfrist wieder ausgraben und sie an der Luft vollends verwesen lassen, ist wesentlich eranisch (vgl. § 216), und auch der Brauch, (Helfer S. 107 f.) daß die Leiche sorgfältig eingewickelt der Erde (auf ein Jahr) übergeben wird, scheint ursprünglich auf der eranischen Vorstellung zu beruhen, daß der Leichnam mit der heiligen Erde in keine unmittelbare Berührung kommen dürfe; die heiligen Bücher, welche dies Volk in alter Urzeit besessen zu haben sich erinnert und deren Verlust es schmerzlich bedauert, sind also ohne Zweifel die des Avesta gewesen.

§ 268. China und seine Religion.

Die Chinesen sind ein Kulturvolk im eminentesten Grade; wenn ich sie gleichwohl nicht in Abschn. 1 sondern hier behandle, so geschieht dies wegen ihrer geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Stellung. Ihrem Körperbau nach gehören sie der großen mongolischen Völkerfamilie an, und müssen als ein Stamm derselben gelten, wenn auch als ein solcher, der sich schon in der Urzeit isolirt hat — nicht sowohl äußerlich, denn er war durch Jahrtausende hin zu Vertheidigungskriegen gegen feindliche Einfälle und Eroberungsversuche erst ugrotatarischer, dann roher westmongolischer Stämme genöthigt — als vielmehr seinem Geistesleben und seiner Sprache nach (s.

Anm.) Ueber die uralte Kultur der Chinesen, welche bekanntlich in der Anwendung der Magnetnadel, in den Erfindungen der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers u. v. a. dem Abendlande um Jahrhunderte voraus waren, ist es nicht nöthig uns hier zu verbreiten; ebenso wenig kann unsre Aufgabe sein, die Geschichte des chinesischen Volkes und Reiches in ihren einzelnen Stadien zu verfolgen. Das alte Geschichtsbuch der Chinesen: Schū kīng, das von 2356 bis 947 v. Chr. reicht, ist in seiner Urgestalt freilich nicht mehr, sondern nur noch in einem Auszuge vorhanden, welchen der bekannte Khùng-tsè (Konfuzius) um 500 v. Chr. zusammengestellt hat.[1]) Was die Chinesen über die Urgeschichte der Menschheit und über die Fluth berichten, werden wir später zu betrachten haben; für jetzt ist nur zu erwähnen, daß die Chinesen (oder wie sie sich bezeichnen: „die hundert Geschlechter" pĕ kīa) als sie in das Land kamen, schon einige wilde Stämme malaiischer Rasse, die Miâo-tsè, in den Gebirgen von Sse-tschuen, Kouei-tscheu, Hu-kuang, Kuang-si und Kuang-ton vorfanden, welche sie, da sie sie nicht zu bezwingen vermochten, durch Festungswerke am Ausgang der Gebirgsschluchten gleichsam blokirten[2]); sie existiren noch heute, in Pfahldörfern von höchstens je 2000 Einwohnern mit ihrem Vieh zusammenlebend (malaiisch) und Ackerbau treibend; sie bildeten 1850 den Kern des Aufstandes der Thâi-pîng, und der Gegenkaiser Thîan-tĕ ging aus ihnen hervor.[3]) — Das Volk der „hundert Geschlechter" besaß anfangs nur das Land zwischen der großen Wüste und der Mandshurei im Norden und dem Kiang im Süden, den es nur mit zwei Provinzen, King und Jang, überschritt. Seit 2205 v. Chr. wurde China ein Erbreich mit Feudalverfassung; von 1122 bis 256 v. Chr. regierte die Tschēu-Dynastie; sie wurde durch den übermächtig gewordenen Vasallenkönig von Thsîn verdrängt; sein Adoptivsohn Schì-hoâng-tí 246– 209 (derselbe, welcher um 220 die chinesische Mauer wider die Hiangnu, s. § 264, erbaute) suchte das Reich in einen cäsaristischen Beamtenstaat umzuwandeln, und befahl 212 v. Chr. die Verbrennung aller alten Bücher mit Ausnahme der medizinischen, hauswirthschaftlichen und Weissagungen enthaltenden. Unersetzliche Ur-

---

[1]) V. v. Strauß, Lao-tse's Tao te king, Leipz. 1870. Einleit. § 11, S. XXXVII.

[2]) De Mailla XI, p. 588.

[3]) Callery et Yvan, l'insurrection en Chine p. 50.

kunden gingen damals in Rauch auf. Als unter seinen unfähigen Nachfolgern seine Dynastie zerfiel, und 201 die Hán-Dynastie an's Ruder kam, gelang es, das Schu-king aus dem Gedächtnis wiederherzustellen, und bald auch ein verborgenes und gerettetes altes Exemplar wieder aufzufinden.[4]) Aber noch weit verderblicher, als jene Bücherverbrennung hatte die Thätigkeit jenes sogenannten Philosophen und Re- oder Deformators Khung-tse (um 500 v. Chr.) gewirkt, welcher (ungefähr gleichzeitig mit Sâkhja-Muni) ein Lehrsystem der absoluten Diesseitigkeit in China einzuführen mit nur zu großem Erfolge bemüht war. In einer trockenen, auf eudämonistische Klugheitsregeln gegründeten Moral ging seine Lehre auf; den alten Gott der Chinesen bekämpfte er nicht sowohl, als er ihn ignorirte und ignoriren lehrte. Bei seiner Bearbeitung des Schu-king sowie des Schī-kīng (einer Sammlung uralter Lieder) hat er alles, was an den alten Gottes- oder Götterdienst der Chinesen erinnerte, gestrichen, hat von 3000 Liedern nur 315 aufgenommen[5]), und diese kastrirten Rezensionen der beiden alten Quellenwerke waren es, welche drei Jahrhunderte später nebst anderen Literaturprodukten durch die Bücherverbrennung hindurch gerettet wurden. So ist es also mit den Quellen für die altchinesische Religionsgeschichte übel genug bestellt. Und trotzdem lassen sich die Grundzüge derselben noch eruiren. Wir wenden uns dieser Aufgabe zu, indem wir sowohl von dem Buddhismus, dessen erste Spuren im Süden China's sich 65 n. Chr. zeigen, der aber erst 202—220 n. Chr. durch den buddhist. Missionar Ho-schang weitere Verbreitung fand, und erst um 500 n. Chr. (wo zuerst ein buddhist. Patriarch oder Lama für und in China erwähnt wird) eine Rolle im Reiche zu spielen begann — als auch von einer eingehenderen Darstellung der strohernen Moral des Khung-tse[6]) absehen. — A) An zwei Stellen des Schu-king (I, 3, § 6 und § 15) hat Kung-tse Worte stehen lassen, die sich auf die alte Religion der Chinesen beziehen. „Nicht widerstrebet Taò, um zu erhalten der hundert Geschlechter Lobpreis." Und: „Des Menschen Herz ist gefahrvoll; Taò's Herz ist fein, ist lauter, ist eins. Wollet euch erhalten in ihm!" Seit Kung-tse

---

[4]) V. v. Strauß a. a. O. S. LXX ff.
[5]) Ebend. S. XXXVIII.
[6]) Man findet eine solche in Stuhr Rel. des heidn. Orients, S. 10 ff.

wissen und reden die Chinesen nur von einer Gottheit, welche sie thîan tí „Himmelsherrn" oder schâng tí „hohen Herrn" nennen, und welche unter diesen Namen auch im Schuking und im Schiking öfters vorkommt; mit ihnen pflegt jetzt (und wohl schon seit Khungtse) ganz synonym der bloße Ausdruck thîan „Himmel" gebraucht zu werden, und man scheint sich darunter nicht viel klareres zu denken, als zur Zeit des Vulgärrationalismus der Deutsche sich unter dem „Himmel" dachte, der als abstraktes diffuses Neutralwesen an die Stelle des lebendigen Gottes gesetzt worden war. In der Zeit vor Khungtse aber muß der thîan tí eine konkretere Gestalt gehabt haben, und neben oder vielmehr über ihm Taò verehrt worden sein. Dies ersehen wir aus der merkwürdigen und tiefen Schrift des, mit Khungtse ziemlich gleichzeitigen Philosophen Laò-tsè (ungefähr 600—500 v. Chr.) In seinem Taò-tĕ-kīng (welches bei der Bücherverbrennung um so leichter erhalten blieb, als Schi-hoang-ti gerade der Khungtse-Lehre feindlich, den Taò-ssée „Anhängern Tao's" aber geneigt war[7]) hat Laotse die Lehre von dem „Taò des Alterthums"[8]) theosophisch entwickelt. Tao existirt, als unbegreiflich vollkommenes Wesen, schon vor Entstehung Himmels und der Erde (cp. 25) und vor Tí (cp. 4.) Körperlos und unermeßlich, unsichtbar und unhörbar, geheimnisvoll und kündlich, gestaltlos und bildlos (cp. 14) ist er der ewige Urgrund von allem (cp. 1) und aller Wesen Urvater (cp. 4), als solcher unnennbar, nennbar nur als durch die Schöpfung geoffenbarter, und in dieser Duplizität der Ausgang alles Geistigen (cp. 1). Alles ist durch ihn entstanden und kehrt wieder zu ihm zurück (cp. 16 und 21) und es zu sich wieder zurückzubringen, ist sein Thun (cp. 40), denn obwohl ewig und bedürfnislos, ist er doch nie unthätig (cp. 34 und 37). Nie alternd, allgegenwärtig, unwandelbar und sich selbst bestimmend (cp. 25) erschafft, erhält und vollendet er alle Wesen, die deshalb alle ihn ehren und seine Wohlthat preisen, weil er sie liebt und ihnen freie Selbstbestimmung läßt (cp. 51 und 34). In ihm ist Geist, und sein Geist ist das zuverlässigste, aber nur der Begierdelose erschaut ihn (cp. 21 und 1). Wer sein Thun nach Tao bestimmt,

---

7) V. v. Strauß a. a. O. S. LXXIII.

8) Tao-te-king, cap. 28: „wer, geboren in heutiger Zeit, zurückkehrt zum Tao des Alterthums."

der wird eins mit ihm (cp. 23), Tao ist der Grund des ethischen Verhaltens (cp. 38). Er ist der große Geber und Vollender und Friedebringer (cp. 41 und 46), aller Wesen Zuflucht, der Guten Schatz, der Retter der Sünder und (cp. 62) der da Schuld vergibt.[9]) — Selbstverständlich ist, daß Laotse den Glauben an Tao nicht in solcher Fassung und Entwicklung als Volksreligion vorfand; es ist sogar im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er mit flüchtigen oder deportirten Israeliten des Zehnstämmereiches in Berührung kam, in ihrem Jahavah den Tao seines Volkes wiedererkannte,[10]) und durch sie zu solcher Vertiefung der Gotteserkenntnis geführt wurde. Aber er hätte doch in dem alten Taò seines Volkes den Gott der Offenbarung nimmermehr wiedererkennen und beide nimmermehr identifiziren können, wenn nicht eben der Taò der Chinesen ebenfalls als unsichtbarer Weltschöpfer gedacht worden wäre. Das Wort Taò, jedenfalls eine von dem chines. Appellativum taò „Weg" (dem japanischen too „Weg") verschiedene Wurzel, entspricht lautlich ganz und gar dem Tai im Naga-Tai („Himmelsgott") der Mongolen, und ebenso entspricht es ihm sachlich. Aber im Volke war zu Laotse's Zeit die Tao-Religion schon tief gesunken. Ein Theil des Volkes wollte nicht nur von Khungtse's hausbackener Weisheit nichts wissen, sondern bewahrte neben dem Glauben an den Thîan-ti auch noch den Glauben an den uralten Gott Taò; man nannte sie Taò-ssée, aber sie unterschieden sich von dem übrigen Volke in Praxi wesentlich nur dadurch, daß sie Wahrsagerei, Zauberei, Astrologie und Alchymie trieben.[11]) Laotse hat keinen Einfluß auf sie geübt; er war und blieb ein einsamer, verborgener Denker. Sein Buch wurde späterhin von Konfuzianern kommentirt, aber so, daß sie ihre eigenen Lehrmeinungen hineininterpretirten.[12]) Auf das chinesische Volk hat er keinen Einfluß geübt; desto größeren Khungtse, denn die insipid gewordene Tao-Volksreligion vermochte dem Aufkläricht des letzteren

---

[9]) V. v. Strauß, S. XXXV.

[10]) Cap. 14: „Sein Name heißt Iî Hî Wêi." Daß und warum diese Stelle auf eine Bekanntschaft mit der israel. Religion schließen lasse, hat V. v. Strauß (S. 61 ff.) gegen Stanislas Julien auf eine durchaus überzeugende Weise dargethan.

[11]) V. v. Strauß, Einl. S. LXXIII.

[12]) Ebend. S. LXXVII.

keinen siegreichen Widerstand entgegenzusetzen. — B) Inwiefern die Tao-Religion insipid geworden war, wird sich sogleich weiter zeigen. Wenn Laotse (cp. 4) sagt, Tao sei der „Vorgänger" oder „Vorfahre" des schâng-tí, so ist ersichtlich, daß Schang-ti oder Thian-ti in der damaligen Zeit nicht mit Taò identisch oder synonym gewesen sein kann, sondern ein konkretes Götterwesen bezeichnet haben muß, das irgendwie die Qualität der Kreatürlichkeit und Zeitlichkeit an sich trug. Daß es ein Sonnengott gewesen, der als der „Himmelsherr" oder „hohe Herr" bezeichnet wurde, ergibt sich aus folgender Kombination. Bei dem andern Kulturvolk mongolischer Rasse, den japanischen, schimmert (s. § 269) aus der buddhistischen Entstellung des altjapanischen Göttermythus immer noch deutlich die Unterscheidung eines obersten Schöpfergottes und einer von ihm erschaffenen Sonnengottheit, welche als Himmels-Gottheit bezeichnet wird, hindurch. Und der Titel thîan-tsé „Himmelssohn," welchen der chinesische Kaiser führt, ist mit dem Titel des japanischen Kaisers: ten-si „Himmelssohn" sogar lautlich identisch; der letztere heißt aber „Himmelssohn," weil und sofern sein Ahnherr ein Sohn der Sonnengottheit Ten-sio-dai-sin war (s. § 269.). Das chinesische thîan-tsé hat offenbar die nämliche Bedeutung; auch die chinesischen Kaiser werden ihren Ursprung auf den Sonnengott, den thîan-tí, zurückgeführt haben. Und daß dem nun wirklich so war, davon findet sich im Hofritual der Chinesen noch eine deutliche Spur. Noch jetzt nämlich hat sich der Brauch erhalten, daß am Feste der Sonnenwende der Kaiser als thîan-tsé am runden Altar der Erde, tí-than, ein Opfer bringt, wobei eine hiezu rituell bestimmte Festmusik: jeu-ping-tsche-tschang, ertönt.[13]) In älterer Zeit aber gab es vier, nach den vier Himmelsgegenden gelegenen Berge, auf denen der Reihe nach an den vier Festen der Sonnenwenden und Nachtgleichen der Kaiser Opfer brachte.[14]) Die Analogie des viermaligen Ahnen-Opfers in Anam und Kotschintschina (§ 267) läßt darauf schließen, daß der chinesische Kaiser an den Sonnenwendfesten dem Sonnengott als seinem Ahnen Opfer gebracht habe. Thîan-tí oder kurz Thîan, der Ahne des Thîan-tsé (Thiansohnes), war also in China, wie in Japan, kein andrer als der Sonnengott,

---

[13]) Villert in Mendel's musikal. Konversationslexikon II, S. 411.

[14]) Grossier, descript. de la Chine. IV. l. 9, chap. 4.

der ja auch ganz passend als der „Herr des Himmels" bezeichnet werden konnte. — Zur Zeit Laotse's war nun durch diesen Herrscher des sichtbaren Himmels oder Sonnengott Thîan-tí offenbar bei der Masse des Volkes der unsichtbare Taò schon in den Hintergrund gedrängt und in Vergessenheit gebracht, da Laotse den letzteren als den „Tao des Alterthums" bezeichnet; nur die Tao-ssee hielten als eine Art Sekte noch am Dienste Tao's dem Namen, nicht dem Wesen nach (siehe unter A) fest. Khungtse verwandelte dann den bisherigen (polytheistischen) Sonnengott oder „Himmelsherrn" in jenes abstrakte Gedankenprodukt, welches in der Folgezeit (von den Kommentatoren Laotse's und Anderen) mit Tao identifizirt werden konnte, während Laotse selbst den Thian-ti noch klar und deutlich als ein Geschöpf Tao's bezeichnet. — Daß die Chinesen zu Laotse's Zeit noch einen reicheren Opferritus hatten, als seit Khungtse,[15]) geht aus Laotse's Kap. 5 hervor, wo er des „Heu-Hundes" erwähnt, eines aus Heu gemachten, mit kostbarem Schmuck überkleideten Hundes, der beim Opfer vor den Altar gestellt wurde, um Unglück (Einflüsse böser Geister) abzuwehren,[16]) nach dem Opfer aber seines Schmuckes entkleidet und auf die Straße geworfen und zertreten wurde. — C) Dies führt uns auf den Geisterglauben der alten Chinesen. Dieser hat sich im Volke trotz Khungtse und Buddhismus bis auf den heutigen Tag erhalten. Wir sprechen hier nicht von dem Schamanenthum ugrotatarischer Art und Ursprungs (§ 263), das schon in früherer Zeit, namentlich aber seitdem 1644 n. Chr. die mandshurische Dynastie der Thsing auf den chinesischen Thron gekommen, von Norden her bei einigen Grenzstämmen eingedrungen sein mag (?), sondern von dem spezifisch mongolischen Geisterglauben, der, wie schon die Zauberei der Tao-ssee zeigt, ein integrirender Bestandtheil der alten chinesischen Nationalreligion von jeher gewesen und auch jetzt noch allgemein in ganz China verbreitet ist. Dieser Geisterglaube steht in der innigsten Beziehung zu der, ebenfalls spezifisch-mongolischen Ahnenverehrung, und wie tief diese in der Nation von Alters

---

[15]) Im Tempel des Ackerbaus in Peking werden jetzt noch Stiere geopfert und zwar lebendig verbrannt. (Hildebrandt, Reise um die Erde, II, 161.)

[16]) Dies erinnert an den, die Naçu vertreibenden Hund bei den Eraniern, § 216.

her wurzelte, ersieht man daraus, daß sogar dem Geiste Khungtse's in jeder Stadt eine Art von Tempel, Khùng-tsè-kiā, geweiht ist, in welchem derselbe als Schutzgeist angerufen und herabzusteigen gebeten wird.[17]) Ebenso befindet sich in der kaiserlichen Hauptstadt ein Tempel, welcher „der Saal der Ahnen" heißt, und wo die Geister der verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses verehrt werden. Das dieser Verehrung bestimmte Fest heißt tsin jun men „Thor der reinen Wolken"; der Kaiser begibt sich an einen mit Blumen und Rauchwerk ausgestatteten Tisch; die Wand hinter dem Tisch trägt die Bildnisse der zu verehrenden Ahnen und eine Tafel mit deren Namen; während sechzehn Tänzer einen feierlichen Reigen aufführen, verbeugt sich der Kaiser vor den Bildern, und zwei Reihen von Musikern singen unter Instrumentalbegleitung einen Hymnus in drei Strophen, den ältesten, der vorhanden ist, und der nach chines. Nachrichten aus dem J. 1122 v. Chr. stammt. Während der ersten Strophe glaubt man die Götter nahend, während der zweiten weilend, während der dritten wieder verschwindend. Libationen und Verbeugungen füllen die Pausen zwischen den Strophen.[18]) Analog im Volke. Beim Begräbnis eines Chinesen opfern die Angehörigen dem Geiste des Verstorbenen Reisbranntwein, den sie auf sein Grab gießen, und Goldpapier, das sie darauf verbrennen.[19]) — Aber auch die verschiedenen Gestirne sind von Schutzgeistern bewohnt oder beseelt; auch die verschiedenen Berge, Gegenden, Wohnorte haben ihre Schutzgeister.[20]) — D) Seit ältesten Zeiten ist der Drache, tûng,

---

[17]) Barrow, travels in China, cp. 4. — Auch die, das ganze Volksleben durchdringende Ehrfurcht vor den Eltern, Großeltern und Greisen (soweit gehend, daß man zu einem jungen Manne, um ihm zu schmeicheln, sagt: „du bist schon sehr alt") steht in innerem Zusammenhang mit dieser Ahnenverehrung.

[18]) Billert a. a. O. II, S. 410, wo Text und Musik des Hymnus mitgetheilt ist.

[19]) Hildebrandt a. a. O. III, 4.

[20]) Auf die Meinung, daß erst Laotse diesen Geisterglauben aufgebracht habe, konnte Stuhr (S. 22 ff.) nur darum kommen, weil ihm Laotse's Buch unzugänglich und unbekannt war. Von Geistern und Geisterglauben steht darin keine Silbe. — Die Sitte, Bilder der Geister aufzustellen, soll nach Stuhr S. 28 erst unter der, den Tao-ssee besonders günstigen Song-Dynastie (1000—1300 n. Chr.) aufgekommen sein, was mir sehr zweifelhaft erscheint; da das ganze Zeremoniell des tsin jun men nachweislich uralt ist, wird es wohl auch die Aufstellung der Ahnenbilder sein, die den Kern und Mittelpunkt dieses Zeremoniells bildet.

Reichssymbol (als solches schon 2100 v. Chr. erwähnt). Sagen über ihn fehlen in dem von Khungtse kastrirten Schu-king; aber es läßt sich vermuthen, daß der Drache oder die Schlange in der alten Zeit in irgend welcher Weise als ein Schutzgeist oder als ein Gott des Reichthums eine Rolle im Nationalmythus gespielt hatte, und diese Vermuthung wächst, wenn wir an den Bambo und die Schlange der stammverwandten mongolischen Völker des Südens (§ 267) und wiederum an die Sage der Japanesen (§ 269) denken, deren Reichsgründer Dsin mu ten einen Drachen zur Großmutter hatte. In der That wird in Kanton jährlich am 18. Juni ein großes „Drachenfest“ gefeiert, wo der Drache um Fruchtbarkeit der Felder und reichen Fischfang angerufen und sein Bild in Prozession durch die Straßen getragen wird.[21]) — E) Dies führt uns auf die chinesische Sage. Diese steigt bis etwa 2900 v. Chr. zu Pāo-hĭ oder Fŭ-hi hinauf, der die „Figuren (kua) des Iĭ-kīng“ und den Fischfang erfunden haben soll. Dann folgte Schīn-mīng, der Erfinder des Ackerbaus, des Handels und der Märkte (2837), dann Hoāng-tí (2697), welcher China (durch Besiegung eines Kaisers Tsche-jeu) erobert haben, und unter welchem Ling-lün die Musik erfunden und ihre Gesetze festgestellt haben soll. Obgleich aber der dritte dieser Sagenheroen schon nach China versetzt wird, so waren es doch vorsintfluthliche Heroen; denn erst unter Iao, der von 2657 an regiert haben soll, erfolgte 2597 die Fluth, die das ganze Reich überschwemmte; Jao war es, der diese Fluth ableitete, indem er den Strömen ihren Weg wies. Es ist höchst merkwürdig, wie genau diese chronologische Angabe mit der biblischen stimmt; nach der Urtradition der Genesis fand die Sintfluth um das Jahr 2600 v. Chr. statt (§ 248 Anm.). Wenn sich also die ägyptischen Nachrichten mit den biblischen nicht sollten vereinigen lassen, so sind die Aegypter durch die Israeliten und Chinesen, deren Uebereinstimmung keine verabredete war, überstimmt. — Kehren wir zu Pao-hi, Schin-ming und Hoang-ti zurück, so sehen wir in diesen dreien, als konsekutiv dargestellten Kaisern eine Reminiszenz an jene drei Brüder Tubalkain, Jabal und Jubal, welche die Erfinder der Metallbearbeitung, der geordneten Viehzucht-Oekonomie und der Musik waren, und deren Gedächtnis, wie wir uns überzeugt haben, bei

21) Hildebrandt II, 55 f.

den verschiedensten Völkern der Erde fortlebte.[22]) Der chinesische Name Noah's: Iao, stimmt lautlich mit dem Jima der Eranier, dem Ymir der Germanen. Den ersten Menschen nennt die chinesische Sage Puan-ku. — Schließlich ist noch die Sage der Koreaner zu erwähnen, daß die Tochter eines Flusses im Lande der Fü-jü (nördl. v. Korea) von der Sonne geschwängert ein Ei gelegt habe, aus dem der erste König der Koreaner ausgeschlüpft sei.[23]) Es ist dies die spezifisch-mongolische Sage, die wir schon § 267 kennen gelernt haben, und alsbald bei den Japanesen in einer, der koreanischen noch ähnlicheren Gestalt wiederfinden werden.

Anm. Vom Geist und Bau der chines. Sprache ist schon § 264 Anm. 1 geredet; nur noch auf den Wortschatz haben wir einen Blick zu werfen. Wenn die Wörter der heutigen chinesischen Sprache nur wenig Aehnlichkeit und lautliche Verwandtschaft mit gleichbedeutenden Wurzeln anderer mongolischer Sprachen zeigen, so erklärt sich dies aus folgendem. A) Die einsilbigen Wörter der chinesischen Sprache dürfen nicht ohne weiteres als die lautlich wohlkonservirten ursprünglichen Wurzeln angesehen werden. Wenn tschhî rennen, tschhìng Pferd — ssè bewirken, ssē Folge — ssè Schreiber, ssjû Schriftgelehrter — thsûn bestehen, thsün bewahren ꝛc. ꝛc. heißt, so wird niemand das je zweite Wort für ein Wurzelwort halten wollen; die Derivation ist unverkennbar. B) Beachtet man nun vollends die Menge und Verschiedenheit der Bedeutungen, welche ein und dasselbe chines. Wort hat (wie wenn z. B. jî „schlicht, gerade, richtig, groß, ruhig, zufrieden, ähnlich, gleichartig, ordnen, ausroden, ausrotten, verletzen, übertreten" heißen kann) so stellt sich uns hier ein Prozess der Begriffsderivation und des Begriffewechsels dar, der so groß ist, daß man bei vielen Wurzeln die (außer Gebrauch gekommene) ursprünglichste älteste Bedeutung nicht mehr mit Sicherheit zu eruiren im Stande ist (so z. B. wenn küng „Körper" aber auch „Kunst" bedeutet.) C) Nicht minder hat sich aber auch der Laut der Wörter geändert. Von einer Anzahl von Wörtern weiß man mit Bestimmtheit, daß sie in älterer Zeit anders lauteten, als jetzt; von keinem einzigen weiß man mit Bestimmtheit, daß es früher ebenso gelautet habe, wie jetzt. Denn die chines. Schrift ist keine phonetische, sondern eine Begriffs-Schrift; sie bezeichnet nicht die einzelnen lautlichen Elemente, aus denen das Wort besteht, sondern hat für das ganze (stets einsilbige) Wort nur je Ein Zeichen, und diesen Zeichen lag sichtlich eine alte Bilderschrift zu Grunde. D) Erwägt man nun vollends die ungeheure Menge verschiedener, oft gänzlich abweichender Dialekte (so groß,

---

[22]) Eine jüngere Gestaltung der Sage (bei Klaproth Asia polygl. p. 28) konfundirt Pao-hi und Iao.

[23]) Gatterer, Handb. der Universalhistorie Th. 2, S. 357. Lüken, Einheit des Menschengeschlechts, S. 181.

daß z. B. die Einwohner Tientsin's den Dialekt des, nur einige Tagereisen davon entfernten Peking's kaum zu verstehen vermögen, (Hildebrandt a. a. O. II, 159) und daß die sogenannte Schriftsprache (richtiger: Mandarinensprache) eben nur Einer dieser Dialekte ist, so wird man den Lautklang dieser Mandarinensprache um so weniger für maßgebend für die ursprüngliche Aussprache der Wurzeln halten dürfen. E) Welche große lautliche Veränderungen die chinesische Sprache mit den alten urmongolischen Wurzeln im Laufe der Jahrtausende vorgenommen haben mag, kann man einerseits aus der Art erschließen, wie sie Eigennamen fremder Völker umbildet (wie wenn sie Shâkia durch Schi, Kharisma durch Ki-li-sse-mo, Kashgar durch Kie-scha ꝛc. wiedergibt) andrerseits daraus, daß sie selbst eine Unzahl von Homonymen hat, die nur durch den Accent unterschieden werden (z. B. tschĭ fassen, festhalten, tschī erkennen, tschî dieses, tshí heilen; tschhìng Pferd, tschhîng vollenden; sching heilig, schīng Ton, schîng Seil; tĭ waschen, tí Erde und Herrscher u. s. f.) Es ist offenbar, daß ursprünglichverschiedene Wurzeln durch Verstümmelung einander gleich geworden sind, und nur noch durch die Betonung künstlich unterschieden werden. Und oft nicht einmal dieses! Z. B. mù Finger (mongol. müsün) und mù Mutter (mongol. amu) mit dem gleichen Accent. F) Läßt sich nun weder aus der jetzigen Bedeutung noch aus dem jetzigen Laut mit irgend welcher Sicherheit entnehmen, wie das betreffende Wort ursprünglich gelautet und welche Bedeutung es gehabt habe, so wird schon dadurch jede Vergleichung mit den andern Sprachen der mongol. Völkerfamilie fast zur Unmöglichkeit. Aber wo sind diese andern Sprachen? Die barmanische sowie die japanische haben ihrerseits selbst einen eben solchen radikalen Umwandlungsprozeß durchgemacht und die tibetanische ohne Zweifel auch. Die Mongolen im engeren Sinne aber haben (§ 264 Anm. 2) schon in sehr alter Zeit unter ugrotatarischer Oberherrschaft im wesentlichen die ugrotatarische Sprache angenommen. G) Da ist es denn zu verwundern, daß trotz dem allem bei einer Anzahl chinesischer Wörter eine Lautähnlichkeit mit barmanischen (s. Wilh. v. Humboldt oben in § 264), mit nepalesischen, tibetanischen, japanischen (s. § 264 die Zahltabelle) aber auch mit solchen mongolischen Wurzeln, welche (§ 264 Anm. 2, D) die Mongolen nicht von den Ugrotataren überkommen hatten, oder mit solchen, die (ebend. A) von jafetidisch-gemeinsamen Urwurzeln herstammen, nachweisbar ist oder deutlich durchschimmert. Ich verweise z. B. auf khiü alt (ukko), khí Athem (angga, henki), kieu Schuld, Sünde (qual, ghol Abscheu erregen), tschîn Staub (choso, chasy), te erreichen (tap), taò Weg (jap. too Weg, mong. und ugr. tul kommen), thìng hören (tun, don, hören, fühlen, warnehmen), siaò klein, sjeu biegsam (suikia, suicha dünn), jue sagen, jü Gespräch (jätte sagen), *ts*ai enthalten (*s*isä, *s*isi Inneres, hineinstecken), *ts*è Lehrer, *ts*ing Geist (*s*ed, *s*od denken, wissen; es scheint daß ein doppelter Dental zu ts zusammenschmolz), tsēng hadern (tschigg, dsanggo, sög), sán streuen (sata, dsata regnen), sjúi Spitze (suogge, tsoghol, stechen, bohren), luán unruhig (lügga, likka, läiky sich regen,

schütteln), mūng blind (menek schwach, lahm), miáo Geist (mede, miäle wissen), sjĭ (sprich shi) Sonne (tungus. schiwun, schun), tsè (altchines tsì) Sohn (mongol. -tschi, eke-tschi Schwester), hâi Kind (kunga, köwe), háo groß und kuéi Größe (guai) u. a. m.

§ 269. Japan und seine Religion.

Das Inselreich Wa oder Jamato, wie es mit seinem älteren — oder Ni-phon, wie es mit seinem neueren Namen heißt, oder Japan, eigentlich Shapan, wie wir es mit einem chinesischen Worte (sji-pun „Sonnenaufgang", Ostland) gewöhnlich zu nennen pflegen, hat zwei Schichten von Einwohnern[1]). Die japanische Tradition berichtet, daß Dsin-mu-ten-wo 660 v. Chr. aus dem Westen mit seinem Volke gekommen sei, aber auf der Insel Niphon schon eine Bevölkerung vorgefunden habe. Diese sei gen Osten gedrängt und als Atsumadshebis „östliche Barbaren" bezeichnet worden. In der That existirten beide Völkerschaften bis 1100 n. Chr. getrennt, und auch seit sie sich dem Blute nach verschmolzen haben, wird neben der, dem Chinesischen sich einigermaßen nähernden (übrigens nicht isolirenden, sondern agglutinirenden) Schriftsprache noch ein davon verschiedenes Idiom gesprochen. (Von beiden Stämmen hat man zu unterscheiden einen dritten, nämlich den rein ugrotatarischen der Aino's oder Kurilen, welche die Inseln Jeso und Tarakai bewohnen und dem japanischen Reiche zwar politisch unterworfen, aber dem japanischen Volke nicht stammverwandt sind.) — Jene Einwanderer unter Dsin-mutenwo waren ohne Zweifel ein nordchinesisch-mongolischer Volksstamm, und wurden 209 v. Chr. durch eine zweite Einwanderung aus China unter Ziko-fuku (chines. Seu-fuh), welche Künste mitbrachte, verstärkt. Demgemäß stellt sich denn auch die altjapanische Sprache: furu-koto (bis 1600 n. Chr.) als eine der mongolischen nächstverwandte, jedoch mit chinesischen Wörtern versetzte dar (Kudriaffsky S. 183). Die heutige Einwohnerschaft besteht aus zwei Bestandtheilen. Der eine verräth in dem schiefstehenden Auge deutlich die mongolische Rasse; neben braunem Haare finden sich Individuen von schwarzem krausem Haar, dunkler Hautfarbe und sehr schief stehenden Augen; diese Individuen sind ohne Zweifel Nach-

[1]) Zu allem folgenden vgl. Klaproth, histoire mythol. des Japons. Phil. v. Siebold, Nippon. Mitford, tales of old Japan. Eufemia v. Kudriaffsky, Japan, vier Vorträge. Al. v. Hübner Spaziergang um die Welt, 1874, Th. 1, S. 267—396.

kommen der unter Dsinmutenwo Eingewanderten, die hienach jedenfalls ein der mongolischen Sippe angehöriger Stamm gewesen zu sein scheinen. Der andere Theil der Bevölkerung, wozu die Landleute und niederen Klassen gehören, hat eine zwischen Kupferroth und Erdbraun die Mittel haltende Hautfarbe; dies sind die Nachkommen der ältesten Einwohner, der Atsumadshebis, die wir demnach für ein malaiisches Volk (siehe die folgenden §§) werden halten dürfen.[2]) Eine Art Bilderschrift, die sich auf uralten Denkmälern findet[3]) dürfte diesem Volke angehört haben. Um 600 v. Chr. kam der Gebrauch des Papieres auf; man bediente sich anfangs der chinesischen Ideogramme; da diese für die agglutinirende japanische Sprache nicht paßten, wurden (bald nach 700 n. Chr.) von Kobo die japanischen Silbensysteme kata-kana und fira-kana in 48 Zeichen erfunden, und sind von da an in Gebrauch geblieben; die Kunst des Lesens und Schreibens ist allgemeiner Besitz, und es entwickelte sich eine reiche Literatur, namentlich seitdem im Jahre 1206 die Buchdruckerkunst von China aus eingeführt wurde. — In älteren Zeiten waren die Japanesen große Seefahrer; sie besaßen mächtige Flotten, und ihre Kauffahrteischiffe segelten bis nach Bengalen. In Folge einer Revolution 1585 verfiel Seefahrt und Flotte, und ein Edikt von 1638 sperrte Japan vom Verkehr mit fremden Ländern ab, und untersagte den Besuch derselben. — Schon seit 543 n. Chr. war von Korea aus der Buddhismus eingeführt und zur Staatsreligion gemacht worden; bekanntlich standen bis vor kurzem ein geistlicher Herrscher, der Mikado, der auch den Titel Dai-ri „großes Haus" führt, und ein weltlicher, der Sho-gun (oder Dshu-bo oder Tai-kun) fast gleichberechtigt einander gegenüber; die Daïri's sind eigentlich die Nachkommen des altnationalen Kaiserhauses, und eben als solche seit Urzeiten mit göttlicher Ehre bekleidet, die Dshubo's haben als eine Art Majoresdomus und Reichsfeldherrn seit dem Ende des 12. Jahrhunderts den größeren Theil der weltlichen Macht an sich gerissen und waren die Begünstiger und Repräsentanten des Buddhismus, sind aber durch

---

2) Walzliche Halbedelsteine, maga-tama's, gelten in Japan als Geschenke der Sonnengöttin, sollen aber nach japan. Sage schon bei den Ureinwohnern in Brauch gewesen sein, und zwar mit dem Doppelcharakter als Tauschmittel (Geld) und als göttliche Wesen. Man vergl. damit § 272 die brack's der malaiisch-melanesischen Palau-Insulaner.

3) Braunschweig, amerik. Denkmäler. Rauch Einh. d. Menschengeschl. S. 317.

den jetzigen Mikado gestürzt und gänzlich beseitigt, die Shinto-Tempel (s. unten) von buddhistischen Emblemen gereinigt, und die Lehen (han) der Vasallenfürsten (daimio) eingezogen. Lange vor dem Buddhismus, (buttoo) schon 288 n. Chr., hatte von China aus die Lehre des Khungtse (sjutoo) Eingang in Japan gefunden. Aber beide importirte Religionen vermochten es nicht, die alte Volksreligion zu verdrängen, die vielmehr heutiges Tages noch viele Anhänger zählt, aber freilich viele buddhistische Elemente in sich aufgenommen hat. Ueber ihre frühere, unentstellte Gestalt geben die in der japanischen Literatur aufbehaltenen religiösen Sagen Aufschluß. — Diese alte Volksreligion wird seit Einführung des Buddhismus und im Gegensatze zu diesem mit dem chinesischen Worte Ssin-too („Weg" oder Lehre „der Geister"), japanisch kami-no-mits genannt; kami bezeichnet einen guten Geist oder Schutzgeist. Das Herrscherhaus stammt von Dsinmutenwo und durch diesen von der Sonne ab, ganz analog wie in der mongolischen Sage und wie in China; der Mikado führt das Prädikat ten-si „Himmelssohn", und ist ein so heiliges und göttliches Wesen, daß er gar nicht bei seinem Namen genannt sondern nur umschreibend als dai-ri „kaiserlicher Palast" bezeichnet werden darf. Sein Geschlecht kann nie aussterben; denn ist ein Mikado kinderlos, so findet sich jedesmal ganz unerwartet (!) unter einem Baume des Palastes ein (vom Kaiser aus einer Kuge- d. h. altadligen Familie ausgewähltes und auf seine Veranstaltung dorthin gelegtes) Knäblein, das als ein Geschenk des Himmels betrachtet und als Thronfolger eingesetzt wird. Das alles ist ein urmongolischer Vorstellungskreis, dem der Buddhismus keinen Eintrag zu thun vermochte; Japan bedurfte keines Oberlama, weil es in seinem Mikado schon einen Göttersprößling besaß. — Das Ssin-too unterscheidet, wie alle mongolischen Religionen, die unsichtbare ferne hohe Gottheit von den den Menschen nahestehenden Gestirn- und Schutzgöttern; sie hat aber das eigenthümliche, daß sie einen Uebergang von jener zu diesen herzustellen sucht, und deshalb den Himmelsgott in sieben Himmelsgötter auseinanderlegt, an die sich dann fünf Erdgötter anschließen. Die ersteren sind die welterschaffenden Mächte. Aber eben diese Lehre, wie sie in der japanischen Literatur überliefert ist, zeigt schon so unverkennbar den buddhistischen Einfluß, daß sie in dieser Gestalt unmöglich für die alte echte Nationalreligion gehalten werden kann. Erst habe das Chaos existirt, Himmel und Erde,

Männliches und Weibliches noch ungeschieden. Da habe das Helle, Reine sich oben als Himmel, das Schwere, Dunkle unten als Meer, und auf letzterem schwimmend das Festland „gesammelt“ (vgl. § 265!). Zwischen Himmel und Erde wuchs nun ein kami in Blumengestalt, Kuni toko tatsi no mikkoto mit Namen (d. h. „Verehrungswürdiger des immerwährenden Reiches“) und habe 100000 Millionen Jahre geherrscht. Er erzeugte aus sich einen Wassergeist, dieser einen Feuergeist, und dieser einen Holzgeist, der eine Gattin hatte und mit ihr 200000 Millionen Jahre (diese Riesenzahlen sind echt buddhistisch!) herrschte. Darauf folgte ein Metallgeist mit seiner Gattin, und sechstens ein Erdgeist mit der seinen, jeder ebenso lange Zeit herrschend. Diese Geister begatteten sich aber noch nicht mit ihren Frauen (wieder echt buddhistisch!); erst der siebente Jsa-na-gi[4]) that dies, und erzeugte nach einander die Inseln des japanischen Reiches und nachher die ganze übrige Welt. Darauf (und hier scheinen nun echte Bestandtheile des Mythus zu folgen:) erzeugte er zur Beherrscherin der Welt eine herrliche, strahlende Tochter, die er als Sonne (Ten sio daï sin „Sonnen-Hitze, großer Geist“) an den Himmel setzte, und dann ihre Schwester, den Mond. Der Gott zeugte noch zwei Brüder, deren jüngerer durch seinen Jähzorn die Sonnenschwester zum Kampfe reizte, den von ihr gepflegten Feldbau störte, und sie so erschreckte, daß sie mit ihrer Weberspule sich verwundete und sich aus Zorn darüber in eine Höhle verschloß. Da wurde die ganze Welt verdunkelt. Die 800000 Götter (das ist wieder buddhistisch) brachten sie durch List und Gewalt wieder heraus, und warfen ihren Bruder auf die Erde, wo er die Menschen von einem bösen Drachen befreite, indem er denselben tötete. — Ten sio daï sin ist die erste der fünf irdischen Gottheiten, und von den Japanesen am meisten verehrt. Ihr Sohn, der erste König Japans, ist der zweite der irdischen Götter, und hier beginnen nun die Ahnengeister oder Ahnengötter. Was von Theilnahme derselben am Kampfe der guten Geister gegen die bösen weiter eingefügt wird, ist wieder rein buddhistisch und werthlos. Desto echter und wichtiger ist, was von dem dritten der irdischen Götter, Amatsu fiko, dem Enkel der Sonne, berichtet wird. Seine Braut ward vor der Hochzeit schwanger; sie erbot sich, während der Wehen ihre Hütte anzu-

[4]) Nach jetziger Sprache: „Wandern des Mannes“. Richtiger dürfte das altturanische isa „Vater“ zu Grunde liegen.

zünden; wenn sie unverbrannt bleibe, sei es ein Zeichen, daß das Kind von ihrem Bräutigam sei. In den Flammen gebar sie, unversehrt bleibend, drei Söhne. (Das ist ganz und gar jene Sage, die wir § 266 bei den Mongolen fanden; nur ist sie von den Buddhisten aus ihrem rechten Zusammenhang gerissen; der Sonnengott müßte ein männlicher[5]) und die Gebärende von ihm schwanger sein. Und so war gewiß die Urgestalt der Sage. Aber der Buddhismus mußte das einfache verfünffachen!) Beim vierten Erdengotte, dem Sohne Amatsufiko's, der eine Tochter des Meergottes Dshebidsu freit, wiederholt sich eine ähnliche Geschichte; er belauscht seine Frau während ihrer Niederkunft; sie verwandelt sich aus Scham in einen Drachen und stürzt sich in das Meer. Der fünfte endlich erzeugt den Dsinmutenwo, den Gründer des japanischen Reiches. — Lösen wir den echten Kern aus der buddhistischen Entstellung, so bleibt uns a) die Unterscheidung der Ahnengeister von der himmlischen, weltschaffenden Gottheit, b) die Einordnung des Sonnengottes unter die irdischen oder Ahnengötter, und in engstem Zusammenhange hiemit c) die Sage von der Erzeugung des Stammvaters des Herrscherhauses durch die Sonne. Diese drei Elemente sind echt mongolisch. — Die Erwartung der Japanesen dagegen, daß die Seelen sich nach dem Tode in das allgemeine Sein auflösen, ist handgreiflich buddhistisch; ihr steht als altmongolisches Element entgegen der Glaube, daß die Seelen der Mikado's unsterblich seien, sowie der bei den entschiedenen Anhängern des Ssintoo herrschende Glaube an die Unsterblichkeit aller Menschen und an eine Vergeltung nach dem Tode. Ohne diesen Unsterblichkeitsglauben hätte ja die Verehrung der Ahnengeister gar keinen Sinn. — Dies Ergebnis kritischer Betrachtung der buddhistischen Sage bestätigt sich, wenn wir das heutige Ssintoo in seinem Unterschied von dem heutigen Buddhismus Japan's in's Auge fassen. Charakteristisch für den Gegensatz beider ist: daß die Shintooleute für „Götter" das Wort kami (auch ssin „Geister"), die Buddhisten dagegen das Wort hotoke gebrauchen; daß die ersteren stroh- oder holzgedeckte (nicht ziegelgedeckte) Tempel, dshasiro, haben, in denen ein Spiegel als Bild der Sonne sich befindet (während bei den Buddhisten der Spiegel als Sinnbild des Verdienstes guter Werke gilt); daß sie daneben mijas, Hauskapellen, haben, wo der

[5]) Ist Ten sio dai sin wirklich ein weiblicher Gott? Oder hat das Altjapanische etwa für Sohn und Tochter früher das gleiche Wort gehabt?

Ahnengott, gohei, durch einen Büschel von fünf verschiedenfarbigen Papierstreifen dargestellt ist. Als Götter werden gegenwärtig von den Shintooleuten angebetet: die Sonnengöttin Ten-sijo-daissin, der Reise- und Weggott Saveno-kami oder Dsiso, der Donnergott Rai-dshin (den Donner nennen sie kami-nari, „Götterlärm"), der Wassergott Sui-idshiu u. a. Daneben haben sie Schutzgötter für alles mögliche (Fukuno-kami für den Wohlstand, Tschi-no-okura für die Ehe, Gun-dshui für das Gefecht im Kriege, Funa-dama für Seefahrten, Jnari für den Reisbau, Kodshin-do-kodshin für die Küche, damit der Reis nicht anbrenne, Jabukidsho-kami vor der Pest ꝛc.) Der Drache gilt als ein großer Reichsschutzgeist; ihm sind die Schlangen als eine Art Inkarnation heilig, und daher unverletzlich.[6]) — Sehr ausgebildet ist der Ahnendienst. Bei der Hochzeit vertreten, wenn die Eltern des Bräutigams tot sind, deren Bilder ihre Stelle. Bei einem Todesfalle bekommt der Verstorbene einen „Begleitnamen", oku-rina, der, auf eine Tafel geschrieben, im Tempel aufgestellt und mit Rauchwerk verehrt wird. Sieben Wochen lang nach dem Tode wird wöchentlich eine Totenfeier gehalten, nämlich die Namentafel und das Bild des Toten mit denen seiner Ahnen zusammengestellt, und Schalen mit Früchten, Blumen und Speisen ihnen vorgesetzt; nach der siebenten Feier gilt der Tote als unter die Seligen aufgenommen. Große und weise Männer werden zu kami's apotheosirt und kanonisirt; so ist z. B. aus dem Kaiser Odshin (270—313 n. Chr.) ein Kriegsgott Hatsiman geworden. — Die Priester heißen kami-nusi „Götterwirthe". Ob der pantomimische Kampf, den diese bei gewissen Festen gegen unsichtbare Feinde (böse Geister) aufführen,[7]) ein dem Shintoo genuin angehöriges oder ein buddhistisches Element ist, wird sich schwer entscheiden lassen. — Beachtenswerth sind folgende Sagen der Shintooleute. Jamato (dessen Name merkwürdig an den Jima der eranischen Sage § 224 erinnert) tötete einen achtköpfigen Drachen, welchem jährlich eine Königstochter hatte geopfert werden müssen. Nach einer Version soll dieser Jamato vor 1900 Jahren gelebt haben. Nach anderer Version lebte er vielmehr vor Dshin-mu-ten-wo. Dshinmutenwo unternahm in einem Alter von 45 Jahren mit seinen Brüdern und Söhnen eine Seefahrt nach Osten; ein Lootse fuhr in einer Schildkrötenschaale voran. Als ein heftiger Sturm entstand, opferten sich

[6]) Hübner I, 350. [7]) Ebend. S. 303 ff.

zwei Brüder Dshinmutenwo's dem Wassergotte. Als er auf der Insel Jamato in Japan landete, trat ihm ein Bär entgegen, zog sich aber wieder zurück, ohne ihn zu verletzen. Dann kam ein Mann, und übergab ihm das Schwert Tsurugi, welches Jamato im Schwanze des getöteten Drachen gefunden hatte (also Jamato älter als Dshinmutenwo!) und eine Göttin versprach, ihm einen Raben als Führer zu senden. — Dieser Rabe ist (ebenso wie der des germanischen Ahnengottes Vodans § 260) eine Reminiszenz an Noah's Raben; in der Sage der Japanesen ist die Erinnerung an den Heerführer ihrer speziellen Einwanderung in Japan mit der Erinnerung an den Sintfluthüberdauerer verschmolzen. — Neben Jamato haben sie (durch Reduplikation, analog den Eraniern und Griechen) noch einen zweiten Drachentöter Dsharimarisa, welcher einen das Dai-ri gefährdenden Drachen Nuge vernichtete. — Heilige Thiere sind: der Fuchs (der Sonne heilig), die Schildkröte, der Reiher, der Hahn und (als Symbol des Glückes) der Krebs. — Im Frühling feiern die Shintooleute ein Fest, wo sie den kame der Erde um Gedeihen des Feldbau's bitten, im Herbst ein zweites, wo sie ihm für die Ernte danken. Sie haben ferner die Sitte des häuslichen Tischgebetes, und des Gebetes an die auf- und untergehende Sonne. — Statt des Glaubens, daß Menschen Thiergestalten annehmen können, findet sich in Japan der umgekehrte, daß Thiere Menschengestalt anzunehmen vermögen, um die Menschen zu bezaubern oder zu quälen.

C. Die malaiischen Völker.

§. 270. Die Einheit des malaiisch-polynesischen Volksstammes.

Während bei den verschiedenen Völkern des asiatisch-europäischen Festlandes eine Einwanderung von den Eufratgegenden her keine Schwierigkeit bietet, und somit der Annahme einheitlicher Abstammung kein physikalisches Hindernis im Wege steht, so scheint dagegen, so lange man nur vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus die Sache betrachtet, eine Bevölkerung der zerstreuten Inseln Polynesiens vom asiatischen Festlande her höchst unwahrscheinlich und unbegreiflich, und zwar um so unbegreiflicher, ja mehr man bei der ältesten Bevölkerung der Erde einen thierähnlich rohen Zustand voraussetzt. Daß auf jeder jener Inseln oder Inselgruppen ein autochthonisches Menschengeschlecht auf eigene Faust hin sich aus der Thierheit heraus

entwickelt habe, mag dann manchem[1]) immer noch annehmbarer erscheinen, als die kühne geologische Hypothese,[2]) daß die Inselgruppen Polynesiens noch zur Zeit des existirenden Menschengeschlechtes als Festland mit Asien zusammengehangen hätten, und erst, nachdem sie bevölkert worden, entweder durch eine vulkanische Katastrophe oder durch einen Senkungsprozess getrennt und zu Inseln geworden seien. Die Javanen haben zwar eine Sage, daß Java einst Halbinsel gewesen und zur Insel erst geworden sei,[3]) und in Betreff der Sundainseln, die nur durch ein seichtes Meer vom Festlande getrennt sind und im Bereich der großen Vulkankette von Sumatra, Java, Lambock, Sambana, Flores, Timor, Banda, Ternata, Mindanor, und Lüzon liegen, hat jene Hypothese sogar einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist dieselbe in Betreff der polynesischen Inseln ganz unmöglich, schon aus dem einfachen Grunde, weil eine vulkanische Revolution, welche von 23° südlicher bis zu 30° nördlicher Breite und vom 140. bis 230. Grad östlicher Länge, also in einer Strecke von beiläufig 85000 Quadratmeilen ein Festland in kleine Parzellen zerrissen und gleichsam pulverisirt hätte, auch auf diesen übrigbleibenden Resten von Land alles Leben würde vernichtet haben. Eher ließe sich die Senkungshypothese hören; Polynesien ist thatsächlich eines jener Gebiete, wo eine langsame Senkung des Landes beobachtet wird,[4]) aber freilich eine so langsame, daß man[5]) Hunderttausende von Jahren rückwärts rechnen müßte, um für Polynesien ein zusammenhangendes Festland zu gewinnen; da käme man hoch über die Entstehung des Menschengeschlechtes hinauf.[6]) So würde sich also von einseitig naturhistorischem Standpunkt aus die Autochthonenhypothese noch am meisten empfehlen — wenn einmal das Verdikt feststeht, daß die Urbevölkerung zu roh war, um die See auf größere Strecken hin befahren zu können. Nun freilich wagen noch heutiges Tages so ganz heruntergekommene und verwilderte (oder nach jener Hypothese: wild gebliebene) Stämme, wie die der Palau-Inseln,

---

1) Waitz, Antropologie der Naturvölker.

2) Forster, Carli, de Mas, Vogt.

3) Rauch, Einh. d. Menschengeschl. S. 340.

4) Wallace, der malaiische Archipel, I, 9 ff.

5) Peschel im „Ausland“, 1864, S. 363.

6) Weil nämlich aus naturwissenschaftlichen Gründen (§ 168, Th. I, S. 387) die Eiszeit höchstens 10000 Jahre hinter uns liegen kann.

Fahrten nach weit entlegenen Inselgruppen;[7]) warum sollte das nicht auch in älterer Zeit möglich gewesen sein? Cook fand auf diesen Inseln ganze Flotten, eine bis zu 1700 Fahrzeugen, deren jedes 40 Mann an Bord hatte.[8]) Die Bewohner der Tungainseln standen mit den Fidshiinseln und Neuhebriden in lebhaftem Verkehr; Forster und Cook bekamen von einem Eingebornen der Gesellschaftsinseln eine Art Karte, auf welcher die Marquesas, Tahiti, Samoa und die Fidshiinseln verzeichnet waren;[9]) auf eben jenen fand Forster einen Eingeborenen, der mehr als 80 Inseln auf 300 geogr. Meilen Entfernung zu nennen wußte, die er meist selbst besucht hatte; noch 1824 unternahmen die Einwohner von Anaa eine Fahrt nach dem 300 Meilen entfernten Tahiti.[10]) Ein Vorgebirg in Owaii hat[11]) bei den Eingeborenen den Namen: (Abfahrt) „nach Tahiti" (Entfernung 600 geogr. Meilen!) und die tongische Sprache hat zur Bezeichnung von Nord und West gar keine andern Wörter, als: gi Hamoa, gi Fidshi.[12]) Jene Flotten existiren jetzt nicht mehr; die Schifffahrt ist in Verfall gerathen; hier, wie überall, zeigt sich ein Sinken der Völker, kein Aufsteigen. — Fragt man aber: welche Mittel standen denn jenen Völkerschaften zu Gebote, um ohne Kompass und Beobachtungsinstrument sich auf der hohen See zurechtzufinden, so haben die Owaier noch heute die Tradition, daß ihre Vorfahren große Seefahrten mit ganzen Flotten gemacht und ihren Kurs dabei nach den Sternen gerichtet hätten;[13]) ein zweites Orientirungszeichen aber sind die Seevögel, deren Fluge folgend die Schiffer sicher an irgend ein Land gelangen. Die Boote aber der Polynesier, obwohl klein im Vergleich mit unsern Schiffen, sind doch für hohen Wogengang sinnreich konstruirt, indem sie durch einen Auslege- oder Schwebebalken oder vollends als Doppelpiroguen gegen das Umschlagen gesichert sind. So zerrinnt die Grundvoraussetzung der Autochthonenhypothese schon vor der Geschichte der neueren

---

7) Semper, die Palau-Inseln, Leipz. 1873.
8) Kennedy, essais, pag. 137.
9) Siehe bei Rauch S. 342 f.
10) Beechy im Ausland 1860, S. 446.
11) Pickering, races of man, p. 298.
12) W. v. Humboldt, Kawi-Sprache, Abhdl. d. Berl. Akad. d. W. 1832, Bd. 3, S. 241 ff.
13) Pickering a. a. O.

Entdeckungsreisen in Nichts. — Vernehmen wir nun auch noch die Sagen der polynesischen Völker, so haben die Sandwitschsinsulaner die Tradition, von Tahiti herzustammen, und suchen dort das Paradies;[14]) Neuseeland, im Norden dicht, im Süden schwach bevölkert, weist schon dadurch auf Einwanderung von den Schifferinseln hin; die Palau-Insulaner wissen ihr Paradies und Stammland[15]) ebenfalls im Westen, u. dgl. m. Doch wir bedürfen dieser Sagen nicht. Die Sprache allein schon entscheidet, und macht die Autochthonenhypothese gänzlich zu Schanden. Wer, auf der Höhe universaler Bildung stehend, sich nicht einseitig auf die Lektüre naturwissenschaftlicher Forschungen und Hypothesen beschränkt, sondern auch von den Riesenarbeiten linguistischer Forschungen Notiz nimmt, der kann über jene Autochthonenhypothese nur lachen. Schon seit 1832 ist durch W. v. Humboldt[16]) erwiesen, daß die Einwohner[17]) von Madagaskar, Java, Zelebes, Sumatra, Malakka, Neuseeland und die derganzen polynesischen Inselwelt (zwischen 30° s. und 30° n. Br. innerhalb einer Kurve, die von Neuseeland zur Osterinsel, von da nach den Sandwitschsinseln und von dort nach den Philippinen gezogen wird) ein und demselben Sprachstamme angehören. Wer sich näher davon überzeugen will, der mag a. a. O. S. 241—256 und 264 die vergleichenden Wurzeltabellen Buschmann's sich ansehen, welche 17 Folioblätter füllen. (Siehe Anm. 1.) Es ist eine Thatsache, daß ein und dasselbe malaiische Volk Madagaskar, die Sunda-Inseln und Polynesien bewohnt. Vom 60sten bis 250sten Grad östlicher Länge — wenn wir eine Linie von Madagaskar über Zelebes nach Owaii ziehen: in einer Längenentfernung von 170 Graden oder 2550 geographischen Meilen! — hat dieser malaiische Volksstamm sich ausgebreitet. Offenbar zog er vor den Mongolen her nach Indien, wie diese vor den Ariern her; durch beide verdrängt, wandte er sich zur See theilweise westwärts nach Madagaskar, größerntheils ostwärts nach den Sunda-Inseln; ein andrer Theil war in China eingewandert (vgl. § 268 die Miao-tse) und wandte sich, durch die Chinesen

---

14) Ellis, Reise nach Owaii, Hamb. 1827, S. 220 u. 243.

15) Semper a. a. O.

16) Abhandl. der Berl. Akad. d. W. 1832, Bd. 2—4.

17) Mit Ausnahme der melanesischen Stämme, von denen § 273 die Rede sein wird.

verdrängt, nach den Philippinen und den einzelnen Gruppen der übrigen polynesischen Inseln.[18]) Aus dieser Thatsache folgt, daß die Malaien bereits im hohen Alterthum ein sehr seesüchtiges Volk gewesen sein müssen. Diesen Charakter kühner und gewandter Seefahrer haben sie aber auf den Sundainseln in der That bis auf den heutigen Tag (und in Polynesien bis auf Cook's Zeit) bewahrt; geschichtliche Nachrichten melden, daß im 12. und 13. Jahrhundert ein mächtiger malaiischer See- und Handelsstaat mit der Hauptstadt Singapur (Südspitze von Malakka) bestand;[19]) als die Portugiesen zum erstenmal in den indischen Archipel kamen, fanden sie Menangkabu als Stapelplatz eines großartigen Handels nach Osten und Westen, und eine Seemacht, dergleichen es damals in Europa keine gab; eine der Flotten zählte 90 Schiffe, darunter 25 große Galonen, eine zweite 300 Schiffe, darunter 80 von je 400 Tonnen Last, eine dritte 500 Schiffe mit 6000 M. Bemannung.[20]) Chinesische Geschichtsquellen führen in noch weit höhere Zeit;[21]) schon 417—423 n. Chr. fanden chinesische Schiffer auf Java einen Kulturstaat. Auch hier zeigt sich im Vergleich mit den älteren Zeiten nur ein durchgreifender Verfall, vollends in Polynesien, und die inneren Ursachen dieses Verfalles werden wir im folgenden §. kennen lernen; sie waren religiös-sittlicher Natur, und es bedurfte nicht erst der Besuche europäischer Schiffe, um diese Insulaner dem Schicksal des Aussterbens oder der Zahlverminderung zu weihen; die Europäer fanden dieselben schon als ein in Fäulnis begriffenes Geschlecht, und der Prozess der Bevölkerungsabnahme und des Herunterkommens hatte lange vor der Ankunft der ersten Europäer begonnen. Diese fanden die (nächst Südamerika gelegenen) Schildkröten- oder Gallopagos-Inseln, sowie die Inseln Bourbon und Juan-Fernandez, und auch die Falklandsinseln an der S.Spitze Amerika's völlig unbewohnt, aber auf ihnen allen trafen sie die deutlichen Spuren früheren

---

[18]) Und, wenn die alten Atsumadshebis Japan's (§ 269) Malaien waren, von den Philippinen oder auch schon von China aus auch nach Japan.

[19]) Diese Halbinsel wurde (nach den eigenen Jahrbüchern der Malaien) 1160 n. Chr. von den Malaien, und zwar von Sumatra aus, in Besitz genommen oder erobert.

[20]) Marsden, Sumatra p. 424. Bradford, Amer. antiq. p. 232. Bei Rauch S. 341.

[21]) W. v. Humboldt a. a. O. Theil 2, S. 16 f.

Bewohntseins.[22]) — Wie uns nun die linguistische Forschung die Einheit des malaiischen Völkerstammes dargethan hat, so wird dies noch bestätigt durch den Körperbau. Daß sich Varietäten in demselben zeigen, wird keinen denkenden Menschen in Verwunderung setzen; in der ugrotatarischen Familie weichen die Finnen und Esthen von den Tscheremissen, Wotjäken und Balkaschtataren — in der mongolischen die Kalmüken von den Chinesen und Japanesen, und diese von den Tibetanern weit auffallender ab, als die Javanen von den Otahitiern und Madagassen. Eine durch Jahrhunderte und Jahrtausende fortgesetzte Verschiedenheit der Lebensweise und Kulturverhältnisse, wie das Klima und die relative Isolirung insularer Wohnorte sie mit sich bringt, wirkt begreiflich auf Körperfarbe und Physiognomie, und die in ewigem Frühling nackt gehenden Polynesier werden eine dunklere Hautfarbe haben müssen, als die in einer gewissen Kultur verharrten Sunda-Insulaner und Madagassen. Gemeinsam allen malaiisch-polynesischen Stämmen ist die helle (vom braungelben und hellbraunen in's röthliche spielende) Hautfarbe (im Gegensatze zu den Melanesiern § 273) und eine an die mongolische Rasse zunächst erinnernde Bildung des Schädels und des Körperbaus überhaupt. Man hat daher die Malaien für ein mongolisch-arisches oder „mongolisch-kaukasisches" Mischvolk halten wollen. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht von Osk. Peschel (Völkerkunde S. 382) und Otto Mohnike (Banka und Palembang, Münster 1874, S. 180 f.), daß die Malaien ein von dem mongolischen Urstamm gleich anfangs abgezweigter und getrennt vorauswandernder Volksstamm sind, der sich also zum mongolischen Völkerstamm analog verhält, wie die Basken zu den Kelten.[23]) Das statistische Verhältnis ist ebenfalls analog; die mongolischen Völker betragen, wenn wir die Mischvölker der Tungusen und Mandshuren nur halb rechnen, etwa 420 Millionen, die malaiischen (so groß auch der Raum ist, über den sie sich ausgebreitet haben) nur höchstens 2½ Millionen.

Anm. 1. Die hauptsächlichsten malaiischen Sprachen sind: die madagassische, die malaiische im engern Sinn (in Malakka), die javanische, die bugisische (auf Zelebes), die tagalische (Philippinen), die tongische (Tonga-Inseln), neuseeländische, tahitische (Gesellschaftsinseln) und hawaiische (Sandwitchs-

[22]) Ellis bei Rauch S. 341 f.

[23]) Daß auf Java neben arisch-indischem (brahmanischem) Einflusse auch einige Mischung mit arisch indischem Blute mag stattgefunden haben, soll nicht in Abrede gestellt werden.

inseln). Hier nur ein paar Beispiele der Sprachverwandtschaft. Auge, mal. jav. bug. tag. neuseel. tah. mata, tong. matta, haw. maka, madag. masse. Baum mal. jav. kaju, tag. cahui, tong. acow, neus. racau, tah. raau, haw. laau, mad. hazo. Einpflanzen mal. tanam, jav. tanem, tong. tano, neus. u. tah. tanu, haw. kanu. Blut mal. darah, *α*) jav. rah, mad. râ, *β*) bug. dara, tag. dugo, tong. tawto, neus. u. tah. toto, haw. koko. Erde, 1) mal. jav. bug. tana, mad. tane, 2) mal. benua, bug. wanua, tag. bajan, neus. wenua, tah. fenua, haw. honua u. aina. Feuer mal. bug. api, jav. hapi, tag. hapon, tong. afi, neus. ahi, tah. auahi, haw. ahi, mad. affe u. fe. Frucht mal. buah, jav. woh, bug. buwa, tag. bonga, tong. foa, haw. hua, tah. hodu, mad. voha. rc. — Die Javanen, Tagalen und Bugis besaßen die Schreibkunst; ihre Alphabethe waren aber indischen Ursprungs. (W. v. Humboldt a. a. O. Th. 2, S. XI.)

Anm. 2. In den malaiischen Sprachen hat sich viel deutlicher, als in denen der Nationen mongolischer Sippe die Verwandtschaft mit den arischen Sprachen erkennbar erhalten (ein neuer Beweis, daß der Prozess der Wörterisolirung und der maßlosen Lautumwandlung in den mongol. Sprachen ein sekundäres Stadium bezeichnet.) *Gerang*, *kerah*, *kahik*, alt, Sskr. garan, garas, *γεραιός*, *γῆρας*. *Lava*, *loa*, *loma*, *lumu* (alt), *lagui* groß, lang, lat. longus. *Maka*, *mata*, Auge, vgl. Sskr. mukka. *Mauna*, *maua*, *moonga*, Berg. lat. mons. *Bukit*, Hügel ahd. piokan, biegen, pukil, Bühl. *Tana*, Erde, *χθών* (was nicht, wie Curtius meint, mit *χαμαί*, humus, zusammenhängt). *Lema* jav. Erde (als Stoff) ahd. lîm, lêma, Leim, Lehm. *Benua*, *bajan*, *fenua*, Land, *βαίνειν*, lat. venire. *Kai*, *ki*, *cain*, essen, ahd. chiuwan, kauen. *Run-toh*, fallen, lat. ruere. *Padang*, Ebene, *πέδιον*, Sskr. pad. *Vaoo*, *wenua*, Wüste, ahd. wasda, lat. vastus. *Gni*, *genni*, *ahi*, *auahi*, *ahi*, Feuer, Sskr. agni, l. ignis. *Ika*, *isda*, *ika*, *hiwah*, Fisch, *ἰχθύς*, l. piscis, kelt. iasc. *Bŭah*, *buwa*, *foa*, *hua*, Frucht, Sskr. bhu, *φύω*. *Poa*, *pe*, *fe*, *vae*, Fuß, *πούς*, l. pes, Sskr. pad-. *Dshadi*, werden, Sskr. dshan, *γεν-*. *Per-dshadi*, geboren werden, l. parere (vgl. Sskr. prathuka, *πόρσις*, *πόρτις*. ahd. far, Farre). *Semu*, *hesmu* (jav.) Gesicht, ugrofinn. silm, szem, goth. saihvan, sehen. *Ambou* (mad.) beide, l. ambo, *ἀμφί*. *Sova*, *soa*, *sora* (mad.) gut, *σῶς*. *Bulu*, *wulu*, *bolo*, Wolle, Flaum, ahd. u. finn. wula, wule, vgl. lat. pluma. *Dulam*, Haus *θάλαμος* (was nicht von *θάλπω* kommt.) *Tangan*, *tang*, *tahan*, Hand Sskr. tang, l. tangere, vgl. Zange. *Houdis*, *hoditte*, Haut, *κύτος*, l. cutis, ahd. hût, Haut. *Kulit*, *uli*, mad. *houlits*, Haut, vgl. *κλείω*, claudo (?) *Rangi*, *rai*, *langi*, Himmel, von Wrzl. r „gehen" (von der Bewegung der Sterne.) *Harsa*, *jarsa*, *harec*, hören, Sskr. çru, *κλύειν* ahd. hôrjan, horran. *Mamah*, kauen l. mandere vgl. Sskr. mrd. l. mordere. *Kunjah*, *kenjuh*, *ngongo*, *gnow*, kauen, *χναύω*, ahd. chiuwan. *Vidi*, *vanga*, kaufen, *ὠνέομαι*, lat. ven-eo und ven-do. *Hanac*, *zanaka*, *anak*, *kane*, Sohn Zend hunu, Sskr. u. Goth. sunus, *υἱός*. *Baitschu* (bug.) klein, kelt. becc. *Mara*, *malasa*, *mare*, *mai*, *marare*,

krank, l. morbus (vgl. malus). *Doule* (mad.) Krankheit, l. dolor, dolere. *Ahinh*, *aina* (mad.) Athem, Sskr. u. goth. ahma. *Maha* (tong.) leer, öde, l. mancus, ahd. mangen, mankolôn. *Liuanag*, *lama*, Licht, l. lumen, lux, ahd. lioht. *Lahut*, *luut*, *lot*, Meer, l. lacus, kelt. loc und ler. *Mahina*, *marama* (polyn.) Mond, ahd. mâne. *Mulut*, *mulu*, Maul, ahd. mûla. *Mu*, *amu*, *ma*, *matua*, *medua*, *maku*, Mutter, Sskr. mâtr, *μήτηρ* etc. *Haran*, *ngalan*, *hingoa*, *jeneng*, *juluk*, Name, vgl. oben harsa, jarsa, harec, hören. *Parau*, *para*, *bola*, reden, *φράζειν*. *Pipi*, *bibi*, Rind, *βοῦς*, l. bos ꝛc. und: *dshawi*, *sapi*, Rind, Sskr: gaus, ahd. chuo, Kuh. *Kakano*, Samenkorn, *κόκκος*. *Sarem*, *sira*, *garam*, Salz, *ἅλς*, l. sal etc. (r = l). *Sawang*, sehen, goth. saìhvan. *Quita*, *kitea*, *ite*, *hita*, sehen, erkennen, wissen, Sskr. vid-, *εἴδον*, *οἶδα*, l. videre, ahd. vítan, wîzzên. *Ada*, sein (verb.) Sskr. as. *Lâ*, *râ*, Sonne, kelt. lâ, látha, vgl. ägypt. ra. *Mati*, *mate*, sterben, vgl. l. mori. *Tonoc*, *tinging*, Stimme, l. sonus, tinnire. *Mahira*, *hari*, *arao*, Tag, vgl. Sskr. mar, *μάρμαρος*, *ἦμαρ*. *Ao* (polyn.) Welt, und: hell, Sskr. gaus, *γαῖα*, *αἶα*. *Pa*, *bâpa*, *bapak*, Vater, *πάππας*, l. papa, vgl. pitr. *πατήρ*, pater, ahd. fadar. *Tutap*, *tutup*, *taboo*, *opani*, decken, lat. taber, Teppich (Nebenwurzl von teg-). *Punu*, *pono*, *fenu*, voll Sskr. par, pûr, l. plenus, *πίμπλημι*. *Pili*, *fili*, wählen, *βοίλομαι* l. velle, goth. viljan, ahd. wellan, wollen. *Halas*, *alök*, *hala*, *ala*, *ulu*, Wald, ahd. haruc. *Wahine*, *fafine*, *babaji*, *bai*, *winah*, Weib, ahd. wîp, Weib. *Angin*, *hangin*, *mat-angi*, Wind, Luft, Sskr. ana, *ἄνεμος*, finn. henka, angga, mong. angkil, s. § 264, Anm. 2, A. *Wilang*, *bilang*, zählen, Wrzl. *ἀρ* in *ἀριθμός* (r = l.) *Lela*, *lila*, *lidah*, Zunge, vgl. l. lingua, lingere, ahd. lekjan, und l. lambere. *Telinga*, Ohr, (Schallorgan) vgl. ahd. chlingan, klingen (der Tausch des guttur. u. dentalen Anlauts kann nicht auffallen, da beide innerhalb des malaiischen Sprachgebietes gegenseitig in einander übergehen.)

§ 271. Die Religion der Malaien.

Die alte ursprüngliche Religion dieser malaiisch-polynesischen Völkerfamilie läßt sich höchstens in ihren Grundzügen, und auch da nur mit Schwierigkeit ermitteln. Denn in denjenigen Ländern, welche eine Geschichte haben, ist die Urreligion nicht etwa nur mit Brahmanismus und Buddhismus gemischt, sondern liegt recht eigentlich unter einer mehr als tausendjährigen Schicht indischen Einflusses begraben; wo sie aber, wie in Polynesien, von fremden Einflüssen ungestört und unvermischt forterxistirt hat, da fehlt wiederum die Geschichte, sodaß wir die polynesische Religion nur in dem Stadium des äußersten Verfalles kennen, das sie in der Neuzeit, seit Cook's Weltumseglungen, darstellt. — A) In Java ist brahmanischer

Einfluß und Einwanderung durch Inschriften bis hinauf zum Jahre 1298 n. Chr. mit Sicherheit nachgewiesen;[1] da aber die indischen Einwanderer die fünftägige Woche mit nach Java brachten, welche um 600 n. Chr. in Indien selbst außer Gebrauch kam, so bestätigt sich dadurch die javanische Sage, welche um eben diese Zeit Inder (Hindu's) einwandern und Ackerbau, Schreibkunst und Arzneikunde in's Land bringen läßt.[2]) In Folge dieser Einwanderung ist auf Java, Madura und Bali neben der javanischen die Kawisprache, eine Mischsprache aus Javanisch und Sanskrt. entstanden. Die ältesten Einwanderer waren Buddhisten, und von der frühzeitigen Herrschaft des Buddhismus auf der Insel gibt noch die (nicht nach dem 10. Jahrhundert erbaute) Pyramide von Boro Budor,[3]) die ein buddhistischer Dagop (Reliquientempel) war, Zeugnis. An ihren Ornamenten zeigt sich indessen schon eine synkretistische Mischung buddhistischer und spätbrahmanischer (çivaitischer) Vorstellungen. Zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert gewann der Çivadienst mit dem Kastenwesen die Oberhand; von ihm rühren die Tempel von Brambanan her (um 1292 gebaut). Im Jahre 1478 wurde der Islam eingeführt. Unter dieser dreifachen Schicht ausländischer Religionen liegt auf Java die altmalaiische spurlos begraben, und selbst in den javanischen Sagensammlungen: Kanda und Manek Madsha, ist Einheimisches mit Indischem so amalgamirt, daß eine Ausscheidung des ersteren nicht als möglich erscheint. — B) Bei der Einführung des Islam entflohen Brahmanen und Buddhisten von Java nach Bali, und führten dort ihren Mischmasch ein; doch hat sich dort wenigstens eine schwache Spur der altmalaiischen Religion erhalten. Während nämlich die Inder dort, wie auf Java, die oberste Gottheit (ein Mittelding zwischen Brahma und Buddha) Batara Guru nannten (von Sskr. awatara „oberer") und ihm die Trimurti: Brahma, Vischnu, Çiva, unterordneten, so kennen und nennen die Einwohner von Bali noch ein allerhöchstes Wesen, das sie mit malaiischem Namen Sang-jang-tunggal nennen und dem Batara Guru noch überordnen.[4]) — C) Die Batta's auf Sumatra

---

[1]) W. v. Humboldt a. a. O. Thl. 2, S. 15.

[2]) Stuhr, S. 316.

[3]) Humboldt S. 120. ff.

[4]) Raffles memoir p. 171, history of Java II, append. p. 239. Stuhr, S. 308.

haben in ähnlicher Weise einen Rest der alten Nationalreligion mit dem Brahmanismus kombinirt; sie unterscheiden von dem importirten indischen Batara Guru den Weltschöpfer, den sie Debata Hasi Asi nennen, sagen aber, dieser habe sich zur Ruhe gesetzt, und die Regierung seinen drei Söhnen: Batara Guru, Sori Pada und Mangulu Bulang, übertragen.[5]) Offenbar ist hier der Fluthheros (kenntlich durch seine „drei Söhne", die ihrerseits wiederum mit der ind. Trimurti in Bezug gesetzt sind) mit dem Weltschöpfer in eins verwachsen. Die Batta's haben in der That eine Fluthsage,[6]) die sie zwar an den indischen Namen Batara Guru anknüpfen, die aber doch innige altmalaiische Sagenelemente zu enthalten scheint. Die Erde habe seit ihrer Erschaffung auf einer mit Kuhhörnern versehenen Schlange geruht; die Schlange habe aber ihr Haupt geschüttelt, und nun sei die Erde in's Meer versunken. Darauf sei Batara's Tochter, Puti-arla-bulan, auf einer weißen Eule vom Himmel herabgeschwebt, habe aber nirgends Land gefunden, nun habe Batara den Berg Bakarra vom Himmel fallen lassen, an welchen anschließend auch die übrige Erde wieder auftauchte; die Erde sei der Schlange wieder aufgeladen und diese durch den Sohn Batara's: Lajang-lajand-mandi an ihren Händen und Füßen festgebunden worden. Darauf habe Puti-arla-bulan drei Söhne und drei Töchter geboren, die Stammeltern des gegenwärtigen Menschengeschlechts. Lajang-lajand-mandi heißt: „tauchende Schwalbe". — Mit der indischen Fischsage von Manu (§ 207) hat diese Vogelsage der Batta's so gar keine Aehnlichkeit, daß wir sie ebendeshalb für altmalaiisch halten dürfen. Beachtenswerth ist, daß die Batta's trotz ihrer höheren Kultur (sie haben geordnete Verfassung und Gesetze, eigene Schrift und Literatur) dennoch bis zur Anthropophagie herabgesunken sind, während der melanesische Stamm der Kubu's auf Sumatra trotz äußerlicher Unkultur jenen Greuel nicht kennt.[7]) — D) Auch in Zelebes ist die Nationalreligion unter dem Schutte des Buddhismus, Çivadienstes und Islams begraben, doch hat sich hier, wie auch auf Java und Sumatra, noch ein altnationales Element als Volksglaube forterhalten: die Geister der Vorfahren werden ver-

[5]) Raffles memoir. Transactions of the royal Asiatic soc. vol. I, p. 499.

[6]) Stuhr, 326 f.

[7]) Mohnike, Banka u. Palembang S. 200.

ehrt,[8]) und die javanische Sprache hat neben der Menge importirter Sanskrtwörter, womit sie die verschiedenen Arten der indischen Baum-, Wald- und Berg- — guten und bösen Geister bezeichnet, auch einige malaiische Wörter[9]) zur Bezeichnung von Schutzgeistern (demmit Schutzgeister in Menschengestalt, dadang-awu Schutzgeist der Jagd) und bösen Kobolden (kebo, kemale „Büffel", böse Geister in Büffelgestalt, vgl. *κόβαλος;* wêwê Riesenweiber, welche kleine Kinder stehlen). Die Geister der Verstorbenen wurden also ohne Zweifel als Schutzgeister verehrt; hatten nun die Malaien dies Religionselement mit der mongolischen Völkerfamilie[10]) gemein, so spricht dies für unsere Vermuthung (§ 270), daß die Malaien nichts anderes sind, als ein vorgeschobener und eigenartig entwickelter Zweig dieser Familie. — Jene Schutzgötter und Geister begegnen uns auch bei den Batta's; bei ihnen haben die einzelnen Orte und Gegenden ihre Schutzgötter, und jeder Mensch hat seine Schutzgeister (bogu) die ihn behüten, und seine bösen Geister (saitan's) die ihm zu schaden suchen. Beide sollen Seelen von Verstorbenen sein;[11]) demnach wären es wohl die Geister böser Menschen, die nach ihrem Tode zu saitan's würden. Die Batta's haben Priester, die ihnen weissagen und wahrsagen, und unter einem Oberpriester stehen, der in Toba wohnt. Daß aber diese hierarchische Ordnung indischen Ursprungs ist, zeigt das Wort guru für „Priester" und der rein indische Titel des Oberpriesters: Sa singah maha râdsha („der Löwe, der große König".) Doch gibt es für „Priester" neben guru auch noch das Wort datu; dies sowie die Form des Wahrsagens scheint echt malaiisch zu sein. Bei Unglücks- und Krankheitsfällen geht nämlich der Batta zum datu, bringt ihm Reis zum Geschenk und einen Vogel, aus dessen Eingeweiden der Datu ersieht, welchen der Geister jener beleidigt habe, (vgl. die Zingalesen § 267); dem verstorbenen Vater oder Großvater zu Ehren wird nun ein Fest gehalten, ein Rind, Schwein oder Huhn geopfert, und

---

[8]) Crawfurd hist. of the Jndian archipel, vol. 2, p. 230 f. Raffles hist. of Java, II append. p. 186.

[9]) W. v. Humboldt Th. 2, S. 747.

[10]) Nicht mit den Indern. In Indien war die alte Ahnenverehrung (§ 199) schon seit der Periode des Brahmanismus u. vollends unter dem Einflusse des Buddhismus völlig in den Hintergrund getreten.

[11]) Transactions of the r. Ac. s. I, 500.

so lange getanzt, bis einer der Anwesenden sich von dem Geiste dieses Verstorbenen besessen und mit ihm identisch glaubt; dieser (als Geist des Verstorbenen) betet nun als Vermittler zu demjenigen Geiste, welcher erzürnt worden, und sucht ihn auszusöhnen. — Die Seelen der guten Menschen kommen nach dem Glauben der Batta's in den Himmel, die der bösen in einen feurigen Kessel; doch hat sich auch hier viel Indisches beigemischt.[12]) — E) Unvermischt mit Indischem, aber freilich eben nur in dem jetzigen Stadium tiefen Verfalles, zeigt sich die malaiische Religion auf den Philippinen, namentlich auf Lüzon, bei den Tagalen. Den Weltschöpfer ausgenommen, der hier nicht nur „zur Ruhe gesetzt" sondern ganz vergessen ist, finden wir die übrigen, bisher zerstreut aufgetretenen Spuren der malaiischen Nationalreligion vereint wieder: die Schutzgeister der Berge Ebenen und Seen, die Geister der Verstorbenen als Schutzgötter der Familien; aber daneben haben sich noch andere, wichtige Religionselemente erhalten, die auf den Sunda's unter dem Schutt indischen Einflusses begraben und untergegangen sind. Die Tagalen auf Lüzon verehren die Sonne, den Mond und den Regenbogen als drei Götter; zu ihrer Verehrung haben sie Priester und Priesterinnen; die Schutzgötter der Berge, Gegenden, Seen stellen sie in Bildern dar, und statt in Tempeln stellen sie diese Bilder in Höhlen auf, wo Rauchwerk vor ihnen verbrannt wird.[13]) Niemand betritt einen Gau, ohne dem Schutzgott desselben Gebete und Opfer darzubringen. Auch heilige Berge, Felsen und Bäume sind Gegenstand der Verehrung. Wenn endlich auch den Alligatoren, die dort stets viele Menschenleben vernichten, Dienst erwiesen wird, indem man ihnen Wohnhütten an den Küsten baut und ihnen Säugethiere und Vögel als Opfer zum Fraß hinwirft, so erklärt sich dieser Brauch, ohne eine allgemein-malaiische Religionsvorstellung zu sein, einfach genug aus der lokalen Gefahr; ein böser, verderblicher Geist wird in dem verderblichen Thiere vorausgesetzt. Möglich ist es übrigens, daß auch auf den Sunda's, wo die Gefährlichkeit der Kaimans heute noch die gleiche ist, im vor-indischen Alterthum aus gleicher Ursache sich der gleiche Glaube und Brauch entwickelt hatte. — Fassen wir nun die gewonnenen Spuren altmalaischer Nationalreligion zusammen,

---

[12]) Ebend. S. 502.

[13]) White, voy. to Cochinchina, p. 120 ff. Zuniga hist. views of the Philipp. islands, I, 39.

so stellt sich uns dar: 1) der alte, theilweise im Schwinden begriffene, theilweise schon ganz verschwundene Glaube an einen höchsten, unsichtbaren Gott, der die Welt geschaffen; 2) die (nur noch bei den Tangalen vorhandene, außerdem durch die indische Religion verdrängte) polytheistische Verehrung von Sonne, Mond und Regenbogen; 3) die Verehrung von Schutzgeistern der Gegenden, Berge ꝛc. und der Familien, von denen die letzteren Ahnengeister sind; 4) die Furcht vor schädlichen Naturmächten als Wirkungen böser Geister (zu denen vielleicht die Seelen verstorbener böser Menschen gerechnet wurden).

§ 272. Kultur, Religion und Sagen der Polynesier.

Die Polynesier zeigen durchweg die Spuren einer früheren Zivilisation, die ihren heutigen Kulturzustand weit überragt haben muß. „Sie haben eine festgegründete, durchaus nicht einfache politische Verfassung,[1]) religiöse Satzungen und Gebräuche, zum Theil sogar eine Art geistlichen Regimentes, zeigen Geschicklichkeit in manchfaltigen Arbeiten, und sind kühne und gewandte Seefahrer. Man findet bei ihnen an mehreren Orten jetzt ihnen selbst unverständliche Bruchstücke einer heiligen Sprache, und der Gebrauch, veraltete Ausdrücke bei gewissen Gelegenheiten feierlich in's Leben zurückzurufen, zeugt nicht bloß von Alter und Tiefe der Sprache, sondern auch von Aufmerksamkeit auf die im Laufe der Zeit wechselnde Bezeichnung der Gegenstände . . . Ihre Sprachen sind auf keine Weise aus Verderbung und Umwandlung der malaiischen entstanden; man kann viel eher glauben, in ihnen einen ursprünglicheren Zustand dieser wahrzunehmen."[2]) Wir werden die Polynesier als diejenigen Malaienstämme zu betrachten haben, die den übrigen in ihrer Wanderung voran waren und gleichsam die Tete bildeten. — Nun zeigt sich aber, welche Inselgruppe und welchen Zeitpunkt wir in's Auge fassen mögen, überall die niederwärtsgehende Kurve des Verfalles. Von dem malaiisch-melanesischen[3]) Mischvolke der Palau-Insulaner besitzen wir eine ausgezeichnete Schilderung durch Dr. Semper,[4]) der Jahr und Tag unter ihnen halb unfreiwillig weilte und sie auf

[1]) Und zwar Feudalverfassung.
[2]) Wilh. v. Humboldt a. a. O. Th. 2, S. III.
[3]) Siehe § 273.
[4]) K. Semper, die Palau-Inseln, Leipzig. 1873.

das genaueste kennen lernte. Diese Insulaner besitzen noch Produkte der Kunstfertigkeit, die ihre Vorfahren verfertigten, die sie selbst aber nicht mehr zu verfertigen verstehen, und die jetzt als Münzen bei ihnen gelten; so wie sie nun die Seelen ihrer Vorfahren als Götter (Schutzgötter) verehren, so betrachten sie jene brack's (Münzen) gleichsam als Repräsentanten der Vorfahren selber, und bezeichnen und verehren sie ebenfalls als Götter. Ja sie haben sich Sagen gebildet von Reisen und Thaten, welche die verschiedenen Münzsorten als Götter vollbracht haben sollen. Sie haben ein Geschlecht, in welchem die Priesterwürde erblich ist, aber es ist nur die Schale ohne Inhalt übrig geblieben; denn sie haben keinen eigentlichen Götterdienst mehr; jene Götter, kalid's, die jeder Einzelne auf eigene Faust verehrt, und von denen Einzelne sich zeitweise inspirirt glauben, sowie der Glaube, daß in einzelnen Felsen, in einzelnen Schlangen rc. Kalid's wohnen, sind der einzige Rest von Religion, der ihnen übrig geblieben ist, und der Priester hat kein weiteres Geschäft, als das des Wahrsagens und Zauberns. Dieser Zustand erscheint um so mehr als ein Zustand des Verfalles, wenn wir die anderen Inselgruppen damit vergleichen, auf denen sich bedeutendere Reste der altmalaiischen Nationalreligion erhalten haben. Auf den Gesellschafts-, den Tonga-, Sandwitsch-, Freundschafts-Fidschi- rc. Inseln und auf Neuseeland glauben die Einwohner an Ein oberstes göttliches Wesen, einen unsichtbaren Weltschöpfer, tong. hotooa, neus. u. tah. atua, haw. akua, an welchen sie ihre Gebete richten. Dieser Gott ist allen diesen Inselgruppen gemeinsam; dagegen weichen sie in Betreff der niederen Götter manchfach von einander ab, ein deutlicher Beweis, daß der hinzugetretene Polytheismus sekundärer Natur ist. a) Die Tahitier halten die Sonne für den Wohnsitz Gottes. Von ihm stammen sowohl eine Reihe niederer Götter — darunter 13 Götter des Meeres — als die Menschen ab. Jede der einzelnen Inseln hat ihren besonderen Schutzgott. Die Seele umschwebt nach dem Tode den Körper eine Zeit lang, und wählt dann eines der hölzernen Bilder, die in der Nähe der Begräbnisplätze aufgerichtet werden, zum Wohnort, bis sie in die Sonne gelangt, wo sie ein glückliches, an Brodbaumfrüchten und Gastmahlen reiches Leben führt.[5]) b) Die Tonga-

[5]) Basler Miss.-Mag. I, 361.

Insulaner haben eine Sage von einem Gott der Künste und Erfindungen, Tangaloa, den sie als ihren besonderen Schöpfer und Stammvater verehren, zugleich aber doch wieder mit dem Weltschöpfer konfundiren. Diese Sage[6]) ist darum besonders merkwürdig, weil in ihr eine unverkennbare Reminiszenz an den Brudermord Kain's enthalten ist.

Zuerst war nichts vorhanden, als Himmel, Wasser und die Insel Bolotu, der Sitz der Götter. Eines Tages wollte der Gott aller Künste, Tangaloa, dessen Priester auf Tonga Zimmerleute sind, im Ozean fischen, fühlte aber plötzlich großen Widerstand an seiner Angelschnur; in der Meinung, ein großer Fisch habe angebissen, zog er mit äußerster Kraft; da erschienen Felsspitzen über dem Wasser und nach und nach die Tonga-Inseln; es würde allmählich ein ganzes großes Festland[7]) herausgekommen sein, wenn die Schnur nicht gerissen wäre.[8]) Die Götter schufen Pflanzen und Thiere nach dem Bilde derer auf Bolotu, nur mit dem Unterschiede der Sterblichkeit. — Nun fährt die Sage wörtlich folgendermaßen fort: „Der Gott Tangaloa mit seinen beiden Söhnen, sie wohnen in Bolotu. Sie wohnen und wohnen, und Tangaloa spricht zu seinen beiden Söhnen: Gehet hin mit euren Weibern, und wohnet beisammen im Irdischen, in Tonga. Theilet das Land in zwei Hälften, und bewohnt es geschieden. So gingen sie hin. Des älteren Name war Tubo, des jüngeren Waka Akau-uli. Der "(jüngere)„ Knabe war sehr klug, er verfertigte zuerst Beile und Schmuckkügelchen und Papalangi-Zeug[9]) und Spiegel.[10]) Der Knabe Tubo handelte ganz anders, er war träge. Er ging immer spaziren, und schlief, und beneidete sehr die Werke seines Bruders. Müde, seine Sachen zu betteln, dachte er zu töten ihn und zu verstecken, daß er thäte sein Bubenstück. Seinem Bruder also begegnend, schlug er ihn tot. Zu der Zeit kam ihr Vater von Bolotu in großem Zorn. Fragt er also: ‚warum tötetest du deinen Bruder? kannst du nicht arbeiten wie er? Pfui, und das Bubenstück! Melde den Gefährten "(Angehörigen)„ Waka Akau-uli's, daß sie kommen hierher!‘ Sie kommen also, und befiehlt ihnen also Tangaloa: ‚Ihr geht stoßen ein Schiff in's Meer; ihr segelt nach Osten zu dem großen Lande dort; ihr wohnet zusammen dort.

---

6) Bei W. v. Humboldt a. a. O. Thl. 4, S. 442 ff.

7) Diese Insulaner besaßen also den Begriff eines Festlandes, also offenbar die Reminiszenz an ein solches.

8) Ein Fels auf der Insel Hunga wird noch als der gezeigt, in welchem der Angelhaken stak.

9) Papalangi ist in den tongischen Mythen der Name eines fernen Wunderlandes, wo die Ferkel Hörner haben, die Häuser durch große Vögel fortgezogen werden 2c. — Bolotu soll im N. W. von Tonga liegen. Tonga bedeutet in der That „Ost". (A. a. O. S. 451.)

10) Auch in nordamerik. Gräbern fanden sich Spiegel von Glimmer, ein Beweis, daß die sogenannten „wilden Völker" den Gebrauch der Spiegel nicht etwa erst von den Europäern erlernten. (Ebend. S. 453.)

Und eure Haut "(sei)„ weiß wie euer Gemüth, ein gutes Gemüth. Ihr werdet klug sein, Aexte machen, werthvolle Dinge aller Art, und zu Schiffe gehen. Indessen gehe ich und sage dem Winde, daß er komme von eurem Lande gen Tonga.[11]) Durchaus nicht werden sie "(die Leute Tubo's)„ schiffen zu euch mit ihrem schlechten Schiffen.' Sprach demgemäß Tangaloa zu dem älteren: ‚Du sollst schwarz-schwarz sein, dein Gemüth ist schlecht, und du freundlos. Nicht sollst du gute Dinge haben; nicht sollst du gehen zu dem Lande deines Bruders; wie wirst du gehen dorthin mit den schlechten Schiffen? Dein Bruder nur wird kommen nach Tonga, Handel (zu) treiben mit euch.'"

Mariner fand diese Sage als eine den Vornehmen allein bekannte, und die ältesten Leute versicherten, es sei eine uralte einheimische Sage. Dafür sprechen auch alle äußeren und inneren Gründe. Eine Mission existirte im Bereiche der Tongainseln damals noch nicht; die Annahme, daß vorübersegelnde Europäer den Insulanern die biblische Geschichte von Kain und Abel erzählt hätten, ist bei der Schwierigkeit der Sprache und sprachlichen Verständigung ganz unstatthaft; vollends fanden die Entdecker Amerika's bereits dort eine ganz analoge Sage bei vielen amerikanischen Stämmen;[12]) endlich aber ist der Kern der Geschichte Kain's und Abels in dieser tongischen Sage in einer Weise chemisch umgewandelt (man erlaube mir diesen Ausdruck!) und mit der spezifisch-tongischen Mythologie verwachsen, wie dies nicht der Fall sein würde, wenn diese Insulaner „einige Menschenalter vorher" die Geschichte Kain's zum erstenmal und als fremden Stoff vernommen hätten. Auch in solchem Falle mochten sie diesen Stoff nach tongischem Geschmack zustutzen und äußerliche Zusätze und Umgestaltungen in diesem Sinne vornehmen; aber keine so prinzipiellen Umgestaltungen und keine solchen Weglassungen; der Zug von dem Opfer beider Söhne würde ihnen gewiß verständlich, der von dem Zeichen an Kain's Stirn gewiß zusagend gewesen sein; beide Züge würden sie in der Erinnerung behalten und in der Wiedererzählung beibehalten haben. Das haben sie nicht gethan; statt dessen spitzt sich bei ihnen die Sage ganz und gar auf den feindlichen Konflikt zwischen der hellfarbigen und seetüchtigen malaiischen — und der schwarzen, trägen und ungeschickten melanesischen Rasse zu, ist also engstens verflochten mit einer uralten Reminiszenz an uralte Nationalkämpfe zwischen Malaien und Melanesiern (s. darüber näheres in § 273), und erweist sich hiemit als uralter geistiger National-

[11]) Die Passatwinde wehen dort von O. nach W.
[12]) Humboldt, ebendas. S. 450.

besitz der Malaien. Die Erinnerung an einen uralten Rassenkampf verknüpfte sich ihnen mit der Erinnerung an einen, kurz nach der Erschaffung der Menschen geschehenen Brudermord, und die letztere sollte der ersteren zur Erklärung dienen. — c) Auf Tahiti findet sich von dieser Sage ebenfalls ein Rest. Der erste Mensch sei der Sohn eines Gottes Taròa-t'eay-etoòmo und einer Göttin O-te-papa gewesen und habe o-Tea „der Weiße" geheißen;[13]) das Elternpaar ist hier offenbar das apotheosirte erste Menschenpaar, und der „erste Mensch" als Sohn dieses Paares mit dem Waka-Akau-uli der Tonger identisch. Waka akau uli heißt wörtlich: Schiff-Holz-schwarz, also ein Schiff von schwarzem Holze; ein solches werden wir in den Sagen eines den Melanesiern verwandten Volkes (§ 274) als das Schiff des Fluthheros wiederfinden; man könnte nun allenfalls annehmen, auch unsre tongischen Polynesier hätten vor Alters von dieser melanesischen Fluthsage etwas gehört und aufgenommen, und das Auftauchen der Erde aus der Sintfluth mit ihrer ersten Erschaffung, demnach den Fluthüberdauerer mit Abel konfundirt und ihn zu einem „geschickten Schiffer" gemacht. Wir werden § 283 auf diese Frage zurückkommen. — d) Auf der Sandwitschsinsel Owahu fand Kotzebue[14]) in einem Tempelgehege eine weibliche und eine männliche Statue, deren erstere, zu der letzteren hingewandt, nach einer Frucht auf einer zwischen ihnen befindlichen, mit Bananen behängten Stange greift, und deren letztere die Hand nach der Frucht ausstreckt. Daß diese Darstellung an Adam und Eva erinnere, betont auch Humboldt.[15]) Ellis fand auf Owaii die Sage von einer Fluth, die alle Berge bis auf eine kleine Spitze des Mauna Kea bedeckt habe.[16]) — So finden wir denn bei den Polynesiern im Zusammenhang mit ihrem Glauben an den unsichtbaren Weltschöpfer auch Bruchstücke deutlicher Reminiszenz an die Urtradition des Menschengeschlechtes, freilich getrübt und zerrissen durch den hinzugetretenen Polytheismus, aber keineswegs bis zur Unkenntlichkeit. Dieser Polytheismus aber trägt den

[13]) Forster, observations p. 551. Etoomo klingt lautlich an Adam an; pa heißt malaiisch „Vater," im Neuseel. wird auch die Mutter mit pa angeredet; papa kann also ein alter Ausdruck für „Mutter" sein. (Im heutigen Mal., Jav., Haw. und Neuseel. heißt papan, papa „Brett", was nicht als Name jener Göttin passen würde.)

[14]) Kotzebue Entdeckungsreisen, Th. 2, S. 115.

[15]) A. a. O. S. 449.

[16]) Ellis, Reise durch Owaii, Hamb. 1827, S. 251.

wesentlich mongolischen Charakter der Ahnenvergötterung. Und diesem Kultus der Verstorbenen begegnen wir denn auch anderweitig. e) Auf den Fidshiinseln finden sich längliche Erdpyramiden von 13 bis 20 Fuß Höhe, aus Steinen oder Sand bestehend und mit Hilfe eines Zementes gefestigt, die jetzt als Grundlage für die Häuser der Häuptlinge dienen. Daß sie ursprünglich Grabdenkmale waren, lehrt eine Vergleichung mit Tahiti. Dort hat noch zu Cook's Zeit der König Oberea ein Grabmal errichtet, bestehend aus einem länglich-pyramidalen Hügel von 45 Fuß Höhe, 87 Breite und 267 Länge; die Seiten bestehen aus großen Korallenstücken, die sorgfältig viereckig behauen und geglättet und in 11 Reihen (jede 4 Fuß hoch) übereinandergestellt sind.[17]) Diese Grabmäler oder Grabstätten werden morai's genannt, und sind zugleich gottesdienstliche Stätten, die Stelle von Tempeln vertretend. Jede Familie hat ihren Schutzgott, der der Geist irgend eines verstorbenen Verwandten ist. f) Allenthalben in Polynesien findet sich der Brauch, irgend einen Gegenstand als tabu den Göttern zu weihen, wodurch er dem irdischen Gebrauche entzogen ist und für geheiligt gilt. Aber statt des Ausdrucks tabu finden sich auf einzelnen Inselgruppen auch andere, wie z. B. auf den Palau's kalid oder blul, in Australien kubong. g) Allenthalben ferner findet sich der Glaube an böse Geister, welche Krankheiten und andere Uebel und Plagen hervorrufen und durch Zauberei und Opfer beschwichtigt werden; unter ihnen ragen die den Tod bringenden bösen Geister hervor, die sich gern in der Nähe der Begräbnisstätten aufhalten. Doch gerade diese Geister sind, was ihre Natur und Eigennamen betrifft, auf den einzelnen Inselgruppen verschieden. — h) Die meisten Stämme verehren neben andern Göttern noch irgend einen, der ihr Kriegsgott ist, und dem sie die Kriegsgefangenen als Opfer schlachten. (Vielleicht ist er mit jenem bösen Geiste des Todes oder Todesgotte identisch. In Tahiti heißt der Kriegsgott Oro und ist dort als „oberster atua" schon mit dem Weltschöpfer verschmolzen). Missionar Jeffer beschreibt ein solches Opfer.[18]) Vor einem 18′ langen, 4′ breiten, 5′ hohen Morai, auf welchem einzelne Steintafeln mit handförmig gespaltenen Spitzen aufgerichtet waren, saßen die Priester mit untergeschlagenen Beinen, ihren Rücken an Steine lehnend, und murmelten

---

[17]) Rougemont, Bronzezeit S. 18.

[18]) Basler Miss.-Mag. I, 363.

gegen den Morai hin Gebete. Dann wurden die Schlachtopfer mit Keulen und Steinen auf den Kopf geschlagen; der Oberpriester riß ihnen die Augen aus, und reichte sie dem König, der sie mit den Lippen berührte, als ob er sie essen wollte; dann wurden die Leichname in ein Loch geworfen und mit Steinen beschüttet. Auf andern Inseln (namentlich Neuseeland) werden sie verzehrt; aus den Menschenopfern hat sich die Menschenfresserei entwickelt. Auf Tahiti hatte die Häufigkeit der Menschenopfer in den letzten Zeiten vor Ankunft der ersten Missionare ungeheuer zugenommen, abermals ein Beweis des konstanten Sinkens, das natürlich ein sittliches und religiöses zugleich ist. Wenn man erwägt, welch furchtbare Zahl von Leben die Kriege und damit verbundenen Menschenopfer verschlingen, wie zugleich durch Vielweiberei, Hurerei und Unzucht[19]) das Mark der Ueberlebenden vergiftet und endlich durch die Leidenschaft des von Europa und Amerika importirten Rum-Genusses der physische Ruin vollendet wird, so wird man über das in vollem Zuge begriffene Aussterben jener Bevölkerungen sich nicht wundern, und nicht mit den Langhannsen und Gerstäckern unsrer Tage die Schuld am Verfall jener Völker auf die evangelische Mission wälzen, die vielmehr auf den Gesellschafts-, Fidshi- und Sandwitschs-Inseln ganz entschieden schon eine Verjüngung und Kräftigung der Bevölkerungen herbeigeführt hat.

Anm. Einzelne unter den ersten Missionaren, die nach Polynesien kamen, glaubten auf Tahiti eine Art Dreieinigkeitslehre zu entdecken; sie hörten Gott als tane medua „Vater" bezeichnen, hörten von einem oromattow tooa te tamaidi „Gott im Sohne" reden, und schließlich glaubten sie in einem taroa mannu te hoa „der Vogel, der Geist" auch noch den heiligen Geist zu entdecken, und schlossen daraus wohl gar auf eine alte Bekanntschaft dieser Volksstämme mit den Lehren des Christenthums. Das beruht aber auf offenbarem Misverstand. Daß der Weltschöpfer als „Vater" der

---

19) Z. B. auf den Palau-Inseln geht jede verheiratete Frau, wann und so oft sie eben Lust hat, ohne daß ihr Mann es hindert, eine Zeit lang in den bai (eine Art öffentliches Haus) um sich als armungul durch Hurerei etwas zu verdienen. (Analoges kommt auf allen jenen Inselgruppen vor.) — Was hergebrachte Sitte (oder Unsitte) ist, heißt bei den Palau's tokoi, „gut"; was nicht hergebrachte Gewohnheit ist, heißt mugul, „schlecht." So sind sie auf dem gepriesenen Standpunkt angelangt, wo Gutes und Böses das bloße Produkt der Konvenienz und des Herkommens ist. Daß die Ehefrau vor fremden Leuten Liebe zu ihrem Manne zeige, gilt als mugul, daß sie in den bai geht, als katoi (Semper, S. 66.)

Menschen bezeichnet wird, erscheint, wenn man die oben im § mitgetheilten Sagen vergleicht, als ganz natürlich; oro mattua toa te tamaidi heißt nicht: „Gott im Sohne", sondern von dem Kriegsgotte Oro wird geredet: „Oro der Vater und der (nämlich sein) Sohn" — wo also lediglich von einem Sohne des Kriegsgottes gut polytheistisch die Rede ist. Und taroa mannu heißt „Vogelgeist", womit irgend einer der Schutzgeister bezeichnet ist, der in Vogelgestalt gedacht wurde.

D) Die kuschitischen Völkerstämme Asiens und Polynesiens.

§ 273. Die Reste kuschitischer Bevölkerung in Asien und Polynesien.

Wir haben § 247, D, die von allen neueren Forschern zugestandene Thatsache erwähnt, daß der Stamm der Kuschiten (*Χουσαῖοι, Αἰθίοπες*) im Alterthum nicht etwa nur über Abessynien, sondern auch über den ganzen Süden Asiens bis nach Indien hinein sich verbreitete. Daß 1) die dunkelfarbigen Völkerstämme Vorderindiens Reste dieser Kuschiten sind, bezweifelt ebenfalls niemand, wie denn schon Megasthenes im Alterthum und Jones und Prichard in der Neuzeit auf die physische Aehnlichkeit dieser Stämme mit den Abessyniern aufmerksam gemacht haben. Zu diesen Stämmen, welche (nach Hunter) 60 Millionen betragen, gehören die Dom's im Himalaja, die dunkeln Stämme von Nepal und vor allem der der Horo's oder sogenannten Kolh's in den Gebirgen von Napura (südwestlich von Kalkutta), über dessen Sitten und Religion wir in neuester Zeit überaus eingehende Nachrichten erhalten haben. Es ist nun aber von vornherein wahrscheinlich, daß nur ein Theil jener ältesten Bevölkerung Indiens sich vor den Schaaren der einwandernden Malaien und der ihnen folgenden Mongolen und arischen Inder in die Gebirge werde geflüchtet haben; ein andrer Theil wird ohne Zweifel seine Zuflucht auf die Inseln genommen haben[1]), falls er nicht vorher schon freiwillig sich dorthin ausgebreitet hatte. Dies wird nun bestätigt durch die Thatsache, daß 2) auf den Sunda-Inseln sowie in Australien und einzelnen Theilen Polynesiens sich neben der malaischen Völkerfamilie Stämme dunklerer Farbe und hamitischen Körperbaus finden, die sogenannten melanesischen Stämme, deren Sprachen mit dem Malaiischen schlechterdings keine Verwandt-

---

[1]) Die schwarzen, völlig nackt gehenden, kannibalischen Bewohner der Andamanen gehören jedenfalls zu diesen Kuschiten.

schaft haben.[2]) Dahin gehören: a) die Negrito's oder Austral-neger auf den Philippinen und Mariannen, wo sie von den Malaien in's Innere der Inseln, in die Gebirge, gedrängt sind; sie haben schwarze Haut, theilweise auch krauses, fast wolliges Haar, unterscheiden sich aber in ihrem Schädel- und sonstigen Bau ganz und gar von den Negern Afrika's. b) Die Alfuru's oder Horofuru's[3]) (oder Turadsha's) auf Borneo, Zelebes, Mindanao und einigen Nachbarinseln, die Kubu auf Sumatra und die Semang auf Malakka, welche alle ganz ebenso von den Malaien in die inneren Gebirge zurückgedrängt sind, sich aber von den Negrito's durch die hellere, oft in's lichtbraune gehende, oft freilich (namentlich bei größerer Verwilderung) dem schwarzen sich nähernde Farbe unterscheiden. Auf den Palau-Inseln haben sie sich mit den Malaien zu einer Misch-rasse vermengt. c) Die Papua's, welche die Einwohnerschaft der Inseln Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland, einiger Neu-Hebriden (Tanna, Malli-kollo), der Salomons-Inseln und Neu-Kaledoniens bilden, und die Alfuru's der Inseln Neu-Holland und Vandiemensland. d) Endlich aber findet sich auch im Innern von Madagaskar der Negritostamm der Verzimber's. Nach Latham's Untersuchung[4]) sind die Sprachen dieser sämmtlichen melanesischen Stämme mit einander verwandt, und zwar ist die Sprache der Papuas auf Neuguinea, Neu-irland, den Salomonsinseln und Neuhebriden wesentlich die gleiche. Daraus geht schon hervor, daß sie trotz der Varietäten in der Farbe (die sich theils aus dem Klima, das je näher dem Aequator desto mehr die Schwärze konservirte, theils aus Vermischung mit malaiischem Blute erklären) von Einem Hauptvolke abstammen. Da nun die Papua's auf der Nordküste von Neuguinea, auf Neubritannien, Neuirland, Neukaledonien und Vandiemensland bei krauserem Haare doch hellere Farbe haben, als die Alfuru's auf der Südküste von Neuguinea und auf Neuholland[5]), so empfiehlt sich die Annahme, daß α) die Negritos

[2]) Klaproth im nouv. journal Asiatic, XII, 240. W. v. Humboldt a. a. O. Theil 2, S. IV ff. Die Grammatik der melanes. Sprachen hat v. d. Gabelentz bearbeitet.

[3]) Bei den Horo's oder Kolh's in Indien heißt horo „Mensch“; die gleiche Bedeutung hat ein anderes Wort: alála. Den Namen Horofuru und Alfuru scheinen die nämlichen beiden Wörter zu Grunde zu liegen.

[4]) Im Ausland, 1843, März.

[5]) Lesson, mémoire sur les Papouas in den Annales des Soc. Nat. tom. 10, 1827, pag. 93.

der Philippinen und Mariannen, die Alfurus auf Borneo, Zelebes, Mindanao und die Alfurus Neuhollands und des Südens von Neuguinea schon in der Urzeit, vor der Einwanderung der Malaien in Indien, diese Inseln besetzt und bevölkert hatten, daß hingegen β) die Papuas im Norden Neuguinea's, auf Neubritannien, Neuirland, den Salomonsinseln und einigen Neuhebriden erst mit den Malaien, als von ihnen unterjochte, und nicht ohne geschlechtliche Vermischung mit ihnen, auf diese Inseln gekommen seien. Für letzteres spricht, daß α) die Papuas der Neuhebriden in Wuchs und Sitten einige Aehnlichkeit mit den Malaien zeigen,[6]) und auch einige malaiische Wörter, darunter vier Zahlwörter (*1* tsikai, mal. sa, haw. kahi, *2* eru, tah. rua, *4* ebats, mal. ampat, *5* erim, tah. rima) in ihre Sprache aufgenommen haben. Für ersteres aber (daß nämlich schon vor Ankunft der Malaien eine freie kuschitische Bevölkerung auf Neuholland, den Philippinen 2c. saß) spricht die javanische Sage[7]) (Kanda und Manek madsha): die Urbevölkerung Java's sei auf Schiffen vom rothen Meere her (also aus Arabien!) gekommen; einige hätten die Sonne, andere den Mond, andere das Feuer verehrt; alle aber seien sie Sterndeuter gewesen; sie seien in wilden Horden ohne Gesetze umhergezogen. Seit der historischen Zeit finden sich keine Alfuru's oder Negrito's auf Java; diese Sage zeigt aber deutlich, daß ursprünglich dort ebensowohl welche gewesen, wie heute noch in Zelebes und Borneo; sie sind eben auf Java von den einwandernden Malaien gänzlich verdrängt oder ausgerottet worden. — Nun erhält auch die, in § 272, b, mitgetheilte tongische Sage von dem weißen und schwarzen Sohn ihr volles Licht. Wenn die Reminiszenz an den guten Sohn und seinen bösen, ihn ermordenden Bruder bei den malaiischen Einwohnern Tonga's bereits in alter Zeit die Gestalt der Vorstellung eines weißen (d. h. hellfarbigen) und eines schwarzen Bruders angenommen hat, so läßt dies, wie schon W. v. Humboldt[8]) vermuthet, auf einen alten Konflikt der hellen malaiischen Rasse mit einer feindlichen schwarzen schließen. Und wenn nun in jener Sage die Gefährten des weißen Bruders von Tonga nach einer östlichen Insel ziehen, und die schwarzen Leute auf Tonga bleiben, so scheint daraus hervorzugehen, daß in der Zeit

---

[6]) Forster, „Bemerkungen" 2c. S. 238 und 482 ff.

[7]) Raffles, hist. of Java, II, 65.

[8]) A. a. O. S. 450.

der Einwanderung der Malaien die Alfurus sich anfangs (zu der Zeit, als die Sage jene Gestalt annahm und sich darin fixirte) im Besitze von Tonga noch behaupteten, und daß erst in einer späteren Zeit die Malaien von östlicher gelegenen Inseln aus die Tongainseln erobert haben. Beachtenswerth ist, daß auch in jener Sage die größere Schifffahrtskunde der Malaien (§ 270) im Vergleich mit der der Kuschiten betont wird.

§ 274. Kulturzustand und Religion der Kolh's und ihre Sagen.

Von den 60 Millionen Kuschiten, die in Vorderindien leben, ist der weitaus größere Theil „hinduisirt", d. h. die Verfassung, Sitte und (çivaitische) Religion der arischen Hindu's ist ihm aufgedrungen und von ihm angenommen. Nur die Kolh's, obwohl auch schon bei ihnen dieser Hinduisirungsprozess begann, hatten, als die evang. Mission unter ihnen zu arbeiten anfing, noch größerentheils ihren Nationalcharakter und ihre Religion bewahrt, und über beides hat mein Freund, Prediger Jellinghaus, der mehrere Jahre als Missionar unter ihnen lebte, in der Zeitschrift für Ethnographie gründlichen Bericht erstattet. — Zu den Kolh's im weiteren Sinne werden außer den, eine Million betragenden Munda-Kolh's und den ihnen nächstverwandten Larka-Kolh's gewöhnlich auch die, einen tamulischen Dialekt redenden, übrigens den Munda-Kolh's wirklich verwandten Urauh's, d. i. „Blätterleute" im Süden von Tschaibassa und weiter nördlich die Santals (diese reden einen Kolh-Dialekt) endlich aber auch (ob mit Recht?) die, eine ganz andere Sprache redenden Keria's gerechnet. Diese Völker sind von dunkler, schwärzlicher Hautfarbe, aber durchaus nicht negerartig, sondern durch guten Gesichtswinkel, hohe Nasen, großen aber wohlgeformten Mund ebenso wie die Abessynier (und Araber!) an den arischen Typus erinnernd. Sie haben einen schönen, kräftigen Wuchs, und die Munda's zeichnen sich vor den durch und durch verlogenen, raffinirt verschmitzten und dabei feigen Hindu's durch kindliche Offenherzigkeit, Treuherzigkeit und dabei Tapferkeit aus, obwohl sie es mit dem Wahrheitreden durchaus nicht gewissenhaft nehmen. Den Namen „Kolh" haben ihnen die Hindu gegeben; sie selbst nennen sich horo, d. h. „Menschen" schlechthin[1]). Die Kulturzustände der einzelnen Kolh-Völker sind sehr

[1]) Neben diesem Worte für „Mensch" (wonach sie sich als horo schlechthin, die Hindu's aber als kero-horo, die Moslemen als turku-horo bezeichnen) haben

verschieden; die „Blätterleute" sind durchaus verwildert; sie gehen nackt und ihre Weiber tragen grundsätzlich nichts von Kleidung und Hülle; nur vor Europäern erscheinend nehmen sie nothgedrungen einen Blätterschurz vor. Die Munda-Kolh's, auf die sich jener Bericht speziell bezieht, treiben Ackerbau; die Ländereien sind nicht Privatbesitz, sondern gehören der Gemeinde, d. h. der Gesammtheit der erwachsenen männlichen Dorfbewohner; jeder erhält auf Lebenszeit seinen Antheil, der dann nach seinem Tode an die Gemeinde zurückfällt. Bis zur Mannbarkeit gehen sie nackt; dann tragen die Jünglinge und Männer einen schmalen Schamgürtel, die Mädchen und Weiber ein Hüftentuch, und in der kühleren Jahreszeit hüllen beide Geschlechter sich noch in ein großes Umschlagetuch. Wie bei allen der Nacktheit gewohnten Völkern wirkt diese als solche nicht reizend auf die Sinnlichkeit; es wird auch die Ehe, wenn einmal geschlossen, treu und rein gehalten, der Ehebrecher durchgeprügelt, die Ehebrecherin von ihrem rechtmäßigen Manne entweder zu Prügeln begnadigt oder zu ihrem Verführer fortgeschickt; und so ist Ehebruch in der That selten (die Larka's bestrafen ihn mit dem Tode); auch gilt die Monogamie als Regel; Zweiweiberei ist erlaubt aber nicht häufig. Aber vor der Ehe ist wilder Umgang der beiden Geschlechter an der Tagesordnung, und wird laxen Gewissens als „Herumspielen" bezeichnet; selten kommt ein Mädchen jungfräulich in die Ehe (Eltern, die es ernster nehmen, verheiraten daher ihre Töchter schon vor der Mannbarkeit). Fortlaufen der Weiber und Ehescheidung ist nicht selten, und Kebsweiber neben der Ehefrau sind erlaubt. — Als Religion hat sich der alte Urmonotheismus, der Glaube an einen unsichtbaren, persönlichen Weltschöpfer bis heute forterhalten, und ihm werden Opfer gebracht, ja es leben noch Sprüchwörter, in denen sich ein persönliches Vertrauen auf ihn und eine Hingabe an ihn ausspricht. Aber im allgemeinen wird er als ein ferngerückter betrachtet und thatsächlich ignorirt, während die Furcht vor bösen Geistern praktisch dominirend das Leben beherrscht. Der Name jenes Schöpfers ist Sing-bonga;[2]) sing heißt „Sonne," sengel

---

sie für „Mensch" auch noch ein zweites Wort alala, und — namentlich in ihren alten Sagen — noch ein drittes: manoa. Siehe darüber weiter unten.

[2]) Die Urauh's nennen ihn Dharme. (Notrott, die Goßner'sche Mission unter den Kolhs, 1874, S. 57.) Dharme ist das skr. dharmin „der gerechte" oder der „Rechtsprecher, Richter."

„Feuer“, bonga „Geist.“ Sing-bonga wäre also wörtlich „Sonnen-Geist.“ Dabei hat man aber nicht an einen Sonnengott oder an Sonnendienst zu denken; von einer Anbetung oder Verehrung der Sonne, einer Begrüßung ihres Auf- oder Untergangs, oder gar von einer Feueranbetung ist bei den Kolh's nicht die leiseste Spur zu entdecken. In dem Kompositum sing-bonga ist sing offenbar Qualitätsattribut, also die Stelle eines Adjektivums vertretend; „Sonnengeist“ ist gedacht als sonnenheller, strahlender Geist; es ist ganz gleichbedeutend mit dem arischen dêva von div „strahlen“, und ganz ausdrücklich sagen die Munda-Kolhs, daß sing-bonga die Sonne und die Erde und die ganze Welt geschaffen habe.[3]) Zu den gebräuchlichsten Sprüchwörtern gehören folgende: „Groß im Himmel ist Singbonga; er hat Himmel und Erde geschaffen; keiner ist größer, als er.“ — „Wie wir im Hause ein Licht anzünden, so hat an den Himmel Singbonga die Sonne gesetzt, damit sie im ganzen Lande leuchte; wenn nicht, wie sollten die nida-attingtanko („Nacht-Esser“ d. i. wilden Thiere) und die Tagesser (Menschen) miteinander auskommen?“ Und daß die Erinnerung an Singbonga ethisch einwirkt, zeigen folgende Sprüchwörter: Wenn die Frau Untreue des Mannes argwöhnt, sagt sie zu ihm: „Singbonga hat dich für mich bestimmt, und du gehst zu einer andern?“ Einen Bestohlenen pflegt man zu trösten: „Singbonga ist der Geber; sei nicht kleinmüthig; Singbonga sieht es; Singbonga wird Strafe geben. Wie viele Tage wird er (der Dieb) es genießen?“ Zur Aufrichtigkeit ermahnen sie sich mit den Worten: „Durch unser Verbergen wird es nicht verborgen; Singbonga wird es durch den Augenschein zeigen.“ Beim Tod eines Kindes sagen sie: „Was kann ich machen? Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen; ich bin machtlos; ich kann mein eignes Leben nicht an seiner Statt geben.“ Der Arme tröstet sich: „Ich bin hungrig, aber der die Ameisen und Vögel füttert, wird auch mir geben; warum sollte er mir nicht geben?“ — Das Gute, d. h. das Maß von Gewissen, was in dem Volkscharakter der Kolh's sich vorfindet, erklärt sich eben daraus, daß sie diesen persönlichen Gott noch nicht ganz vergessen haben; aber indem die Sünde auch in ihnen eine Macht ist, fühlen sie sich doch von diesem Gott getrennt

[3]) Dagegen identifiziren die Larkakolhs Singbonga mit der Sonne selbst, halten den Mond für seine Frau und die Sterne für seine Kinder. Bei ihnen ist der Monotheismus in Polytheismus übergegangen.

und ihn fernegerückt, und schieben dann die Schuld des Bösen auf Erden auf ihn, als ob er sich um die Erde nichts kümmere. So sagen sie, wenn viel Unrecht und Gewaltthat geschieht: „Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit entfernt.“ Und so fühlen sie sich nicht nur an die Uebermacht menschlichen Unrechts, sondern auch vermöge ihres sie strafenden Gewissens an eine unheimliche Macht der Finsternis dahingegeben, die sie aber nicht als eine Macht der Sünde, sondern nur als eine Macht des Uebels erkennen und als eine magisch wirkende außer sich suchen. Außer Singbonga, der ein „guter bonga“ ist, gibt es eine Menge schlimmer bonga's, die in der Natur hausen; burnbonga „Berggeister“, ikirbonga „Tiefengeister“, daabonga „Wassergeister“, und an der Spitze dieser schlimmen, übles verhängenden Geister steht ein marang bonga „großer Geist“, der im Marang-burn (einem der höchsten Berge des Landes) haust.[4]) — Der Opferdienst gilt theils dem Singbonga, theils den schlimmen bonga's. Jedes Dorf hat neben dem weltlichen Oberhaupt (dem munda) seinen pahan „Priester“ (eine in der Regel erbliche Würde) und seinen sarna „Opferhain“, von dessen Bäumen kein Zweig abgebrochen werden und den kein Weib betreten darf. Diese Haine enthalten keinerlei Götzenbilder, wie denn überhaupt die Kolh's keine Bilder haben. Ein Opferstein befindet sich in jedem sarna, und auf ihm opfert der pahan dem Singbonga weiße Hühner und weiße Böcke, um ihn zufrieden zu stellen, den bösen bonga's aber schwarze oder farbige Hühner und Böcke. Das Hauptopferfest ist im baa-tschandu „Blumenmonat“ (März, tschait der Hindu's; tschanda „Monat“ kommt aber nicht von tschait, sondern dürfte eher mit Sskr. tschandra „Mond“ zusammenhangen), wo, nachdem die Opfer gebracht sind, der pahan auf den Schultern in's Dorf zurückgetragen wird, alle Häuser mit Blumen geschmückt werden und Gelage mit Reisbranntwein und Tanz folgen.[5]) Bei Erkrankung, Tod, Miswachs u. dgl. nehmen sie gegen die bösen bonga's ihre Zuflucht nicht zum pahan, sondern zu einem Zauberer (soko, deonra),

---

[4]) Bei den Larka's heißt er Desauli, hat ein Weib Chahirburhi, einen Sohn Malura, und dieser hat ein Weib Chondorburhi. Bei den Santal's sind Zarnabonga und Dhahkrburhi die obersten der bösen Geister.

[5]) Dies Blumenfest ist gewiß nicht genuin-kuschitisch, sondern ebenso, wie der Name des Blumenmonats, von den Hindu's herübergenommen. — Die Larka's feiern dem bösen Bonga Desauli jährlich fünf Feste (Notrott S. 77.)

der unter verschiedenen Zeremonien und Anrufung des Mahadeo (Çiva) in Konvulsionen verfällt und in diesem Zustande dasjenige Weib zu sehen glaubt und nennt, welches als Hexe das Unglück angerichtet habe. Doch erst wenn drei Zauberer das nämliche Weib denunzirt haben, wird dieses getötet. Sieht der Zauberer kein Weib, sondern Thiere, so müssen Thiere gleicher Art den bonga's geopfert werden. Daß der Glaube an böse bonga's sich bei den Kolh's selbständig auf dem Boden ihrer eigenen Religion entwickelt habe, möchte ich in keiner Weise in Abrede stellen; aber jene Anrufungen Mahadeo's zeigen, daß dieses Zauberwesen die wunde Stelle war, wo zuerst çivaitischer Religionseinfluß eindrang. — Beachtenswerth ist noch der Glaube der Kolh's, daß Menschen mit Hilfe der bösen bonga's sich eine Zeit lang in Tiger verwandeln können, um Menschen zu fressen; sie nennen dieselben kula-horo „Tigermenschen." Es ist dies im wesentlichen derselbe Glaube, den wir schon bei den Germanen als Werwolfglauben und bei den Ugrotataren gefunden haben, den wir in den verschiedensten Theilen Amerika's wiederfinden werden, und der uns hier bei einer hamitischen Rasse begegnet. Ein solcher Glaube, der den allerverschiedensten, nach Raum und Abstammung entferntesten Sippen des Menschengeschlechtes gemeinsam ist, muß, weil er aus keiner physischen Wirklichkeit sich erklärt,[6]) seine Erklärung in einem Vorkommnis finden, das in der Urgeschichte des noch ungetrennten Menschengeschlechtes seine Stelle hatte. Weder in Sibirien, noch in Indien, noch in Deutschland, noch in Nord- oder Südamerika vermag ein Mensch sich wirklich auf eine Zeitlang in einen Wolf oder Tiger oder in irgend ein anderes Thier zu verwandeln. Sollte in der Urgeschichte der Menschheit der Fall vorgekommen sein, daß ein Thier mit dem Menschen in Berührung kam, von dem sich herausstellte, daß in ihm ein Wesen höherer als thierischer Art sich eine Gestalt, und zwar in verderblicher Absicht, gegeben habe? — Dies führt uns auf die Sagen der Kolh's. Fast durchweg kann man die Beobachtung machen, daß in gleichem Verhältnis mit der Erinnerung an den Einen Gott sich auch die Urtradition des Menschengeschlechtes ungetrübt erhalten hat. Die Kolh's ermahnen

[6]) Fr. v. Erdmann's Erklärungsversuch ist gänzlich verunglückt: man habe die Sonne qua wohlthätige als einen Stier, qua versengende als einen Wolf gedacht. Daraus würde sich die Verwandlung eines Stieres, aber nicht die eines Menschen! in einen Wolf ergeben haben.

einander zum Fleiße mit dem Sprüchwort: „Im Anfang hat Singbonga zu uns gesagt: das Schweißwasser von dem Haupte wischend, arbeitend, pflügend, hackend wirst du Essen haben.“ Ein anderes Sprüchwort lautet: „Die Männer haben von Anfang an die schwere Arbeit, die Weiber die Geburtswehen überkommen.“ Etwas mehr in's Märchenhafte ist folgende Reminiszenz an das Paradies verzerrt: Singbonga schuf den Menschenleib in Gestalt eines Kindes; da kam ein Pferd und wollte die Gestalt umwerfen. Da schuf Singbonga einen Hund, der dem Pferd abwehrte, und nun gab Gott dem Menschenleib Leben (vgl. 1 Mos. 2, 7) und schuf dann zu dem Knaben auch ein Mädchen (V. 22). Dann rief Gott alle Geschöpfe zu sich (V. 19), aber sie alle verspäteten sich; nur der Tiger kam sogleich, und darum wurde der Tiger so mächtig über alle anderen Geschöpfe. — Viel unentstellter ist die Fluthsage: Die Menschen wurden böse, sie wollten sich nicht mehr waschen und wollten nicht mehr arbeiten, sondern nur tanzen und sich betrinken; da kam eine sengel-daa „Feuerfluth“ (was nach der Erklärung der Kolh's selbst nur den Sinn von marang-daa „große, heftige Fluth“ hat, während eine andre Version der Sage berichtet, daß durch diese Fluth das Holz des Schiffes schwarz gebrannt worden sei) in welcher alle Menschen ertranken.[7]) Nur ein Bruder und eine Schwester verbargen sich im Stamm eines Tiril-Baumes (einer Baumart mit schwarzem Holz) und wurden so gerettet, und von ihnen stammen alle Menschen ab. Singbonga wollte aber nicht, daß die Menschen wieder durch eine Fluth umkommen sollten. Deshalb schuf er eine lur-bing „Lur-Schlange“ (lur ist der Name einer wirklichen Schlangenart) damit sie die heftigen Regengüsse aufhalte. Wenn es heftig zu regnen droht, so haucht diese Lur-bing ihre Seele gen Himmel, die sich dort als Regenbogen ausbreitet und dem Regen ein Ende macht. So

---

[7]) Es ist wahrscheinlich, daß ein Theil der Kolh's den alten Sinn von sengel-daa = marang-daa bewahrte, ein andrer Theil aber sengel-daa eigentlich nahm und daraus den Zug von dem schwarz-brennen des Schiffes entwickelte. Daß der ursprüngliche Sinn der Sage auf eine Wasser- nicht auf eine Feuerfluth ging, ersehen wir daraus, daß die Menschen nicht verbrennen, sondern „ertrinken“ und daß überhaupt ein Schiff die Fluth befährt, und namentlich daraus, daß die Sage selbst die Schwärze des Schiffes aus der natürlichen Beschaffenheit des Tirilbaum-Holzes (das nicht erst schwarz gebrannt zu werden braucht) erklärt.

lange die Seele der Lurbing als Regenbogen am Himmel steht, ist die Lurbing tot. Daher haben die Kolh's, wenn ein Regenbogen sich zeigt, das Sprüchwort: lurbing kuted akanna „Lurbing ist Bogen geworden", nennen auch den Regenbogen selbst geradezu lurbing. — Auch die Urauh's haben die Sage von einer Sintfluth, in der nur ein Bruder und eine Schwester sich in der Höhle (Schale?) eines großen Krebses retteten. — In ihrer Fluthsage brauchen die Munda-Kolh's für „Menschen" nicht das Wort horo, sondern stabil das Wort manoa. Da dies Wort nun mit ihrer alten Fluthsage, die von der der arischen Inder sich klar unterscheidet[8]), verwachsen ist, so kann es kein aus dem Sskrt. entlehntes, sondern muß ein uralt genuines Wort der Kolhsprache sein. Kein Wunder! denn wir haben ja diese Wurzel man, manu für „Mensch" schon bei den verschiedensten Rassen und Sippen des Menschengeschlechtes — auch im Menes der Aegypter — wiedergefunden. (Auch die Malaien haben diese Wrzl. wenigstens als Verbalstamm manatu „denken", wenngleich sie für „Mensch" das Wort tangata „mit Händen versehener" in Gebrauch haben. Aber auch in der Wrzl. ma, man stoßen die Begriffe „denken" und „Hand" zusammen.) — Die Seelen kommen nach dem Tode in „jenes Land;" vom Sterbenden sagen sie: „der Leib bewegt sich noch, die Seele (roa) ist schon fortgegangen." Sie beklagen den Tod des Vaters (abba) und der Mutter (umma) mit dem Rufe: „o Vater! o Mutter! wohin gegangen hast du uns verlassen?" Es finden sich auch Spuren von Verehrung der Ahnen (haram horoko „alte Männer, burrhi horoko „alte Weiber" genannt), denen sie Reis opfern, deren Namen sie bis in's fünfte Glied aufwärts nennen, die sie auch in einzelnen Fällen um Schutz anrufen; doch findet sich dies nur sporadisch,[9]) und die Vermuthung liegt nahe genug, daß dies ein importirtes mongolisches (vgl. § 267)

---

[8]) Die indische Fluthsage (§ 207) weiß nur von einem Manne, nicht von einem Paare, das gerettet wurde, und hat an den Regenbogen nur eine verwaschene, von den Indern selbst schon um 1000 v. Chr. nicht mehr verstandene Reminiszenz. Die Kolhsage dagegen weiß nichts von dem Fischgott, der die Fluth vorherverkündigt und Manu's Schiff durch die Wellen zieht.

[9]) Allgemeine Sitte ist es, die Toten zu verbrennen, und über die Urnen Steinplatten zu legen. Hervorragenden Männern werden auch (in oder bei dem Dorfe) nisan's, d. i. Gedenksteine, 2—4 Fuß breit und 5—15 Fuß lang, errichtet.

oder malaiisches (§ 271 f.) Religionselement sei. Ebenso häufig — und aus dem Zauberwesen erklärlich — ist die umgekehrte Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen zu bösen bonga's werden, oder vollends, namentlich die der Selbstmörder und gewaltsamen Todes Verstorbenen, als mua's „Gespenster" erscheinen. Sie erwarten ein Ende der Welt, wo sieben Sonnen statt einer aufgehen und alles schmelzen und verbrennen werden. Sie sprechen auch von einer, im Süden befindlichen nork „Hölle", welche nida singil sengel jultanna „Tag und Nacht mit Feuer brennt;" dort leiden die Bösen Strafe, während die Guten zu Singbonga in den Himmel kommen. Doch hat dieser Glaube wenig weiteren Einfluß auf ihr Thun und Lassen, als den, daß sie — sich nie mit dem Kopf nach Süden schlafen legen! Immerhin ist ihr Gewissen nicht ganz in Schlaf gesunken; es gibt unter ihnen viele Eltern, die nicht dulden, daß ihre Kinder Zotenlieder singen oder an Tänzen theilnehmen[10]), und der erfreuliche Eingang, den die Mission bei den Kolh's gefunden, erklärt sich eben aus diesem noch nicht völlig eingeschläferten Gewissen. Die Religion der Kolh's ist Heidenthum, aber es ist in demselben nur Dämmerung geworden, nicht Nacht.

Anm. 1. Wenn in der alten kuschitischen Nationalreligion der Glaube an den unsichtbaren lebendigen Gott ein so kräftig und lange nachwirkender war, so bestätigt sich damit nur, was sich uns § 247 f. über das kuschitische Reich Nimrod's und dessen gottesfürchtigen Charakter ergeben hat. — Ebenso dient das Vorkommen semitischer Wörter in der Kolhsprache, wie abba Vater, umma Mutter, roa Seele רוח, zur Bestätigung des in § 247 f. dargethanen: daß die Kuschiten ursprünglich mit Semiten vereint am Eufrat gewohnt haben.

Anm. 2. Höchst merkwürdig ist die Asur-Sage der Kolh's, erstlich weil sie eine Reminiszenz an einen feindlichen Konflikt der Kuschiten mit gottfeindlichen Assyrern (vgl. § 247 f.) enthält, und zweitens, weil in ihr sich das Bewußtsein ausspricht, daß der Dienst der schlimmen bonga's und die Furcht vor ihnen ein sekundäres Religionselement und jünger, als der Glaube an Singbonga ist. — „Zwölf Brüder Asur, dreizehn Brüder Götter" schmelzten Eisen, aßen auch Eisen, und erklärten sich trotzig für Bonga's der Berge und der Tiefen, ja sie sprachen: „Wir sind Singbonga,

---

[10]) Hieraus läßt sich der Schluß ziehen, daß jenes oben geschilderte sittliche Verderben erst in neuerer Zeit (mit dem Hinduismus) einzudringen begonnen haben müsse und nicht althergebrachte Volkssitte sein könne. In der That waren von 1585 bis etwa 1680 die Kolh's turkischen Moslemen zinspflichtig; erst dann kamen sie in Abhängigkeit von Hindu-Zemindar's.

vor wem sollten wir uns fürchten?" Da wurde den Menschen angst; furchtbare Hitze entstand, sodaß selbst Singbonga's goldener Thron zu glühen anfing. Er ließ den Asur's durch zwei Vögel sagen, sie sollten entweder bei Tag oder bei Nacht mit ihrem Eisenschmelzen aussetzen; aber übel mishandelt kehrten die Vögel zu Singbonga zurück. Zwei andre Vögel, die er sandte, Lerche und Rabe, brachten die Botschaft, die Asur's wollten selbst die große deota „Gottheit" sein und den Singbonga zerreißen und verschlingen. Ebenso erfolglos sandte er zwei Geier. Da beschloß Singbonga selbst auf die Erde herabzufahren. [Von da an mischen sich indische Mythenelemente von den Inkarnationen Krschna's ein.] Er kommt in Menschengestalt, findet einen aussätzigen jungen Knecht eines Mannes Lutkum auf dem Reisfeld, und heilt ihn, indem er ihn tötet, dem Toten die Aussatzhaut auszieht und ihn dann in gesunder Haut wieder lebendig macht. In die Aussatzhaut kleidet sich nun Singbonga's eigner Sohn, kommt auf die Erde, sucht bei den Asur's Arbeit als Schweinehirt, wird aber aus Ekel fortgeschickt. Da thut er nun viele Wunder; mit Asurknaben Ball spielend, wirft er mit Eiern ihre eisernen Bälle zu Scherben u. dgl. [Analoges erzählt der Hindumythus von Krschna.] Er bewirkt, daß den Asur's in ihrem Schmelzofen kein Eisen mehr geräth. Da ihnen kein Zauberer helfen kann, bitten sie den „Aussatzjungen" (kasra-kora) um Rath; er verlangt erst Thieropfer, dann ein Menschenopfer. Sie wollen einen ihrer eignen Söhne opfern [Molochsdienst!] er verbietet es ihnen, und sagt: „Opfert mich, ich habe weder Vater noch Mutter." Nun wird auf sein Geheiß von zwei Jungfrauen ein Schmelzofen gebaut und zur höchsten Gluth erhitzt [deutliche Erinnerung an den Molochsdienst der Eufratsemiten]. Er geht hinein, kommt aber unverbrannt, strahlend und voll Goldschmuck wieder heraus. Die Asur's fragen, wo er das Gold her habe; er sagt, in dem Ofen sei noch viel Gold; sie sollten hineingehen und eine Woche lang den Blasebalg von ihren Weibern treten und die Gluth anfachen lassen. Sie gingen hinein; man hörte ihr Wehgeschrei; sie verbrannten zu Kohle; Kasra-kora verwandelte ihre Weiber in bonga's; „so entstanden die Bonga's der Berge, Tiefen und Flüsse;" dann fuhr er wieder gen Himmel. Und nun sandte Singbonga den Menschen (horo, d. h. den Kolh's, den Kuschiten) einen Boten, der ihnen die Schmiedekunst lehrte. — (Daß die Asur's der Kolhs mit den çivaitisch-buddhistischen Asuren, neckischen Luftgeistern, nicht das mindeste gemein und nicht in ihnen ihren Ursprung haben, ist von vornherein klar.) — Eine andre Sage dagegen scheint indischen Ursprungs zu sein. Die Munda's und Urauh's waren in alter Zeit unter einem Könige vereint, von dem die jetzigen Fürsten von Tschutia-Nagpur (dem Kolh-Lande) noch ihre Abkunft ableiten. Eine nach Weisheit begierige Schlange soll sich, um Weisheit zu lernen, in einen Menschen verwandelt, die berühmtesten Schulen besucht und eine Menschentochter geheiratet haben. Da diese durchaus die Herkunft ihres Gatten wissen wollte, verwandelte sich dieser in eine Schlange zurück und stürzte sich in einen See. Sie gebar darauf jenen König, starb aber an der Geburt. Die Könige von Tschutia-Nagpur nennen sich deshalb nag-

bansi „Schlangensöhne" (Hybrida aus Sskr. nâga „Schlange" und Kolhsprache bao בן). Diese Sage erinnert an die japanische von der Schwiegertochter Amatsusiko's, die sich in eine Seeschlange zurückverwandelt, § 269. Daß diese japanische Sage buddhistischen, also ebenfalls indischen Ursprungs ist, haben wir dort schon dargethan. — Ruinen eines alten Königsschlosses und mehrerer tempelartiger Gebäude in der Stadt Tschutia (Notrott S. 89) bezeugen, daß auch in Betreff des Kulturzustandes bei den Kolhstämmen ein Sinken und Verfall stattgefunden haben müsse.

Anm. 3. Die Kolhsprache (in verschiedene Dialekte auseinandergehend) ist reich (von Buchst. A bis L sind bereits 7800 Wörter gesammelt) und hat neben semitischen Wurzeln viele, die mit jafetidischen (indogerm.) identisch erscheinen (*hom* „Mann", l. homo; *had* heiß; *numu* Name, *nida* Nacht, *nama* neu, *ar* „Pflug", *durum* „Schlaf" Sskr. drui, l. dormire, *kiwa* Kinn, *ruku* rücken, *lenga* links, *ruru* Ruhe, *te* Tag, dies, *kumbru* „Dieb" Sskr. kumbrila, *sukri* Sau, Sskr. sukara, *danta* Zahn, dens, *loge* lügen u. v. a.) ohne daß bei diesen allen ohne weiteres an Entlehnung zu denken sein dürfte. Für „Vater" hat sie neben dem semit. *abba*, *apu* das malaiische oder allgemein-jafetidische *baba*, für „Mutter" neben dem semit. *umma* (babyl. ummu) die Wörter *enga* und *ayo*, die wieder mehr an's Malaiische anklingen; für „Bruder" *anako haga* (vgl. malaiisch anak „Sohn") und *bao* (plur. *bansi*, vgl. בן), für „Schwester" *misi* und *ankoi* (vgl. אח, אחות, arab. achatun) und *dai;* für „Wasser" *da* (mal. danau, toja) und *am* (מים), für „Feuer" *sengel* (ahd. sangjan, sengen,) für „Haus" *ora* (mal. und polyn. ware) und *vipa*; für „Mann" *horo*, *ho*, *alala* (bugis. oroane), für „Sohn" *hon* (Zend hunu, *υἱός*, goth. sunus). Die Zahlwörter 1—10: *miad*, *baria*, *apia (pea, mund)*, *upunia (nach)*, *monea*, *turia*, *aja (ea)*, *iralia*, *area*, *gelea*, sind ganz selbständig und eigenthümlich; nur die Urauh's gebrauchen von 5 bis 10 hinduische Zahlwörter. Der Sprachbau ist agglutinirend. Die Personalpronomina sind: *aing*, *ing*, ich, *am*, du, *ini*, *ni*, er; *abu* wir (incl.) *ale* wir (excl.) *a lang* wir beide (incl.), *a ling* wir beide (excl.), *ape* ihr, *aben* ihr beide, *enko* sie.

§ 275. Die Religion der Papua's, Negrito's und Alfuru's.

Die Kenntnis, welche wir von der bei den Kolh's erhalten gebliebenen altkuschitischen Religion besitzen, ist um so wichtiger, als sie uns einen Anhaltspunkt gewährt, um die Größe des Verfalles bei ihren nächsten aber versprengten Stammverwandten in Australien und auf den Sunda-Inseln zu messen. Nach der, in § 273 erwähnten, innerlich durchaus glaubwürdigen javanischen Sage hatte sich bei denselben schon in jener uralten Zeit, als die Malaien auf den Sunda's einwanderten, Polytheismus und zwar in durchaus

nicht national=einheitlicher Gestalt, entwickelt, indem „die einen die Sonne, andre den Mond, wieder andere das Feuer anbeteten", und Hand in Hand damit war Verwilderung und „Gesetzlosigkeit" eingetreten. Merkwürdig könnte es erscheinen, daß nach jener javanischen Tradition sämmtliche auf Java vorgefundene Alfuru's „Sterndeuter waren", während sich doch bei den Kolh's von Sterndeuterei nicht die leiseste Spur findet. Kuschitisches Nationalcharakteristikum kann die Astrologie nicht gewesen sein. Indessen erklärt sich jene javanische Nachricht zwanglos genug, wenn, ihrer eigenen Aussage nach, jene auf Java vorgefundenen Kuschiten ein nicht aus Indien sondern „vom rothen Meere" d. h. aus dem südlichen Arabien gekommener Kuschitenstamm waren, der dort von den semitischen Arabern die Sterndeuterei angenommen hatte. — Ueber die ungeheuer lange Zeit, die zwischen der malaiischen Einwanderung (1600 v. Chr.) und der neueren Entdeckung Australiens durch Magelhaens und Cook zwischeninne liegt, hätten wir gar keine Kunde, wenn uns nicht einige Steine Bericht erstatteten. Auf den Fidshiinseln lebt neben den malaiischen Polynesiern ein aus ihnen und Negrito's gemischter Stamm, welcher Steinpfeiler als göttliche Wesen noch in der Neuzeit verehrt hat, und nun hat man auf einer der Mariannen (wo, wie schon erwähnt, ebenfalls Negrito=Stämme leben) zwei parallele Reihen solcher Pfeiler entdeckt. Aber auch auf der Osterinsel, die bei ihrer Entdeckung sich unbewohnt fand, gab es solche Steinpfeiler, deren einer eine Höhe von 27 Fuß hatte.[1]) Einer Alfuru = also kuschitischen Bevölkerung, keiner malaiischen, sind diese Steinpfeiler zuzuschreiben, da bei den Malaien sich nichts von Steindienst findet. Bei den Alfuru's ist die Entstehung desselben leicht erklärlich. Man braucht nicht einmal anzunehmen, daß es südarabische Stämme gewesen, die von den semitischen Arabern (§ 254 Anm.) den Steindienst angenommen hätten (der dort wohl schwerlich in so früher Urzeit vorkam), sondern es genügt, an die in Bergen und Felsen hausenden bösen bonga's der Kolh's und an ihre den Verstorbenen errichteten nisan's, und endlich an ihren Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen zu bösen bonga's würden, zu erinnern. Aus den gleichen Wurzeln konnten die gleichen Elemente sich bei den Alfuru's entwickeln, um so schneller,

---

[1]) Rougemont, Bronzezeit, S. 18.

je rascher bei letzteren der Weltschöpfer vergessen wurde; sobald aber jene drei Elemente kombinirt wurden, mußten die nisan's zu Steinen und Idolen der in ihnen präsent gedachten bonga's werden.[2]) Damit stimmt nun wieder der heutige Religionszustand der Alfuru's. Für das tabu der Polynesier (§ 272) haben sie das Wort kubong, ein althamitisches Urwort (§ 278), das bei den Otschi-Negern heute noch den unsichtbaren Weltschöpfer bezeichnet und jedenfalls auch bei den Alfuru's in uralter Zeit ein Gottesappellativum gewesen war, jetzt aber zur Bezeichnung jedes für Tabu erklärten Gegenstandes herabgesunken ist. Von einem Glauben an den Einen, unsichtbaren Weltschöpfer ist jetzt nirgends mehr bei ihnen die Rede; selbst die polytheistische Gestirnverehrung ist zu einer dumpfen, auf den verschiedenen Inseln verschiedenartig gestalteten Furcht vor den Naturmächten und Naturerscheinungen, insbesondre vor Gewittern und vor Sternschnuppen zusammengeschrumpft. Dagegen hat sich die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen und deren Gespenstererscheinungen nebst dem Zauberwesen auf's breiteste und manchfaltigste entwickelt.[3]) Die Papua's schließen sich theilweise näher an die Religion der Malaien; theilweise zeigt sich bei ihnen, wie auch bei einzelnen Alfurustämmen jene gänzliche, an Blödsinn in religiöser Beziehung grenzende Stumpfheit, die wir schon (§ 272) bei dem Mischvolke der Palau-Inseln wargenommen haben, und so hat Moritz Wagner ganz Recht, wenn er zum Beweise, daß es auch Menschen ohne Religion gebe, sich auf diese Südseeinsulaner und daneben auf Individuen wie D. Fr. Strauß, Vogt rc. beruft. Es ist nur die Frage, ob D. Fr. Strauß nebst seinen Gesinnungsgenossen sich zum Standpunkte jener halb-kretinenhaften Alfuru's hinauf- oder ob diese sich zu dem seinigen hinab-entwickelt haben.

Kap. III. Die wilden Völker Afrika's.

§ 276. Ethnographische Uebersicht.

Wenn wir von den, schon in Abschn. 1 betrachteten Kulturvölkern Afrika's, den Aegyptern nebst Libyern und den Kuschiten

---

[2]) Daß auch bei Negerstämmen in Afrika Steindienst vorkam, siehe in § 278.

[3]) Zimmermann, Australien, Th. I, S. 311 ff.

Aethiopiens (Abessyniens) absehen, so bleiben uns noch drei Völkergruppen übrig: 1) die Kaffern und kafferartigen Stämme, welche durch einen gemeinsamen Sprachstamm sich charakterisiren, 2) die Hottentotten an der Südspitze, und 3) die große Masse der Negerstämme. — Die Kaffern im engeren Sinne wohnen bekanntlich an der Ostküste 25° — 33° s. Br., und unterscheiden sich von den Negern durch die bleifarbige grauschwarze Haut, mehr aber noch durch die Schädel- und Gesichtsbildung (gebogene Nase und vorstehende Backenknochen, sehr schöne Schädelbildung, starke aber nicht aufgeworfene Lippen) bei wolligem Haar; ihr Körperbau erinnert sofort an die Abessynier, sodaß Lichtenstein[1]) sie — gewiß mit Recht — von den alten Aethiopiern, also Kuschiten, ableitet. Sie selbst nennen sich Amatembus, Amaponda's, Amakosah's,[2]) in welchem letzteren Namen die Wurzel kusch noch erkennbar ist. Mit ihnen sind nun aber in Bau und Sprache (s. Anm.) nächst verwandt die Tschuanen nebst den Suto's und Buschmännern (nordw. von den Kaffern, nördl. von den Hottentotten), die Damara's (n. w. v. d. Tschuanen, n. v. d. Buschmännern, an der W.-Küste) und die Völkerstämme von Kongo und Loango (an der W.-Küste bis zum Aequator). Auch die Stämme der Ostküste in Mozambique und Zanguebar zeigen noch auffallende Aehnlichkeit des Körperbaus und der Sprache mit den Kaffern.[3]) Die Tschuanen haben eine Sage, daß sie von Norden her eingewandert seien.[4]) Ob nun diese Völkerstämme sich von Aethiopien aus südwärts verbreitet haben, ob sie — ganz oder theilweise — indische Kuschiten waren, welche, durch die malaiische Einwanderung aus Indien verdrängt, über Madagaskar in den Süden Afrika's einrückten — soviel ist gewiß, daß sie dem kuschitischen Geschlecht entsprossen, oder wahrscheinlicher aus Nachkommen Kusch's und Phut's (an dessen Namen der der Bantu- und der Bundasprache erinnert) gemischt sind. —

---

[1]) Lichtenstein, Reise in Südafrika, Th. 1, S. 402. Vgl. im Basl. Miss. Mag. 1861, April, das Bild des Sutohäuptlings Moschesch.

[2]) „Kaffer" kommt von dem arab. kaferuna „die Ungläubigen", und ist ein von den Arabern allen nichtmoslemischen Völkern, besonders den schwarzen Nachbarvölkern, beigelegter Schimpfname.

[3]) Lichtenstein S. 393. Marsden, narrat. of a voy. to the River Zaire, London 1818, app. nro. l. Prichard II, 334.

[4]) Campbell, Reise in Südafrika S. 232.

Aethiopischen Ursprungs sind ferner die Somalis an der Ostspitze Afrika's und die Danakil im östlichen Abessynien, welche als Grabdenkmäler Pyramiden errichten. Im 16. Jahrhundert n. Chr. brachen die Galla's, rohe muhammedanische Hirtenvölker, aus dem Innern ostwärts gegen Abessynien herein, das sie jetzt rings umschließen, und gleichzeitig brachen die Shjaga's (Giaga) aus dem Innern westwärts gegen Kongo vor. Beide Völker sprechen aber ebenfalls Sprachen, die der Somali- und Danakil-Sprache verwandt sind,[5]) müssen also auch für Kuschiten gehalten werden, nämlich für solche, die schon vor Alters von Aethiopien aus in das innere Festland eingedrungen waren, und dort die Form nomadischen Hirtenlebens annehmend verwilderten. Wie sehr auch in Afrika ein Verwilderungsprozess stattgefunden habe, beweist die Thatsache, daß zu Ptolemäus und Seneka's Zeit die Herkunft des Nils aus zwei Seen bekannt war, was ein ungehindertes Bereisen der Nyanza-Gegenden voraussetzt, während in unserer Zeit nach unendlichen fruchtlosen Versuchen Anderer Sam. Baker nur unter den höchsten Gefahren bis dorthin vorzudringen vermochte. — Ein zweiter Hauptvolksstamm Afrika's, die Hottentotten, macht durchaus den Eindruck eines alten, aber verkommenen Mischvolkes. Daß sie Negerblut in sich haben, beweisen ihre platten Nasen, vorspringenden Lippen, die entsetzlich dick entwickelten Hinterbacken der Weiber und deren stark entwickelte, gleich einem Schurzfell die Scham bedeckende Nymphe — vier Körpereigenthümlichkeiten, die sie mit der allerschwärzesten Negerrasse, den Joloffen in Senegambien, gemein haben.[6]) Daß sie nicht reine Neger sind, zeigt einestheils ihre auffallende Sitte, die sie mit den Galla's gemein haben, sich das Haar mit Fett zu beschmieren, ein Ziegenfell um den Gurt zu tragen und sich den Kopf mit Ochsendärmen zu umwickeln.[7]) Hienach wären sie aus Galla's (d. i. vor uralter Zeit in's Innere gewanderten äthiopischen Kuschiten) und einem den Joloffen nächstverwandten Negerstamme gemischt. Von Norden her sind sie jedenfalls gekommen, da in dem, jetzt von den Kaffern besetzten Gebiete sich hottentottische Fluß- und Ortsnamen finden.[8]) Dabei bleibt nun immer noch ihre Hautfarbe auffallend;

[5]) Murray vocab. of the Galla language in Bruce travel III, p. 420. Prichard I, 170.

[6]) Berghaus, allg. Länder- und Völkerkunde, VI, S. 228 f.

[7]) Blumenbach in Bruce's Reise, Th. V, S. 256.

[8]) Prichard II, 289 f.

daß sie heller, ließe sich aus ihrem längeren Aufenthalt in der gemäßigten Zone allenfalls erklären; aber sie ist nicht bloß heller, sondern spielt entschieden aus dem rußbraunen in's gelbe, und überdies hat ihre Schädelbildung Aehnlichkeit mit der der Chinesen[9]); das sollte fast auf die Vermuthung führen, daß irgend ein mongolischer Stamm von Indien (Zeylon § 267) her, vielleicht über Madagaskar, in Afrika eingewandert sei, sich hier mit Galla-Kuschiten und Joloffen vermengt habe, und später durch die Kaffern nach Süden gedrängt worden sei. — Die eigentlichen Neger (in denen wir nach § 247 reine Nachkommen Phut's zu erkennen glauben) bilden eine Völkerfamilie für sich. Noch heute ist diese Völkerfamilie nur theilweise durchforscht; wir wissen, daß die Dahomey's (6⁰ — 7⁰ n. Br. 18⁰ — 21⁰ ö. L.) erst im 17. Jahrhundert — die Mandingo's (10⁰ — 12⁰ n. Br. 6⁰ — 12⁰ ö. L.) erst im 16. und 17. Jahrhundert — die Aschanti's (5⁰ — 7⁰ n. Br. 14⁰—18⁰ ö. L.) erst im 18. Jahrhundert vom innern Sudan aus in ihren jetzigen Wohnorten erschienen, und daß durch sie die Joloffen an die senegambische Küste gedrängt wurden. Jedes dieser vier Völker redet seine eigene Sprache. (Die Joloffen und Mandingo's sind Muhammedaner geworden.) Von der Ostküste des Guineabusens landeinwärts herrscht die Bunda-, weiter im Innern gegen Nordwest die Bomba-Sprache. Die Dahomey's der Sklavenküste und ihre gleichredenden Nachbarn landeinwärts, die Borgo's, haben die Tradition, von Bornu (Tschadsee) her eingewandert zu sein[10]), und in der That liegen nordöstlich vom Tschadsee zwei Landstriche namens Borgu und Bergu. Auch sonst finden sich Ortsnamen der Küste im Innern von Sudan wieder[11]), sodaß wir Lüken beistimmen in der Annahme, daß die ganze Masse des Negervolkes, vom rothen Meere herkommend, vor den Kuschiten her über Nubien und Darfur in das innere Afrika, nach Sudan, eingewandert sei, und sich hier nach Westen und Südwesten gegen die Küsten hin ausgebreitet und in verschiedene Stämme zersplittert habe. Die gemeinsame Abstammung dieser Stämme geht aus der wesentlichen Gleichheit der Farbe und des Körperbaus, der Sitte, Verfassung (Sklaverei!) und Religion deutlich genug hervor. — Nur die Fullah's (in der Sahara und in Sudan: „Phelleta's", dann in Senegambien und an der Zahnküste als „Fullah's" unter fremde Stämme hineingeschoben) erweisen durch Körperbau,

---

9) Prichard I, 376 ff. 10) Lander und Clapperton bei Prichard II, 125. 11) Lücken Einh. d. Mensch. S. 59 f.

Gesichtsbildung sowie durch ihre eigne Sage, daß sie aus Numidien gekommen seien, ihren libyschen Ursprung; denn daß die nordafrikanischen Berberstämme Nachkommen der Numidier d. h. der Libyer sind, bezweifelt niemand.

Anm. Die Stämme von Kongo und Loango erscheinen mindestens als ein mit Kaffern- oder Tschuanen-Blut bedeutend gemischtes Volk. Ihre Sprache gehört aber entschieden der Sprachfamilie Bantu, d. h. eben der der Kaffern und Tschuanen an. Neger aus Zanzibar und Mozambique verständigen sich leicht mit solchen aus Kongo und Angola (Zeugnisse Wilson's und de Pagé's bei Bastian d. Exped. a. d. Loangoküste I, 145 f.) Zur Veranschaulichung der Sprachverwandtschaft gebe ich folgende Tabelle aus Lüken S. 56.

	ich	du	er	wir	ihr	sie
Kaffern:	mina,	wena,	dshena	tina,	nina,	dshena,
Kongo:	meno,	ngue,	odshandi,	etu,	enu	au
Loango:	i	u	ka	tu	lu	ba

	mein	dein	sein	unser	euer	ihr
Kaffern:	am,	ako,	ake,	etu,	enu,	ake
Kongo:	me	ku	ndi	etu	enu	au
Loango:	ame	aku	andi	—	—	—

Der Kulturzustand dieser Stämme ist trotz der, durch die Hitze bedingten Dürftigkeit der (aus Hüfttuch, Schurz-Fell und einer Jacke bestehenden) Kleidung ein gar nicht so niedriger. Sie verfertigen feine Bastzeuge (lilibetite) in verschiedenen theilweise feingemusterten Sorten, und künstliche Flechtarbeiten; der Schmied (fusi, gangula) gießt mit Hilfe eines Blasebalgs (umkanda) Kupferwaaren, und macht Nägel (luzenga), mittelst deren wiederum äußerst feine Elfenbeinschnitzereien gefertigt werden (vgl. den Elefantenzahn mit 135 Figürchen, auf dem Titelkupfer bei Bastian). Als national einheimisches Geld haben sie Stücke Mattenzeuges (m' balla, plata-i-olo). Sie haben ein Schusser- und ein Brettspiel (fina und tschiella), Tanz (tschina) mit Tanzliedern, auch eine, freilich lärmende Musik (verschiedne Trompeten, Hörner, Trommeln, Zither, Hackbrett). Von einer ganz sinnreichen Bilderschrift fand Bastian (I, 85) im Tempel der Bunsi in Tschimsinda eine Probe, mit der wiederum die Schnitzerei jenes Elefantenzahnes in mehreren Gruppen der Figuren übereinstimmt. Zum Rechnen bedienen sie sich einer Knotenschrift (mutschinga, m'singa.) Ueber die außerordentlich komplizirte Staatsverfassung mit Priesterkönigen, vielen Kategorieen von Beamten und Priestern, sowie über das verwickelte Erb-Civil- und Kriminalrecht vgl. Bastian I, S. 191 ff. u. 216 u. 237 u. 253.

Anm. 2. Irgend eine Einwanderung von Indien her hat in Loango unbedingt einmal stattgefunden, aber wahrscheinlich erst in späterer Zeit. In Loango bilden nämlich die Fürsten (fume) eine eigne Kaste im Gegensatze zum Volk (fioth) und zu dessen Gemeindeältesten (bomma), und leiten ihren

Ursprung von einem König ab, der aus der Fremde als Eroberer in's Land gekommen sei (Bastian I, 196 u. 200.) Analog existirt neben der genuinafrikanischen Priesterkaste der ganga milongho eine besondere Kaste der Kriegspriester (ganga bumbo). Die Tradition der Loango's, daß sie vor Zeiten bramas geheißen hätten (ebend. S. 47 u. 260) würde an sich von keinem großen Belang sein, da die Aehnlichkeit mit Sskr. brahmanas eine zufällige sein könnte; aber die Sitte der Loango's, gelbe oder rothe Stirnbänder zu tragen, erinnert allerdings an die gleiche Sitte der Çiva-Sekte Indiens, dieser Verehrer des (nach § 265) nicht alt-arischen Gottes Çiva; an ihn erinnert ferner eine Gebetsformel, worin die Göttermutter Bunsi als „Muschel und Bogensehne tragend" (und als im Lande „Sind" lebend, daher der Ort, wo ihr Tempel steht, Tschimsinda heißt) bezeichnet wird; der Kriegsgott Bumbo erinnert an den Maha Bumbo auf Zeylon (§ 267) der heiligen Männern gegebene Titel swamie an Sskr. swâmin „Herr"; auch der Bau verschiedener Bananenarten in Loango (ebend. S. 128) weist auf das Vaterland der Banane. So mag wohl nicht vor Chr. Geb.) ein mongolisch-kuschitisch gemischtes Heer aus Indien (über Madagaskar?) erobernd in Afrika eingerückt sein und am Zaire sich als herrschende Kaste zu den alten ursprünglichen Einwohnern gesellt und ihnen neue (polytheistische) Religionselemente zugebracht haben. — — Auch eine jüdische Einwanderung hat stattgefunden. Alvaro de Caminho deportirte (1492) 2000 Kinder spanischer Juden nach der Thomasinsel. Von dort muß eine Anzahl aufs nahe Festland entronnen sein, und von diesen die „Iudeos" oder „Mawumbu" stammen, die einige Dörfer der Loangoküste bewohnen. Sie sind völlig schwarz geworden, haben aber noch grelljüdische Physiognomieen, leben von den Negern abgesondert und sind von ihnen verachtet und gehaßt, weil sie „den Handel allein an sich reißen, sodaß die Neger verarmen." Den Nationalinstinkt haben sie also bewahrt, von ihrer Religion aber nur, was schon den Kindern sich als Sitte eingeprägt hatte: den Abscheu vor Schweinefleisch und die Feier des Sabbats den sie so streng halten, daß ihnen sogar das Sprechen als verboten gilt. Im übrigen sind sie pure Heiden (Bastian, S. 42, 187, 275 ff.)

§ 277. Religionen der Kuschiten Südafrika's und der Hottentotten.

A) Die Kaffern oder Zulu's oder Amakosah's, zu denen nach Livingstone[1]) auch die, nördlich vom Ngamisee wohnenden Matabele's gehören, sind ein sehr schön und athletisch gebauter, intelligenter, aber nur für Jagd und Krieg lebender, den Landbau verschmähender, daher verwilderter Menschenschlag. Dieser Verwilderung gemäß ist ihre Religion zu bloßem abergläubischem Zauberwesen zusammengeschrumpft. Die ihnen nächstverwandten

---

[1]) Livingstone's Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, Deutsch von Lotze, Leipz. 1858.

verschiedenen Stämme der sogen. Betschuanen oder richtiger: Tschuanen (sing. Mo-tschuan, plur. Be-tschuan) auf dem Hochland südöstl. v. Ngamisee, sind (mit patriarchalischer Verfassung) seßhaft als Heerdenbesitzer, die zugleich Feldbau treiben; sie sind daher körperlich nicht so athletisch, aber desto mehr geistig entwickelt, und am höchsten unter ihnen stehen die, zunächst an die Kaffern grenzenden Suto's.[2]) Diese hatten eine ausgebildete Feudalverfassung, bis i. J. 1820 ein Einfall der von den Kaffern gedrängten Matati's ihr Land zur Wüste machte; aus Hungersnoth begannen sie Menschenfleisch zu essen, was zuvor unter ihnen unerhört war. Der mit hohem Herrschertalent begabte Häuptling Mo-schesch stellte das Reich, aber als stramme Monarchie, wieder her und machte der Menschenfresserei ein Ende. Die Religion der Tschuanen geht in Praxi fast ganz in Fetischdienst und Zauberei auf; aber sie haben für den Begriff Gottes das Wort mo-rimo in ihrer Sprache, und besitzen die Sage, mo-Rimo habe zuerst den schwarzen, dann den weißen Menschen geschaffen, habe aber den weißen lieber gehabt, als den schwarzen, und ihm daher Kleider und viele schöne Dinge gegeben, dem schwarzen aber nur Vieh und den Wurfspeer (assegai) und die Kunst, Regen zu machen. Diese ist nämlich das Hauptstück der Zauberei der Suto's. Aus verkohlten Fledermäusen, Exkrementen des Kaninchens, Schakalslebern, Pavians- und Löwenherzen und giftigen Wurzelknollen wird ein Trank bereitet und einem Schafe zu saufen gegeben, das in Folge dessen verendet; ein andrer Theil der nämlichen Ingredienzen wird verbrannt, und der aufsteigende Rauch — bewirkt unfehlbar Regen! Aber schon der Umstand, daß ein Schaf dabei getötet werden muß, zeigt, daß dem jetzt völlig blinden Aberglauben der frühere Dienst einer regenspendenden Gottheit zu Grunde lag. Der Stamm der Suto's hat in der That noch größere Reste eines ehemaligen Götterdienstes bewahrt. Und zwar ist es der Ahnendienst, dem sie huldigen, ähnlich wie die mongolischen Völker, doch darin wesentlich von letzteren unterschieden, daß sie die Seelen der Ahnen nicht bloß als den Göttern untergeordnete Schutzgeister, sondern geradezu als ba-rimo „Götter" betrachten. Wenn ein Suto stirbt, nimmt seine

---

[2]) E. Casalis, les Bassoutos, ou 23 années de séjour et d'observations au Sud d'Afrique, Paris 1860.

Seele ihren Aufenthalt bei den Ahnengöttern des Geschlechtes, und wird damit selbst ein rimo. Die Leiche wird in der eingefriedigten Viehhürde begraben, und auf dem Grabe ein Opferthier geschlachtet, als erste Huldigung, die dem neuen rimo gebracht wird, zugleich aber auch als Sühne seiner auf Erden begangenen Fehltritte, um ihm eine freundliche Aufnahme bei den älteren Ahnengöttern zu sichern. Diese werden als unter der Erde wohnend gedacht, und mehr gefürchtet als geliebt. Auch bei der Geburt eines Kindes wird den Ahnengöttern ein Opfer gebracht, damit sie dem Neugeborenen glückliche Tage bescheeren. Das Wissen vom mo-Rimo, der die Welt geschaffen, geht als ein trockenes einflußlos neben diesem Ahnendienste her. In Praxi wichtig sind die Wahrsager (linohe), welche künftige Dinge, drohende Gefahren u. dgl. voraussagen und damit Glauben finden, so oft sich auch ihre Vorhersagungen als eitel erweisen. — Die Vielweiberei herrscht bei diesen Stämmen allgemein; die Weiber werden ihren Eltern abgekauft (um Vieh); ihrer viele zu besitzen ist daher Zeichen des Reichthums. An Eifersucht und Hader zwischen den Ehegenossinnen fehlt es nicht, und auch die Kinder sind nur als nutzenbringend (die Söhne als Hirtenknechte, die Töchter als verkäufliche Waare) den Eltern werth. Das aufwachsende Geschlecht lebt zuchtlos, und der Familienvater regiert tyrannisch. — Der tschuanische Stamm der Ba-kala-hari in der gleichnamigen Steppe (südl. v. Ngamisee) treibt noch Landbau; die weiter westlich wohnenden Buschmänner aber sind (nach Livingstone) ein gänzlich verwilderter, zu Nomaden gewordener Tschuanenstamm, der nicht einmal mehr Hausthiere hält außer den zur Jagd nöthigen Hunden, und demgemäß denn auch in religiöser Hinsicht den untersten Grad der Verwilderung und Verthierung darstellt. — B) Die Bewohner von Kongo und Loango pflegen häufig kurzweg als „Fetischanbeter" bezeichnet zu werden, indem man das Wort fetisso blindlings auf ihre Amulette und Zaubermittel, auf ihre Götterbilder und ihre Götter selbst überträgt, freilich mit großem Unrecht. a) Fetisso bezeichnet in Wahrheit diejenige Sorte der bösen Geister (shimbi), welche in der Bauchhöhle eines Zauberers (fetissero) Wohnung nimmt, und durch deren Macht er andern Menschen verbrecherischer Weise Krankheiten, Tod und Unglück aller Art anhext. Das gilt aber nicht als Religion sondern als Frevel, und wird mit dem Tode bestraft. Eine andre Klasse oder Sorte von shimbi: die

doko, versehen die Zauberer (dokien, endoxe) mit Zaubermitteln (longho), um andern Menschen zu schaden. Diese Endoxe werden ebenso, wie die Fetissero, als verbrecherische Frevler mit dem Tode bestraft. b) Zum Schutze gegen diese bösen Geister und ihre Gesellen hat man Schutz-Zaubermittel (milongho), die von guten Geistern kommen, und die man in Säckchen bei sich trägt; auch werden zum Schutze von Häusern, Pflanzungen, Tempeln Götzenbilder aufgestellt, und vor den Ortschaften Pforten aus drei Stangen (was an tatarische Sitte erinnern könnte, aber eben einfach hier wie dort ein Gehege, ein *φράγμα*, darstellt) errichtet. c) Aus der Unzahl solcher lokaler Schutzgötter ragt aber eine Anzahl solcher hervor, welche unter gleichem Namen und mit gleichen Emblemen an verschiedenen Orten wiederkehren, und schon hiedurch sich als alte nationale Gottheiten charakterisiren. Als solche kennzeichnet sie auch der Umstand, daß ihnen zum Dienste bestimmte, nach ihnen benannte Priester (ganga) bestellt sind. Diese Götter werden mit dem Appellativum kisso, kissie bezeichnet, und — was das wichtigste — von ihren Bildern klar unterschieden. In ihren Tempelhütten stehen leere Ruhebänke, daneben Sinnbilder des Gottes (z. B. im Tempel des kisso-i-Nimina eine hölzerne Lanze und eine eiserne Glocke); von Zeit zu Zeit steigt der kisso aus der Erde empor, nimmt unsichtbar auf der Ruhebank Platz, und dann schlägt der Priester die Glocke an. Die hauptsächlichsten dieser kisso sind folgende: Bunsi, mit dem Prädikat mama mamkissie „Mutter aller Götter,"[3]) wird in allen Theilen des Landes verehrt, und hat in Tschimsinde bei Moanga ein Orakel, wo sie zuweilen unsichtbar der Erde entsteigt, um einen neugekrönten König durch den Mund ihres ganga in seinen Herrscherpflichten zu unterrichten. Der Kissie insie „Gott der Erde," auch Mo-kisso insie Makonih genannt, wird dargestellt durch zwei einander tragende Holzfiguren, auch durch einen mit Bändern umwundenen Topf, häufig auch (als Erntegott Umkissie Boma) durch einen bloßen Haufen Thierschädel. Die Erstlinge der Ernte werden ihm als Opfer dargebracht. Sein Ganga dient zugleich auch dem: Kissie 'm shiti „Gott des Waldes." Ein Kisso Mangáka schützt gegen Diebe und Räuber, und wer

---

[3]) Bastian (a. a. O. S. 223 f.) übersetzt frischweg: Mutter aller Fetische!

einen persönlichen Feind hat, schlägt, um den Zorn des Gottes gegen denselben zu reizen, einen Nagel in das Holzbild des Gottes. Dieses ist zur untern Hälfte in Matten gehüllt, das bärtige Gesicht mit der platten zurücktretenden Stirn ist bemalt. Mangaka's Weib heißt Matanga. Zu gleichem Zwecke wird mit Nägeln beschlagen Mabiali (Abiala, Mandembo); sein Bild ist weiß von Farbe, die Augen von Glas, mit drohend ausgestrecktem Arm, im Munde ein rothes Tuch, auf der Brust ein Spiegel. Nebengestalten oder Nebennamen von ihm sind Mabiali-panso, Mabiari-pano, Mani-panso. — Nimina und sein Weib Njambi sind Gott des Fischfanges und Göttin des Reichthums (und Handels). — Lunsunsi in Kabinda (Angoy) ist der Gott der Küste, wird als Sohn der Bunsi bezeichnet, und hat einen Bruder Um-wemwe, der die Zauberer tötet. Der itaphylle Kondu-mambo (Kombi-mambo) mit seinem Weibe Umgulambenzi scheinen Götter der animal. Fruchtbarkeit zu sein. In älterer Zeit soll ein Tschekoke (Tschikoko) als mo-kisso kola „der starke Gott" nebst seinem Weibe Gumbiri verehrt worden sein; vielleicht ein altnationaler Kriegsgott. Ueber den Kriegsgott Bumba s. § 276 Anm. 2. — Neben diesen Göttern kommen noch verschiedene andere, theils regenspendende, theils die Säuglinge schützende Götter vor. Wir sehen: in Kongo und Loango hat ein entwickelter Polytheismus geherrscht, der vielfach in Zauberwesen und Superstition übergangen aber vom sogen. Fetischismus keineswegs überwuchert und von dem wirklichen fetisso- Glauben verschieden ist. — d) Aber es sind sogar noch die deutlichsten Spuren eines alten Monotheismus vorhanden. Hoch über den (vielleicht theilweise oder ganz aus Indien später — § 276 Anm. 2 — importirten) kisso's steht Zambi. Dies Wort Zambi scheint ein uraltes Gottesappellativum gewesen zu sein; denn es wird dem guten Gotte Zambi am-Pungo der böse Gott Zambi an-hi (bei dem Piratenstamm der Solongho's südl. vom Zaire: Zambi 'm-pi oder Tschimbi) entgegengesetzt.[4]) Der Eigenname des guten Gottes ist Pungo (Pungu), was merkwürdig genug mit dem Bonga der Kolh's (§ 274) sich berührt, dessen Name überhaupt bei den verschiedensten melanesischen und

[4]) Analog stellen die Lobal's ihrem guten Gatten Kashanda den bösen Gott Makitschi gegenüber. Auch die Moluwa's sollen einen höchsten oder Schöpfer-Gott: Kalumbo haben.

afrikanischen Stämmen wiederkehrt. Von dem Zambi am-Pungu nun sagen die Loango's, daß er die ganze Welt, sämmtliche kisso's und auch die Menschen erschaffen habe; die letzteren hätten sich gegen ihn versündigt und seien zur Strafe schwarz gefärbt worden. Die Solongho's (Mossorungho's) südl. v. Zaire erzählen, Zambi ampungo sei gestorben (d. h. seine Verehrung sei untergegangen!); nach seinem Tode sei ein anderer, böser Zambi (Zambi 'm-pi) gekommen, habe die bösen Geister (shimbi) geschaffen, und rekrutire die Zahl derselben noch fortwährend aus den Seelen (tschimbinda) der Verstorbenen. (Zu den shimbi gehören ein Fischgott Kudshanga nemadia, der um animal. Fruchtbarkeit angerufen wird, ein Gott der Seestürme: Memo diatudili mankumbi, ein Umpoeta der die Menschen Künste lehrt u. a.) Die Bewohner von Kabinda oder Angoy erzählen, Zambi ampungo führe Blitz und Donner in seiner Hand; er habe ma-Goy, den ersten König des Landes Angoy, erschaffen, und zu dessen Schutze die Göttermutter Bunsi, die dann ihrerseits die verschiedenen kisso's erzeugte und schuf. So liegt in „Zambi dem Pungo" noch eine deutliche Reminiszenz an den ursprünglichen Einen Schöpfergott vor. — e) An ihn knüpft sich in Kabinda auch eine Sündenfallsage: „Zambi hatte die Menschen alle weiß erschaffen; als jedoch eine Frau aus Neugier die Thür eines Raumes öffnete, worin wunderbar schöne Sachen verfertigt wurden,[5]) fiel ihr und ihrem Verführer eine Tonne voll schwarzer Farbe über den Kopf, wodurch beide schwarz wurden. Erschreckt flohen sie aus Em-puto[6]) an den Zairestrom." Sehr verwaschen ist folgende Sintfluthsage in Kabinda: „Als die Weißen von der Küste wegblieben, schloß der heilige Palmbaum seine Krone, und dichter Nebel hüllte Himmel und Erde ein. Njambi" (die Segensgöttin des Reichthums) „zog fort nach Emputo. Immer schwerer hing die Wolke herab, bis daß endlich Vögel, bende-bende, aus dem Verschluß des Palmbaums los wurden und hin und herflogen. Nun kehrte Njambi zurück; der Nebel verflog, die Sonne strahlte in vollem Glanze, und es kamen wieder Schiffe mit weißen Leuten." Ein modernes Element: das Ausbleiben und Wiederkommen von Schiffen mit weißen Leuten, ist hier kon-

[5]) Vgl. das Papalangizeug der Tonga-Insulaner § 272!

[6]) Steckt da eine Erinnerung an Phut? Em-puto wäre das Land oder der Erdtheil, wo der älteste Stammvater gelebt hatte.

fuſerweiſe mit uralten Sagenelementen verquickt. War in der alten Sage die Rede geweſen von einem Schiffe, das nach langer Fahrt endlich Land fand, ſo iſt erklärlich, wie eine ſolche Sage, als ſie nicht mehr verſtanden wurde, ſo konfus umgedeutet und mit Erlebniſſen neuerer Zeit kombinirt werden konnte. Die portugieſiſchen Weißen erſchienen den Schwarzen ja ohnehin anfangs als übermenſchliche Weſen, und Njambi war Göttin des Handels geworden; was Wunder, daß man ihr Verſchwinden und Wiederkommen auf das Ausbleiben und Wiederkommen portugieſiſcher Schiffe deutete! Eine ganz analoge Vermiſchung alter Sage mit neuerem Erlebnis werden wir § 278 bei den Otſchi's finden. — f) Das merkwürdigſte iſt, daß der Glaube an Zambi ſogar noch praktiſch, nämlich gewiſſen-erweckend und ſittlichend, den ſchlimmen Folgen des Polytheismus und Zauberweſens entgegenwirkt. In Folge der (von Baſtian „aus medizíniſchen Gründen" vertheidigten) Polygamie iſt Unſittlichkeit und Ehebruch, namentlich weiblicherſeits, häufig geworden, und die Eheweiber ſuchen oft Jünglinge durch Drohungen von Analogem wie 1 Moſ. 39, 14 f. zur Sünde zu verführen. Wird nun aber Zambi angerufen, ſich unſichtbar auf einem hölzernen Teller niederzulaſſen, ſo ſind die Ehegatten verpflichtet, ſich alle ihre Fehltritte rückhaltlos zu geſtehen und ſich zu verſöhnen. Es hat ſich ſogar eine beſondere Art Ehen, Lemba-Ehen, gebildet, die unter beſondern Zeremonien, unter Anrufung eines zu Bunſi und Zambi in beſondre Beziehung geſetzten kissie Lemba, geſchloſſen werden, und deren Glieder zu ſtrenger Treue und zum eventuellen Geſtändnis vor dem Angeſicht Zambi's ſich verpflichten. Auch die Eide werden bei Zambi geſchworen. Kurz, das wenige Gute, was bei jenen Völkern noch zu finden iſt, hängt mit dem Glauben an Zambi ampungo zuſammen. Im übrigen ſind die ſittlichen und ſozialen Zuſtände in direkter Folge des Kiſſo-Polytheismus und Fetiſſo-Zauberweſens traurig genug. Wie die Malaien ihr tabu, ſo haben die Stämme von Kongo und Loango ihre quidsilles und schinas, d. h. jedem Individuum iſt von Kind auf irgend eine an ſich unſchuldige Handlung verboten; der eine darf nie jemanden eine Hand geben, der andre keinen Maniok eſſen, der dritte den Zaire nicht überſchreiten u. dgl. In der Beobachtung dieſer Superſtition ſind ſie gewiſſenhaft trotz Phariſäern! Hurerei aber iſt erlaubt. Erkrankt einer, ſo kommen ganga's, verſetzen ſich Hanf rauchend und unter lärmender Muſik in

mantische Ekstase, und verkünden nun, ob die Krankheit vom Kranken selbst durch den Bruch einer schina verschuldet oder durch einen fetissero ihm angezaubert sei. Im letzteren Falle wird der als schuldig angeklagte entweder Ordalien unterworfen (z. B. dem Trinken der giftigen cassa, die, wenn Erbrechen wirkend, für Unschuld, außerdem für Schuld zeugt) oder durch die scheuslichsten und grausamsten Foltern zum Geständnis gezwungen, und der Ueberführte oder Geständige wird lebendig verbrannt oder sonst wie zu Tode gemartert. Dazu die Menschenopfer im Krieg und beim Tod jedes Königs oder Fürsten oder Vornehmen. — g) Die Toten werden über Feuer zu Mumien geröstet und dann begraben; an den Gräbern der Fürsten werden deren Bilder aufgestellt. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode (in gespenstischem Zustande) wird mit der Erneuerung des Mondes in Parallele gesetzt. In Kongo wird das Wiedererscheinen der Mondsichel begrüßt mit den Worten: Eatua fua, eatua dshinga, der Mensch stirbt, der Mensch lebt wieder auf! C) Ueber die Religion des Mischvolkes der Hottentotten wird uns aus der Zeit, als dasselbe noch von Europäern nicht oder minder beeinflußt bestand, berichtet,[7]) daß in Praxi ihre Hauptverehrung dem Monde galt, obgleich sie ausdrücklich sagten, daß derselbe nicht der höchste, sondern ein untergeordneter und sichtbarer Gott sei — ein Zeichen, daß auch sie die Erinnerung an einen unsichtbaren höchsten Gott noch besaßen. Dem Monde schrieben sie die Witterung zu; in jeder Vollmond- und Neumondnacht versammelten sie sich, tanzten, jauchzten und klatschten mit den Händen bis Sonnenaufgang, und riefen: „Wir grüßen dich! sei uns willkommen! gib uns Futter für unser Vieh, und Milch im Ueberfluß!" — Daneben hatten sie einen eigenthümlichen Thierdienst; ein Insekt ihres Landes mit grünem Rücken, weiß und roth gesprengeltem Bauche und zwei Flügeln[8]) betrachteten sie als Inkarnation einer wohlthätigen Gottheit; zeigt sich ein solches

---

[7]) H. Adam, view of religions.

[8]) Selbstverständlich muß es ein Insekt sein, daß im Kapland nicht alltäglich, also nicht dort daheim ist, sondern nur jezuweilen aus irgend einem Nachbarlande sich dorthin verirrt. Der Beschreibung (sofern neben den „zwei Flügeln" zwei Flügeldecken vorausgesetzt werden dürfen, denn an eine Diptera läßt sich ja doch nicht denken) entspricht so ziemlich die Eupyga Peskei in Mozambique, welche einen glänzend grünen Rücken und einen vom Kupferroth in's Hellroth spielenden Bauch hat. Irgend eine Spezies Eupyga wird es wohl gewesen sein.

in einem Dorfe, so versammeln sie sich, umtanzen es in entzückter Andacht, opfern ihm zwei fette Schafe, streuen ihm pulverisirte Spiräa hin, und sind überzeugt, daß durch sein Erscheinen alle Schuld vergeben und Glück und Wohlstand gesichert sei. Läßt sich jenes Insekt auf einen Menschen nieder, so gilt dieser als ein der Gottheit wohlgefälliger Heiliger, und beiden zu Ehren wird sofort der fetteste Ochse als Dankopfer geschlachtet; nach dem Tode eines solchen Heiligen aber wird ein Berg oder Fluß nach seinem Namen benannt; wer an solcher Stelle vorübergeht, pflegt, das Haupt in den Mantel hüllend und die Stätte umtanzend, den Heiligen um seinen Schutz anzuflehen. Wie nun dieser Käferdienst an den Skarabäus der Aegypter erinnert, und für die Herkunft der Hottentotten aus der Nachbarschaft Aegyptens (dem Galla-Lande § 276) neues Zeugnis ablegt, so spricht die Verehrung eines bösen Geistes, den sie durch Opfer von Ochsen und Schafen zu beschwichtigen suchen, für ihre Mischung mit Negerstämmen.

§ 278. Religion und Sagen der Neger.

Wenn man die gewöhnlichen Beschreibungen von Missionaren und anderen Reisenden über die sozialen und religiösen Zustände der Neger liest, so vernimmt man, daß diese Stämme soviel wie gar keine Religion haben, oder daß wenigstens ihre Religion in einem blödsinnigen Fetischdienste aufgehe, indem irgend eine Scherbe, eine zerbrochene Flasche, ein weggeworfener Unrath als Fetisch, d. i. als unheimlich mächtiges Wesen und zugleich als Amulet betrachtet und verehrt oder gefürchtet werde. Es ist richtig, daß bei vielen Negerstämmen die Religion bis zu solchem Fetischdienst verkommen und verschrumpft ist, wie denn überhaupt der von, sich christlich nennenden Europäern seit 1517 eingeführte Sklavenhandel und Branntwein die entsetzlichsten zerstörenden Einflüsse auf die Negerwelt in sozialer, sittlicher und somit auch in religiöser Beziehung geübt hat.[1]) Aber schon die Reste einer oft ziemlich komplizirten staatlichen Verfassung[2]) zeigen deutlich genug, daß diese

[1]) Vgl. hierüber Bastian a. a. O. I, S. 352.

[2]) Z. B. bei den Aquampu-Negern ein, 400 □Meilen beherrschender König; unter ihm 4 Oberkabuseere; er und sie beschränkt durch das Kollegium des Dorfrathes. Jedes Dorf hat wieder seinen Kabuseer nebst jenem Dorfrathkollegium. Die Oberkabuseere sind zugleich die Kriegsobersten. Alle höheren

Stämme von einem höheren Kulturzustande herabgesunken sind, und wenn man nun vollends bedenkt, daß bei den meisten dieser Stämme außer jenen lächerlichen Privatfetischen der einzelnen Neger und ihrer Zauberer auch Götzentempel mit Götzenbildern existiren, daß z. B. die Joruba-Stadt Abbeokuta vor ihrer Bekehrung zum Christenthum von Götzenbildern wimmelte, und daß in ihr den Göttern, deren oberster Shango hieß, Feste mit solennen Prozessionen gefeiert wurden,[3]) daß bei den Aquapim-Negern bestimmten Götzen Menschenopfer gebracht wurden,[4]) daß überhaupt bei den meisten Negerstämmen Menschenopfer in fürchterlicher Zahl und Menge — nicht bloß im Kriege, sondern auch bei Begräbnissen angesehener Individuen — geschlachtet werden, was durchaus auf die Vorstellung eines Totengottes hinweist: so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß jenem Fetischdienste auch da, wo er allein noch übrig ist, ursprünglich irgend ein polytheistischer Götterdienst höherer Art zu Grunde gelegen hatte. Wir sind aber in dem glücklichen Falle, bei einem Negerstamme dies auf's allerbestimmteste nachweisen zu können, und nicht dies allein, sondern auch noch die deutlichen Spuren eines ursprünglichen Monotheismus, der dem Polytheismus voranging, und es ist höchst wahrscheinlich, daß bei fortgesetzter genauerer Erforschung Afrika's sich diese Spuren auch anderwärts noch finden werden. — Die Otschi-Neger[5]) auf der Goldküste, im Aquapim-Gebirge, kennen nicht nur, sondern verehren auch noch Einen Gott und obersten Weltschöpfer, den sie Onjang kopong oder kurz Onjame nennen, von njam „strahlen" und einen nicht mehr weiter in ihrer Sprache vorkommenden Wortstamm kopong, den wir aber fast gleichlautend, als kubong (§ 272, f) bei den Alfuru's Australiens angetroffen haben, und

---

Würden sind erblich. (Basl. Miss.-Mag. 1837, S. 537 ff.) — Bei den Bullom's und andern Stämmen Westafrika's: eine durch einen förmlichen Adel beschränkte Monarchie mit einem Wahlkönigthum. Jedem Dorfe steht ein gewählter Hauptmann vor. (Ebend. 1839, H. 2, S. 187 f.) — Die Joruba's unterscheiden ogboni's, d. h. Zivilobrigkeiten, und balogun's d. h. Kriegsobersten. (Ebend. 1858, Febr.)

[3]) Ebend. 1858, Febr. S. 74 f.

[4]) Ebend. 1837, S. 555.

[5]) Bericht des Missionar Mader im Basl. Miss.-Mag. 1862, Sept. Wesentlich das gleiche, nur minder gründlich und ausführlich, hatten schon die älteren Missionare berichtet, vgl. Jahrgang 1837, Heft 3.

dessen zweiten Bestandtheil pong, bong, wir § 274 bei den Kolhs als bonga „Geist, Gott“ gefunden haben, so daß wir hier mit Sicherheit auf eine urhamitische Wurzel bong, die ursprünglich ein Gottesappellativum gewesen und Gott als (unsichtbaren) „Geist“ bezeichnet zu haben scheint, schließen dürfen. Onjang-(kō)-pong „der strahlende Geist“ ist gleichen Sinnes mit dem Sing-bonga der Kolhs, mit dem dêva, deus, tius der arischen Völker. — Bei jeder Anrufung eines Untergottes und jeder Opferhandlung rufen sie zuerst den Namen Onjame's, dann die Erde, dann erst jene Untergottheit an. Sie haben die Sprichwörter: „der Habicht sagt: alles was Onjang-kopong gemacht hat, ist gut. — Niemand zeigt dem Sohn eines Schmiedes das Schmieden; wenn er zu schmieden versteht, ist es Onjame, der es ihn gelehrt hat. — Die Erde ist ausgedehnt, aber Onjame ist der Höchste. — So lange Onjame dich nicht tötet, stirbst du nicht, auch wenn ein Mensch dich töten wollte. — Wenn das Huhn Wasser trinkt, so weist es damit auf Onjame hin. — Willst du mit Onjame reden, so sage es dem Winde.“ Das Himmelsgewölbe ist Gottes Vorder- und Außenseite; er führt die Oberaufsicht über alle Dinge, und beobachtet das Betragen der Menschen. Die Erde heißt wjase, wörtlich: „was unter der Sonne ist.“ Sonne (awjia), Mond und Sterne (nsoromma „Himmelskinder“) sind „Diener Gottes,“ und zwar Awjia, ein freundlicher Diener, der mit seinem Glanze (anuenjam) wohlwollend auf die Erde schaut, darum auch täglich aufgehen darf; der Mond hingegen ist ein Mörder (aundifo), der die Totentrommel führt, die in den Mondflecken sichtbar ist, und durch Rühren derselben viele Menschen sterben macht, durch sein Vollwerden aber Krankheiten hervorruft, daher ihn Gott nur jeden Monat Einmal vollscheinen, zwei Tage lang aber gänzlich verschwinden läßt. Die Sterne werden um Kindersegen angerufen. — Außer diesen Gestirngöttern stehen nun eine Anzahl Untergötter (von den Missionaren als „Hauptfetische“ bezeichnet) in Gottes Dienste; die Otschineger nennen dieselben „Kinder Gottes“ und beschreiben sie als geschaffene Wesen und zwar als Geister (ahonhom von home „athmen,“ susum von sum „dunkel, unsichtbar“) welche an sich unsichtbar seien, den Eingeweihten jedoch als in weißem Gewande vorüberschwebende Gestalten sichtbar werden können, und anderen Menschen sich und ihren Willen mittelbar durch Thiere, Bäume u. a. kund thun. Das Appellativum für

diese Untergötter: òbosom[6]), von òbo Stein und som „dienen," weist darauf hin, daß dieselben früher in heiligen Steinen präsent gedacht und verehrt worden seien müssen, worauf auch einzelne Sagen weisen.[7]) Sie werden aber auch Atumfo „Mächtige" genannt, weil sie von Onjame Vollmacht über Leben und Tod der Menschen haben (nur, nach jetzigem Glauben der Otschi's, nicht über eine Hexe und nicht gegen den Gebrauch eines Amulets.) Gott ist ihr Vater (eine Reminiszenz an die b'ne elohim die wir in den Aditja's der Inder und den Amescha-çpenta's der Eranier wiederfanden) von seinem Willen sind sie völlig abhängig; ihn vollziehen sie. Hat ein Mensch Böses gethan, so bringen sie das Urtheil vorerst vor Gott; heißt er dasselbe gut, so dürfen sie es vollstrecken, indem sie den Schuldigen erkranken oder sterben lassen. Sie wandeln zwischen Himmel und Erde hin und her; wer beten will, muß sich an sie wenden; sie bringen dann das Gebet vor Gott. Sie sind wohlwollend gegen alle, die ihnen dienen. — Aber eine solche Pseudomittlerschaft mußte nothwendig zu polytheistischer Gestaltung führen. Als oberster òbosom gilt bei den Otschi's durchweg Bosompra oder Obosomdade „eiserner Obosom," welcher zugleich der Haus-Obosom des Königs von Aquapim (des kwaw dade „Eisenmannes") ist, und jährlich ein Schaf zum Opfer erhält. Unter ihm stehen zunächst Kjengku, Akonedi und Ohjiar; dann wird genannt ein Flußgott Ajesu „Gutwasser," ein Akjefo „Opferfleischvertheiler," ein Burukumadaw als Schutzgeist der Felder, ein Awansamme, welchem Tiger, Hund und Antilope heilig sind, ein Kjeritinanse „giftige Spinne," ein Da˜sik-ji als Schutzgeist des Woltaflusses, u. a. m. — Aber der Dienst dieser òbosom ist nun in Praxi förmlich überwuchert von dem Dienste der akòmfoabosom, der „Geister der Fetischpropheten," d. i. der eigentlichen Fetische. Die letzteren sind nach der eigenen Aussage der Otschi's erst später entstanden und in Aufnahme gekommen, und täglich werden neue von den Zauberpriestern ersonnen. Früher (sagen sie) haben die òbosom mit den Menschen zusammengelebt, dann sich aber von ihnen getrennt und in einen gewissen Hain gezogen, wo

---

6) Mit ò bezeichne ich das offne, d. h. zwischen o und a in der Mitte stehende o (englisch aw.)

7) Siehe unten die Sage C.

ein See mit einer Schlange entstanden sein soll. Jetzt bringen sie ihnen auch Menschenopfer, wobei die Leichen der Geopferten in jenen Hain gelegt werden und dort unbegraben liegen bleiben. — Die akomfoabosom, deren Zahl Legion ist, sind nicht wohlwollende, sondern tückische, böse Geister, die „von Güte und Erbarmung nichts wissen," und jeden ohne Gnade töten, der nicht ihre Gunst dadurch gewinnt, daß er dem Priester Gold und Palmwein bringt. So können wir es hier mit Händen greifen, wie der Fetischdienst entstanden ist; die Einschiebung der òbosom zwischen Onjame und die Menschen brachte letztere in die Abhängigkeit von Priestern, und die instinktive Schlauheit und Habgier der letzteren zusammen mit der Furcht vor den Mächten der Finsternis und des Todes, denen die Menschen unversöhnten Gewissens sich preißgegeben fühlten, schufen die geistliche Knechtschaft und den Aberglauben des Fetischdienstes. — Bei den Otschi's hat sich neben und hinter dem Fetischdienste der Dienst der òbosom und das Wissen von dem Einen Gott noch erhalten; bei vielen anderen Negerstämmen ist nur das Fäulnisprodukt des Fetischdienstes allein übriggeblieben. Die Seelen (sissa) der Verstorbenen werden von den Otschi's als Gespenster gefürchtet; steht ein Otschi von einem Stuhle auf, so legt er diesen um, damit kein sissa sich darauf setze.[8]) — Höchst merkwürdig sind nun aber die Sagen der Otschi's. Sie pflegen Abends ihre Kinder um sich zu versammeln und ihnen die alten Sagen und Geschichten des Volkes mitzutheilen. Daß sie da nun neuerlich erlebtes in den Sagenstoff oft wunderlich genug einmengen, setzt uns weniger in Verwunderung, als daß sich von der Urtradition der Menschheit noch so viel bei ihnen erhalten hat. — A) Ueber die Schöpfung sagen sie: Gott begann die Schöpfung an einem kwasida (erster Tag ihrer siebentägigen Woche) und vollendete sie am fida (sechster Wochentag). Am siebenten Tag schuf er nichts, sondern gab den Menschen ein Gebot. In jenen sechs Tagen schuf er zuerst das Weib, dann den Mann, dann Thiere, dann Pflanzen, dann Steine (gerade die umgekehrte Ordnung!) Die Menschen wurden erst nach ihrer Erschaffung in diese subsolare Welt (wjase) versetzt (eine Erinnerung an die Vertreibung aus Eden). — B) Sündenfall: Ehemals war Gott den Menschen sehr nahe; wenn

[8]) Bericht des Missionar Riis in Akropong, Basl. Miss.-Mag. 1837, S. 560 ff.

sie etwas nöthig hatten, stießen sie nur mit einem Stabe aufwärts, dann regnete es Fische und andere Dinge. Aber ein Weib, welches fusu (Bananenfrüchte) in einem Mörser stieß, fuhr mit dem Stößel aus Versehen Gott in's Gesicht; da wurde Gott zornig, und zog sich in die Höhe zurück,[9]) und hörte nicht mehr auf die Menschen. Nach sechs regenlosen Jahren trat eine Hungersnoth ein, die sie nöthigte, Menschen zu schlachten. Auf den Rath eines weisen Mannes sandten sie einen Boten an Gott, bekannten daß sie böses gethan, und baten ihn, einen seiner òsafohene (Räthe, Statthalter) ihnen zu senden, daß dieser für sie sorge. Da sandte Gott seinen obersten Minister Obosomtu˜a nebst dessen Frau Ntu˜abea mit der Botschaft, daß er nun nicht mehr zürnen, sondern zu rechter Zeit regnen lassen wolle; wenn der Regenbogen erscheine, sollten sie Flinten abfeuern und sich Gottes, des Gebers des Regens und Sonnenscheins, erinnern. (Einmischung einer verwaschenen Erinnerung an die Sintfluth, an deren Stelle in der Sage eine spezifisch-afrikanische Noth durch Regenmangel getreten ist.) Obosom-tua wohnte nun als òbosom (Untergott) im Westen, sein Weib im Osten des Landes, und setzten nun sechs andre òbosom ein (Obosombade, Ajesu, Akiefo, Kjeretinanse, Awansamme und Burukumadaw). — C) Sehr entstellt, aber gleichwohl noch kenntlich ist die Sage von der Sintfluth, Noah und dem Thurmbau. Sie hebt wieder bei der Versetzung der Menschen auf die Erde an. Es waren zwei Götter (onjangko˜pong abieng) im Himmel, und zwei Menschen, ein weißer und ein schwarzer. (Dieser, wahrscheinlich aus uralter Zeit — vgl. § 272, f — in der Sage vorhandene Zug eines Unterschiedes weißer und schwarzer Menschen wird in den Himmel zurückversetzt.) Die beiden Götter (Gott und der Satan?) kämpften lange mit einander um den Besitz der beiden Menschen. Endlich rieth das Volk des Himmels (òrsoromang), beide Menschen aus dem Himmel zu entfernen. Borebore (den eine andre Sage,

---

[9]) Und mit ihm die òbosom, wie sich sogleich weiter ergeben wird, da Gott auf Bitten der Menschen ihnen den Obosomtu˜a wieder zuschickt. Aber diese Zurückziehung der òbosom in die Höhe ist zu unterscheiden von der, offenbar der neueren Zeit angehörigen Zurückziehung der òbosom in jenen Hain. Gleichwohl scheinen die Otschi's selbst beides auch wieder konfundirt zu haben. Denn die Schlange, die in jenem Hain entstanden sein soll (s. oben) charakterisirt den Hain als den Garten Eden.

siehe D, bei der Erschaffung der Welt als Diener Gottes thätig sein läßt) brachte beide Menschen an einer Kette, die er über seinen Nacken hängte, auf die Erde herab, blieb 100 Jahre bei ihnen, grub dann eine ungeheure Grube, und nun brach ein furchtbarer Regen von allen Seiten herein, der stromweise auf die Erde schoß, aber in der vom weisen Borebore gegrabenen Grube einen Ort fand, wohin er abfließen konnte. Der Regen füllte diese Grube; so entstand das Meer zwischen den schwarzen und den weißen Leuten. Borebore kehrte nun seine Weisheit mit einem Besen in eine Kürbisdose, verlor diese aber, und mußte sterben. Der weiße Mensch fand die Weisheitsdose, und entdeckte mittelst ihrer ein Arzeneimittel gegen den Tod. Weil aber die Menschen zu alt und zu häßlich und zu zahlreich wurden, verzichtete er auf den Gebrauch dieses Mittels (echt heidnische Beschönigung des Sterbenmüssens!); der Schwarze aber beschloß, dem Stein zu dienen, worauf er saß. Damals gab es nur Eine Sprache unter den Menschen. Die Weißen fügten etwas zusammen und stellten es aufs Wasser. (Konfusion der Erinnerung an die Arche und der Erinnerung an die ersten europäischen Schiffe.) Sie fuhren in's Land der Schwarzen, und ehe sie von diesen sich trennten, machten sie einen Versuch, in den Himmel zu steigen; sie thürmten alle ihre Fusu-Mörser zu einem Thurm übereinander; da gerade noch Ein Mörser fehlte, nahmen sie den untersten heraus, um ihn oben aufzusetzen, aber nun stürzte, seiner Grundlage beraubt, der ganze Thurm ein, und hätte sie alle erschlagen, wenn sie nicht eiligst geflohen wären; sie zerstreuten sich über die Erde, und so entstand die Menge verschiedener Sprachen. — D) Borebore spielt, wie schon bemerkt, noch in einer andern Sage der Otschi's eine Rolle. Gott sandte Adomankama und Borebore mit dem Auftrag aus, die wjase (Erde) zu erschaffen. Schlaflos und in nie rastender Bewegung zogen sie durch alle Gegenden, bis sie zum Efoo „schwarzen Affen" kamen, der sie verleitete, mit ihm zu essen und bei ihm zu übernachten. Vom Schlaf erwacht, trennten sie sich; Borebore ging nach Afrika und erschuf die dortigen Erzeugnisse; Adomankama theilte mit einem Kuhschwanz das Meer, ging nach Europa, und schuf alle dortigen Dinge. Die Sage läuft dann selbst in einen Kuhschwanz aus, indem sie berichtet, daß Adomankama später auf einem Schiffe nach Afrika fuhr und den Negern den

Branntwein brachte, was natürlich jüngere Zuthat ist. In der ursprünglichen Sage stehen Adomankama und Borebore offenbar mit der Trennung der Menschenrassen in Beziehung, sind also den Söhnen Noah's oder Manu's parallel (und in Ado-mankama könnte sogar der Man-u stecken). Die nachsintfluthliche Erdgestaltung ist aber hier, wie bei so vielen Völkern, mit der ersten Weltschöpfung konfundirt, daher jene beiden zugleich als Diener Gottes bei der ursprünglichen Schöpfung erscheinen. Borebore wird von Mader vom Otschi-Worte bo „schaffen" abgeleitet, welches mit Sskr. bhu urverwandt erscheint; durch den Auslaut r erinnert er aber noch viel auffallender an den Buri und Börr der skandinavischen Sage (§ 260), welcher dem Noah der biblischen Urtradition entspricht, und dessen Name von der Urwurzel Sskr. bhr, *φέρειν*, l. ferre, goth. bairan, ahd. bëran, kelt. ber, biur, hebr. ברא (und בר Sohn") mongol. bari (bringen, geben) abzuleiten ist. Borebore scheint aber in der ursprünglichen Sage bei den Negern nicht so sehr dem Noah, als dem Adam entsprochen zu haben, oder es sind die Gestalten Adam's und Noah's in ihm zusammengeflossen. Der Ungehorsam, zu dem er sich durch den „schwarzen Affen" verführen läßt, erinnert wieder an den Sündenfall. — E) Ich schließe hier die Sage eines anderen Volkes der Goldküste, der Aschanti's, an.[10]) Am Anfang schuf Gott drei weiße und drei schwarze Paare, und ließ ihnen die Wahl zwischen Gut und Uebel, indem er einen Flaschenkürbis und ein versiegeltes Blatt auf die Erde legte. Die Schwarzen wählten den Kürbis, fanden darin aber nur ein Stück Gold und ein Stück Eisen und andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen nahmen das versiegelte Papier, und das sagte ihnen alles. Da nun Gott den Schwarzen zürnte, wandten sie sich von ihm ab, und dienten den untergeordneten Geistern, die den Flüssen, Bergen und Wäldern vorstehen. — Diese Sage in dieser Gestalt ist offenbar jung; nicht vor der Ankunft der Europäer und sichtlich unter dem Eindruck der Verwunderung über die Schreib- und Lesekunst der letzteren hat sie diese Form angenommen; aber den Kern bildet wieder die in Tonga und in Amerika wie bei den Otschi's sich wiederfindende Ursage von dem weißen und schwarzen Bruder, und überdies spricht

[10]) Bowdik, mission from Cap coast castle to Ashantee, London 1819, p. 344.

sich in ihr das Bewußtsein aus, daß der Fetischdienst ein sekundäres Religionsstadium ist, dem die Verehrung Eines Gottes voranging; und für den Gottesbegriff besitzt die Ashantisprache ein Wort.

Der oberste Gott der Joruba's, Shango, war Gott des Blitzes und Donners. Die Egba's verehren einen guten Gott Obbatalla, dem der böse Gott Shugudu gegenübersteht, die Nupi's einen höchsten Gott Soko, der vielleicht wieder mit dem Shango der Joruba's identisch ist. (Die Namen Zambi, Shango, Soko bilden eine etymologische Kette.) Die Neger des Bonny Landes nennen ihre Tempel Uru-Häuser (uru-wara) oder im Ebo-Dialekt Häuser des Ara (olo ab-ara), haben also ein Gottesappellativum uru, ara.

Kap. IV. Die Völker und Horden Amerika's.

§ 279. Einleitendes.

Ueber die Religionsgeschichte der Urvölker Amerika's existirt ein mit großem Fleiße gearbeitetes, gleichwohl aber nur als Materialiensammlung brauchbares Werk. J. G. Müller in Basel in seinen „Amerikanischen Urreligionen" (Basel 1855) hat zwar in der Vorrede versichert, daß er ohne vorgefaßte Meinungen ganz nur den Thatbefund auf sich wirken lasse; in der Ausführung hat er aber das Gegentheil gethan und den Thatbefund ganz und gar in die Schablone eines Schemas aprioristisch mitgebrachter Meinungen gezwängt. Sein Grundfehler ist, daß er jede Frage nach einem historischen Zusammenhange jener Völker und Religionen mit Völkern und Religionen der alten Welt perhorreszirt, und das Entstehen der amerik. Religionen einseitig aus physikalischen Ursachen herleitet. In kalten Klimaten mußte sich seiner Meinung nach Gespensterglaube und Schamanenthum, in warmen aber Sonnendienst bilden. (Das würde für Senegambien ein sehr kaltes Klima voraussetzen! vgl. § 278. Wie weit man mit solchen aprioristischen Konstruktionen kommt, dafür hat Fr. v. Erdmann — siehe § 260 Anm. 3 — ein warnendes Beispiel geliefert.) Der „große Geist" der Rothhäute ist nach J. G. Müller nur der Oberherr der Gespenster, und gar seltsam nimmt es sich aus, wenn Müller mühselig erst beweist, daß jener große Geist

nicht der Gott der Christen sei! Freilich ist das Petrefakt einer Palme nicht die lebende Palme, aber es zeugt doch von dem einstigen Vorhandengewesensein einer lebenden. Die Sagen der Peruaner, Tolteken und anderer Stämme von fremden Einwanderern, welche Kultur und Sonnendienst in's Land gebracht, mögen noch so klar und bestimmt sein — J. G. Müller reduzirt sie alle auf einen (apriori konstruirten) Sonnenmythus, in welchem der Sonnengott als Gott und Urheber des Ackerbaus dargestellt werde; sogar aus dem skandinavischen Odhinn macht er gelegentlich einen Sonnengott!! Noch so bestimmt mögen die verschiedensten amerikanischen Stämme von einer Sintfluth wissen, die das schon existirende Menschengeschlecht betraf, und aus welcher nur Ein Paar sich rettete — für J. G. Müller sind diese Traditionen nur kosmogonische Philosopheme, um die Entstehung der Welt aus Wasser zu erklären (als ob jene Indianerstämme mit solchen Problemen sich den Kopf zerbrochen und aus lauter Thales'en bestanden hätten!) Die Thierattribute der Götter hält er für die ursprünglichen Gestalten, unter denen man sich die Götter gedacht habe; die Vorstellung menschlich gestalteter Götter sei überall erst später hinzugewachsen. — Die mexikanische Priesterschaft kann der buddhistischen bis in's Detail ihrer Tracht und ihrer Möndsorden und Seminare noch so ähnlich sein — im Inkareiche können sich chinesische Sitten und Institutionen und religiöse Zerimonien noch so treu bis in's einzelnste abspiegeln — an Einwanderungen aus Asien soll gleichwohl bei Leibe nicht gedacht werden dürfen! Das sind Grillen, aber keine Geschichte. Dankenswerth bleibt immer der Ameisenfleiß, womit J. G. Müller aus einer sehr reichen, sehr zerstreuten und theilweise schwer zugänglichen Literatur das Material für eine wissenschaftliche Untersuchung, wenn auch nur als ordnungslose Spreu und Späne, zusammengetragen hat. — Wenn ich mich nun anschicke, dies Material zu verarbeiten (wobei es in der Regel genügt, auf die betreff. Seitenzahl in Müller zu verweisen, wo die Quellen und Gewährsmänner sich sorgfältig angegeben finden), so versteht es sich, daß ich meinerseits die ethnographische Frage nach der Herkunft und Abstammung von der religionsgeschichtlichen nicht trenne, und daß mir für beide die linguistische Untersuchung, für welcher Buschmann's[1]) ausgezeich-

[1]) J. E. O. Buschmann, Spuren der aztek. Sprache im Norden Mexiko's, in den Abh. der Berl. Akad. d. W. 1854, Suppl. Bd. II. Ueber die

nete Leistungen vorliegen, Hebel, ja oft Grundlage ist. In ethnographischer Beziehung hat Rauch[2]) in sehr tüchtiger Weise die Bahn gebrochen. Er hat richtig erkannt, daß man nicht durch irgend ein vereinzelt stehendes Merkmal sich dürfe bestimmen lassen, irgend einem amerikanischen Stamme diese oder jene Abkunft zuzuweisen. Zur anatomisch-physischen Beschaffenheit muß die Verwandtschaft in Sitten und Gebräuchen — zur physischen Möglichkeit einer Wanderung oder Schiffahrt von dem muthmaßlichen Stammlande nach dem amerikanischen Wohnsitz muß die historische Kunde, sei es auch nur in Form einer Sage, sich gesellen. Wenn nun vollends die so gewonnenen Ergebnisse auch noch durch die sichtliche Verwandtschaft der Religion bestätigt werden, wenn z. B. der Monddienst in Verbindung mit Hurerei sich gerade bei solchen Stämmen der nach Afrika schauenden Ostküste findet, deren Schädelbau und dunkle Farbe auf nordafrikanischen (libyschen) Ursprung deutet, hingegen ein treues Konterfei chinesischer Sitte und Verfassung und chinesischen Sonnendienstes bei einem westlichen Stamme heller Farbe und schiefstehender Augen — so erhalten die gewonnenen Ergebnisse eine um so glänzendere Bestätigung. Daß die von den Entdeckern Amerika's vorgefundene Bevölkerung aus Stämmen sehr verschiedener Abkunft gemischt war, geht schon aus der Farbe hervor. Wir haben § 125, Anm. 1, uns an der Hand von Thatsachen überzeugt, daß gleiche Farbe noch nicht auf gleiche Abstammung schließen läßt; um so sicherer aber läßt Verschiedenheit der Farbe in gleichem Lande und Klima auf Verschiedenheit der Abstammung schließen. Wenn wir nun in Kalifornien neben der Masse der übrigen dortigen Stämme, welche dunkelfarbig sind und (nach Rollin und Prichard) Negerschädel und kurze gedrückte Nasen haben, den hellfarbigen Stamm der Mona's[3]) — wenn wir an der Nordküste Südamerika's neben den dunklen, eine Mondgöttin verehrenden Karib's (Karaiben) die hellen schmalnasigen Guarani's — am Amazonenstrome neben den schwarzen Amagua's die hellen schief-

---

aztek. Ortsnamen, ebend. 1852. Ueber die athapaskischen Sprachen, ebend. 1859. Die Völker und Sprachen Neumexiko's, ebend. 1857, S. 209 ff.

[2]) P. M. Rauch, die Einheit des Menschengeschlechts, Augsb. 1837, S. 266—366.

[3]) Rauch S, 278.

äugigen Botokuden finden, die sich selbst Aimares nannten,[4]) und hiemit, ohne es zu wissen, von ihrer Stammverwandtschaft mit der peruanischen Aimares am Titikakasee Zeugnis gaben — so ist ja durch diese und analoge Vorkommnisse die Thatsache erwiesen, daß Völker sehr verschiedener Abstammung in Amerika eingewandert sind und sich zwischen einander geschoben, hin und wieder natürlich auch mit einander vermischt haben. Es fragt sich schließlich nur noch, welches Gewicht bei dieser Untersuchung auf die Sprachen und Sprachverwandtschaft der einzelnen Volksstämme zu legen sei. Stämme, welche bei räumlicher Entfernung gleichwohl die nämliche oder eine sehr ähnliche Sprache reden oder wenigstens wichtige Wurzelwörter mit einander gemein haben, beweisen dadurch gewiß ihre Stammverwandtschaft.[5]) Dagegen liefert Verschiedenheit der Sprache noch keinen unbedingten Beweis gegen Gleichheit der Abkunft. Bei den Sprachen verwilderter oder auch nur halbwilder Völker findet nämlich nachweislich ein merkwürdiger Prozess rascher und meist regelloser Lautveränderung und einer bis zur Unkenntlichkeit gehenden Sprachverwandlung statt. Die Vergleichung der griechischen Dialekte mit einander zeigt uns schon eine Vertauschung der Gutturalen und Labialen (ποῖος, jonisch κοῖος ꝛc.), unter den keltischen Sprachen hat die wälische fast konstant die Gutturalen in Labialen umgewandelt; aber was ist dies im Vergleich mit den Lautwechseln, welche in der barmanischen Sprache (trotzdem, daß diese als eine isolirende keinen Anlaß hat, die Wurzelstämme durch Flexion oder Agglutination zu ändern) eingetreten sind. Dort weicht die jetzige Sprache (als Aussprache) von der in der Schrift fixirten ehemaligen völlig ab;[6]) aus kak ist tet, aus kri ist shi, aus kra kya, aus thang thi ꝛc. geworden. Wie muß es nun vollends mit den agglutinirenden Sprachen Amerika's ergangen sein, welche ohnehin bei der Agglutinirung die einzelnen Wurzelwörter auf das seltsamste und willkürlichste zu verstümmeln pflegen![7]) Mit welcher Raschheit nun

---

[4]) Müller S. 241.

[5]) So hat schon Buschmann die Sprach- und Stammverwandtschaft der sonorischen Stämme, so wiederum die der athapaskischen erwiesen.

[6]) W. v. Humboldt, ges. Werke, VI, 343 Vgl. oben § 264.

[7]) Die Delaware-Sprache verbindet z. B. ki du, wulit hübsch, wichgat Pfote, schis klein, zu: kuligatschis „dein hübsches Pfötchen" — naten holen,

aber solche Sprachen sich bis zur Unkenntlichkeit verändern, d. i. in völlig andere umwandeln, davon geben Moffat[8]) und Tschudi[9]) die merkwürdigsten Beispiele. Einzelne Rotten von Indianern, berichtet Tschudi, lösen sich vom Hauptstamm ab, ziehen in entfernte Gegenden, und bilden sich dort gewissermaßen eine neue Sprache, wenigstens ein Idiom, das einen ganz neuen Wortreichthum enthält und vom Mutterstamme nicht verstanden wird. Hiezu kommt noch vollends die Sprachmischung, wenn ein Stamm mit einem fremden Stamme anderer Abkunft sei es in friedlichem Tauschhandel verkehrt, sei es als unterjochter zusammenwohnt. Also nur positive Beweise für Stammverwandtschaft oder mindestens geschichtlich-nahe Berührung, nicht negative gegen beides, lassen aus den Sprachen sich entnehmen.[10]) — Indem wir nun unter Anwendung obiger Kriterien die Urbevölkerung Amerika's wissenschaftlich untersuchen, finden wir eine sechsfache Einwanderung, durch welche Amerika bevölkert wurde. 1. Den Grundstock der Bevölkerung scheinen malaiische Stämme (in Verbindung mit unterjochten oder vor ihnen her fliehenden melanesischen) gebildet zu haben, etwa 1600—1400 v. Chr., von denen die Araukaner, Patagonier, die Urkalifornier, die Koluschen am Orinoko und die älteste Urbevölkerung Peru's (die der dortigen Steinzeit) abstammt, und deren Blut außerdem in vielen Misch-Stämmen fließt. 2. Mag man es als zweifelhaft betrachten, ob schon phönizische Schiffe (noch vor 600 v. Chr.) die Küste Amerika's berührt haben, so ist doch mit Sicherheit nachzuweisen, daß (etwa um 600 n. Chr.) nord-

---

amochol Boot, zu nadhol-ineen „boot-hole uns“ d. h. hole uns im Boote — nayundam Last tragen, awesis Thier, zu nanayung-es Lastthier. Humb. a. a. O. S. 323.

8) Moffat, missionary labours in Africa, London 1842.

9) Tschudi, die Kechuassprache I, 8. Vgl. Rauch S. 303.

10) Buschmann, Spuren ꝛc. sagt S 39: „Ich würde nur den allgemeinen Typus der tausendfach gespaltenen Sprachwelt des unermeßlichen Erdtheils zu erklären unternehmen. Den Inhalt einer solchen Lösung habe ich schon . . . . durch einzelne Vermuthungen angedeutet; sie gehen hin auf die durch Naturverhältnisse, durch Sitten und Lebensweise, durch die Feindschaft der rohen Menschennatur hervorgebrachte unendliche Spaltung, Absonderung, Entfremdung und Abstoßung der amerik. Völker und kleinsten Menschenhaufen; auf das Gegentheil davon, die manchfaltigste Vermischung durch Befreundung, wie auf absichtlich gewaltsame Sprachveränderung und Entstellung, endlich auf willkürliche Spracherfindung.“

afrikanische Seeräuber (Berbern) nach Brasilien verschlagen wurden, von denen die Amagua's, Karaiben, Tscharrua's u. a. abstammen. 3. Aus der mongolischen Völkerfamilie und zwar aus Japan, kamen schon etwas früher (um 100 n. Chr.) zivilisirte Stämme, welche Tschiapa, überhaupt Zentralamerika besetzten, in Bogota die beiden Muiska-Reiche und in Peru das altperuanische Reich gründeten. Ein von ihnen sich ablösender, dem nomadischen Jagdleben und der Verwilderung verfallener Stamm sind die Botokuden. 4. Etwas später (wahrscheinlich 500 n. Chr.) ist aus China oder dessen nächsten Umgebungen ein Volksstamm über Kalifornien in Mexiko eingerückt, hat dort das Toltekenreich gegründet, wurde um 1290 von neuen Ankömmlingen südwärts gedrängt, und gründete in Peru das Inkareich. 5. Tschuktschische Stämme, von den Mongolen unter Dshingischan gedrängt, flohen um 1200 n. Chr. über die Aleuten nach Nordamerika, wo sie als Tschitschimeken erschienen, und von denen auch die Mandan's, die Menominis (östl. vom Felsengebirg) und die kalifornischen Mona's abzuleiten sind. Bald nachher (1282) folgte ihnen ein aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes, mit Buddhismus und chinesischer Zivilisation äußerlich tingirtes Mongolenheer aus dem, den Mongolen damals unterworfenen China, ein Heer, das unter dem Namen der Nahuatlakenstämme (darunter die Azteken) in Mexiko auftritt. 6. Finnotatarische Stämme kamen im 13. Jahrhundert über Kamtschatka in den Norden, bevölkerten Grönland, drängten die (malaiischen) Alligewi's und später die Azteken südwärts, und mischten sich mit der malaiischen Urbevölkerung zu den beiden Hauptsippen der Rothhäute: den Delawaren und den Mengwe's. — Jede dieser sechs Einwanderungen wird nun nachgewiesen und bei jeder derselben sogleich auch der religionsgeschichtliche Befund beigefügt werden.

A. Malaiisch-polynesische Einwanderung 1600—1400 v. Chr.

§ 280. Nachweis dieser Einwanderung.

A) Daß die Malaien geschickte Seefahrer gewesen und verhältnismäßig weite Fahrten unternahmen, und daß durch sie Polynesien bevölkert worden, ist schon § 270 gezeigt. Damit ist nun aber die Möglichkeit gegeben, daß Malaien nach Amerika gelangen konnten;

ein Volk das sich über einen Raum von 2550 geogr. Meilen Länge (von Madagaskar bis Hawaii) ausgebreitet hatte, konnte auch vollends noch die 600 Meilen von dort nach Kalifornien durchschiffen, und wenn nicht freiwillig, doch desto gewisser unfreiwillig. Der nordpazifische Meeresstrom führt von den polynesischen Inseln direkt nach Nordkalifornien, und im kalifornischen Golf werden fortwährend Wracke von Booten, Baumstämmen und Seegräser, die aus Polynesien kommen, an die Küste getrieben. Andrerseits geht im Süden des stillen Ozeans der Südpolarstrom an der Osterinsel vorüber und von da nach Chili. Schiffe oder Boote, die in einen dieser beiden Ströme geriethen, wurden unausbleiblich entweder nach Kalifornien oder nach Chili verschlagen. — B) Nun finden sich in der That gerade in diesen beiden Ländern Indianerstämme, die in auffallender Weise den malaiisch-polynesischen Typus tragen. In Kalifornien fand Pickering[1]) (neben den, wie wir sehen werden: später eingewanderten mongolischen Stämmen der sonorischen Sprach- und Volksfamilie) Stämme dunklerer Farbe, deren Bau und Gesichtsbildung durchaus polynesisch war. Ebenso Jaquinot.[2]) Von Kalifornien haben sich diese Stämme der Westküste entlang südwärts verbreitet; in Akapulko (S.W.küste Mexiko's) fand Chamberlain (Missionar auf Hawaii) Eingeborene, deren polynesischer Habitus ihm auffiel; ebenso Kapitän Hall, Bory de St. Vincent, Ellis und A. v. Humboldt die ganze Westküste herab.[3]) Die Indianer Neuspaniens haben die braune Haut, die kleinen Hände und Füße und den schlanken Bau der Polynesier. Malaiische Diener, von Smith nach Neu-Jersey mitgebracht, erstaunten beim Anblick der dortigen Indianer, und diese über sie, wegen der gegenseitigen Aehnlichkeit.[4]) Bis nach Feuerland erstreckt sich dieselbe.[5]) — C) Zu der Gleichheit des Körperbaues gesellt sich die der Sitten, und diese beweist uns, daß malaiisch-polynesische Stämme nicht nur der Westküste ihre Urbe-

---

[1]) Pickering, the races of man, p. 100—108.

[2]) Jaquinot, annuaire des voyages, 1846, p. 179.

[3]) Hall bei Pickering p. 113. Bory „der Mensch", Weimar 1827, S. 170. Ellis, Polynesian researches I, 121. Alex. v. Humboldt, Reisen in die Aequinoktialgegenden, Th. II. Vgl. Rauch Einh. d. Mensch. S 349 f.

[4]) Smith, essay, p. 217. Assal, Nachrichten über die früheren Einw. Nordamerika's, S. 85.

[5]) Lin. Martin, Naturgeschichte des Menschen, S. 343.

völkerung gegeben sondern sich auch, durch spätere Ankömmlinge gedrängt und versprengt, oder durch eigene Wanderlust getrieben, sowohl in Nord- als in Südamerika weit nach Osten verzweigt haben. Entschieden-polynesische Sitten finden sich nicht bloß von der Westküste von Kalifornien an bis nach Araukanien und Patagonien, sondern auch bei den Natsches und Krieks, bei den Irokesen und Dakotah's (Sioux) auch den Koloschen (am Norfolksund) sowie bei einzelnen Stämmen am Orinoko. Die Sitte, sich die Haare zu scheeren bis auf eine einzige Locke, ist nicht entscheidend; sie ist in Polynesien verbreitet, kam aber (nach Herodot) auch schon bei einzelnen seiner „skythischen" (d. h. bei ugrotatarischen, vielleicht auch tungusisch-mongolischen) Völkerschaften und kommt heute noch bei Tataren und Kalmüken vor. Entscheidender ist die Bemalung des Körpers mit lebhaften Farben, die Durchstechung des Ohrläppchens und Behängung mit schweren Zieraten. Die Araukaner nebst manchen Nachbarstämmen tragen über den Kopf gehängt den Pontscho, der aufs genaueste dem Tiputa der Tahitier gleicht.[6]) Beide Völker haben die nämliche Art der Bewaffnung; beide sowie die meisten der als „Rothhäute" bezeichneten Indianerstämme Nordamerika's bewahren den Skalp (Kopfhaut) der getöteten Feinde als Siegstropäe. Wie auf vielen Südsee-Inseln, so wird bei den altkalifornischen Wilden, um einen Totkranken zu retten, einem Kinde der kleine Finger abgeschnitten.[7]) Wie dort, so werden hier die Leichname theils in sitzender Stellung begraben — so wurde in Durango im N.-O. von Mexiko, 1818 eine Höhle entdeckt, worin über tausend wohlerhaltene Indianerleichen am Boden saßen, die Hände über's Knie gefaltet[8]) — theils in ein Boot gelegt und dies zwischen zwei Bäumen aufgehängt. Am San Sakramento in Neukalifornien tragen die Weiber den Maro, ganz wie in Polynesien.[9]) Die Indianer Altkaliforniens gingen, als das Land von den Europäern zuerst betreten wurde, nackt, die Männer völlig, die Weiber mit einem Gurt — ähnlich wie auf vielen polynesischen Inseln. Das Tättowiren ist nicht nur überhaupt polynesische Sitte, sondern am Bodega-Hafen fand Vancouver die Weiber genau ebenso tättowirt, wie auf den Sand-

[6]) Ellis I, 182.
[7]) Waitz, Anthropol. IV, 250.
[8]) Buschmann, Spuren der azt. Sprache ꝛc. S. 183.
[9]) Smith, 238, Ellis I, 178.

witschs-Inseln. Bei den Assinoboinern, wie auf den Marquesas-Inseln befindet sich vor jedem Dorfe ein gepflasterter Platz für die Versammlungen.[10] In Oberkalifornien tragen die Weiber eine Nadel im Haar wie auf den Fidshi-Inseln, und der Federkopfputz gleicht dem von Hawaii. Die Azteken in Mexiko waren ausgezeichnet in der Kunst der Federstickerei (Gewänder und Teppiche von Federn zusammengesetzt, Muster und ganze Bilder darstellend); sie scheinen diese Kunst aber von einem vorgefundenen Stamme älterer Einwohner gelernt zu haben; denn man hat in Nordamerika Mumien mit solchen Federkleidern gefunden, die nicht wohl aztekischen Ursprungs sein können, vielmehr einem polynesischen Stamme angehört haben müssen, da in Polynesien jene Kunst der Federstickerei zu Hause ist.[11] Die künstlichen Schnitzereien der Koluschen finden sich ebenso in Polynesien wieder. — Am Orinoko schießen die Indianer ihre vergifteten Pfeile durch eine lange Röhre ab; ganz ebenso die Malaien im indischen Archipel; bei diesen heißt die Röhre sarbacane, bei jenen sgaravatana;[12] das c ist in t verwandelt; im übrigen ist es das gleiche Wort. Die Polynesier bereiten aus dem piper amethysticum das berauschende Getränk „kava“, indem alte Weiber die Wurzel dieses Gewächses kauen, dann ausspeien, und einen Aufguß über das Gespieene in Gährung übergehen lassen. Aber genau ebenso bereiten die Tupi's ihr kaveng oder kavan oder kaönin aus angebrühtem Mais, der von alten Weibern gekaut wird, und südamerikanische Indianer bereiten genau ebenso aus angebrühtem, von alten Weibern gekauten Kassada ein berauschendes Getränk.[13] — Bei den Dakotah's, Irokesen und Huronen wählt jede Familie ein Thier oder eine Pflanze zum Wappen und Schutz, und darf dann von

---

10) Jaquinot 182.

11) Assal, S. 65 und 95.

12) Bradford, American antiquities p. 416.

13) Waitz Anthropol. III, 423. Kotzebue, Reisen, II, 42. Globus VII, 204. Gerland, das Aussterben der Naturvölker S. 42 ff. Auch in Tschittatong (an der barmanischen Grenze in Hinterindien) fand E. Hildebrandt (Reise um die Erde I, 115) diesen Brauch, der auch dort jedenfalls malaiischen Ursprungs ist; das Getränk wird dort tschitscha genannt, vom jav. Stamme tschotschot „Mund, essen, trinken.“ Das gleiche Wort findet sich in Peru wieder, s. § 294. — Kava, kavan hängt mit der polyn. Wrzl. kai, kain, ky „kauen“ zusammen. Und eben diese Wrzl. mag wieder dem javan. tschotsch — zu Grunde liegen.

dieser Gattung keines töten oder essen; dieselbe Sitte findet sich in Australien, wo das Wort kobong zur Bezeichnung jenes Thieres oder Gewächses existirt[14]); aber auch das tabu der Polynesier ist gleichartig. Ueberhaupt scheinen (vor den Polynesiern her oder von ihnen unterjocht) auch Melanesier nach Amerika gelangt zu sein. Die Sitte der Papua's, sich beim Eintritt in's Mannesalter einen der oberen Schneidezähne auszuziehen, fand Skyring bei patagonischen Stämmen wieder, und der Körperbau der Pescheräh's erinnert genugsam an den der Papua's. — D) Die Sage der Tonga-Malaien, daß zwei Töchter des Halbgottes Langi, während ihr Vater einer Götterversammlung beiwohnte, wider seinen Befehl auf die Erde gingen, und dafür mit dem Tode bestraft wurden, findet sich, wie schon W. v. Humboldt[15]) bemerkt hat, bei den Tamanaken am Orinoko wieder, nämlich als Sage von Amalivaka, der seinen reiselustigen Töchtern die Füße zerbricht, damit sie zu Hause bleiben. — E) Es versteht sich nun von selbst, daß wir nicht eine einmalige, sondern verschiedene wiederholte Einwanderungen (Verschlagungen) malaiisch-polynesischer sowie melanesischer Stämme nach Amerika voraussetzen, und ebenso, daß wir die obengenannten amerikanischen Stämme keineswegs für reine, ungemischte Malaien oder Polynesier zu erklären gemeint sind. Mischungen mancher Art sowohl mit den Melanesiern als mit Stämmen anderer Abkunft, die auf andern Wegen später nach Amerika gekommen, haben gewiß stattgefunden, aber so, daß bei den obengenannten Stämmen die malaiisch-polynesischen Sitten durchgedrungen sind, die denn auch auf ein Vorherrschen des polynesischen Blutes schließen lassen, und dies vollends da, wo auch der körperliche Habitus ein deutlich polynesischer geblieben ist. — F) Diese malaiisch-polynesische Bevölkerung scheint aber die älteste Bevölkerung Amerika's gewesen zu sein. Die Malaien wanderten den mongolischen Völkerstämmen voran nach Südosten; wir dürfen muthmaßen, daß sie spätestens um 2200 v. Chr. die Sundainseln, um 1800 v. Chr. Polynesien bevölkerten und zwischen 1600 und 1400 v. Chr. schon nach Amerika kamen. Diese Muthmaßung empfiehlt sich nicht bloß darum, weil die Schifffahrtskunst und der Unternehmungsgeist der Malaio-Polynesier in späteren Zeiten sank (womit ein späteres unfreiwilliges Verschlagenwerden ver-

---

[14]) Prichard, Naturgesch. des Menschengeschl. IV, 282.
[15]) Werke, IV, 454.

einzelter Boote nach Amerika freilich nicht ausgeschlossen ist) sondern aus noch mehreren andern Gründen. Vor allem haben die sogenannten „Kulturvölker" japanischer und chinesischer Abkunft, welche wir § 286 ff. und 291 ff. werden kennen lernen, sammt und sonders die Tradition, daß sie eine wildere, unzivilisirtere Bevölkerung schon vorgefunden hätten. Und in der That ist in Peru der Kulturperiode des altperuanischen Reiches der Aimares eine Steinzeit vorangegangen.[16]) Zweitens aber gehören die sämmtlichen amerikanischen Sprachen, — wenn wir von denen jener Kulturvölker (der Ketschuasprache in Peru, einigen zentralamerikanischen Sprachen, dem sonorisch-nahuatlakischen Sprachstamme und der Kaddusprache) absehen, bei denen sich größere oder geringere Spuren feineren Sprachbaus finden — sammt und sonders ihrem Sprachbau nach zu der Klasse der agglutinirenden Sprachen (§ 256 Anm. 1), und zwar der nämlichen roheren Gattung, die bei den Malaien und Polynesiern die herrschende ist. Nach einer Gleichheit des Sprachschatzes zwischen diesen amerikanischen und den malaiopolynesischen Sprachen zu suchen, würde (vgl. § 279) ein unverständiges Mühen sein; die Wörter sind bei jenen wilden Völkern in unaufhörlicher Umbildung begriffen; erstlich in lautlicher, sodaß die nämliche Wurzel ihre Buchstaben ändert,[17]) zweitens so, daß homonyme Wurzeln zur Verdeutlichung ihres Sinnes je mit einer synonymen zusammengesetzt und (oft bis zur Unkenntlichkeit) verschmolzen werden, von dem so gebildeten Worte dann aber wieder Bestandtheile verschluckt und abgeworfen und dann neue Komposita gebildet werden. Diese Sprachen verhalten sich zu den Sprachen der Kulturvölker der alten Welt, wie der Kies, Grus und Sand der Flüsse zu dem geschichteten oder krystallinischen Gestein der Gebirge. Das verschiedenartigste ist in zerriebenem Zustande darin zusammengeführt. Nur um so bedeutsamer ist es, wenn in solchem Grus sich gleichwohl hin und wieder noch erkennbare Stücke finden. So fand Ellis in der

---

[16]) Rougemont, Bronzezeit S. 26.

[17]) So selbst in der edleren sonorischen Sprachfamilie. „Dunkel" heißt bei den Komancha's tohop, bei den Wihinascht tuhukwit, bei den Schoschonen tuwit, bei den Sonorern im engern Sinn tucu, tschoca, — „weiß" bei den Kom. toshop, totschza, bei den Schosch. tuschawi, bei den Sonorern tosca, tosa, toa — „Bär" Kom. ochzo, Kora oztet — „Wasser" azt. a-tli, sonor. ah-te, schosch. ooksche — „Hund" azt. tschitschi, schosch. sogoöuk — „Wind" azt. eca-tl, sonor. heicava — „Stein" azt. te-tl, sonor. tim-pa, tupa u. dgl. m.

Sprache der Araukaner zahlreiche neuseeländische Wörter wieder.[18]) Die Portugiesen fanden für die Indigopflanze in Südamerika das Wort anile; nil heißt im Malaischen „blau"; (es stammt aus Sskr. nîla „dunkelblau".) Auch der Dualis, der sich in Malakka, den Philippinen und Neuholland und dann wiederum in Araukanien, Peru, am Orinoko, bei den Totanaken (Veracruz), den Tschirokesen, den Tschaimas und bis nach Grönland hinein findet,[19]) ist beachtenswerth. Ebenso die Existenz eines engeren und weiteren Plural („einige" und „viele" bezeichnend) auf Tahiti und dann wiederum bei den Abiponen in Paraguay und den Mokobi's in Chaco. (S. Anm.) — G) Endlich wird die malaiisch-polynesische Einwanderung bestätigt durch die Kulturpflanzen Amerika's. Die Yamwurzel ist im indischen Archipel daheim und wildwachsend; in Amerika erscheint sie als Kulturpflanze von vielen Indianerstämmen angebaut.[20]). Das gleiche nimmt Bradford von Indigo und Banane an.[21]) Und ebenso durch Baureste. Bekannt sind die aztekischen Pyramidentempel (s. unten § 299), die teocalli. Daß die Azteken nicht malaio-polynesischen Ursprungs sind, steht nun zwar fest; es scheint aber durchaus, daß sie diese Bauform, gerade ebenso wie die Kunst der Federstickerei, von einem Volke polynesischer Abkunft, das sie in Amerika (Kalifornien) vorfanden, erlernt und angenommen haben; denn ebensolche Pyramiden finden sich auf den Inseln der Südsee: in Tahiti und auf den Fidschi-Inseln (s. oben § 272) wo sie morai heißen, sowie wiederum in außer-aztekischen Ländern Amerika's (§ 283). Und diese morai's schließen sich selbst wiederum an den indischen Pagodenbau an. Auch die Muschelhaufen als Reste gehaltener Mahlzeiten finden sich, wie in Australien, so im Feuerland und im Innern Brasiliens, und zwar in ungeheurer Menge.[22]) Auch die polynesische Art der Verfertigung von Waffen aus Quarz und Feuerstein findet sich in Brasilien wieder, wo die Indianer noch heute mittelst Platanen-

[18]) Ellis, II, 46.

[19]) W. v. Humboldt, ges. Werke, VI, 562 ff.

[20]) De Candolle, géographie botanique raisonnée, 1855, II, 280.

[21]) Bradford, Americ. antiquities p. 416. — Die Musa paradisiaca und sapientum hat (nach G. Brown verm. Schriften I, 302 und Grisebach Vegetation der Erde) ihre Heimat in Ostindien, wurde aber bei der Entdeckung Amerika's in Peru, Zentralamerika und Mexiko schon halbwild und wild vorgefunden.

[22]) Rougemont, S. 19.

Holz, Sand und Wasser den Quarz zu durchbohren und zu bearbeiten verstehen.[23])

Anm. Malaiische Wurzeln finden sich in vielen amerikanischen Sprachen. 1) Die Juma's, nördlich vom Gilafluß in Kalifornien. *Her-mai* Knabe, tagal. aro. *Hailpit* Kind, jav. kulup. *Ntaie* Mutter, neuseel. und tahit. matua. *Homaie* Sohn, neuseel. u. tah. tamaidi, hawaiisch kamalii. *Sithl* Bein, jav. sikil. *Weel* Fuß, neuseel. waë. *Klup-wataie* Stern, bugis. witoeng. *Tawawam* Erde, mal. jav. madeg. tana. *Huth-lja* Mond, jav. wulan, bugis. ulöng (haw. la, Licht, Sonne). *Oumút* Hütte, jav. homah. *Ahatlau-o* Meer, mal. luhut, jav. lahut. *Hashacut* Landsee, jav. tasek, bugis. tasik, *Weequateie* Berg, jav. bukit. *Owee* Stein, tah. ofai. *Eesh* Baum, madeg. hazo. *Tasauo* Speise, Fleisch, madeg. tandzah essen, bug. dshuca Fleisch. *Awocope* Hagel, haw. pohacu Stein. *Aa-wo* Feuer, mal. jav. bug. api, tagal. hapon. *Aha* Wasser, mal. ajer. *Otaique* groß, mal. gadang. *Onoeoque* klein, neuseel. nohi-nohi. *Halolk* schlecht, mal. hakal. *Huts-ele* kalt, jav. hatis. *Ep-ele* warm, bug. moböla, jav. panas. *Asee*, *hasue* trinken, madeg. hisnan. *Querquer* sprechen, jav. witscharo (Wrzl. KAR). — 2) Bei den benachbarten Komarikopa's findet sich ganz vereinzelt *tschampapa* vier, mal. ampat. (?) 3) Ueber die Sprache der athapaskischen Stämme, die von der Hudsonsbai bis gegen Mexiko hin sich verzweigen, s. unten § 301 Anm. — 4) Selbst in den sonorischen Sprachen, die einem nicht-malaiischen Stamme angehören (§ 297 Anm.) finden sich doch einzelne malaiische Wurzeln: für Fuß die mal. Wurzel *kuki* (schosch. u. wihinascht) *koegen* (Komanche), *goggui* (südson.) mal. kaki, neben den genuinsonorischen Wrzln. *rag* und *tala*. Ferner *teschcap* Fleisch, bug. dshuca; *tani* fordern, bitten, mal. tana fragen; *tami* wir, mal. kami; *pitschige* glauben, mal. pertschja; *hulidade* Haut mal. kulit; *otose* schicken, mal. hutus; *dubur* Staub, mal. dabu; *huri* leben, jav. hurip; *tapa* hauen, mal. tebbang, teba, tapa; *couyet*, Baum, mal. kaja; *agu* groß, mal. agung; *ica* dieser, mal. iko, hika; *ini* jener mal. ini, *harepo* Wille, jav. harep; *oma* Haus, mal. homa; *tzinna* Tag jav. dhina; *tessek* (Eskim.) See, mal. tasek; *ach* Same, mal. kako; *ilhuica-tl (ilwica)* Himmel, mal. und polyn. langi, *dse (ce)* Eis, jav. tsches, hatis, kalt; *calli*, *cari* Haus, haw. hale, neuseel. ware; *caqui*, *cauque* hören, tagal. paguing; *dse*, *se*, ein(er), mal. se, sa, taha; *eheka*, *eka*, *heka*, *uka* Wind, mal. u. polyn. angin, angi; *mati* wissen, palau madang; *miqui* sterben, polyn. mate; *baa* Wasser, jav. banju, polyn. wai. *Qua* essen, kann an polynes. kai erinnern. — 5) In der Tsoneka-Sprache der Tehueltschen in Patagonien (G. *Chaworth-Musters* „unter den Patagoniern", Jena 1873, S. 338 ff.) klingen folgende Wörter an das Malaiische an: *Kaki* Holz, mal. caju, tagal. cahui; *ketz*, gut, tagal. igui, haw. maikai; *ham-mersh* schlecht, mal. mara, tagal. masama; *ipors* warm, mal. panas, bugis. mapöla, tag. mabanas; *kekosh*, kalt, mal.

[23]) Ebend. S. 18 f.

sejuk, bug. ma-chökek; *talenque* klein, madag. kelik; *pash-lik* hungrig, tah. haw. poia, pololi; *tehonik* Menschen, tong. tangata, tag. bugis. tau, *jank (yank)* Vater, jav. jaja, pak, bugis. am-bak, *janna* Mutter, tag. bugis. ina, jav. bi-jang; *ihallum* Sohn, jav. kulup, madeg. calau (Tochter); *iten* Bruder, mal. jav. adik, hadi; *koque-tra* Kinder, jav. katschung (kachung) mal. kotto; *tal* Zunge, tag. dila, madeg. tela; *tsicc-r* Hände, mal. tangan; *shankence* Füße, jav. sucu; *gengenko* Same, jav. srengenge; *showan* Mond, madeg. tsauon, sawa, Licht; *aaskren* Stern, jav. sasa, madeg. vasia; *tsor* Jahr, mal. taun, tahun, taon, tong. tow; *leï* Wasser, jav. mal. lahut, luut, Meer; *jaik* Feuer, polyn. ahi, awahi; hoshen Wind, (jav. tag. hangin, ?); *pawal* Wolke, tag. papajitin; *paan* Rauch, polyn. po Dunkelheit; *quejomen* Nacht, jav. wengi, bugis. wöni; *jipper* Fleisch (polyn. kai, ai essen, haw. io Fleisch); *tschoi* Rind, mal. dshawî; *gol* Puma, vgl. haw. holo Thier; *oin*, Fisch, mal. ikan, jav. hiwah, tah. haw. ia; *tschorlo* schwarz, jav. tscheleng; *golwin* weiß (vgl. jav. pin-gal, haw. keo); *y-shengs* gehen, mal. song; *amili* kaufen, jav. tag. bili; *quewar* tauschen, haw. kuai, neuseel. oko, tong. fuccu, jav. tuku; *i-muk* töten, tag. tong. mate; *kinskot* reden, jav. handhika. Unter den Zahlwörtern klingt *tschutsche* „eins" an jav. sawitschi, *winikusk* „sechs" an bugis. önöng zweifelhaft an. Zu *gualitschu* „böser Geist" ließe sich das madeg. man-guelo „Krankheit" vergleichen; doch liegt es näher, an haw. wale „allein sein", tong. wale „wahnsinnig", haw. wale-wale „in Gefahr bringen" zu denken. — 6) Sprache der Kotschimi im Norden Kaliforniens: *tejueg* eins, polyn. tahi; *goguo* zwei, polyn. dua, ua; *käna* Vater, haw. kane Mann; *lahai* Vater, mal. madeg. laki, lahi, Ehemann; *ac* Vater, haw. makua; *nada* Mutter, bugis. indok, tag. ina; *wakoe*, *wuktu*, *wägin* Weib, polyn. wahine; *jueta* Blut, jav. getih, neuseel. toto; *aha*, Mund, polyn. waha; *ajibika* Auge, haw. wak sehen; *mimbanga* Name, jav. wewangi, polyn. hingoa; *cucuem* gehen, palau kom; *nagana* Hand, mal. tangan, tag. kamai, *aji-huenen* Haus, tong. abi Wohnung, mal. homa Haus. — 7) In den Sprachen der Pueblo-Stämme in Neu-Mexiko (Tesuque, Zunni u. a.), welche an ugrofinnischen Wurzeln reich sind, findet sich daneben auch eine ziemliche Anzahl malaiischer Wurzeln. a) Tesuque: *koo* essen, polyn. kai; *ojez* Ohr, tong. ongo hören; *peu-ih-qwah* tot, tag. pohe; *paindih* schwarz, polyn. po Nacht; *tairi* Abend, (mal. suri?); *au* Fuß, tah. avae, tong. vae; *eose* Gott, polyn. etoa, atua; *pih* Herz, mal. polyn. poso, fo; *piquai* Berg, mal. bukit (Zumi: *tai-poke*); *taik* (Zumi: *taïko-hanannai*) Licht, bugis. tadshang Tag; *sae* Mann, mal. tong. tauo tau; *poje* Mond (vgl. polyn. po Nacht, und tesuque: *ahgo-jah* Stern, *po-jah* Nachtgestirn); *hiquia-eh* klein, haw. iki; *hiih* sprechen, haw. hai, i; *poh* Wasser, tah. pape (daneben tesuque: *ogh*, Wasser, ugrisch oja); *muaho* Wind, haw. makani. b) Zunni: *klemkai-annai* Eis, haw. anu kalt; *aina*, *iena* töten, bugis. unoi; *tsanna* klein, tong. tschi; *piji* sprechen, bugis. pau; *jai* Weib, polyn. wahine; *quinna* schwarz, bugis. wönni; *waiquinne* Fluß, haw. kapu-wai; *annanai* Herz,

polyn. nanu. Unter den Zahlwörtern sind malaiisch: „vier" tesuk. *ionauh* (haw. kauna) zunni *awite* (tag. apat); „fünf" tesuk. *panau*, zunni *apte* (tah. pae) „sieben" tesuk. *tschae* (mal. tudshu), „neun" tesuk. kuaenou (polyn. chiwa?) Die übrigen sind großentheils ugrofinnisch z. B. „eins" *guih*, ugr. akve; „zwei" *guihjeh*, ugr. kitä; „sechs" *sih*, ugr. seitse; „acht" *kuhbeh*, ugr. kahde; zehn *taheh* ugr. tiz). — Insbesondere aber muß von vornherein die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit festgehalten werden, daß altmalaiische Appellativa, die in den amerikanischen Sprachen absolut oder bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt wurden, sich in den, der Natur der Sache nach stabileren Eigennamen der Götter unverändert oder minder verändert erhalten konnten. Darauf wird in den folgenden §§ unsre besondere Aufmerksamkeit zu richten sein.

§ 281. Spuren malaiischer Religion in verschiedenen Theilen Amerika's.

Welche Elemente in den Religionen der amerikanischen Völker malaiischen Ursprungs seien, läßt sich bestimmen, sofern wir in die alte Urreligion der Malaien, wenigstens der polynesischen einen Einblick gewonnen haben. Freilich hat dies seine Schwierigkeit; denn wie wir im indischen Archipel und in Polynesien auch bei den vom Buddhismus unberührt gebliebenen Stämmen überall nur tiefen Verfall einer früher vorhanden gewesenen Religion finden, so ist dies analogerweise in Amerika bei denjenigen Stämmen der Fall, bei welchen aus ihrem Körperbau und ihren Sitten auf einen starken Theil malaiischen Blutes geschlossen werden muß. Wenn (§ 280) die Errichtung von Pyramidenhügeln eine Sitte der malaiischen Urbewohner Kaliforniens war, so folgt, daß dieselben einen Gottes- oder Götterdienst ähnlich dem der Vorfahren der heutigen Fidshiinsulaner und Tahitier gehabt haben. In Altkalifornien fand Venegas[1]) bei den Indianern zwei Religionsparteien: Anhänger des Niparaja, den er für „Gott" erklärt — und solche des Wac-Tuparan, der als ein Riese und böser Geist ihm beschrieben wurde. Niparaja scheint hienach mit dem „großen Geist" der Rothhäute Aehnlichkeit gehabt zu haben; näheres läßt sich nicht bestimmen, am wenigsten, ob der Niparajadienst malaiischen Ursprungs gewesen. Der Name des Wac-Tuparan erinnert in seinem ersten Bestandtheil an die wacan „Geister" der Irokesen und die wah's der Dakotah's — gerade derjenigen Rothhautstämme, deren Sitten, wenn nicht auf malaiischen Ursprung, doch auf starke Beimischung malaiischen Blutes weisen. Hienach scheint

---

[1]) Buschmann, Völker und Sprachen Neu-Mexiko's, S. 463.

das Wort wac, waca, das zugleich an den Waka-akau-uli der tongischen Sage § 272 erinnert, ein altmalaiisches Gottesappellativum gewesen zu sein (s. Anm. 1). Sicher aber ist der Name Tuparan malaiischen Ursprungs. Im Malaiischen ist tuhan, im Javanischen tuwan das Appellativum zur Bezeichnung des Gottesbegriffes.[2]) Zur Bestätigung des malaiischen Ursprungs des kalifornischen Tuparan (wo ran ein Nominativsuffix oder ein agglutinirtes Prädikat sein kann) dient nun folgender merkwürdige Umstand. Bei den Stämmen der Tupaja-Indianer in Brasilien finden wir den Gott Tupan (in dieser, dem jav. tuwan noch näher stehenden Form), dürfen sonach auch bei jenen Tupaja's malaiische Abkunft oder Beimischung voraussetzen; ihnen ist nun Tupan der Gott schlechthin, und zwar ein unsichtbarer. Er ist's, der in den Wolken donnert, er ists, der die Menschen den Ackerbau gelehrt hat und der die Fluren segnet.[3]) Aber wie der Ackerbau, so ist auch die Tupanverehrung bei jenen Stämmen in Verfall gerathen und in den Hintergrund getreten; in Praxi spielen auch bei ihnen die bösen Geister und die vor ihnen schützenden Zauberer mit der Marika-Flasche die wichtigste Rolle. Und so finden wir denn in dem Tupan der Tupaja's eine Spur, daß bei den malaiischen Stämmen Amerika's ursprünglich Ein Gott, ein unsichtbarer, verehrt worden war. Bei den Kaliforniern hat dieser Tupa-ran bereits selbst — im Gegensatze zu einem offenbar später und von anderen (wahrscheinlich siegreichen) Stämmen importirten Gotte Niparaja — als der unterlegene Gott des unterlegenen Stammes die Qualität eines bösen Geistes angenommen, oder ist von den siegreichen Fremden für einen schlechten und bösen Gott erklärt worden, ein Prozess, zu welchem wir noch viele Analoga finden werden. Furcht vor bösen Geistern findet sich aber in allen in tieferem Verfall begriffenen Religionen der verschiedensten Völker. — Die Araukaner verehren einen Donnergott Thalclave, den sie als einen pillan „Geist", und zwar als guenu-pillan „Himmel-Geist" (droben in oder über den Wolken wohnend) bezeichnen, und der wiederum einen anderen freundlichen pillan, den Meulen, unter sich stehen habe.[4]) Diesem guten Geiste gegenüber steht Guencubu

---

[2]) W. v. Humboldt, Kawisprache, Abh. d. Berl. Akad. d. W. 1832, Th. III, S. 243.

[3]) Müller S. 252 ff.

[4]) Ebend. S. 271.

„Himmels-Kubu“ ein böser Geist, der zugleich Gott des Krieges und des Todes ist, und von dem alles Uebel kommt, der aber auch Orakel gibt. Sein Name erinnert an den ko͞pong, kubong der hamitischen Rasse (§ 278); möglich, daß er der Himmelsgott eines geknechteten melanesischen Stammes war, und von der herrschenden malaiopolynesischen Rasse zu einem bösen Gotte degradirt wurde. Guenkubu erscheint zuweilen sichtbar in Gestalt eines wilden Thieres, und wem er erscheint, dem bedeutet es baldigen Tod. Unter ihm stehen andere böse Geister: Kaagerre, Taguaiba, Temoli, Taubimana, Curupira, Marangigoana, Pictangua, Aucangua[5]) u. a. (offenbar melanesische Gottheiten; marang heißt in der Sprache der den Melanesiern nächstverwandten Kolh's: „groß;“ angua erinnert an kolhisch ankoi „Bruder“). — Aehnlich war die Religion der benachbarten Tsoneken oder Tehueltschen in Patagonien (s. § 282). Bei den Araukanern bezeichnet gen einen guten, malghen oder walitschu, gualitschu einen bösen Geist (s. § 280 Anm. sub 5.) Letztere werden durch Opfergaben besänftigt. Die Patagonier (im weiteren Sinn, die Araukaner und die Penk's inbegriffen) hatten Hexen, vor denen sie sich fürchteten (Weiber, die mit den bösen Geistern im Bunde stehen), ferner den Glauben an Jvunca's d. h. Menschen, die bei Tage in Höhlen leben, Nachts aber sich in Raubvögel verwandeln (analog den Werwölfen); endlich Zauberer, welche die Geister zwingen, ihnen die Kraft zu ertheilen, mit der marica (tamarica), einer Zauberflasche aus Kürbis, sich zu unterreden. Durch diese Flasche werden die Zauberer allmächtig, können auch die Gestalt von Thieren annehmen (Werwolfsage)[6]). Merkwürdig ist nun, daß auch bei den Irokesen die Hexen eine große Rolle spielen und noch heutzutage verbrannt werden[7]). Dagegen ist die Sitte der patagonischen Zauberer, sich durch Tabakrauch in Ekstase zu versetzen, vielen und sehr verschiedenen wilden Völkern Amerika's gemeinsam. — Beachtenswerth ist die Fluthsage der Araukaner[8]), laut welcher bei einer die ganze Erde bedeckenden Fluth einige wenige Menschen sich auf einen Berg mit drei Spitzen retteten, der auf dem Wasser

---

5) Ebend. S. 274.

6) Ebend. S. 275 ff. Ueber den karaibischen Ursprung der marica vgl. unten § 285.

7) Ebend. S. 79 f.

8) Ebend. S. 267.

schwamm und „der blitzende" hieß. Die Erinnerung, daß jene Menschen sich auf einem schwimmenden großen Gegenstande retteten, ist mit der Erinnerung an den Berg, auf welchem dieser Gegenstand landete, konfundirt; die Dreizahl der Spitzen aber scheint auf eine Dreizahl von Menschen, die auf ihnen saßen, hinzudeuten; diese Dreizahl kehrt als die der Söhne des Fluthüberdauerers in den meisten Fluthsagen wieder. — Endlich aber findet sich bei vielen Stämmen der Rothhäute (namentlich der Dakotah's, Irokesen und Huronen) unter dem Namen kobong die religiöse Sitte des malaiischen tabu, des melanesischen kubong (§ 272) wieder.[9] Ist ein Thier oder eine Pflanzenart von einem Stammeshäuptling oder von einem einzelnen Familienhaupte für kobong erklärt, so darf von den Angehörigen des Stammes, resp. der Familie, ein solches Thier nie getötet, eine solche Pflanze nie abgerissen werden. Daß Sache und Wort durch Melanesier, die mit den Malaiopolynesiern in Amerika einwanderten, dorthin gebracht ist, liegt auf platter Hand (vgl. § 275). Bei den in Südamerika einwandernden Melanesiern war „cubu" (s. oben) noch Gottesname, bei den im Norden einwandernden war kubong schon zur Bedeutung des Tabu herabgesunken; die Einwanderung im Norden scheint also später erfolgt zu sein.

Anm. 1. Im Waka-akau-uli der tongischen Sage (§ 272) bedeutet waka „Schiff", und der ganze Name: „Schiff von schwarzem Holz." Aber ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß ein menschliches Individuum „Schiff" genannt worden sein sollte, so paßt dieser Name vollends nicht auf jene, dem Abel entsprechende Sagengestalt. Wir sahen, § 274, daß die Sage vom „Schiff aus schwarzem Holze" gar nicht genuin-malaiischen, sondern kuschitisch-melanesischen Ursprungs ist, und sich auf den Fluthheros, den Noah der Bibel, bezieht. Die Uebertragung des melanesischen Namens des Fluthheros auf den malaiopolynesischen Abel — und somit die Konfusion beider — ist jedenfalls erst sekundär. Gerade der Name Waka kann zu dieser Konfusion Anlaß gegeben haben. Gerade aus dem, bei verschiedenen malaiischen Stämmen Amerikas vorkommenden Gottesappellativum wac, wakan, wah dürfen wir schließen, daß waka ein uraltmalaiisches Wort zur Bezeichnung von Gott und von Halbgöttern (göttlich verehrten Sagenheroen) war. Wak heißt im Hawaiischen „schauen"; als „der Schauende" wurde Gott, als „die schauenden" wurden die Götter bezeichnet. So konnte waka zu einem Prädikate des Abel der tongischen Sage, der den Eigennamen Akau führte (was sich § 287 sub c bestätigen wird) werden. Hörten nun die Tongainsulaner die melanesische Sage von dem Manne, der in einem „Schiffe von schwarzem Tirilholz" die Fluth überstand, und erzählten sie diese Sage in

---

[9]) Prichard Naturgesch. u. Menschengeschl. IV, 282.

ihrer eigenen Sprache sich einander wieder, so konnte der Ausdruck waka-akau-uli sie zu der Konfusion verleiten, den Mann des „Schwarz-Holz-Schiffes" diesen Schwarz-Holz-Schiffer, für Eine Person mit dem Waka Akau ihrer Abel-Sage zu halten. Solche Kombinationen und Konfusionen sind ja in den Sagen wilder Völker ganz gewöhnlich. — In dem Namen Wac Tuparan bei den Altkaliforniern finden wir nun jenes uralte Gottesappellativum waka mit dem javanischen tuwan kombinirt. Möglich, daß die ältesten Ansidler das Wort waka als Wort und Namen für (den Einen) Gott aus Hawai mitgebracht hatten, daß dies wak dann allmählich in Folge polytheistischer Religionsentwicklung zum Eigennamen des obersten Gottes wurde, und spätere Ankömmlinge ihm als Apposition das Appellativum tuwan beifügten: Wac tupa-ran = „Wak der Gott" oder vielleicht „Wak der große Gott" (rai, rahi heißt neuseel. u. tahit „groß".) — Dem Gottesnamen wak- begegnen wir auch noch bei andern amerik. Völkern, deren Sitten auf malaiisches Blut schließen lassen. Die Irokesen (Müller S. 102 ff.) beten als höchsten Gott den Wakon (Wacon-da, Tongo Wakon, Uakon tongo) an; einzelne Irokesenstämme geben ihm das Prädikat Owaineo, Hawai-neo, Yawo-neo, Hauwe-negu, Howe-ne, das an den Namen der Insel Owai erinnert. Dabei brauchen die Irokesen das Wort wac, wakan- und die Dakotah's das Wort wah (mit guttural tönenden h) — zugleich als Appellativum für Götter- und Geisterwesen überhaupt. Der große Geist der Leni-Lenape-Indianer reitet auf einem Vogel Wakon (Chateaubriand I, 192), vgl. damit den taroa mannu „Vogel Geist" der Tahitier (§ 272 Anm.) — Endlich aber finden wir unser Appellativum waka auch in Peru wieder, dort wo wir eine mal. Urbevölkerung am allerersten erwarten dürfen. Zur Zeit des Inkareiches existirte dort (Müller 370 f.) das Wort guaca (sprich: waka), mit welchem (nach Montesino's Zeugnis) die alten abgeschafften Götter des altperuanischen Reiches sowie die Götter fremder Völker im Gegensatze zu den Inka-Göttern bezeichnet wurden. Das Wort war also offenbar ein altes, in Miskredit gekommenes Appellativum für den Gottes- oder Götterbegriff, und nichts steht der Annahme im Wege, daß dasselbe aus der Zeit vor dem altperuanischen Aimaresreiche, nämlich schon von der malaiischen Urbevölkerung, herstamme. — Da wir nun dies Wort überall und in den verschiedensten Theilen Amerika's — von Brasilien bis Kanada, von Peru bis Kalifornien — jedesmal mit deutlichen Spuren malaiischer Sitte, Religion und Abkunft zusammengesellt finden, so dürfte an seinem malaiopolynesischen Ursprung wohl kaum zu zweifeln sein; wenigstens liegt diese Ableitung von haw. wak „sehen" (neuseel. wakka und tong. foekka, „zeigen, sehen lassen") gewiß näher, als eine etwaige Ableitung vom ugrofinn. Donnergotte Ukko (den wir vielmehr als Okki und Hokkan in Amerika wiederfinden werden) oder gar von den eranischen bâgâs (womit vielmehr das sumatranische bogu „Schutzgeist" identisch sein dürfte.)

Anm. 2. Bei den Tamanaken am Orinoko, welche nach § 280 ein entschieden-malaiisches Volk sind, findet sich die Sage: der erste Mensch habe Loguo

geheißen, sei von niemand erschaffen gewesen; vom Himmel niedergestiegen habe er erst die Erde, dann den Mond (vgl. 1 Mos. 1, 1—2 u. 14 ff.) geschaffen, und die Menschen aus seinem Nabel und seinen Schenkeln hervorgehen lassen, deren erster Rakumo war. Er habe lange auf Erden gelebt, sei dann gestorben, nach drei Tagen wieder lebendig geworden und in den Himmel zurückgekehrt. (Müller S. 229.) Rakumon sei in eine Schlange verwandelt worden, die einen Menschenkopf hatte, auf einem Fruchtbaum lebte, von dessen Früchten sie sowohl selbst aß als andern mittheilte. (De la Borde, recueil de divers voyages, 1684, pag. 385; Mejer, mythol. Taschenbuch 1813, 6.) Rakumon sei in einen Stern verwandelt worden, und sei der Gott des Regens (der Fruchtbarkeit). Ferner: sie, die Tamanaken, seien Wilde gewesen, indem sie bloß von Fischen lebten; einer ihrer Greise, Longuo, der der erste Mensch war, habe ein Gebet gen Himmel gerichtet; darauf sei ein weißer Mann erschienen, der ihn gelehrt habe, spitze Steine als Aexte zu gebrauchen, Hütten zu bauen, die Maniokwurzel zu pflanzen und Brod daraus zu bereiten. — Wir legen auf diese Sage, soweit sie die Schöpfung und den Sündenfall betrifft, nicht den allergeringsten Werth. Daß die Tamanaken irgend einem misglückten Missionsversuch oder einer sonstigen Berührung mit Christen (zwischen 1500 und 1684) jene Kunde von dem im Paradies in Menschengestalt erscheinenden Schöpfer und der Schlange u. s. w. verdanken — welche Kunde sie dann mit heidnischen Vorstellungen abenteuerlich durcheinander gewirrt haben — das läßt sich mit Händen greifen; haben sie doch auch eine (ebenso konfuse) Kunde von Christi Auferstehung und Himmelfahrt! Wichtig ist nur, daß sie den ersten Menschen Loguo, Longuo nennen. Dieser Name gehört ebenso, wie der des Regengottes Racumo, den genuin-heidnischen Bestandtheilen dieses Sagenmischmasches an. Loguo kann nicht etwa von λόγος herkommen; den λόγος mit diesem griechischen Ausdruck würden ihnen die papalen Missionare doch wohl schwerlich gepredigt haben (sichtlich vielmehr haben sie ihnen gesagt: „Gott" sei gestorben). Auch zeigt das letzte Stück der Sage, welches sicher echt-tamanakisch ist, daß in ihrer Volkssage der erste Mensch wirklich Loguo hieß. Nun heißt aber „Mensch", „Mann" im Malaiischen und Javanischen laki. Auch liegt es nahe, an den Langi der Tongasage (§ 280) zu denken, der auch eine Art erster Mensch gewesen zu sein scheint, und dessen Sage bei den Tamanaken (s. § 280) wiederkehrt.

§ 282. Die Religion der Tsonecken.

Die Tsoneken[1]) oder Tehneltschen, welche Patagonien vom Rio Negro bis an die Südspitze Amerika's — jetzt nur etwa 1500 Köpfe stark — bewohnen, unterscheiden sich von ihren nördlichen Nachbarn:

---

[1]) Da das mal. t im Tsonekischen mehrfach zu ts geworden ist, so dürfte dem Namen Tsoneke keine andre Wrzl., als das polynesische tane „Mensch" zu Grunde liegen.

den (im südl. Chili lebenden) Araukanern und den mit diesen stammverwandten Pampasindianern oder Penk's, durch stattlicheren Wuchs, dunklere Hautfarbe und der Nacktheit nähere Tracht (Hüftgewand tschikipa; gegen Kälte schützt trotz dem rauhen Klima des Landes nur ein Mantel aus Guanakofellen, der sonst abgelegt wird), Bemalen des Körpers und Tättowiren der Arme. Dies sowie der Wohnsitz auf der Südspitze des amerik. Festlandes, die Gutmüthigkeit und Friedlichkeit des Charakters, und die Sprache (§ 280, Anm. sub 5) lassen in den Tsoneken einen ziemlich rein-malaiischen Stamm erkennen, der von nachrückenden Stämmen so tief in den kalten Süden gedrängt wurde. — Die Feuerländer aber sind wiederum nichts als ein noch weiter südlich versprengter und in dem kalten Klima verkommener Tsonekenstamm[2]), der auch mit den Festlandstsoneken noch in stetem Verkehre steht, dem jedoch ein melanesischer Stamm beigemischt ist, welcher entweder mit den Malaien zugleich oder wahrscheinlicher schon vor ihnen (von ihnen aus Polynesien verdrängt) über die Gallopagosinseln eingewandert war und hier bis in den äußersten Süden gedrängt wurde, wo er unter dem Namen der Pescheräh's erscheint. — Ueber den jetzigen Zustand der Tsoneken gibt Chaworth genaue Kunde[3]). Dieser Marine-Offizier, der ein Jahr lang in Indianerkleidung unter den Tehueltschen gelebt und mit allen ihren Häuptlingen und Stämmen verkehrt hat, hörte keinen Eigennamen eines Gottes mehr nennen; nur von den bösen Geistern, den gualitschu's war die Rede, und auf Befragen erfuhr er auch, daß ein „großer Geist" existire, der gut sei, sich aber um die Menschen nicht viel bekümmere. Diese bekümmern sich denn auch nicht um ihn, nur um die (bösen) gualitschu. Im Fall einer gefährlichen Erkrankung wird ein nächtlicher Scheinkampf mit Luftschüssen und Waffengerassel gegen sie aufgeführt[4]); jedes Lager hat seinen besonderen bösen Lager-Gwalitschu; andere hausen in Wäldern, Flüssen, Felsen, und müssen, wenn man dem Orte naht, durch Begrüßung und Beschwörung unschädlich gemacht werden. Bei jeder Geburt, jedem wichtigen guten oder schlimmen Ereignis werden dem Gwalitschu Thiere (jetzt Pferde, die aber erst von den Spaniern in's Land gebracht sind) oder Menschenblut in Form von Aderlässen und Ritzungen geopfert. Dem Zauberer

[2]) Berghaus allg. L. u. V. K. VI, S. 241.
[3]) Chaworth-Musters, „Unter den Patagoniern" 1869.
[4]) Chaworth S. 270.

zeigen sich die Gwalitschu's in Gestalt von Thieren (Guanako's, Puma's, Straußen, Geiern u. s. w.) Aus Erkrankten sucht er den bösen Geist durch Anschreien, Saugen und andere Zaubermittel herauszutreiben. Auf den Gräbern der Verstorbenen werden Steinhaufen errichtet. Unter den 1500 Tsoneken, die von der Bevölkerung Patagoniens übriggeblieben sind, und durch innere und äußere Fehden und durch die Blattern immer mehr dezimirt werden, herrscht Trunksucht und Spielwuth; in geschlechtlicher Hinsicht sind sie wenig zu tadeln; sie leben in Monogamie, höchst selten in Bigamie, heiraten nur aus Neigung, zeigen wahre Gatten- und Kinderliebe. Wenn die Frau stirbt, verbrennt der Mann seine ganze Habe. Ihre Häuptlinge heißen gaunok's und werden mit jank „Vater" angeredet. Götzenbilder haben sie nicht. Sagenlieder und Gebete, die vor kurzem einige Greise noch kannten, sind jetzt völlig vergessen (trotzdem daß das Volk frei und unabhängig lebt und in seinem Heidenthum nicht gestört wird). — In früherer Zeit hingegen, als Magelhaens Patagonien zuerst entdeckte, hörte er dort noch den Namen eines obersten Gottes Settaboh[5]) nennen, wahrscheinlich das polynes. hotooa „Gott" und buan tagal. „Mond"; denn den Neumond begrüßen die Tsoneken noch jetzt,[6]) was auf ehemaligen Monddienst deutet. Magelhaens' nächste Nachfolger[7]) berichteten genaueres; die Patagonier verehrten einen höchsten und zwar guten und unsichtbaren Gott, den sie Taquitschen oder Soitschu nannten, und stellten ihm einen bösen Gott Guura-cunni gegenüber; taqui-tschen soll „Regent des Volkes", guura-cunni „Herr des Todes" bedeutet haben; es fragt sich aber, ob hiebei nicht die Araukanier mit den Tsoneken verwechselt worden sind. Thatsache ist, daß sich das trockene Wissen von der Existenz eines „großen Geistes" bis jetzt unter den letzteren erhalten hat, ebenso aber der Glaube an Behexung. Das einzige Sagenelement, das Chaworth[8]) bei ihnen fand, war die Erzählung, daß der große Geist in Höhlen die Thiere geschaffen und von einem Hügel aus, der noch als „Gotteshügel" gezeigt wird, sie über die Erde zerstreut habe. Diese Verbindung der Höhlen mit dem Gottesmythus, sowie die Verehrung des Mondes, sind fragmentarische Elemente, die an die Religion der Tagalen (§ 272) zurückerinnern.

---

[5]) Shakespear hat ihn als „Setebos" in seinem „Sturm" erwähnt.
[6]) Chaworth S. 67.
[7]) Siehe bei Müller S. 261 u. 264 f.
[8]) Chaworth S. 99.

§ 283. Die Religionen der Aruakas und der Tamanaken.

Eine ganz getreue Kopie der tagalischen Religion stellt sich aber bei den Aruakas (von den Spaniern Guatiao's genannt) dar, den Bewohnern der Antillen, die durch ihren friedlichen sanften Charakter, sowie durch ihren Kulturzustand, wie Kolumbus ihn vorfand, ohnehin lebhaft genug an die Polynesier erinnern. Denn ganz oder beinahe nackt gehend und den Körper bemalend, hatten sie doch eine ziemlich komplizirte (ganz echt polynesische) Feudalverfassung; die Insel Haiti war z. B. in fünf Staaten getheilt, unter deren fünf absoluten Monarchen wieder Kaziken als Vasallen standen; der Grund und Boden war Staatsgut und wurde vertheilt. Sie hatten feste Wohnsitze, trieben Ackerbau, buken Brod, woben Baumwollengewebe. Sie sangen Helden- und Sagenlieder, areita's,[1]) hatten in Charagua (Xaragua) einen älteren Dialekt als heilige Sprache, und von einer früheren höheren Kultur zeugt ein auf Haiti gefundenes Denkmal:[2]) ein Kreis von großen Rollsteinen, 2270 Fuß im Umfang, im Zentrum ein fast 6 Fuß hohes rohes Steinbild. Sie selbst behaupteten, aus Florida gekommen zu sein.[3]) Im Flußgebiete des Mississipi und am Ohio liegen nun nahe an 5000 zerstörte alte Dörfer, viele mit Erd- oder Steinwällen umgeben, daneben kreisförmige oder viereckige Umfassungen heiliger Plätze, endlich künstliche, terrassenförmige Hügel, gleich den Morai's Polynesiens, bis 90 Fuß hoch, oft Urnen mit Asche, oft Gebeine und die ganze Wohnung des Toten (Heerdstein u. s. w.) enthaltend. Die Aschenurnen werden wir auf kein malaiisches Volk zurückführen dürfen; ein Volk anderer Abstammung muß sich im Mississipithale mit Malaien gemischt haben (§ 293); die Grab-Terrassenhügel mit Gebeinen und Hausgeräthe sind durchaus malaiisch. Jene Hügel sind besonders häufig südwärts gegen den mexik. Golf hin. Sie enthalten einige Gegenstände aus Silber, Steinbeile, unverarbeiteten Bleiglanz, Schmuck aus Muscheln und Kupfer, zierliche aber ohne Drehscheibe gebildete Thongefäße, Thonpfeifen mit nachgeahmten Thierköpfen.[4]) So ist denn klar, daß vor den rohen Jagdnomaden, den Rothhäuten, im Mississipigebiet ein seßhaftes, halbzivilisirtes Volk

---

[1]) Man denkt dabei unwillkürlich an tah. u. neuseel. parau, jav. wara, madeg. zara, tatera „sagen, reden."

[2]) Ausland, 1851, Nr. 172.

[3]) Alex. v. Humboldt, Reisen, V, 27.

[4]) Rougemont, Bronzezeit S. 21 f.

gewohnt hatte, das erst durch die Einwanderung der Rothhäute südwärts gedrängt wurde. Auf einzelnen jener Umwallungen fand man alte Bäume von 800 Jahrringen.[5]) — Die kalifornischen Indianer haben nun die Sage, daß ihre Vorfahren in Kalifornien bereits eine große Stadt vorgefunden hätten[6]), und daß dort in der That ein malaiischer Stamm gesessen sein muß, von dem die Azteken bei ihrer Einwanderung die Kunst der Federstickerei und die Teokalli-Bauten lernten, ist schon § 280 dargethan. Nun wissen aber auch die Rothhäute am Mississipi und Ohio von einem von ihnen vorgefundenen Kulturvolk, und nennen dasselbe Alligévi[7]), und die Irokesen erzählen von einem 100jährigen Kampfe ihrer Vorfahren mit diesem Volke. Ebenso erzählen die Komanchen in Texas von einem weißen (d. h. helleren) gebildeten Volke, das vor ihnen das Land bewohnt habe.[8]) Man begreift dann, wie durch Malaien, die von den Rothhäuten zu Sklaven gemacht, und zu Weibern genommen wurden, Elemente malaiischer Sitte und Sprache zu den Rothhäuten übergingen (wo wir § 280 bei den Dakotah's, Irokesen und Huronen solche Elemente fanden). Von Kalifornien aus hatte die malaiische Urbevölkerung das Mississipi- und Ohio-Gebiet überströmt; durch die, viele Jahrhunderte später einwandernden Rothhäute wurden sie theils unterjocht, theils vernichtet, theils zogen sie sich — ohne Zweifel durch den hundertjährigen Krieg schon verwildert — nach Florida und endlich auf die Antillen zurück. — Hier zeigen sie sich nach Verfassung, Sitte und Religion noch als reine Malaien. Gleich den Tagalen (§ 272) hatten sie[9]) statt der Tempel heilige Höhlen; gleich den Tagalen

---

[5]) Harrison in den transactions of the hist. and philos. society of Ohio, vol. 1, 1839.

[6]) Allg. Augs. Ztg. 1850, 14. März. — Wenn die Nachrichten der Alten von der Insel Atlantis (siehe darüber § 284) auf Amerika zu beziehen sind, so haben schon die Phönizier um 600 v. Chr. ein großes Reich in den Umgebungen des mexik. Golfes vorgefunden. (Platon, Timaeus p. 25: *θαυμαστὴ δύναμις βασιλέων*).

[7]) Verhandl. der nordam. gel. Gesellschaft v. Philadelphia, Bd. 1, S. 29 ff. Ausland, 1829, S. 141; 1848, S. 175. Prichard IV, 402 ff. Der Name Alligévi könnte an das tagal. lalaqui (jav. laki) „Mann" erinnern. Sollte Aruaca aus Alligéva korrumpirt sein? (l zu r geworden, und Metathesis des v oder u).

[8]) Buschmann, Spuren rc. S. 382.

[9]) Müller, S. 169 ff.

verehrten sie Sonne und Mond als oberste Götter; gleich den Tagalen hatten sie Götterbilder, hatten sie eine Menge Schutzgeister und Bilder von solchen, und rechneten die Geister der Verstorbenen dazu; gleich den Tagalen hatten sie auch böse Geister, und namentlich werden einzelne erwähnt, denen sie Drachengestalt zuschrieben, was an den Alligatorendienst der Tagalen erinnert. Das allgemeine Wort für alle übermenschlichen Wesen war dseme (spanisch im Plural: zemes, cemes), was vielleicht von der malaiischen Wurzel dse „sehen" (mal. dseling, jav. sawang, madeg. zara) kommt, analog wie waka (§ 281 Anm. 1) von dem gleichbedeutenden wak „sehen." — Dem Sonnengott waren Säulen mit dem Sonnenbild geweiht, vor denen Altäre standen. In Haiti wurde eine Höhle, Chuanaboina mit Namen, gezeigt, aus welcher Sonne und Mond hervorgekommen seien, um dann die Welt mit Pflanzen und Thieren zu befruchten. In dieser Höhle waren denn auch die Bilder des Götterpaares aufgestellt; sie hießen Binthaihell und Maro. Die Identität des Namens Maro mit dem neuseel. und tahit. marama „Mond" liegt auf der Hand; ebenso, daß die zwei ersten Silben des Namens Binthai-hell das mal. bintang (tagal. bitoin) „Stern, Gestirn" sind; hell ist wahrscheinlich das tongische vela, hawaiisch wela, „heiß." Neben diesen beiden genuin-malaiischen Namen sollen aber auf den Antillen auch die Namen Tonatiks und Tona für jenes Götterpaar vorgekommen sein; eine Ableitung aus malaiischen Wurzeln wäre auch hier nicht absolut unmöglich[10]); da aber Tonatiuh in Mexiko und Zentralamerika als ein entschieden dem sonorischen Sprachstamm angehörender Name des Sonnengottes vorkommt — vom sonor.aztek. tona „Hitze" und teo, tiu „Gott" vgl. § 298 und § 299 Anm. — so ist es die einzig natürliche Annahme, daß die Namen Tonatiks und Tona auf die Antillen von Zentralamerika aus, und zwar erst in späterer Zeit, wahrscheinlich nicht lange vor der Ankunft des Kolumbus, importirt worden seien. — Die Sage der Aruaka's berichtet nun: Binthaihell und Maro, Sonne und Mond, hätten zuerst von jener Höhle aus die Insel Haiti beleuchtet; dann seien sie durch eine in der Decke der Höhle befindliche Oeffnung gen Himmel gestiegen, um die ganze Welt

---

[10]) In Florida wurden die Vögel, welche als Götterboten gelten, ton-azuli genannt; dies ton könnte das malaiische Gottesappellativum tuwan sein. So ließe sich denn allenfalls auch Tonatiu aus tuwan-matua (vom polyn. matua „Vater") und Tona aus tuwan-na (aus tagal. und bugis. ina „Mutter") erklären.

zu erleuchten und zu beherrschen, sandten aber nach Haiti als ihre Stellvertreter den Chocauna und die Chemao. In cho, che scheint eine Wurzel, die „groß" heißt zu latiren; cauna kann dem mal. hantu, haw. uhane „Geist" entsprechen, und mao dem mal. ma, mû „Mutter." Daß Chokauna der „große Geist" ist, ist um so sicherer, weil α) die Mondgöttin von den Aruaka's den Spaniern als die „Mutter des großen Geistes" bezeichnet wurde, und weil β) Chokauna als der unsichtbare, unsterbliche allmächtige Beherrscher aller dsemes beschrieben wurde, der jedoch nicht mehr Gegenstand des Kultus sei. Wir haben also hier bei einem den Tagalen nächstverwandten amerikanischen Volke einen Religionsrest, der weiter hinaufreicht, als die eigene Religion der Tagalen. Wir haben die deutliche Spur, daß die Malaien ursprünglich einen höchsten unsichtbaren Gott anbeteten; aber vom Schöpfer der Welt und „Herrn aller Götter" ist er degradirt zu einem Sohne des Sonnengottes und der Mondgöttin. Aber gerade in Betreff dieser Degradation herrscht ein bedeutsames Schwanken. Jene „große Mutter" Chemao wurde von den Aruaka's bald als „Erdgöttin" beschrieben, bald auch wieder mit der Mondgöttin Maro oder Tona selber identifizirt und als Mutter des Chokauna, nicht als seine Gefährtin dargestellt — ein Zeichen, daß man Chokauna nicht recht als verheirateten Gott zu denken wagte. Arnold (1663) berichtet, Chokauna habe den Beinamen Wamoanocan und seine Mutter die Beinamen Wakaropi, Tamiellam, Wimazoam, Attab und Eucham geführt; nach andern Berichterstattern war Wamoanocam ein Beiname der Chemao, woneben sie auch Mamona und Attabára geheißen habe. In Wakaropi haben wir wieder unser Gottesappellativum waka (§ 281 Anm. 1) nebst ropi, was mit tagal. lopa „Erde" identisch zu sein scheint, sodaß Wakaropi also „Erdgöttin" heißen wird. In Tami-ellam ist tami das tagal. tammi „Vater, Mutter" und ellam vielleicht das polynes. wulan, ulöng „Mond" (vgl. oben Binthaihell und wela); dann wäre Tamiellam die „Mutter Luna." In Wamoanacan erinnert wamoa an tong. omea, haw. honua „Erde", ocan an haw. haku „Herr." — Die Schöpfungssage der Aruaka's hat in Wahrheit nur die Bedeutung einer Fabel (s. Anm.) Auch die Fluthsage hat die Gestalt einer Fabelei angenommen (s. Anm.) zeigt aber doch, daß dies Volk von einer die ganze Erde bedeckenden Fluth eine Tradition hatte. — Die Priester der Aruaka's hießen bohito's — bei den Batta's

auf Sumatra heißt bogu[11]) „Schutzgeist" — sie bildeten einen gesonderten Stand, lebten in der Einsamkeit, nahmen die in Kuchen bestehenden Opfergaben in Empfang und brachten sie den dsemes dar, wobei Stücke des Opferkuchens als zauberkräftig unter die Familienhäupter vertheilt wurden. Jahresfeste hatten sie nicht. — An jene obersten Götter reihten sich nun eine Menge von Schutzgeistern. Auf Haiti standen drei heilige Steine (Steinpfeiler), welche für Bild und Sitz dreier obersten Schutzgeister galten: des Schutzgeistes der Erde (des Landes, der Insel Haiti), des der Geburten und des des Regens und Sonnenscheins.[12]) Auch auf Lüzon sind (§ 272) Steinpfeiler aufgefunden, welche, wie wir sahen, eher melanesischen als malaiischen Ursprungs sein dürften; nichts steht der Annahme im Wege, daß die in Amerika einwandernden Malaien ebenfalls melanesische Beimischung hatten; die melanesischen Ureinwohner Polynesiens mußten entweder vor den Malaien hergedrängt werden (wie das bei den über die Schildkröteninseln in Südamerika einwandernden gewiß geschehen ist) oder von den Malaien unterjocht sich als dienende Rasse ihnen anschließen. — Außerdem hatte jeder Staat, jede Familie, jeder Einzelne seinen besondern dseme als Schutzgeist. Man hatte Bilder von ihnen aus Holz, Fischbein, Stein, menschen- oder thiergestaltig, zuweilen mit Edelsteinen verziert, und stellte sie in den Häusern auf; auf Haiti zerstörten die spanischen Priester 170000 solcher Bilder; die Insel Guanabba war ganz von Bilderverfertigern bewohnt. Jeder Fürst hatte einen Höhlentempel für den Schutzgott seines Landes mit dem Bilde desselben. Der Höhlentempel Chuanaboina, 150 Fuß tief, enthielt außer den am Eingang stehenden Bildern Binthaihell's und Maro's noch 1000 andere, in den Fels gehauene Idole. Der Landesfürst ordnete, wann er es für gut fand, ein Fest an, wo die vor der Höhle aufgestellten Bohito's die Opferkuchen in Empfang nahmen, die Stücke vertheilten, worauf sodann die ganze Menge unter Trommelschall in den Tempel zog, und nun einer nach dem andern vor den Hauptgötzen trat und sich mittelst eines in den Hals gesteckten Stäbchens zum Erbrechen reizte. Nach Darbringung solch sonderbaren Opfers

---

[11]) Vielleicht ein melanesisches also hamitisches Wort (vgl. die bonga's der Kolhs, den kopong der Otschineger), oder — und das ist noch wahrscheinlicher — eine den Jafetiden und Hamiten gemeinsame Urwurzel, die im eran. bâga wiederkehrt.

[12]) Müller, S. 175.

hielten die Weiber mit Schellen an Armen und Beinen einen Tanz; Lob- und Heldenlieder wurden gesungen, und die dsemes um Schutz angerufen. — Denn es gab ja auch böse Geister, die sich Nachts als Gespenster zeigten. Unter ihnen wurde ein Korotschot, ein Epileguanita[13]) und ein Tuira als drachenähnliche gehörnte Ungeheuer mit aufgesperrtem Rachen dargestellt. Bei Korotschot denkt man unwillkürlich an den indischen Schlangenkönig Karkôtaka, der ganz wohl malaiischen oder kuschitischen Ursprungs sein konnte[14]). Die Geister der Verstorbenen wurden ebenfalls als dsemes, als gute und böse, betrachtet, doch letzteres wohl erst in späterer Zeit, da die Aruakas auf Haiti vielmehr den Glauben hatten, daß die Seelen der Verstorbenen auf der Westseite der Insel in Höhlen ein heiteres Leben führten und die Früchte der Mameipflanze äßen. Auch die Sitte, den Toten Brod und eine Kalabasse mit Wasser in's Grab mitzugeben, spricht dafür, daß man den Zustand nach dem Tode als eine Fortsetzung des irdischen Lebens und Treibens, nicht als Umwandlung in böse Geister, dachte. — Noch ist zu erwähnen die Sage, daß einer ihrer Könige in alten Zeiten nach fünftägigem Fasten von den dsemes die Offenbarung bekommen habe, daß die „Maguakotschen", ein fremdes, bärtiges, bekleidetes Volk, kommen, die Inseln mit seltsamen Waffen erobern und ihre Religion ausrotten werde. Diese Sage war in alten Liedern enthalten, ist also nicht ex eventu erfunden.[15]) — Wir haben nun alle wesentlichen Züge der tagalischen Religion bei den Aruaka's wiedergefunden, mit Ausnahme des Regenbogengottes. Diesen finden wir dagegen am Orinoko wieder — dort wo die Tamanaken (§ 280) sich als malaiischer Stamm schon herausgestellt haben, von welchem auch die nichtmalaiischen Karaiben (§ 281 Anm. 2) den Namen des Halbgottes Langi überkamen. Diese Orinoko-Indianer, ohne Zweifel die Tamanaken, haben nun[16]) einen

---

[13]) Vielleicht vom mal. jav. bugis. api „Feuer" und legua, dem indianischen Wort: Leguan. Also „Feuerdrache."

[14]) Nach Sepp (Mythol. II, 155) soll auch ein Schlangengott Wodu auf Haiti verehrt worden sein. Da er aber keine Quellen angibt, ist die Sache zweifelhaft. Die Maja's in Tschjapa verehrten einen derartigen Gott Wotan.

[15]) Eine Kunde von den, 863 bis 1347 in Massatschusets vorhandenen normannischen Kolonieen (s. unten § 301 Anm. 3) mag zu den Aruaka's als sie noch am Mississipi lebten, gedrungen sein und zu jener Sage Veranlassung gegeben haben.

[16]) Siehe bei Müller, S. 225. Müller nennt alle 500 Orinoko-Stämme ohne weiteres „Karaiben." Auch den Amalivaka (§ 280) macht er zu einem

Gott des Regenbogens verehrt, den sie Chuluka (span. Juluca) nannten[17]); er sei ein riesengroßer Geist, der über Länder und Meere schreite, Haupt und Stirn mit einer Binde und bunten Federn (Federstickerei und Federschmuck ist malaiisch, § 280) geziert. Wenn er über dem Meere (ostwärts) erscheint, bedeutet es Glück, wenn über dem Lande (westwärts), Unglück. Als die Tamanaken ihm einst zu wenig Opfer brachten, vertilgte er sie bis auf Ein Paar durch eine Fluth. Er sei ein guter Geist, bekümmere sich aber jetzt um die Regierung der Welt und der Menschen nicht mehr, und es sei daher nicht nöthig, ihn zu verehren[18]) — das überall wiederkehrende Charakteristikum des Einen, unsichtbaren Gottes, um den die Menschen sich nicht mehr bekümmern mögen! Bei jener Fluth retteten sich ein Mann und ein Weib auf den Gipfel des Berges Tamanaku; sie warfen sodann die Früchte der Mauritiuspalme hinter sich, aus deren Kernen Männer und Weiber entsprangen.[19]) — Auch vom Sündenfall ist eine Sage bei den Tamanaken vorhanden. Der Gott Amaliwaka („oder große Gott") sei zu den Stammvätern der Tamanaken gekommen, und habe, ehe er sie in seinem Kahne wieder verließ, zu ihnen gesagt: „Ihr werdet die Haut wechseln" (d. h. euch verjüngen wie die Schlangen) „und nicht sterben." Da aber eine alte Frau der Verheißung nicht glaubte, habe er diese zurückgenommen, und so seien nun die Tamanaken sterblich.[20]) Amaliwaka ist, wie sich von selbst versteht, nur Epitheton Chuluka's. Die Tamanaken schreiben ihm einen Bruder, Wossi, (span. Vocci) zu, der ihm den Orinoko schaffen half. Außerdem verehren sie einen Meergott Kurumon, einen Schöpfer der Weiber Kulimina und einen

---

karaibischen Heros! Vgl. dagegen W. v. Humboldt Th. 4, 454 f. In dem Namen Amali-waka begegnet uns schon wieder jenes mal. Gottesappellativum waka. Amali erklärt sich vielleicht aus tag. malaqui „groß", bugis. malic „gut."

[17]) Vielleicht von mal. suluh, jav. tschulu „Licht, Fackel."

[18]) De la Borde 384. Picard 135 u. a. bei Müller a. a. O.

[19]) Alex. v. Humboldt zu Schomburg's Reise S. 35 ff. Die eiförmigen Früchte der Mauritia vinifera sind wohl nichts als eine symbolische Bezeichnung der testiculi. Analog bezeichnet in manchen nicht-indogermanischen vorderindischen Idiomen das Wort pisang malai. Ursprungs den penis; ob die Banane wegen ihrer, diesem Organ ähnlich gestalteten Frucht von dem männl. Gliede ihren Namen pisang hat, oder dies von ihr, weiß ich nicht zu entscheiden.

[20]) Aufsätze zur Kunde ungebildeter Völker, Weimar 1789, S. 151.

bösen Donnergott Kualina oder Kouotlua (offenbar von einer Wurzel ku „machen"). Dadurch, daß vor letzterem alle andern Götter davonlaufen, entstehe das Gepolter des Donners. Ueber die Loguo-Sage s. oben § 281, Anm. 2. Ihre Götter im allgemeinen nannten sie tschemun; es ist das gleiche Wort mit dem dseme der Aruakas.

Anm. Schöpfungssage der Aruaka's: Aus einer großen Höhle Kazibachagua (vgl. jav. betschik „gut") gingen die großen — aus einer kleinen Amachauna (vgl. neuseel. kino „schlecht, gering", tong. covi) die kleinen Menschen hervor. Ein Riese, Machakael, sollte die Höhle bewachen, entfernte sich aber in einer Nacht zu weit von ihr; die aufgehende Sonne verwandelte ihn durch einen zornigen Blick in einen Felsen Kauta. Nun verließen die Menschen Nachts die Höhle, um zu fischen; einige, die sich morgens verspäteten, wurden von der Sonne in Steine, Pflanzen, Thiere verwandelt. Waguoniona war Beherrscher der Höhlenmenschen. Als sein Freund in eine Nachtigall verwandelt wurde, verließ er in seinem Schmerz mit Weib und Kindern die Höhle, und wurde nebst ihnen verwandelt, und zwar die Kinder in Frösche, die nun nach ihrer Mutter Toa! toa! (polyn. matua „Mutter") riefen. Die andern Höhlenbewohner gewöhnten sich vorsichtig an das Sonnenlicht; es waren aber nur Männer. Da verwandelten sich Ameisen in Mädchen, und wurden ihre Weiber. — Diese Sage ist eine fabelhafte Ausbildung der altmalaiischen Sage von dem Hervorgehen der Gestirne und Thiere aus Höhlen. Ein altes Troglodytenleben malaiischer Stämme mag den Anlaß zur Entstehung dieser Sage und der ganzen Vorstellung gegeben haben. — Fluthsage der Aruaka's: Der mächtige Häuptling Chaja hatte einen einzigen Sohn, der sich gegen ihn empörte; er erschlug ihn, und bewahrte seine Gebeine in einem Kürbis. Diese verwandelten sich in Fische. Chaja rühmte sich nun, daß er in seinem Kürbis das Meer verschlossen halte. Seine vier neugierigen Brüder öffneten den Kürbis, ließen ihn aber, durch sein Dazukommen erschreckt, fallen; er zerbrach, und es kam eine Fluth heraus, die die ganze Erde bedeckte, sodaß nur die Spitzen der höchsten Berge hervorsahen.

B. Einwanderungen aus Afrika, 600 v. Chr. u. 600 n. Chr.

§ 284. Spuren afrikanischer Einwanderungen in verschiedenen Zeiten.

Südamerika ist von Afrika nur 300 geogr. Meilen entfernt, und wenn ein afrikanisches Schiff in die Aequatorialströmung[1]) geräth, so wird es unfehlbar an die brasilische Küste getrieben. Dadurch, daß er dorthin verschlagen wurde, hat Cabral Brasilien

[1]) Diese geht, 10 Meilen in 24 Stunden zurücklegend, von der N.W.-Küste Afrika's nach der N.O.-Spitze Brasiliens, von da durch das karaibische Meer in den Busen von Mexiko, und als „Golfstrom" der nordamerikanischen Küste entlang. Ein Nebenarm geht von der Ost-Spitze Brasiliens südwärts längs der Küste.

entdeckt. Im Jahre 1797 entwichen zwölf Neger an der afrikanischen Küste aus einem Sklavenschiff, nahmen ein Boot, und gelangten in fünf Wochen nach Barbados; ähnliche Fälle wiederholten sich.[2]) Die Möglichkeit, daß Afrikaner nach Amerika gelangen konnten, wird also nicht geleugnet werden können. Nun finden sich in der That A) in Amerika und zwar vor allem in Südamerika neben hellfarbigeren Indianerstämmen solche von ganz oder beinahe ganz schwarzer Farbe und negerartigem Bau; so die Amagua's am Amazonenstrom, die Tscharrua's, dann die, wenn auch nicht schwarzen, doch auffallend dunklen Karaiben; und auch in Nordamerika sind bei vereinzelten Stämmen, selbst bis nach Kalifornien hinein, von Rollin, Prichard u. a. bei dunklerer Farbe Eigenthümlichkeiten des Körperbaues beobachtet worden,[3]) welche mindestens auf eine Vermischung mit Negerblut schließen lassen. Mit dem Menschen wandern aber die Kulturpflanzen; nach De Candolle's Ueberzeugung[4]) ist die Jamswurzel von Afrika aus in Amerika eingeführt. B) Jene Muthmaßung erhält aber eine Bestätigung, wenn sich zu ihr nun auch Spuren spezifisch-afrikanischer Sitte und Religion gesellen. Von der letzteren ist im nächsten § zu sprechen. Suchen wir aber im Osten Südamerika's Spuren afrikanischer Sitte, so fallen uns sogleich die gigantischen konischen Thongefäße einzelner brasilischer Stämme auf, in welchen diese ihre Verstorbenen in aufrechtsitzender, fast stehender Stellung begraben; in ganz analoger Weise graben und bauen die Kongo-Neger ihren Häuptlingen Gräber in die Erde, die mit der Tiefe an Breite konisch zunehmen, und bestatten sie darin in ebensolcher Stellung.[5]) Da die Kongo-Neger nicht zu den eigentlichen Negern sondern zu den Kaffern gehören (§ 276) so werden wir uns nicht verwundern dürfen, bei den schwarzen Stämmen Brasiliens schlichtes Haar zu finden. — Die Stämme libyscher Abkunft an der N.- und N.W.-Küste Afrika's waren seit Alters kühne Seefahrer, Handelsleute und Seeräuber, und sind im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr letzteres geworden. Ihnen gleichen aber, wie im kräftigen, athletischen Körperbau, der schwarz-braunen Farbe

[2]) Bradford, Americ. antiquities p. 235, Latham, man and his migrations, p. 131, bei Rauch S. 374.

[3]) Siehe bei Rauch S. 277 f.

[4]) Siehe ebend. S. 355.

[5]) Rougemont, Bronzezeit S. 80.

und dem schlichten Haare, so im Volkscharakter jene **Karaiben**, welche zur Zeit der Entdeckung Amerika's a) an der Nordküste Südamerika's von der Orinoko-Mündung an bis nach Darien und Nikaragua (wo sie ein kultivirteres Volk zurückgedrängt hatten) als balove bonon „Festlandsbewohner", Carina's (Guarini's, Kalina's, Galibi's) genannt, und b) auf den Inseln Guadelupe, Trinidad u. s. w. als ubao bonon „Inselbewohner", Cariba's oder Caniba's genannt, saßen, und soeben die Aruaka's der Antillen zu unterjochen begonnen hatten. Sie nahmen die Weiber der getöteten Aruaka's zu Frauen; diese redeten unter den Karaiben ihre eigene Sprache fort und brachten ihre dseme-Bilder mit. War dies nun überhaupt karaibischer Brauch, gegen die Weiber der Unterjochten solche (ohne Zweifel aus abergläubischer Furcht vor deren Göttern hervorgegangene) Duldsamkeit in Bezug auf Sprache und Religion zu üben, so wird es begreiflich erscheinen, wenn in Religion und Sitte dieser Karaiben sich neben afrikanischen Elementen auch manches fremde finden sollte. Ihr eigener, unterscheidender Charakter war durchaus der eines Seeräubervolkes. Sie hatten vierzig Fuß lange, wohlgebaute Schiffe mit 2 bis 3 Masten, 8—9 Ruderbänken und einem Steuer, das ein Steuermann regierte. Es erschienen Flotten von je 30—40 solchen Schiffen. Sie beobachteten den Lauf der Gestirne und berechneten darnach die Zeiten. Ihre fast einzige Nahrungsquelle — und darin liegt nun ihr durchgreifender Unterschied von allen malaiischen Völkern — war der **Handel** (Tauschhandel), den sie von Guiana bis an den Amazonenstrom trieben (daher denn vereinzelte Kari- d. i. Karaibenstämme auch an der brasil. Küste sich finden) und der **Seeraub**. Von Ackerbau wollten sie nichts wissen. Sie lebten von Wild, Fischen, Krebsen, Eiern; etwas Maniok bauten ihre Weiber in Gärten um die Hütten her; eine Binde um die Hüfte war ihre einzige Kleidung. Wie nun ihre Abneigung gegen den Ackerbau entschieden unmalaiisch ist, so ist es ein spezifisch-afrikanischer Zug, daß sie **Sklaverei** mit Sklaven**handel** hatten, ja selbst Kinder ihres eigenen Stammes an Fremde als Sklaven verkauften. Den Spaniern erschienen sie als die wildesten der Wilden; waren sie doch Menschenfresser (aus ihrem Namen Kaniba ist das Wort Kannibale gebildet worden), welche die Knaben gefangener Feinde förmlich mästeten, ehe sie sie fraßen! Waren sie doch gefährlich durch überaus listige Ueberfälle und durch vergiftete Pfeile! Und doch setzt ihr Zustand eine vorangegangene höhere

Kultur voraus. Schon ihr Schiffbau weist darauf hin; auch verstanden ihre Weiber zum Behuf jener Hüftbinden Zeuge von 7 Fuß Länge zu weben und Thongefäße bis zu 20 Gallonen Inhalt zu fertigen.[6]) Solche Künste könnten sich bei einem bestialisch-rohen Volke nicht als isolirte Erscheinung, nicht ohne daß der Gesammtzustand ein anderer würde, entwickeln; sie können aber von einem verwilderten Volke festgehalten werden als praktisch-brauchbare, während dasselbe von seiner sittlichen Höhe herabsinkt. Es fanden sich bei den Karaiben sogar Spuren und Reste einer alten Bilderschrift (hieroglyphische Malerei). Auch ihre Verfassung zeigte noch Spuren älterer geordneter Zustände. Denn alle ihre Stämme bildeten eine große Kampfgenossenschaft und lebten im strengsten gegenseitigen Frieden, während sie den ausgebreiteten Seehandel mit Fremden zu seeräuberischen Ueberfällen benutzten und förmliche Eroberungskriege unternahmen. Nun ist in der That ein Beleg vorhanden, daß sie schon in einer alten Zeitperiode nach Amerika gekommen waren. Während sie selbst nämlich schlechterdings keine Metallwerkzeuge besaßen und von Schmelzen und Schmieden nichts verstanden, besaßen sie gleichwohl Münzen, karakoli genannt, welche aus einer nicht-oxydirbaren Metall-Legirung[7]) bestehen und außerordentlichen Glanz haben (und die Reste ihres Stammes besitzen deren heute noch). Wir werden nun § 290 von den großartigen Ruinen von Pallenque in Tschjapa und anderen in Zentralamerika hören, die uns von der Existenz eines alten zentralamerikanischen Culturvolkes erzählen, welches spätestens im 12. Jahrhundert nach Chr. untergegangen ist. Auf den Basreliefs von Pallenque haben nun die meisten Figuren das Haupt mit ebensolchen Münzen geschmückt. Von jenem Volke also müssen die Karakoli auf dem Wege des Handels zu den Karaiben gekommen sein;[8]) dies setzt eine Existenz der letzteren in Amerika vor dem 12. Jahrhundert und einen früheren friedlicheren und zivilisir-

---

[6]) Ebend. S. 24. Nicht die geraubten Aruaka-Weiber können es gewesen sein, die diese Künste etwa mitgebracht hätten. Denn bei den Aruakas fand sich nichts davon. Es waren also Künste der einheimisch karaibischen Weiber.

[7]) Sie bestehen aus 6 Theilen Silber, 1 Theil Gold und 3 Theilen Kupfer. (Rougemont a. a. O.)

[8]) Ein anderes Zeugnis ihres Handels sind die Beile der Aruaka's von einem Nephrit, der am Amazonenstrome bricht und nur auf dem Wege des Handels nach den Antillen gekommen sein kann.

teren Charakter derselben voraus. — c) Einzelne Funde, die in Amerika gemacht wurden,[9]) lassen darauf schließen, daß in noch viel älterer Zeit, als entweder Karthago selbst oder wenigstens der punische Molochs- und Astartedienst noch bestand, kühne (phönizische oder) punische Segler nach Amerika gekommen sind. In Mexiko hat Uhde eine Vase gefunden und nach Europa gebracht, die den etruskischen ganz ähnlich und mit Figuren geschmückt ist, welche den Bildern römischer Gottheiten gleichen; in Oasha sind Terrakottabrustbilder mit griechischer Form der Köpfe und Helme gefunden[10]); solche Gegenstände können selbstverständlich nur durch Phönizier oder Punier nach Amerika gebracht worden sein; eines dieser Völker muß dort Colonien gehabt haben. Die von Leferrier in einem peruanischen Grabe (also auf der Westküste) gefundenen Vasen, die durch ihren Stoff und ihre geschmackvolle Form an griechische Arbeit erinnern sollen,[11]) möchte ich lieber für Werke des altperuanischen Kulturvolks halten, weil ein Besuch der Westküste durch Punier nicht wohl begreiflich erscheint. Um so wichtiger sind dagegen die auf der Insel Karolina im mex. Busen gefundenen kolossalen hohlen Metallstatuen, in denen verkohlte menschliche Ueberreste sich befanden[9]); da haben wir den Molochsdienst in aller Form, und somit das Zeugnis, daß auf jener Insel eine phönizische oder punische Handelskolonie existirt hat, und daß der Name der Insel Atlantis bei den Alten wirklich auf Amerika zu beziehen ist. Solon hörte von ägyptischen Priestern[13]), daß draußen im Ozean eine Insel Atlantis, *ἅμα Λιβύης καὶ Ἀσίας μείζων*, „größer als Libyen und Kleinasien zusammen", und von mächtigen Königen beherrscht, liege, welche aber *διὰ σεισμῶν*[14]) jetzt nicht mehr zugänglich sei. Lübker[15]) schreibt darüber: „Die Sage scheint die Ahnung eines fernen großen Westlandes schon für das höchste Alterthum zu bestätigen. Vielleicht sind phönikische oder punische Schiffe an die amerikanische Küste verschlagen worden, durch die nach glücklicher Heimkehr eine allgemeine Kunde davon verbreitet ward, sodaß unter der Atlantis

---

9) Siehe bei Rauch S. 474 f.

10) Antiquités Mexic. III, pl. 36.

11) Ausland 1836. nro. 24.

12) Münter Religion der Karthager S. 10.

13) Platon Timaeus pag. 24 f. Critias p. 109 ff.

14) Orkan heftigster Art, vgl. Matth. 8, 24.

15) Lübker, Reallexikon S. 127.

Platons oder der großen namenlosen Insel von Plinius[16]) und Diodor[17]) und Arnobius wirklich Amerika zu denken wäre." Ebenso sagt Pauly[18]): „Möge man nun hierüber urtheilen, wie man wolle, so läßt sich doch die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß der angeblich ägyptischen Sage eine, vielleicht absichtlich entstellte, phönikische Schiffernachricht zu Grunde liege, wie denn auch in anderen Stellen der Alten entweder eine dunkle Kunde oder die Ahnung des Kontinentes der westlichen Halbkugel enthalten ist. Nähere Untersuchungen über die Trümmer einer früheren Kultur in Amerika müssen hierüber Aufklärung verschaffen." Und eben solche Kulturtrümmer von spezifisch-phönizischer Art sind ja nun eben aufgefunden und nachgewiesen. In Nikaragua und am Orinoko war die Beschneidung Sitte[19]), wie in Nordafrika bei den Aegyptern und Libyern und wie bei den Phöniziern und Puniern[20]), und in Nikaragua feierten die Eingeborenen ein jährliches Fest, wo die Weiber zu Ehren ihrer Mondgöttin sich der Prostitution hingaben[21]) — der echte Astartedienst (§ 249 ff.) In Ushmall aber (in Zentralamerika) hat Stephens[22]) Denkmale gefunden, die nur allzuklar beweisen, daß der Phallusdienst dort geherrscht hat. (Vgl. auch § 289, Anm. und § 290). — Wenn nun aber auch in der That hier eine direkte Fortwirkung der phönizischen oder punischen Religion sich zeigt, so wird man darum doch nicht die schwärzlichdunklen Karaiben für direkte Nachkommen der hellfarbigen Punier halten dürfen. Das wäre in jeder Hinsicht verkehrt. Die Karaiben selbst hatten die bestimmteste Tradition, aus dem Süden, aus Südamerika, zu stammen; auf die Antillen seien sie von Guiana her zu Schiffe gekommen, und sie nannten sich dort benari „Leute von über'm Meer." In Nikaragua waren sie ebenfalls erst kürzlich als Eroberer eingedrungen, und nicht sie können jenes Astartefest dorthin gebracht haben, da sich bei ihnen gerade keine Spur eines solchen Moloch- und Astartedienstes zeigt. Vielmehr aber zeigen sich, wie wir später

---

16) Plinius h. n. 6,31 u. 199; 2,90 u. 205.

17) Diod Sic. 5, 19.

18) Pauly Realencyklop. I, 2035.

19) Müller S. 479.

20) Herodot 2, 104. Diod Sic. 1, 28.

21) Müller S. 663.

22) Stephens, Reiseerlebnisse in Zentralamerika, S. 407. Vgl. Carli amerik. Briefe II, 59 u. 72; Braunschweig, amerik. Denkm. S. 63.

noch ausführlicher sehen werden (§ 289 Anm. und § 290), Spuren dieses Dienstes in den alten Kulturreichen Zentralamerika's, mit denen die Karaiben zwar Handel trieben, aber als mit fremden und andersgearteten Völkern. Wir werden daher die Karaiben nicht für einen altpunischen (oder gar phönizischen), sondern für einen libyschen d. h. Berbern-Stamm halten müssen, der, wenn auch lange vor der Entdeckung Amerika's, doch jedenfalls erst Jahrhunderte nach Christo in Südamerika einwanderte.

Anm. In den Hieroglyphen der Ruinen von Pallenque in Tschjapa (s. § 290) glaubte Rafinesque-Schmalz (Briefe an Champollion, im Atlantic journal, Philad. 1832—33, S. 4 ff. u. S. 40 ff.) unter andern eine Gattung zu erkennen, welche mit alten libyschen Inschriften, die er in Gramay's Africa illustrata abgebildet fand, große Aehnlichkeit hätten. Würde sich dies bestätigen, so würde es für die Ansicht sprechen, daß es nicht Phönizier oder Punier, sondern alte Libyer der vorchristlichen Zeit gewesen wären, die den Astarte- und Molochsdienst nach Amerika gebracht hätten, und dann läge es allerdings näher, die Karaiben für direkte Nachkommen eben dieser altlibyschen Einwohner zu halten. Aber jene Behauptungen von Rafinesque wecken wenig Vertrauen; die Echtheit und der Ursprung jener libyschen Inschriften bei Gramay ist zweifelhaft, und Rafinesque ein durch Lieblingsideen so präokkupirter Forscher, daß seine Entdeckung mindestens einer anderweitigen Bestätigung bedürfte, um glaubwürdig zu erscheinen.

§ 285. Religion und Sagen der Karaiben.

Die Karaiben[1]) verehrten den Mond als obersten Gott. Daß sie nicht Sonne und Mond als Paar verehrten, unterscheidet sie von den Malaien wie von den Phöniziern, daß sie den Mond als männlichen Gott verehren, deutlich von den letzteren. Die Verehrung von Geistern neben der des Mondes konnten sie in Amerika von Nachbarhorden angenommen haben, und wenn sie die weiblichen Schutzgeister tschemen nannten, so ist ja hier die Herübernahme der dsemes von den Aruaka's ganz offenbar. Daß sie aber ein förmliches Reich von bösen Geistern mit einem Oberhaupt an der Spitze fürchteten, erinnert spezifisch an Afrika. Die Libyer des Alterthums hatten allerdings (wie die in Spanien gefundenen libyschen Münzen mit dem von der Mondsichel gekrönten Weiberkopf beweisen) den Astartedienst angenommen, aber eben darum können die Karaiben nicht in jenen

---

[1]) Die Belege im einzelnen siehe bei J. G. Müller I, B, b.

alten Zeiten von Afrika herübergekommen sein. Nun ist aber bekannt, daß libysche Stämme vor der Macht des römischen Reiches und später vor dem Einfluß des Christenthums und dann wiederum vor den Vandalen und zuletzt vor den Arabern sich nach Südwesten zurückzogen, wo sie als Berbern erscheinen und noch existiren; höchst begreiflich ist aber, daß bei ihnen in der vormuhammedanischen Zeit (vielleicht im Zusammentreffen mit alten Negerstämmen wie den Joloffen) ein Monddienst sich entwickelte, wie wir ihn ja auch bei südlicheren afrikanischen Völkern gefunden haben.[2]) In einem heißen Lande, wo die Sonne sengend wirkt, ist es erklärlich, daß das Gestirn der Nacht als kühlungbringendes vor allem verehrt und über die Sonne gestellt wird. Ja es kann sich diese Religion sogar aus Reminiszenzen und Anklängen an die Religion der karthagischen Nachbarn entwickelt haben. Dem Mabocha, dem obersten der bösen Geister bei den Karaiben, könnte etwa ursprünglich (wenn auch nicht wohl der Namensform, so doch der Sache und Idee nach) der Moloch der Libyer als sengender, lebenvernichtender Todesgott zu Grunde gelegen haben. Und wenn wir uns erinnern, daß (§ 251 Anm.) bei den Puniern in späterer Zeit Dido-Astarte als Androgyne bärtig dargestellt wurde, so läßt sich hieraus auch der Uebergang zu der Vorstellung von dem Monde als männlicher Gottheit erklären. Die Karaiben nannten ihn Nonun; dieser Name erinnert sofort an das Vorgebirge Nun südl. v. Marokko. Höchst merkwürdig ist, daß sie den Venusstern als die Frau des Mondgottes verehrten; wir hätten hier Aschera neben der zum Manne gewordenen Astarte. Zudem verehrten die Inselkaraiben auch noch einen Sonnengott Hudshu, und nannten den Himmel als Wohnung der guten Geister und der Seelen der Verstorbenen: hudshuku „Sonnenhaus.“ Den Mythus, daß die Sonne aus einer Höhle hervorgegangen, hatten sie offenbar von ihren aruakischen Weibern angenommen, vielleicht auch den Sonnengott selbst. Man kann aber auch annehmen, dieser Hudsha entspreche dem punischen Baal, wie der Mabocha dem Moloch, und daß die Karaiben den Sonnengott mit anderem Namen benennen, als die Aruaka's, scheint für diese letztere Annahme zu sprechen. Auch bei brasilianischen Stämmen wird ein Gott Hutscha erwähnt.[3]) — Außer diesen Göttern hatten sie

---

[2]) Hat etwa das Mondgebirge von dem Monddienst seiner Anwohner seinen Namen?

[3]) Müller S. 270.

einen Donnergott Sawaku, einen Gott des Windes Atschi-waon, einen Gott des Meeres und der Stürme und Gezeiten Kurumon. Ob sie diese Götter nicht von Nachbarstämmen angenommen hatten, ist sehr fraglich; Sa-waku klingt ganz malaiisch, und von ihren malaiischen Nachbarn, den Tamanaken, haben sie auch den ersten Menschen Rakumon (nebst einem Stück der Loguo-Sage) aufgenommen und aus ihm einen Regengott gemacht. Sie sagen nämlich, Rakumon sei in einen regenbringenden Stern verwandelt worden. — Wenn von ihnen berichtet wird, sie hätten eine Göttin der Geburt verehrt, so ist dies ein punischer Zug mehr. Doch sie hatten auch Schutzgötter der Jagd, der Jahreszeiten. Die Erde nannten sie Mutter (wie die Aruaken!) und ein Erdbeben war ihnen ein Zeichen, daß sie tanzen sollten. — Wir dürfen also annehmen, daß sie den Dienst des Mondgottes Nonun, des Venussternes, des bösen Gottes Mabocha und vielleicht auch eines Sonnengottes Hudshu schon (um 600 n. Chr.) aus Afrika mitgebracht haben, hingegen den Sawaku, Atschiwaon, Kurumon und Rakumon sowie die Sage von der Sonnenhöhle erst in Südamerika von ihren malaiischen Nachbarn, den Tamanaken, annahmen, das Wort tschemen aber zur Bezeichnung weiblicher und dsheri zur Bezeichnung männlicher Schutzgeister erst unmittelbar vor der Entdeckung Amerika's durch jene Aruakerinnen, die sie auf den Antillen raubten und heirateten, kennen lernten. Zur Bezeichnung der Geister besaßen sie einige ältere (wahrscheinlich tamanakische) Ausdrücke, nämlich opojen und umeka für gute, mapojen für böse Geister.[4]) Daneben hatten sie für „Geister" im allgemeinen das Wort akambue. — Ihre Götter und Geister stellten sie in Bildern dar, theils von menschlicher, theils von thierischer Gestalt. Ihre Zauberer, piatsches, piai, bocher, bagoier, bildeten einen Orden, welcher Novizen aufnahm, was auf einen ehemaligen Priesterstand zurückweist. Jeder Zauberer hatte seinen besonderen Geist, dem er opferte und den er anrief. Daneben opferte aber auch jeder Hausvater beim Mahle einen Theil der Speise, und die Erstlinge des Tabaks und der Kassave. Alle Opfer (u-akri, an-akri, al-akri) wurden auf den Opfertisch (matutu, mitutu) niedergelegt. Bei Begräbnissen wurden Sklaven getötet. Jahresfeste hatten sie nicht oder

---

[4]) Pojen erinnert an das madagassische pangahi „Geist." Ma ist allgemein-malaiische Wurzel für „böse." O, u, erinnert an polynes. ao „hell" und meka an tahit. makai „gut."

nicht mehr; Feste und Opfer fanden ganz gelegentlich statt, und zwar mit Tänzen und Fasten, ohne Gebete. — Die maraca, eine mit Steinchen gefüllte, mit Federn verzierte hohle Baumfrucht, war eine Art Götze, um welchen in 15tägigem Feste getanzt und welchem Menschen geopfert wurden. Haben wir in Mabocha das Wesen des punischen Moloch wiederzufinden geglaubt, so scheint in maraca sogar der Name desselben erhalten (r aus l ist in amerik. Sprachen sehr häufig) und die Maraka-Flasche nichts anderes, als ein in's Kleine zusammengeschrumpftes Molochsbild zu sein. Offenbar ist also jene bei den Patagoniern (§ 281) vorkommende Zauberflasche marica karaibischen Ursprungs und von den Karaiben zu den südlicheren Stämmen gebracht; daß ein Verkehr zwischen beiden und ein Einfluß der Karaiben auf jene Stämme stattgefunden hat, geht aus der Thatsache hervor, daß bei den Brasiliern alle Zauberer karip's genannt wurden (analog wie in Syrien ꝛc. alle Magier „Chaldäer.") — Nach karaibischer Meinung hatte jeder Mensch mehrere Seelen, eine im Kopf, eine im Herzen, eine in den Armen; aus den Herzseelen wurden nach dem Tode gute, aus den andern Seelen böse Geister. Diese Geister sehnen sich nach dem Leibe zurück, wohnen in den Knochen und Haaren der Verstorbenen, pflanzen sich auch geschlechtlich fort. Die Herzseelen kommen in den Himmel und werden in Sterne verwandelt oder leben wenigstens, von ihren getöteten Sklaven bedient, ein herrliches Leben. Hin und wieder wurden deshalb die Leichen mumifizirt. Dies, sowie die, an die ägyptische Trias von Seele (oder „Herz"), Schemen und Leib (§ 241) lebhaft erinnernde Unterscheidung der „drei Seelen" erklärt sich trefflich bei einem libyschen, also den Aegyptern stammverwandten Volke. — Als Sitte ist zu erwähnen, daß das Neugeborene mit Blut von seinem Vater begossen wurde, daß die Jünglinge sich bei der Wehrhaftmachung selbst verwundeten, der Mann aber, wenn er Anführer oder wenn er Zauberer wurde. (Offenbar ein altes Blutopfer.) — Sie hatten die Sage, daß Sonne und Mond erst nach der Erde geschaffen wurden. Vor Gewittern hatten sie große Furcht, und bei Mondsfinsternissen glaubten sie, der böse Geist Mabocha wolle den Mond verschlingen, und suchten durch Opfer und verschiedene Zeremonien seinen Zorn zu beschwichtigen.

C) Alte Einwanderung japano-mongolischer Völker, um 100 v. Chr.

§ 286. Spuren altmongolischer Einwanderung.

Seit Hieronymus Bock's „newem Kreuterbuch" (Straßb. 1539) bis in die neuere Zeit war man überzeugt, daß der Mais (Zea mays) ein in Amerika einheimisches Gewächs sei.[1]) Die Europäer haben ihn allerdings dort zuerst kennen lernen und ihn in fast ganz Nord- und Südamerika verbreitet gefunden. Diese Ansicht wurde aber erschüttert, als Crawfurd im ostindischen Archipel bei den Eingeborenen den Mais angebaut und für ihn das einheimische Wort sagung vorfand.[2]) Daß diese Melanesier und Malaien den Mais durch Europäer erhalten hätten, hat nicht den allermindesten Grad von Wahrscheinlichkeit. Vollends über den Haufen geworfen wurde aber jene Meinung, als Siebold in alten japanesischen Emblemen Maiskolben abgebildet fand, und Bonafous nachwies, daß die Chinesen vor der Entdeckung Amerika's schon Mais in ihrem Lande gebaut haben.[3]) Daß nach Japan der Mais nicht durch Europäer gekommen ist, und nach China vor 1492 durch Europäer nicht kommen konnte, ist unbestreitbar. Kam er direkt von Amerika in jene Länder, so setzt dies eben einen alten Verkehr zwischen der Ostküste Asiens und der neuen Welt voraus, womit denn sogleich die Möglichkeit ostasiatischer Einwanderungen in Amerika gegeben ist, und wobei es einerlei ist, ob die Ostasiaten den Mais aus Amerika nach China und Japan importirt, oder ob sie ihn von hier nach Amerika gebracht haben. Letzteres ist aber von vornherein das wahrscheinlichere, und wird zur Gewißheit, wenn wir schon bei den Alten von einer asiatischen Getraideart lesen, deren Beschreibung nur auf den Mais passt. Herodot[4]) erzählt von einem *Δήμητρος καρπός* oder *σῖτος*, dessen Aehre zwei- bis dreihundert Körner trage, und der vierfingerbreite Blätter habe (*τὰ δὲ φύλλα αὐτόδι τῶν δὲ πυρῶν καὶ τῶν κριθέων τὸ πλάτος γίνεται τεσσέρων εὐπετέως δακτύλων*) und Theophrast[5]) sagt, daß in Asien über Baktrien hin-

---

[1]) So noch Koch, Taschenb. der deutschen und schweizer Flora, S. 555.

[2]) Crawfurd, Indian Archipel I, 366. Siehe seinen Bericht bei Rauch, S. 327 f.

[3]) Rauch a. a. O.

[4]) Herodot 1,193.

[5]) Theophr. 8,4.

aus eine Getraideart wachse, deren Körner die Größe von Olivenkernen erreichen, worin Schleiden[6]) ganz richtig den Mais erkannt hat. Da nun vollends der Mais sich in Amerika nirgends wildwachsend sondern auch in den Indianerländern nur als kultivirtes Gewächs findet[7]), so wird man durchaus der Ansicht Reynier's[8]) beipflichten müssen, daß der Mais von ostasiatischen Einwanderern nach Amerika gebracht worden sei. — Was nun die Möglichkeit einer solchen Einwanderung betrifft, so ist dieselbe durch folgende Thatsachen erwiesen. Nördlich vom Wendekreis des Krebses geht die Meeresströmung von West nach Ost; Kotzebue[9]) berichtet die Thatsache, daß Japanesen aus Osago durch einen Sturm nach 17 monatlicher Irrfahrt nach Kalifornien verschlagen wurden; 1721 aber wurde ein französisches Schiff in 50 Tagen von China an die Westküste von Mexiko getrieben[10]); 1833 wurde eine japanische Dschunke an die mexik. Küste verschlagen, und schon im 16. Jahrhundert fand man Trümmer japanischer und chinesischer Schiffe an den Küsten von Dorado.[11]) Dabei müssen wir uns nun noch erinnern, daß die Japanesen (§ 269) in alten Zeiten ein seefahrendes Volk waren. — Nun finden sich aber in der That Spuren einer Einwanderung von Stämmen der mongolischen Völkerfamilie, und zwar in Menge. Vor allem zeigt sich bei Indianerstämmen in den verschiedensten Theilen Amerika's mongolischer Körperbau. In Boston befinden sich drei Schädel von einem jetzt ausgestorbenen Stamme des Missisipithales, welche auffallend den chinesischen Schädeln gleichen.[12]) Die Guarani-Indianer in Brasilien, am Amazonenfluß und am la Plata im Binnenlande lebend, sind von heller und zwar gelblicher Hautfarbe und haben schiefstehende Augen.[13]) Die Botokuden, ein sehr verwildertes, nacktgehendes,

---

6) Schleiden, Studien S. 24.

7) Martius zur Ethnogr. Amerika's I, 17 f. Bachmann the doctrine of unity, p. 281.

8) Reynier, économie des Arabes, p. 94.

9) Kotzebue, Reise, II, 36.

10) Ranking, researches p. 49.

11) Bradford, Amer. antiqu. 236. Al. v. Humboldt, Ansichten I,215.

12) Perty, Ethnographie S. 54.

13) Nach dem Zeugnis von Martius, Orbigny, St. Hilaire.

menschenfressendes Volk südlich vom Amazonenstrom, welches den Getöteten das Blut aussaugt und dann ihr Fleisch kocht, keinen Ackerbau treibt, und wo alte Leute sich selbst zum Fraß anbieten, hat in seiner gelben Hautfarbe und den schiefstehenden Augen so auffallende Aehnlichkeit mit den Chinesen und Japanesen, daß Tschudi[14]) sagt: „Ich habe Chinesen gesehen, welche ich auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten hätte, wenn nicht ihr Kopfputz und ihre Kleidung ihren Ursprung verrathen hätte, und wiederum beobachtete ich einige Nakenuks (Botokuden), die vollkommen den Typus der (chines.) Kulis trugen." Es läßt sich aber sogar die Herkunft dieser Botokuden aus dem Westen der Kordilleras darthun. Den portugiesischen Namen Botokuden („Pflockleute") gaben ihnen die Portugiesen von den Pflöcken, die sie in Ohrlappen und Lippen tragen; sie selbst nannten sich Aimares oder Ensheregmung. Nun werden wir (§ 287) das alte Kulturvolk der Aimares am Titikakasee in Peru — und zwar als ein Volk mit wesentlich mongolischen Religionselementen — kennen lernen; ein Rest desselben existirt noch jetzt unter gleichem Namen auf dem Plateau von Bolivia,[15]) und ebenfalls in Peru ein Stamm der Tschiriguano's (vgl. Ensheregmung!) von welchem Temple[16]) sagt: „Hätte ich sie in Europa gesehen, so würde ich sie unbedenklich für Chinesen gehalten haben." Wir haben in den Botokuden und Guarani's also wieder einen eklatanten Fall von Verwilderung, also von jenem Sinken, das statt der erträumten Aufwärtsentwicklung in der thatsächlichen Wirklichkeit sich uns allenthalben vor Augen stellt. Auch Martius[17]) spricht seine Ueberzeugung aus, daß jene Guarani's und die ihnen nächstverwandten Miranha's oder Botokudenstämme früher kultivirter gewesen und allmählich verkümmert seien. Die Verwilderung ist denn auch ganz begreiflich. Wenn Horden des aimarischen Kulturvolkes, durch Jagd- und Wanderlust getrieben, die Päſſe der Anden überschritten und, dem Laufe der Gewäſſer folgend, sich in den endlosen Prairieen und Niederungen Brasiliens verloren und verirrten, die ihnen außer dem Wild und einigen wildwachsenden Pflanzen keine Nahrung

---

[14]) Ausland 1867, S. 1186.
[15]) Tschudi, Reise in Peru, II,362.
[16]) Temple, travels in Peru, II,184.
[17]) Martius in der Deutschen Vierteljahrschrift 1839, II,235 ff.

boten, so drängte der Hunger zu stetem Weiterschweifen; Ackerbau und Weberei wurden unterlassen, verlernt und vergessen; die nothdürftige und in dem heißen Klima für entbehrlich erachtete Kleidung schwand immer mehr zusammen, und das wilde Jagdleben nährte und mehrte den Blutdurst. Dies wird vollends begreiflich, wenn es von Haus aus rohere Stämme unter den Aimares waren, welche dies Nomadenleben wählten oder ihm verfielen. Und daß dem wirklich so war, daß nämlich mit den gebildeten Japanern auch rohere Mandshuren (von Jeso und den Kurilen) in Amerika einwanderten, wird sich § 288 herausstellen. — Wir finden nun aber vollends auch die altmongolisch-japanische Alankava- oder Amatsufiko-Sage (§ 266 und §. 269) bei jenen Indianerstämmen Südamerika's wieder. Die Mandshusikuer in Paraguay hatten[18]) die Sage van einem schönen Weibe, das ohne Manneszuthun ein schönes Kind gebar, welches nach verschiedenen Wundern in den Himmel erhoben und in die Sonne verwandelt wurde. Sie verehrten drei Götter, titianacos nämlich den Omequa turigni oder Urago soriso, den Ura-sana und den Ura-po, mit Speis und Trankopfern. Im Appellativum tini-a-naco klingt das japanische ten „Himmel" wieder; vielleicht aber ist ni ein Pluralinfix, wo dann ti-ni-a-naco dem mongolischen naga-tai (§ 266) genau entsprechen und „Götter im Himmel" oder „Götter des Himmels" heißen würde. Ome scheint das altmongolische amu, ama „Vater" zu sein, Ura aber könnte eine japano-mongolische Form, die an das altmongolische nura „Licht" (§ 266) erinnert, kann aber auch aus taru, juru verstümmelt sein (s. § 288). In diesen drei Göttern dürfte eine ursprünglichere Gestalt der altjapanischen Mythologie, als in der buddhaisirten japanischen Göttersage § 269, enthalten sein. — Die Jurukares in Bolivia erzählten[19]) von einer Jungfrau, die den schönen Baum Ule mit Roku bemalte; er verwandelte sich in einen Mann und beschlief sie; sie lebten glücklich mit einander, bis ein Jaguar ihn zerriß. Sie legte die zerstreuten Glieder zusammen, und Ule wurde wieder lebendig; da aber ein Stück an seiner Wange fehlte, wollte er, so verunstaltet, sie nicht weiter begleiten, und verließ sie. (Die Aehnlichkeit mit den Sagen von Osiris und Typhon, von Apsyrtos und Medea, Jason, Pelias

[18]) Müller, S. 255 f.
[19]) Müller S. 264.

springt in die Augen, und zeugt für den asiatischen Ursprung.) — Wenden wir uns von den Sagen zu den Sitten, so begegnet uns bei den Abiponern am la Plata, ferner bei einzelnen Stämmen am Amazonenstrom sowie in Kalifornien der ganz seltsame Brauch, daß der Mann während des Wochenbettes seiner Frau sich krank stellt, sich niederlegt, das Wochenbett gleichsam mitmacht und am Ende desselben eine Reinigungszeremonie zu bestehen hat.[20]) Dieser Brauch ist aber asiatisch; er fand sich schon im Alterthum bei den Tibarenern in Armenien[21]) und findet sich bei den Miao's in China[22]) — Die Päderastie war im altperuanischen Reich und seinen Umgebungen allgemein verbreitet; die Inka's des neuperuanischen Reiches (§ 294) kämpften mit aller Energie dagegen. Selbst bei wilden Stämmen Brasiliens fand und findet sich nicht nur dies Laster, sondern sogar der Brauch, daß gewisse Männer (meist Zauberer) als Kinäden in Weibertracht gehen.[23]) Dieser, aus einer ruchlosen Religion hervorgegangene Brauch kam schon im Alterthum bei dem nordasiatischen Volke der Enareer vor,[24]) hat bei einzelnen mongolischen Stämmen fortbestanden[25]), und insbesondere ist es das japanische Volk, bei welchem „jede Art von Wollust in Schwange geht."[26]) Die Skulpturen, welche in Brasilien hin und wieder an Felsen gefunden worden sind — eingeschnittene (vertiefte) Gestalten, welche Sonne, Mond, Schlangen und andere Ungeheuer darstellen — haben die größte Aehnlichkeit mit analogen Skulpturen in Sibirien.[27]) — In Peru werden wir einen Hauptsitz eingewanderter Ostasiaten der mongol. Völkerfamilie zu suchen haben, und dies wird sich aus den Denkmalen des altperuanischen Reiches glänzend bestätigen. Aber so tief in den Süden kamen diese Einwanderer schwerlich in direkter

[20]) Dobritzhofer, hist. de l'Abipon, Wien 1784, S. 273. Quandt, die Arovaken in Guiana, S. 252. Venegas noticia de la California Madrid 1757. Al. v. Humboldt, Reisen in die Aequatorialgegenden V, 323.

[21]) Strabo III p. 165. Diod. Sic. V, p. 341. Apollon. Rhod. argon. II, 1009 ff.

[22]) Neumann, asiat. Studien, I, 73 ff.

[23]) Martius in der deutschen Vierteljahrschr. 1839, II, 235 ff. Müller S. 240 ff.

[24]) Herodot, 4, 67.

[25]) Müller 240 ff. Stark de νούσῳ θηλείᾳ 1822.

[26]) Stuhr S. 48.

[27]) A. v. Humboldt, Reisen III, 408; IV, 315 und 516. Spix II, 741, 752; III, 1257 ff., 1272.

Schifffahrt über den stillen Ozean, vielmehr entweder durch Küstenfahrt oder weit wahrscheinlicher durch eine Küstenwanderung zu Lande von Kap Analaska aus, bis wohin sie, von Japan über die Kurilen und Kamtschatka und dann den Aleuten folgend in bequemer Fahrt von Insel zu Insel leicht gelangen konnten. Sind sie nun von Analaska aus der Westküste Amerikas entlang südwärts gewandert, so dürfen wir ihre Spuren auch nördlich von Peru anzutreffen erwarten. Und da begegnet uns denn sogleich in den Muiska's in Bogota ein Kulturvolk, dessen Sprache nach Paravey's Untersuchungen[28]) viele Wurzeln mit der japanischen Sprache gemein hat. Daß auch seine Verfassung der japanischen sehr ähnlich gewesen, wird später erörtert werden. Weiter nördlich, in Zentralamerika, finden sich auf den Ruinen von Pallenque Figuren, die das Bein vom Knie abwärts mit breiten Bändern umwunden und am Fuß eine Sandale zeigen; man wird diese Tracht gewiß lieber von den Japanesen als von den Wasken (§ 258) herleiten wollen; bei beiden ist sie Landessitte, aber die Japanesen tragen auch noch einen Gürtel unter den Kleidern auf dem bloßen Leibe, und auch dieser findet sich auf den Denkmalen von Pallenque wieder.[29]) Wir werden also dem zentralamerikanischen Kulturvolke, von dem die Ruinen in Tschjapa, Jukatan und Guatimala herrühren, einen mongolisch-ostasiatischen, näher: einen japanischen Ursprung zusprechen dürfen. Und in dem Maße, als sich (nach § 284) Einflüsse und Nachwirkungen einer alten phönizischen oder punischen Kolonie auf dies zentralamerikanische Volk bemerklich machen, werden wir seine Einwanderung in eine ziemlich alte Zeit hinaufzurücken genöthigt sein. Wenn die Malaien um 2000 v. Chr in den Sunda-Archipel eingerückt sind, so können sie zwischen 1600 und 1400 v. Chr. Amerika erreicht haben. Die Entstehung phönizischer Kolonien am mexikanischen Golf muß, weil die Atlantis schon zu Solon's Zeit erwähnt wird, vor 600 v. Cr. gesetzt werden. Die Ankunft von Japanesen in Amerika wird, weil diese einen hohen Grad von Kultur mitbrachten, nicht vor der Einwanderung Zikofuku's in Japan

---

[28]) Paravey, mémoire sur l'origine Japonaise, Arabe et Basque de la civilisation des peuples du plateau de Bogota, Paris 1835. Hiermit vgl. Braunschweig in den „Amerik. Denkmälern."

[29]) Minutoli, Beschreibung einer alten Stadt, Berlin 1852, Tafel II—IV.

(§ 269), also nicht vor 209 v. Chr. wahrscheinlich erst um 100 v. Chr. erfolgt sein[30]). Es sind dann die in den Malaienstaaten nach- und fortwirkenden Einflüsse der alten Punier gewesen, welche sich auf das japanesische Volk Zentralamerika's geltend machten. — Ursprünglich erstreckten sich diese Japanesenstämme gewiß auch über einen Theil von Nordamerika; die Mokassins der Rothhäute haben Aehnlichkeit mit jener Fußbekleidung in Pallenque. Auch mit dem altmalaiischen Alligevi-Reiche am Mississipi mögen Berührungen von Westen her und auch theilweise Mischungen stattgefunden haben. Indessen waren zu Cortez Zeit jene altjapanischen Kulturstämme längst hinweggefegt und südwärts gedrängt durch spätere Einwanderungen andrer Völker.

Anm. Die Araukaner in Tschili (Chili) sind ein Mischvolk aus Malaien und Aimares und erweisen sich als solches im Vergleich mit den reinmalaiischen Tsoneken a) durch ihre hellere Farbe (Chaworth-Musters, unter den Patagoniern, S. 246); b) durch ihre weit höhere Kultur; denn sie haben feste Wohnungen, bauen Waizen und Obst, bereiten Obstwein, tragen eine, an Kulturvölker erinnernde, komplizirtere Kleidung, in der sie sehr sorgfältig sind; sie weben hübsche Pontscho's und verfertigen feine Silberarbeiten (Chaworth S. 252 ff.) c) durch ihre von der tsonekischen verschiedene Sprache, d) durch ihre Religion, die deutlich den Einfluß der Aimares, dieser japanesischen Abkömmlinge, verräth; denn die Araukaner haben neben ihrem Geister- und Zauberwesen entschiedene Sonnenanbetung (ebend. S 254); e) endlich auch durch ihre kriegerischen Eigenschaften. Im Gegensatze zu den friedfertigen gutmüthigen Tsoneken, deren jezuweilen ausbrechende Kämpfe durchaus den Charakter wilder plötzlicher Raufhändel tragen, sind sie ein kriegsgeübtes und sehr tapferes Volk, das dem Staate Tschili bis heute genug zu schaffen macht. Sie sind geborene Reiter; ihre Kampfweise gleicht auffallend der der Tscherkessen; auch machten sie in früheren Zeiten (echt mongolisch!) alle besiegten Feinde nieder (Berghaus VI, 239 f.). Ihren asiatischen Ursprung beweist auch das Schachspiel, das (nach Molina II, 108, Bradford 407) unter dem Namen komilkan den Araukanern schon, als man ihr Land entdeckte, bekannt war. Mongolisch ist ferner die untergeordnete Stellung, die sie (wie es heute noch in Japan geschieht) den Weibern zuweisen, und die Art, wie sie ohne nach Neigung zu fragen, die Bräute von den Eltern erhandeln. — Wir werden also auch bei den Aimares des altperuanischen Reiches trotz äußerer Kultur ein ziemliches Maß nationaler Rohheit voraussetzen dürfen,

[30]) Merkwürdigerweise haben die Chinesen (s. Gfrörer, Urgeschichte I, 261) die Nachricht, daß 209 v. Chr. Shi-hoang-ti 300 Paare zu Schiff ausgesandt habe, um die Pflanze der Unsterblichkeit aufzusuchen. Die Schiffe seien bis auf eines von einem Sturme verschlagen worden und nie wiedergekehrt. — Doch könnte dies die nach Japan gelangte Schaar Zikofuku's selbst gewesen sein.

und begreifen es um so eher, daß isolirte Horden dieses Volkes zu Botokuden verwildern konnten.

§ 287. Das altperuanische Reich der Aimares und seine Religion.

Als Pizarro Peru entdeckte, bestand dort das Reich der Inka's mit der Hauptstadt Kuzko, das nach den eigenen Aussagen seiner Fürsten erst wenige Jahrhunderte zuvor gegründet worden war,[1]) vor welchem aber nach der bestimmtesten Sage und Aussage des Volkes ein älteres Reich „unter 80 aufeinanderfolgenden Königen" mit einer andern Religion bestanden hatte. Dies Reich und Volk sei sittlich tief gesunken und verwildert — Menschenopfer und Päderastie im Schwange gewesen, als Inka Roka das neue Reich gründete und die neue, die Inka-Religion einführte[2]), deren Gesetze in der That Menschenopfer und Päderastie bei Todesstrafe untersagen. — Von dem Bestehen eines vorinkaischen Reiches geben aber außer jener Sage auch uralte Denkmale Zeugnis. Am Titikaka-See, 32 geogr. Meilen südöstl. von Kuzko, in einem 12700′ über dem Meere gelegenen Hochthale, in dem Landstrich, welchen zu Pizarro's Zeit der Stamm der Aimares bewohnte,[3]) stehen bei Tiguanako Bauten, von denen die Eingeborenen behaupten, sie seien errichtet, ehe die Sonne die Erde beschien (d. h. vor Einführung der Sonnenreligion der Inka's), und welche in der That von den Bauten des Inkareiches architektonisch gänzlich abweichen. Es sind Hügel von 100 Fuß Höhe (an die malaiischen Morai's erinnernd und ohne Zweifel von den malaiischen Ureinwohnern herrührend) aber von Säulen umgeben (was nicht malaiisch ist), ferner aber mehrere, 300 bis 600 Fuß lange Tempel mit kolossalen eckigen Säulen, die Säulen mit Reliefs geschmückt; Basaltstatuen mit Köpfen; ein Palast aus behauenen Felsstücken.[4]) Ferner in dem Thale Patschakamak (südl. v. Lima, westl. v. Kuzko) ein Tempel, der einem

[1]) Nach Garcilasso (Gesch. der Inka's, deutsch: Nordhausen 1788), dessen Mutter eine Inka-Prinzessin war, hatte das Inkareich 400 Jahre bestanden, nach der Meinung der kgl. span. audiencia von Peru (bei Prescott I, 9) nur 200 Jahre, nach der Vermuthung Velasco's 500 Jahre. Da zur Zeit der Entdeckung der 13. König seit Gründung des Reiches regierte, so wird 250 J. wohl die richtige Annahme sein.

[2]) Garcilasso S. 303.

[3]) Heutigestags wohnen dort die Huantscha's, während die Aimares jetzt südöstlich davon, in Bolivia, sitzen. Tschudi, Reise in Peru, II, 362.

[4]) Prichard IV, 486. Prescott I, 9—10.

gleichnamigen Gotte geweiht, von den Inka's aber in einen Tempel ihres Sonnengottes Jn-Ti umgewandelt worden war, und von dem jetzt noch einige Sääle mit Nischen und Malereien übrig sind.[5]) Drittens ähnliche Bauten in Tambo, Truchillo, Kuklap und Tea-Huanako. Es finden sich in diesen Gebäuden Spuren einer alten Bilderschrift, die von den Inka's erwähnt aber (offenbar um ihres Inhaltes willen), als irrgläubig und gottlos betrachtet und nach Kräften vertilgt wurde. Das Land Quito (210 geogr. Meilen nördl. von Kuzko) hatte der vorletzte Inka, Huana Kapak, erobert. Auch dort stand ein älterer Tempel, der der Sonne und dem Monde vorher schon(?) geweiht gewesen sein soll, Sonnensäulen, goldne Sonnen- und silberne Mond-Scheiben enthielt, nebst 12 Monatssäulen. Es sollen dort die Neumonde und der kürzeste Tag festlich begangen, auch ein Gott der Gesundheit, und durch Menschenopfer ein Kriegsgott verehrt, und die Erstgeburt der Menschen geopfert worden sein, welchen Opfern die Inka's ein Ende gemacht hätten.[6]) — Das führt uns nun auf die Religion des altperuanischen Reiches oder vielmehr Volkes; denn nicht als einheitliches Reich, sondern in einer Anzahl unabhängiger Staaten bestand dasselbe, deren Fürsten, curaca's[7]), von den Inkakönigen in dem neuen Reiche die Stellung eines hohen Adels zuerkannt wurde. — Das alte Reich unterschied sich nun von dem neuen in religiöser Hinsicht wesentlich schon durch eine andere Stellung, die der Monddienst darin einnahm. Rechnete es doch nach Mondsmonaten, während die Inka's Sonnenmonate einführten.[8]) Aber ehe auf diesen Punkt näher eingegangen werden kann, muß das altperuanische Göttersystem im Ganzen betrachtet werden, welches ein völlig anderes war, als das der Inka's. Zwei Götternamen begegnen uns in dem alten Reiche, deren Träger beide für den „obersten Gott" erklärt werden: Patscha-kamak und Jlla-Tidsi. a) Patscha-kamak hat in einem altperuanischen Ge-

5) Tschudi I, 291.

6) Müller S. 335. Velasco I, 116.

7) Montesino's nennt als Namen solcher curaca's: Jupangui, Patschacuti, Viracotscha, Topa-Jupangui und Inti-Capac. — Curaca dürfte mit Sskr. çura, κύριος, kelt. curaid urverwandt sein. — Zu Topa vgl. das mongol. oder mandshurische Volk der Topa, welches 386—600 n. Chr. Nordchina unterjocht hielt.

8) Müller S. 356.

dichte (s. Anm.) das Prädicat patscha-rurac „Erderbauer" also Schöpfer. Patscha (spanisch geschrieben: pacha) hieß „Erde" vielleicht auch „Welt"; in kamak finden wir das japanische kame „Gott" wieder, ein uraltes Gottesappellativum, das der mongolischen und der tatarischen Völkerfamilie gemeinsam war. Als „Erdgott," „Erdschöpfer", bezeichnet diesen Gott sein Name, und wenn nun Garcilasso, Velasco und Ulloa einstimmig als Aussage der Peruaner berichten, daß Patschakamak ein unsichtbarer Gott gewesen sei, den man nicht abgebildet habe und dem man keine Opfer gebracht, so wird diese Aussage nicht dadurch entkräftet, daß Acosta und Montesinos lang nach dem Untergange des Inkareiches hölzerne Bilder (Säulen mit Menschenkopf) fanden, die den Namen jenes Gottes trugen, oder daß nach Acosta[9]) in seinem Tempel sich mancherlei Fisch- und Schlangenembleme befanden. Patschakamak war auch noch unter der Herrschaft der Inka's vom niederen Volke fort und fort verehrt worden[10]), hiebei aber zu einem der untergeordneten Götter, der „huaca's", also einem Einzelgotte geworden, den man nunmehr in Bildern darstellte. Ursprünglich, im alten Reiche, entsprach er sichtlich dem Nagatai der Mongolen (§ 266), dem Tao der Chinesen (§ 268) dem Kuni toko der Japanesen (§ 269), und so dient er zur Vervollständigung unsrer Kunde von der ursprünglichen, vom Buddhismus noch unberührten japanischen Religion, und liefert den Beweis, daß die Japanesen ebenso, wie die Mongolen und Chinesen, ursprünglich den unsichtbaren Weltschöpfer gekannt und verehrt haben. — Ein zweites Prädikat dieses Gottes war Apatschekta „Kraftverleiher", ein drittes Ataguchu. Es wird nämlich[11]) eines Gottes Ataguchu Erwähnung gethan, dem viele Tempel geweiht gewesen seien, namentlich wird einer der Tempel am Titikakasee ihm zugeschrieben — ein großer Hof mit hoher Mauer umgeben, im Innern ein tiefer Graben von Bäumen umgeben; die Opfer seien auf die Bäume gehängt worden. Zugleich wird nun aber dieser Ataguchu als der Weltschöpfer dargestellt, und erzählt, daß er zwei andere Götter aus sich habe hervorgehen lassen. Einer derselben soll Tangatanga geheißen haben.[12]) Wir haben hier die

---

[9]) Acosta V, 12.

[10]) Tschudi 149. Ausland 1852, S. 919.

[11]) Lacroix, univers pittoresque.

[12]) Hazart p. 249.

Urgestalt jenes japanischen Emanationsmythus, in welchem sich der Uebergang aus dem altmongolischen Urmonotheismus in den Polytheismus darstellt, und dessen bereits buddhistisch-verzerrte Form wir § 269 kennen gelernt haben. Dort gehen 7 + 5, hier nur 3 Götter auseinander hervor; diese 3 Götter werden wir § 288 auch bei dem verwilderten Aimaresstamme der Mandshusika's wiederfinden. In dem Namen Ataguchu ist die, sehr verschiedenen Sprachfamilien gemeinsame (aber nicht malaiische) Wurzel atta „Vater" (tschuwasch. attja, mongol. etsi, türk. ata) unverkennbar. — b) Nun macht aber noch ein zweiter Gott den Anspruch, der höchste, weltschöpferische Gott des altperuanischen Reiches zu sein, nämlich Illatidsi (spanisch Illatici), und schließlich kommt sogar noch ein dritter, Wirakotscha oder Guirakotscha dazu. In die Wirakotscha-Sage ist Illatidsi nicht nur verwachsen, sondern uns überhaupt nur aus ihr bekannt; daß aber der Gott Illatidsi mit dem Fluthhelden Wirakotscha ursprünglich identisch sei, hat J. G. Müller aus der einmal vorkommenden Zusammenstellung Illatidsi Guirakotscha voreilig geschlossen; die Identifikation beider ist sichtlich eine sekundäre. — Bleiben wir nun zuvörderst bei dem Namen stehen, so ist zu beachten, daß neben Jlladitsi auch die Formen Tidsi und Kontidsi sich finden; daraus ergibt sich zweifellos, daß Tidsi der eigentliche Name ist, Illa- und Kon- aber Zuthaten sind. Die Form Kontidsi erinnert nun lebhaft genug an den Kuni-toco, den obersten Himmelsgott und Weltschöpfer bei den Japanesen (§ 269), und wenn nun in der Wirakotschasage Illatidsi als der höchste Gott bezeichnet wird, so kann ja über seine Identität mit jenem Kunitoco kein Zweifel bestehen; der lautliche Uebergang des k in den Zischlaut c (z, ts, ds) hat in der spätlateinischen, der waskischen und einigen Hunderten von amerikanischen Sprachen hinreichende Analogieen. — c) Wenden wir uns nun der Wirakotschasage zu! „Nach der großen Fluth", so erzählten die Kolla's (Gebirgsbewohner östlich von Kuzko) dem sehr zuverlässigen Acosta[13]), und ähnlich berichten Molina, Balboa, Garcilasso, „stiegen drei Brüder[14]) aus den Höhlen von Pakaritampo hervor; ihr Vater war Wirakotscha (der, nach Garcil. I, 259, als weißer bärtiger Mann in

---

[13]) Acosta, natürliche und Sittengeschichte Westindiens, 1589. Bei Müller S. 308.

[14]) Ajar Catschi topa, Ajar Auca topa und Ajar Utschu topa.

langem Gewande abgebildet wurde) „und dieser war nach der Fluth aus dem Titikakasee gestiegen.“ Bleiben wir hiebei stehen, so fällt uns sogleich auf, daß von „der Fluth“ als einem bestimmten und bekannten Ereignis geredet wird. Wir haben hier eine der Fluthsagen, und Wirakotscha mit seinen drei Söhnen entspricht Noah und seinen Söhnen. Der Name Wirakotscha wird von Garcilasso durch „Schaum des Meeres“ von andern durch „Sohn des Meeres“ gedeutet.[15]) Da auch die Spanier von den Peruanern als wirakotscha's bezeichnet wurden, so sieht man, daß die Erklärung „Männer der See“ oder „Söhne der See“ die richtigere ist; wenigstens könnte „Schaum des Meeres“ doch nur in bildlichem Sinn als „Meerentstiegene“ verstanden werden. Wollte nun aber jemand auf den Einfall kommen, Wirakotscha sei keine Gestalt der alten gemeinsamen Ursage der Menschheit gewesen, sondern die malaiischen Ureinwohner hätten den japanischen Ankömmlingen als zur See gekommenen (sie kamen aber, nach § 286, ohne Zweifel zu Lande von Norden her!) den Namen „Männer der See“ oder „Meerentstiegene“ gegeben, so ist dem entgegenzuhalten, daß Wirakotscha in der Sage nicht dem stillen Ozean sondern dem, auf dem Andenplateau hochgelegenen Titikakasee entstiegen sein soll, und vor allem, daß Wirakotscha kein malaiisches sondern ein japanisches Wort ist. Denn die malaiopolynesischen Sprachen haben für „Meer“ die Wörter luhut, dagat, taik; im Japanischen aber heißt das Meer kay und daher im Peruanischen in reduplizirter Form caca, cucha, cutscha. Es ist dieselbe Urwurzel, die in *ὠγήν*, *ὠκέανος*, keltisch cuan vorliegt, und ihre ältere ungequetschte Form haben wir in dem Namen des Sees Titikaka, der offenbar aus der Wurzel ti (chines. tian Gottheit, Himmel, japanisch ten) und caca „See“ besteht und „Gottessee“ oder „Himmelssee“ bedeutete (also nach Etymologie und Sinn ganz dem Titi-See der Kelten § 259 entspricht!) — Analog nun, wie die indische Manusage (§ 207) den Manu förmlich zum Schöpfer der nachdiluvianischen Welt gemacht hat — und ebenso die germanische Sage (§ 260) den Vodans oder Odhinn — so er=

[15]) Im Mongol. heißt ere, im Mandschurischen eru, im Türkischen ir: „Mann.“ Es ist dieselbe Urwurzel wie in lat. vir, keltisch fir, ahd. wër. Zu Garcilasso's Zeit mochte das Wort obsolet geworden sein, daher er den Namen aus einem noch gebräuchlichen andern Worte: wira „Schaum“ (vgl. mongol. ur, finn. wuori „strömen“) ableitete.

zählte auch die peruanische Sage[16]): Wirakotscha habe nach der Fluth mehrere Menschen, die sich in Höhlen gerettet hatten (seine Söhne?) versammelt, und nun Sonne, Mond und Sterne geschaffen, dann Bilder von Stein gemacht, denen er aus verschiedenen Höhlen hervorzugehen befahl und mit denen er nach Kuzko wanderte; darnach habe er die Erde verlassen. Hier ist nun sichtlich die uns von den Tagalen auf Lüzon, den Aruakas auf den Antillen, und den Tsoneken in Patagonien her bekannte malaiische Schöpfungs-Höhlensage mit der japanischen also mongolischen Wirakotschasage kombinirt und konfundirt, so, daß der — wahrscheinlich zuvor schon von den Mongolen zum Gott hinaufgeschraubte Vater der nachdiluvianischen Welt mit dem Weltschöpfer der malaiischen Ureinwohner Peru's identifizirt ist. Und daraus erklären sich denn jene Namenskompositionen: Illatidsi Wirakotscha und (s. Anm.) Patschakamak Wirakotscha. — Es erklärt sich nun aber auch ein letztes Element der Wirakotschasage: eine Reminiszenz an Kain's Brudermord ist auf die Söhne des Fluthheros übertragen; diese sind mit Adam's Söhnen konfundirt. Dies Element erscheint bei den verschiedenen Berichterstattern in verschiedenen Variationen; Auka, der älteste Sohn Wirakotscha's, stieg auf einen Berg, warf Steine nach den vier Winden, um in diesem symbolischen Akt das Land in Besitz zu nehmen, erregte dadurch aber den Neid des jüngsten Bruders Utschu; dieser überredete ihn, in eine Höhle zu gehen, um dort dem höchsten Gott Illatidsi-Wirakotscha Anbetung darzubringen; als Auka in der Höhle war, schloß Utscha deren Eingang mit Felsstücken, überredete dann den dritten Bruder Katschi, nach dem verlorenen Auka zu suchen, bestieg unter diesem Vorwande mit ihm einen Berg, und stürzte ihn in einen Abgrund; dann gab er vor, Katschi habe sich in einen Stein verwandelt. Schon die Rolle, die hier wieder die Höhle spielt, sowie die Existenz der im Hauptpunkt (dem Brudermord aus Neid) ähnlichen Sage der Tonga's (§ 272) läßt uns auch diese Sage als eine von den malaiischen Ureinwohnern Peru's herrührende erkennen. Merkwürdig stimmt denn auch der Name Auca zu dem tongischen Namen Waca Acau, und so bestätigt sich unsre Vermuthung (§ 281 Anm. 1), daß Akau in der tong. Sage ursprünglich Eigenname gewesen und daß

[16]) Betanço bei Garcia, orig. de los Jndios V, 3, 7.

die appellativische Deutung „Schiff des schwarzen Holzes" erst eine durch Kombination mit einer melanesischen Sage veranlaßte sekundäre war. — Doch zurück nach Peru! Nach einer andern Version der peruanischen Auka-Sage wäre Katschi durch einen Zauberer in einen Fels verwandelt worden; der Fels wurde noch gezeigt und göttlich verehrt. Nach wieder andrer Version entkam Auka aus seiner Höhle und entfloh; Utschu gab vor, Auka sei in den Himmel aufgenommen worden (eine Erinnerung an Henoch ??); Utschu habe den Namen Manco[17]) angenommen und Kuzko erbaut, und sei zuletzt in einen Stein verwandelt worden. Diese Verwandlung in Steine besagt offenbar nichts anderes, als daß Steine als Idole jener Brüder existirten und verehrt wurden. Nach der Relation Acosta's war Manko Kapak nicht Utschu selbst sondern ein Sohn Utschu's; nach Garcilasso und Balboa waren es die drei Söhne Utschu's: Manko, Auka und Katschi, zwischen denen obige Geschichte spielte. Man sieht: in den Namen und in der Art der Anknüpfung an Wirakotscha herrscht Verwirrung und Unklarheit; der Kern der Sage bleibt aber immer, daß ein Bruder den anderen, während dieser „den höchsten Gott anbetet," aus Neid in Tod und Verderben stürzt. — d) Diese letztere Sage leitet nun von selbst hinüber zur Sage von Manko-Kapak[18]), welche uns bereits auf den Boden amerikanischer Geschichte leitet. Die Leute im Lande, so lautet die Sage, lebten anfangs nackt und ohne Gesetze, beteten alle möglichen falschen Götter, auch Thiere an [und fraßen ihre Kriegsgefangenen auf.] Da erbarmte sich [die Sonne] ihrer, und schickte zwei ihrer Kinder: den Manko Kapak und dessen [Schwester und] Gattin: Mama Ohello (Odsello, Oello) Huasco, um [Sonnendienst und] Kultur bei ihnen einzuführen. Diese seien vom Titikaka ausgegangen; eine goldene Wünschelruthe zeigte ihnen Kuzko (d. h. „Nabel") als Platz, wo sie eine Stadt gründen sollten. Patscha-mama[19]) „Erd- oder Land-Mutter" dürfte ein Prädicat der Mama-Ohello gewesen sein. Diese Sage ist, wie die in viereckige Klammern geschlossenen Worte beweisen, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden,

---

[17]) Da im Peruanischen In-ca „Sonnensohn heißt, so wird Man-co was doch wohl nur eine ältere Form von Man-ca ist, „Man-Sohn, Manu-Sohn" heißen. Und so hätten wir den Manu-Namen des Fluthheros auch hier.

[18]) Garcilasso II, 9.

[19]) Müller S. 369.

sondern im Geschmack und nach den Vorstellungen der Inkareligion und des Inkareiches umgemodelt. Denn erst die Inka's führten Sonnendienst ein, nannten sich Sonnensöhne, verpönten die Menschenopfer, und lehrten, daß die Mondgöttin zugleich Schwester und Gattin des Sonnengottes sei. Der alte Kern der Sage ist sichtlich nur dieser, daß zu den nackt gehenden und bereits verwilderten Malaien fremde Einwanderer[20]) — d. h. eben die japanischen Aimares — kamen, sich erst am Titikaka niederließen, dann Kuzko erbauten und so das altperuanische Reich gründeten. Die spätere Sage identifizirte den Anführer dieser Einwanderer, der vielleicht wirklich Kapak geheißen hatte, mit jenem Man-co der Ursage, dem Sohne Manu-Wirakotscha's, und in der Zeit der Inka's vollends wurde er zu einem „Sohne der Sonne" gemacht. Denn die Inka's waren so klug, ihren eigenen Stammbaum an den sagenhaften Manko-Kapak anzuknüpfen. Ihr wirklicher Stammvater und Reichsgründer war der Inka Roka (um 1200 n. Chr.); Garcilasso, Balboa und Velasquez wollen wissen, dieser sei der fünfte Nachfolger Manko-Kapak's gewesen(!). Montesino berichtet vielmehr als Aussage der Peruaner, daß Manko „um Jahrtausende" hinter Roka rückwärts in der Vergangenheit liege und der Gründer eines älteren Reiches gewesen sei. Ist nun auch mit den „Jahrtausenden" der Mund etwas voll genommen, so gesteht die von Montesinos berichtete Aussage doch ehrlicher den richtigen Sachverhalt, als der tendentiöse Bericht Garcilasso's. — e) Eine letzte, merkwürdige Sage[21]) leitet uns zu der Religion des altperuanischen Reiches zurück. Es sei, so wird berichtet, von Norden her der Gott Con gekommen und lange als einziger Gott verehrt worden; da erschien von Süden Patschakamak als mächtigerer Gott, erneuerte die Welt und verwandelte die früheren Menschen in Affen. Wir werden bei diesem Con nicht an jenen Kon-tidsi, der mit Illa-tidsi und mit dem Kuni-toco der Japanesen identisch ist, denken dürfen; denn eben dieser ist ja auch mit Patschakamak selbst identisch (wie denn beide wiederum mit Wirakotscha sich identifizirt finden), und da Patschakamak ebensowohl ein japanischer Name ist, wie Kontidsi, so läßt

---

[20]) Und in der That redet die Sage (in Barcia historiadores primit. Madrid 1749 Bd. 3) von einem ganzen Volke der „Ringrim," das unter „Kapella" (Kapak) eingewandert sei.

[21]) Müller S. 319.

sich auch nicht wohl denken, daß zwei Stämme Eines Volkes hier über zwei Namen ein und desselben Gottes in Religionsstreit gerathen wären. Das Verdrängtwerden des Gottes Con durch den Gott Patschakamak hat ja doch offenbar den Sinn, daß die Religion des ersteren durch die Religion des anderen verdrängt worden sei. Dann muß Con nothwendig die Gottheit eines malaiischen Volkes gewesen sein, an welchem die der Küste folgenden Japaner bei ihrer Einwanderung vorübergezogen waren, und welches darum noch auf den Höhen von Kuzko saß. Als nnn jene Japaner (die Aimares) vom Titikaka aus ihr Reich nach Norden ausdehnten, die Gegend von Kuzko sich unterwarfen und die Stadt dieses Namens gründeten, wurde „der Gott Con," d. h. seine Anbetung, verdrängt, und wenn seine bisherigen Verehrer nacktgehende und verwilderte Menschen waren, so ist begreiflich, daß sie dem Kulturvolk wie „Affen" vorkamen, „Affen" gescholten wurden, und daß so die Sage von der Verwandlung der „früheren Menschen" in Affen entstand. War Con von ihnen „als einziger Gott" verehrt worden, so muß er dem tuwan der Javanen, dem atua der Tahitier und Neuseeländer entsprochen haben, und wie sich atua im Hawaiischen in akua umgewandelt hat, so kann sich tuwan, tuan bei einzelnen Stämmen in kuan, kon umgewandelt haben, oder auch kon geradezu aus dem Hawaiischen akua entstanden sein. In der That nun wird uns berichtet[22]), daß das niedere Volk in Peru neben anderen huaka's. d. h. altperuanischen, von den Inka's abgeschafften Göttern einen Zarap-kono-pa „Gott des Maises," und einen Papap-cono-pa „Gott der Kartoffeln" verehrt habe; pa ist das mal. Wort für „Vater" und entspricht dem mal. Worte ma „Mutter" in dem Namen Coco-mama „Göttin der Kokapflanze"; so wird denn in der That cono eine spätere Form des mal. Gottesappellativums tuan, atua, akua sein. Solche Schutzgötter einzelner Pflanzenarten aber sind, sachlich betrachtet, echt japanisch (§ 269.) — f) Es wird uns endlich noch von anderen altperuanischen Gottheiten berichtet, die unter den Inka's vom Volke verstohlener oder geduldeter Weise fort und fort verehrt wurden, und die den Beweis liefern, daß die emanatistische Multiplikation des Schöpfergottes zum förmlichen Polytheismus geführt hatte. Es gab einen Donnergott Katequil (oder Apokatequil, komponirt mit mal. api „Feuer", oder Tschaquilla

---

[22]) Müller, 367.

„Donner," Katuilla „Blitz", Inti-allapa „Himmelsstrahl" der durch sein Idol, einen der alten heiligen Steine, schon genugsam als altperuanisch erwiesen wird. Seine Schwester war die Regengöttin, deren Name nicht aufbehalten ist, von der aber ein altes Sagenlied erzählt, daß ihr wilder Bruder mit dem Schlage des Blitzes ihre Urne zerschlage, sodaß der Regen sich daraus ergieße. (Vgl. die Anm.) Wir kennen den Namen dieser Göttin gleichwohl — von Japan her (vgl. § 269.) Es ist die japanische Tensiodaisin nebst ihrem wilden Bruder. — Durch sein Steinbild ist auch ein Feuergott unbekannten Namens als altperuanisch gekennzeichnet. Man glaubte an vom Himmel fallende Donnersteine, welche Liebeszauber wirken sollten (analog wurden in Japan die Aerolithe als amatsakitsne „Himmelsfüchse" verehrt); Zwillinge galten als Söhne des Blitzes (vgl. die mongol. Sage von den durch einen Lichtstrahl gezeugten Drillingen Alankava's § 266!) und wem solche geboren wurden, der brachte dem Gott Akutschukkaque (das heißt wohl: akua Tschaquilla, ist also eben der Donnergott) ein Dankopfer.[23]) — In Quito wird ein orakelgebender Gott Rimac „der redende" erwähnt. Die von den Inka's verbotene, im Volk aber gleichwohl fortdauernde Zauberei schrieb sich aus der altperuanischen Religion her: malaiischer und japono-mongolischer Geisterdienst war in ihr zusammengeflossen; die huaraellas waren Gespenster und Schutzgeister zugleich; malaiischen Ursprungs ist der huacapvillac, eine Art oberster Orakelpriester, der mit den Göttern redet, vom mal. waka „Gott", dem malaiischen Pluralsuffix pa, pu,[24]) und villa = tagal. bala, haw. olelo, madeg. wulang „reden" — ebenso der Totenbesprecher malquipvillac (von malqui „tot", tagal. matai, madeg. mamo). Die Bezeichnung des letzteren durch ajatacuc muß dagegen japanisch sein, da die Wrzl. cuc sich in dem, durch seinen ersten Bestandtheil als japanisch gekennzeichneten Worte patschacuc (der aus dem Verhalten der Spinnen die Zukunft deutet) wiederfindet. Die hacaricue deuteten aus den Meerschweinchen, die hatschus aus dem Mais, die moscoc aus Träumen die Zukunft. Die hantschas oder ripnacmicuc suchten Feinde durch Zaubereien zu verderben. Endlich gab es einen besonderen Orakelgott für Liebesangelegenheiten, der[25]) unter zwei Namen: Huaca-n-qui (malaiisch) und: Kuianka-

[23]) Ebend. 368 f.

[24]) W. v. Humboldt, Abh. d. Berl. Akad. d. W. 1832, IV, 727.

[25]) Müller S. 397.

rani vorkommt. — In Quito endlich wird ein alter Gott der Gesundheit und daneben ein Gott des Krieges und der Rache erwähnt.[26] Gegen Thierverehrung hatten die Inka's zu kämpfen;[27] die Sternbilder galten den Altperuanern als die Urbilder der Thiergattungen, diese als Repräsentanten jener.

Anm. Altes Gebet an die Regengöttin (Müller S. 369):

Schöne Fürstin,
Deine Urne
Schlägt dein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnert's, blitzt und
Wetterleuchtet's.
Doch du Fürstin,
Dein Gewässer
Gießend, regnest
Und mitunter
Hagel oder
Schnee entsendest.
Patscharurak-
Patschakamak-
Wirakotscha
Zu dem Amte
Dich bestimmt und
Dich geweiht hat.

§ 288. Religionen und Sagen der verwilderten Aimares-Stämme.

Wenn wir Recht haben sowohl in der Eruirung der altperuanischen Religion, als in der Annahme, daß die Botokuden, Guarani's, Jurukares verwilderte Japano-Aimaren sind, so werden sich auch die Spuren jener Religion bei diesen Stämmen wiederfinden. Und das ist denn auch soweit, als man es nur irgend erwarten kann, der Fall. Die Mandshusikuer in Paraguay (deren Name schon an die den Japanesen benachbarten und verwandten Mandshuren erinnert) verehrten in Einem Tempel drei Götter: Urago sorisu (den sie auch Omegua turigni nannten) Ura sana und Ura po, mit Speis- und Trankopfern. Es ist (sachlich) der Ataguchu der Altperuaner nebst den zwei Göttern, die er aus sich hervorgehen ließ. In Omegua sind die beiden ersten Silben offenbar das den mongol. Sprachen gemeinsame Wort amu, ama, „Vater, Mutter"; Ura aber ist ein Gottesappellativum, das wir in den Formen juru, guru, taru und tiri alsbald bei andern verwilderten Aimaresstämmen wiederfinden werden, und das mit dem Taara der Ugrofinnen (§ 262) Verwandtschaft zu haben scheint. Daß mit den Japano-Mongolen auch mongolisch-tatarisch-gemischte Nachbarstämme — Mandshuren! — von den Nachbarinseln Jeso, Tarakai und den Kurilen einwanderten, ist ja (§ 286) durchaus möglich, und gerade solche ugrotatarische Stämme werden vorzugsweise die Neigung zu nomadenhaftem Weiterschweifen besessen haben. Sie nahmen die

---

[26]) Ebend. 335.

[27]) Montesino und Lacroix, bei Müller S. 365 f.

Religionsbegriffe und Göttergestalten von den Japanern, dem herrschenden Volke, an, behielten aber daneben ihr Gottesappellativum taru, juru, ura in Gebrauch. Dann ist wohl sor-isu von dem ugrischen iso „Vater," po von dem ugrischen poeg „Sohn" abzuleiten; sana könnte mit dem ungrischen (also ebenfalls ugrischen) asszonyi „weiblich" verwandt sein und „Weib" bedeuten. — Den Ura finden wir als Taru bei den Botokuden wieder. Diese hatten den Monddienst von den Karaiben aufgenommen; sie nannten den Mond Taru, die Sonne Taru-pido, den Donner taru-decuwong, den Blitz taru-demerang, den Wind taru-cuhu, die Nacht taru-tatu.[1]) J. G. Müller schließt daraus, daß sie das Donnern und Blitzen dem Monde zugeschrieben hätten; aber daß Donner und Blitz, Wind und Nacht nicht vom Monde herkommen, sieht jeder Wilde mit Augen; taru bedeutete nicht „Mond" sondern „Gott"; dem Monde gaben sie das Prädikat „Gott" schlechthin; wenn sie nun aber den Blitz als „den Strahl Gottes," den Donner als „das Gepolter Gottes," den Wind als „das Blasen Gottes" &c. bezeichneten, so sind diese Wortbildungen ein Zeugnis, daß sie vor Annahme des karaibischen Monddienstes einen Gott gekannt hatten, auf dessen Wirken die verschiedensten Naturerscheinungen zurückgeführt wurden. — Nicht das Wesen, aber den Namen dieses Taru finden wir endlich bei den Jurukaren wieder in der Form Tiri. Die altmongolische Sonnenkind-Sage dieses Stammes ist schon § 268 mitgetheit. An diese Sage von Ule[2]) spinnt sich nun aber eine andere an,[3]) in welcher deutliche Reminiszenzen an den Sündenfall, die Sintfluth und den babyl. Thurmbau uns entgegenleuchten. Tiri (den die Sage als Ule's Sohn bezeichnet und ihn so an die Ule-Sage anknüpft) war „Herr der ganzen Natur" (also nach ursprünglicher Vorstellung gewiß nicht Ule's Sohn, sondern Weltschöpfer); da er ganz allein war und nach einem Freunde verlangte, schuf er aus dem Nagel seiner großen Zehe den ersten Menschen: Karu. Dieser zeugte mit einem Hokkovogel Kinder; aber sein Sohn starb (Erinnerung an Abel) und er selbst aß eine auf dessen Grabe gewachsene Pistazie gegen Tiri's Verbot, der ihm gesagt hatte: sein Sohn werde

[1]) Müller 254.
[2]) Vgl. das türkische Wort ulu „groß."
[3]) Müller 267 ff. Andree Westl. 1, 255 ff.

wieder in's Leben gerufen, er solle sich hüten, von jenem Baume zu essen. Als er nun dennoch davon aß, sprach Tiri zu ihm: „Du bist ungehorsam gewesen; zur Strafe sollst du sammt allen Menschen sterblich sein und Leid und Arbeit haben." Auf Tiri's Befehl aß nun Karu eine Ente, erbrach sich darauf, und brach Vögel aller Arten aus. Ein Geist Sararuma oder Aïma-sunne verursachte darauf einen „Sin"=Brand, d. h. Weltbrand. (Kombination der Fluthsage mit der germanischen vom Weltbrand Surtur's. Vgl. auch das „Feuerwasser" in der einen Gestalt der Fluthsage der Kolh's § 274.) Ein einziger Mann rettete sich in einer Höhle, und steckte mehrmals einen Zweig hinaus, der anfangs versengt wurde, zuletzt unversehrt blieb. Aus der Höhle zogen nun die verschiedenen Völker der Erde (offenbar in der Person jenes einen Mannes, ihres Stammvaters) nämlich die Mansinnos, Solortos, Quitschuas[4], Tschiraguanos u. a. Als aber ein Mann aus der Höhle kam, der über alle herrschen wollte, schloß Tiri das Loch der Höhle, und befahl den Völkern, sich zu theilen und die ganze Erde zu bevölkern, und säte Zwietracht unter ihnen. Sie bewaffneten sich mit Pfeilen, die aus der Sonne herabfielen. Die Jurukares leiteten ihre Herkunft von den Mansinno's ab, welcher Name wiederum an Mandshu anklingt. Dem Regenbogen und der Abendröthe schrieben sie die Entstehung von Krankheiten zu.[5]) — Haben wir in diesen Stämmen nun schon Mischungen von mongolischen mit ugrotatarischem Blute, d. i. mandshurische Abstammung, erkannt, so finden wir bei vielen andern Stämmen Südamerika's höchst begreiflicherweise dem ugrotatarischen und mongolischen Blut auch noch malaiisches und Berbernblut beigemischt, welche Mischung sich denn richtig jedesmal auch im Religionsmischmasch solcher Stämme kund gibt. Neben den malaiischen Tupaja's (§ 281) und den mongolischen Guarani's (§ 286) finden sich Tupiguarani's. Bei den Botokuden finden wir neben dem ugrischen Gottesnamen Taru, wie schon bemerkt, die von den benachbarten karaibischen Berberstämmen herrührende Mondverehrung

---

[4]) Quitschua=Sprache oder Ketschua=Sprache ist der Name, mit dem die Peruaner ihre eigne Sprache bezeichneten. Die jurukarische Sage kannte also die Existenz eines Ketschua=Volkes! Ein neuer Beleg, daß sie aus Peru stammen. (Daß die Ketschua=Sprache von den Inka's nicht in's Land gebracht, sondern von ihnen in Peru vorgefunden wurde, werden wir später sehen.)

[5]) Müller, 258.

und überdies noch den Namen Hutscha für den Sonnengott,[6]) was offenbar der Hudshu der Karaiben (§ 285) ist. Die Mandschusikuer verehren neben jenen drei Ura's auch noch (mit Tabaksopfern) Wassergötter, die sie mit Fischen in der Hand abbildeten, die Abiponer einen Gott des Sturmes: Pilla,[7]) der sich auch bei den Araukanern als Appellativum für „Geist" wiederfindet, indem die letzteren einen Donnergott Thalclave als guenu-pillan „Himmelsgeist" bezeichnen.[8]) Jenes Mischvolk der Tupiguarani's fürchtet sich vor einem bösen Gotte Iurupari (Goropari) oder Aignan (Anac ha, Anchanga, Anonga) der wiederum dem Aharaigitschi (oder Elel oder Kebet) der Abiponer sachlich entspricht,[9]) und dessen Name an den der Ainu's erinnert, welche die Insel Jeso bewohnen. Rohe Skulpturen, einerseits mit Schlangen- und andern Thiergestalten[10]) (ähnlich wie im Patschakamaktempel § 287) andrerseits aber mit Mondbildern, finden sich hin und wieder an Felsen in verschiedenen Gegenden Südamerika's; ebenso ist der karaibische Brauch, bei Mondsfinsternissen den bösen Geist, der den Mond verschlingen will, durch Getöse zu verscheuchen, bis zu den Abiponern (in Paraguay) und den Araukanern hinab verbreitet.[11]) Die letzteren haben dies (der malaiisch-mongolischen Sonnenverehrung gemäß) auch auf die Sonnenfinsternisse ausgedehnt, und wenn die Botokuden, Moluchen u. a. von der Sonne alles Gute herleiten, die Auka's das Blut des erlegten Wildes gegen die Sonne sprengen, die Dignit's (in Paraguay) blutbenetzte Vogelfedern ihr opfern, so bekundet sich in dem allem die, sei es malaiische, sei es mongolische, sei es aus beiden gemischte Herkunft ebenso deutlich, wie die karaibische Abstammung oder Mischung bei den Tapuja's, welche die Marakaflasche mit einer Mundöffnung (als Menschenkopf) bilden, ihr ein Jahresfest feiern und ihr sogar Menschen zum Opfer schlachten.[12]) — Eine Spur von Sterndienst bei den Tupaja's und bis hinab zu den Abiponern,

---

[6]) Ebend. 270.

[7]) Ebend. S. 258.

[8]) Ebend. S. 271.

[9]) Ebend. S. 273 f.

[10]) Dahin gehört insbesondere ein pyramidales Heiligthum in Westbrasilien, mit einer Schlangengottheit, beim Stamme der Wajakuru's (Waikuren). Charlevoix p. 131.

[11]) Müller S. 255 ff.

[12]) Ebend. S. 262 f.

die die Plejaden für den Wohnsitz des bösen Geistes halten, dem Sternbilde des großen Bären Verehrung erweisen und dgl. scheint ebenfalls karaibischen also afrikanischen Ursprungs. — Wenn hingegen die Guarani's von einem Gotte Tamoi reden, der ihren Vätern den Ackerbau (Maisbau) gelehrt habe und dann in den Himmel zurückgekehrt sei,[13]) so ist dies nichts als die Erinnerung an den apotheosirten Anführer der ersten in den Osten einwandernden japanischen oder mandshurischen Schaar, die der malaiischen Urbevölkerung den Maisbau brachte und sich mit ihr mischte. — Je bunter dieser Religionsmischmasch erscheint, um so gewichtiger ist die Thatsache, daß Spuren des alten Urmonotheismus sich bei den verschiedensten — Erinnerungen an die Sintfluth so ziemlich bei allen diesen Stämmen finden. Im Polytheismus gehen sie bunt auseinander; die Urreligion und Urtradition aber muß bei allen Völkerfamilien die gleiche gewesen sein. Was den Urmonotheismus betrifft, so füge ich zu dem schon oben beigebrachten noch folgendes. Die Koeruas in Chapuro beten zu einem Gott, von dem sie sagen, daß er Sonne, Sterne, Wald, Strom und Luft geschaffen habe.[14]) Die Araukaner haben neben andern pilla's einen guen-pilla „Himmelsgeist," den sie Guencubu oder Villemooe (pilla-mooe „großer Geist"?) nennen, und welcher alle Dinge geschaffen habe. Pilla scheint aus villa entstanden zu sein, von jener altperuanischen Wrzl., welche „reden" hieß (§ 287); die Araukaner haben das Wort noch als Appellativum; bei den Abiponern ist es schon in polytheistischem Sinne zum Eigennamen eines einzelnen und zwar bösen Gottes oder Geistes (s. oben) geworden. — Was die Fluthsagen betrifft, so ist die der Araukaner schon § 281 mitgetheilt; verschiedene andere brasilianische Stämme erzählen von einer die ganze Menschheit vertilgenden Fluth, aus welcher nur der weise Greis Ta-manduare mit seiner Schwester übrigblieb, den der höchste Gott angewiesen hatte, in einem Kahne — nach andrer Version, die aber auf dasselbe hinausläuft: in einer gehöhlten Palme — die Fluth abzuwarten; er habe mit seiner Schwester (das ist ein inkaperuanischer Zug) Kinder gezeugt und so die Erde wieder bevölkert.[15])

---

[13]) Ebend. S. 256.
[14]) Martius brasil. Reise III, 1202.
[15]) Müller S. 266 f.

In Tamanduare ist ta, ebenso wie in tamaraca, Abkürzung von taru „Gott," „göttlich"; in Manduare begegnet uns der Name Manu wieder.

§ 289. Das Reich der Muiska's und ihre Religion.

Mitten unter einem bunten Gewimmel verwilderter malaiischer, japanomongolischer, karaibischer und aus allen dreien gemischter Stämme am obern Orinoko und am Magdalenenstrom (s. Anm.) fanden die Europäer zu ihrem Erstaunen im Hochlande von Bogota das Kulturvolk der Muiska's[1]), welches, zwei geordnete Staaten bildend, zwischen dem Magdalenenstrom und dem Seitenflusse Kauka in der heutigen neugranadischen Provinz Kundinamarka wohnte, und gegen das Tiefland der Wilden durch eine fast unzugängliche Schlucht, in welcher der Strom den prächtigen Wasserfall von Tequendana bildet, nach allen andern Seiten aber durch die Gebirge abgesperrt und gesichert war. Eine dichte Bevölkerung betrieb den Bau des Maises und der Kartoffel. Sie trugen Kleider aus Baumwolle, die sie spannen, woben und schön zu färben verstanden; auch fertigten sie feine Goldarbeiten, und zwar gewannen sie das Gold, da es in ihrem eigenen Lande sich nicht fand, durch Handel, indem sie es gegen Steinsalz eintauschten. Aus Thon verfertigten sie geschmackvolle Gefäße und Bilder. Sie besaßen geordnete Kriegsheere. Dabei hatten sie einen sehr künstlich ausgebildeten Kalender mit einem priesterlichen Jahre von 37, einem bürgerlichen von 20 und einem landwirthschaftlichen von 12 resp. 13 Monaten. Diese letzteren Monate waren also offenbar Mondsmonate (wie im altperuanischen Reiche), da zuweilen ein 13. Monat eingeschaltet wurde. Die Interkalationen, wodurch sie die dreierlei Jahre immer wieder in Uebereinstimmung brachten, zeigen (nach A. v. Humboldt) eine auffallende Aehnlichkeit mit den Interkalationssystemen der ostasiatischen Kulturvölker. Sie besaßen einen Kalenderstein mit hieroglyphischen Zeichen; auch diese Bilderschrift hat im altperuanischen Reich ihre Parallele. Und während die Inka's im neuperuanischen Reiche eine jährliche Vertheilung des (weil als Staatsgut betrachteten) Ackerlandes eingeführt hatten, war die soziale Ordnung der Muiska's auch darin der des altperuanischen Reiches gleich, daß die Ländereien Privatbesitz

---

[1]) Die Quellen über das folgende s. bei Müller S. 421 ff.

waren und auf die Nachkommen durch Erbrecht übergingen, und daß es einen erblichen Lehensadel (vgl. die daimio's in Japan!) gab. Nach diesem allem, sowie nach ihrer, der japanischen (§ 286) verwandten Sprache sind wir also berechtigt, das Volk für ein Glied jener alten japano-mongolischen Einwanderung anzusehen, der auch das altperuanische Reich seine Entstehung verdankte. In dem geschützten Asyl seines Hochthales hat sich dies Glied länger forterhalten, als das altperuanische. Auch die Staatsverfassung der Muiska's erinnert an Altperu und zugleich an Japan. Es waren zwei Staaten, je unter einem Könige, der durch je vier Wahlfürsten gewählt wurde; diese Selbständigkeit der beiden Staaten, und wiederum die der Wahlfürsten in ihnen, erinnert an die curaca's Altperu's; wenn aber der eine der beiden Könige, der in Tundsha, den Titel Zake, der andre in Bogota den Titel Zippa führte, so klingt der letztere Tilel merkwürdig genug an den japanischen Feldherrntitel Dshubo an. Und um die Analogie noch vollständiger zu machen, gab es im Staate Tundsha neben dem Zake ein geistliches Oberhaupt, das in Iraka[2]) residirte und, wie es scheint, eine erbliche Würde war. Somit entsprach die Verfassung von Tundsha ganz der japanischen, wie diese in älterer Zeit (vor dem 12. Jahrhundert) war, ehe noch der Dshubo die Gewalt des Dairi an sich gerissen hatte; in Bogota dagegen scheint ein ähnlicher Prozess, wie in Japan, vor sich gegangen und der geistliche König gestürzt worden zu sein, da sich dort nur der Zippa vorfand. — Ueber die Gründung ihres Reiches besaßen die Muiska's die Sage, daß Huncahua (Hunkahwa) sie in das Land geführt, das Reich gegründet und die Stadt Tundsha, welche ursprünglich Hunka hieß, gebaut, die umliegenden Landstriche erobert, 250 Jahre lang regiert und 200 Frauen gehabt habe. Die Silbe hwa klingt genau wie der älteste Name Japan's (§ 269) und was von der Menge der Frauen (wenn auch vielleicht in übertriebener Zahl) berichtet wird, stimmt zu der in Japan heimischen[3]) Wollust und Ueppigkeit. — Die religiöse Sage der Muiska's ist nichts anderes als eine tertiäre Gestaltung der altperuanischen Wirakotscha-Sage, welcher die sekundäre Identifikation des Fluthheros Wirakotscha mit dem Welt-

---

[2]) In der Provinz Muts in Japan gibt es eine ähnlich klingende Stadt: Sirakawa. Städtenamen, die in ka endigen, sind in Japan häufig, z. B. Jakosuka, Tanaka, Morioka, Marnoka, Nagooka u. a. m.

[3]) Stuhr S. 48.

schöpfer Patschakamak schon zu Grunde liegt. Der Held dieser Muiskasage heißt **Botschika**, wobei sich nicht einmal mit Sicherheit eruiren läßt, ob dieser Name durch Verweichung und Verkürzung aus Patschakam (ak) oder durch Lautwechsel aus dem zweiten Bestandtheile des Namens Wira-kotscha und einem zugefügten Suffix entstanden sei. Lautlich ist das erstere wahrscheinlicher. Die Sage lautet: Als der Mond noch nicht geschaffen war, war der Engpass von Tequendana noch geschlossen, die muisca's — das heißt wohl appellativisch: die Menschen; es scheint die alte, in Sskr. manu, manuscha, eran. meschia rc. vorhandene Urwurzel zu Grunde zu liegen — die muisca's im Lande waren Wilde ohne Ackerbau, Religion, Sitte und Staatsverfassung. Da erschien von Osten her ein bärtiger Greis Botschika, welcher drei Köpfe hatte (dies charakterisirt ihn als den emanatistisch-dreifachen Gott der Altperuaner und Mandshusikuer); er wird auch Nemquetheba und Zuhé genannt (was Attributnamen gewesen zu sein scheinen); er hatte ein Weib Huithaka oder Tschia oder Iubecaiguaja, und lehrte jene Wilden, sich zu kleiden, das Feld zu bauen und die Götter zu verehren. Sein schönes aber böses Weib vereitelte aber alle seine Bemühungen und bewirkte, daß der Funzhastrom (rio de Bogota, Magdalenenstrom) das ganze Land überschwemmte (hier ist eine sehr verwaschene Erinnerung an den Sündenfall der Stammmutter mit einer ebenfalls verwaschenen Erinnerung an die Sintfluth[4]) kombinirt.) Nur wenige Menschen konnten auf die Gipfel der Berge entfliehen. Botschika verwandelte im Zorn sein Weib in den Mond, und gab dem Wasser mittelst des Wasserfalles von Tequendana einen Abfluß. Die geretteten Menschen rief er zusammen, führte den Sonnendienst ein mit Priestern und Festen, stellte ein geistliches und daneben ein weltliches Oberhaupt an die Spitze des Staates, lehrte den Kalender, und zog sich nach 1000jähriger Anwesenheit unter dem Namen Idacanza (vgl. Ataguchu § 287) zurück. — Die Fluthsage hat hier eine Gestalt, welche, für sich allein betrachtet, erlauben würde, sie als Reminiszenz an eine lokale Ueberschwemmung zu fassen; beachten wir aber, daß in Botschika ganz deutlich der mit Patscha-

[4]) Es ist charakteristisch für J. G. Müller, daß er auch hier an einen — kosmogonischen Mythus, eine Entstehung der Erde aus Wasser à la Thales, denkt! Aber in der Sage sind ja schon vor der Fluth Menschen vorhanden! Das klingt doch nicht wie ein kosmogonischer Mythus!

kamak-Ataguchu bereits identifizirte Wirakotscha vorliegt, und daß das in Altperu noch deutlich vorhandene Bewußtsein von der Gottheit und dem Weltschöpfer-Charakter jenes Patschakamak-Ataguchu in der Botschikasage der Muiska's schon so gänzlich untergegangen ist, daß nur noch die „drei Köpfe" nebst dem Namen Idakanza, und wahrscheinlich auch dem Namen Botschika,[5]) in Botschika jenen alten Gott erkennen lassen: so ist sofort einleuchtend, daß wir hier eine jüngere, eine tertiäre Gestaltung der Wirakotschasage vor uns haben, die aus der altperuanischen als der zu Grunde liegenden älteren erklärt werden muß. Da nun die altperuanische noch deutlich die Vorstellung einer Sintfluth enthält, so ist bei den Muiska's diese Vorstellung lediglich durch Lokalisirung zusammengeschrumpft, wie man denn auch aus dem lokalisirenden Versuche sieht, jenen Abfluß der Fluth mit dem Wasserfall in Beziehung zu setzen.[6]) — Das Wissen von einem unsichtbaren Weltschöpfer war bei den Muiska's zu der Zeit, als die ersten Europäer mit ihnen in Berührung kamen, erloschen, und von der altjapanischen Religion, wie diese im altperuanischen Reiche erschien, war bei ihnen nur der polytheistische Sonnen- und Monddienst übrig geblieben. Sie hatten

[5]) Die Verweichung des p in Patschakamak zum b in Botschika ist analog der Verweichung des t in Ataguchu zum d in Idacanza. Die Umwandlung des ch in z hat wiederum eine Analogie in der Umwandlung des dsh von dshubo in das z von Zippa.

[6]) Aehnliche Lokalisirungen zeigen sich auch anderwärts. So verschafft in Tibet Kaspaja, ein Enkel Brahma's, der Fluth einen Abzug durch die Schlucht von Baramulla, so leitet in China Jao (§ 268) die Sintfluth durch die chines. Ströme ab, so bei den Griechen Poseidon durch das Thal Tempe, bei den Aegyptern Menes durch den Nil; bei den Alemannen der Schweiz stopft Chriemhildeli oder Vreneli den Abfluß des Tyrlersees und ruft dadurch die Fluth hervor, wird aber zur Strafe auf den Glärnisch (auf den Gletscher „Vrenelisgärtli") versetzt. Als der Berg, wo das Schiff landet, oder wohin die Ueberdauerer der Fluth sich flüchten, wird von jedem Volke ein Berg des von ihm bewohnten Landes genannt. — Aber gerade der Umstand, daß nur die lokalisirten Namen verschieden sind, die Vorstellung aber von der Fluth, der Rettung Weniger, des Anlangens auf einen Berg, des Entstehens von Thälern und Strombetten beim Abfluß und Verrinnen der Fluth, der Dreizahl der Söhne, des ausgesandten Raben, bei den verschiedensten Völkern wiederkehrt, beweist für jeden denkenden Menschen klar, daß es eine dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsame Erinnerung an ein von seinen gemeinsamen Ahnen erlebtes Ereignis ist, welche in den Sagen der einzelnen Völker erst sekundär eine lokalisirte Gestalt angenommen hat.

Tempel mit einer Menge von Götterbildern, eine organisirte Priesterschaft, einen 15jährigen Festzyklus, Opfer, Prozessionen, Fasten. Alle 15 Jahre wurde ein großes Hauptfest mit einem Menschenopfer gefeiert. Am Anfang eines Zyklus wurde nämlich in einem bestimmten Dorfe (das jetzt St. Juan de los Llanos heißt) ein Kind (Knäblein) ausgewählt, aus dem Elternhause genommen, und als quesa „der irrende," d. i. heimatlose, oder quihika „Thür" (Durchgang zwischen dem alten und neuen Zyklus) im Sonnentempel in Saga-mozo auferzogen, dann an verschiedene Orte gebracht, durch welche einst Botschika gewandert sein soll. In seinem 15. Lebensjahre, also am Anfang eines neuen Zyklus, wurde er auf einen runden Platz vor eine Sonnensäule geführt; ihm folgten die shheques „Priester" vermummt, den Botschika mit Frau und Gefolge vorstellend. Der Jüngling wurde an die Säule festgebunden, sein Herz mit Pfeilen durchschossen, ihm dann aus dem Leibe gerissen, und das Blut in heiligen Gefäßen aufgefangen. — Die Europäer fanden aber bei den Muiska's auch Spuren einer andern Religion, welche von Zentralamerika aus (wo wir sie wiederfinden werden) — jedenfalls in nicht sehr alter Zeit, sondern wohl erst in den letztvergangenen Jahrhunderten — eingedrungen war. Ein Götterbild der Muiska's hieß nämlich Fomagata, und sie erzählten von diesem Gotte, daß er in uralten Zeiten als Feuergeist durch die Luft gefahren sei, Menschen in Thiere verwandelt habe, ein häßlicher Tyrann gewesen und von Botschika gestürzt worden sei. Dieser letztere Zug belehrt uns, daß die Fo-Magata-Religion sich bei den Muiska's nicht zu behaupten vermochte, sondern durch eine Reaktion der alten Nationalreligion wieder beseitigt oder mindestens in solche Schranken gewiesen wurde, daß Fo-Magata zu einem einzelnen, untergeordneten, ohne Zweifel bösen Gotte degradirt wurde. J. G. Müller hat den Fo-Magata natürlich wieder für einen Sonnengott, und sein in Nikaragua mit ihm verehrtes Weib Çipal-tonal für die Mondgöttin gehalten, obgleich auch nicht die geringste Spur darauf hinweist. Fo ist der chinesische und mongolische Name Buddhas,[7]) und magata, magasta, ist ein verstümmeltes mahadeo, indem die

---

[7]) Daß die Namen Fomagastad (so hieß er in Nikaragua) und Cipaltonal (sprich: Sipaltonal) sich nicht aus der aztek. Sprache erklären lassen, gesteht auch Buschmann zu (azt. Ortsnamen S. 769 f.)

Gestalten des Fo und des Mahadeo Çiva, der in der Hybrida Çipal-tonal (von Çiva und dem aztek. tona „Hitze, Gluth") erscheint, wirr in einanderflossen.[8]) Die Richtigkeit dieser Erklärung findet ihre Bestätigung in der Thatsache, daß in Ushmal (in Jukatan) ein Bild des Buddha mit untergeschlagenen Beinen gefunden wurde,[9]) das genau den indischen Buddhabildern gleicht, ebenso Çivabilder in Nischen stehend, genau wie in den Buddhatempeln Java's. Wie sich in dem späteren Buddhismus (§ 265) schon in Hinterindien, China und Japan der Çivadienst und die Çivasage mit der Buddhasage zu einem unentwirrbaren Knäuel gemischt hat, ist bekannt (vgl. § 271); so konnte vollends in so quaternären Ablegern buddhistischer Religion das Prädikat mahadeo „großer Gott" auf den dem Çiva unbedingt übergeordneten Buddha übertragen werden; so konnte Fo (Buddha) selbst zum Feuergeist und der „Gluthgott Çiva" (Çipal-tonal) ihm als Weib an die Seite gesetzt werden. Da sich nun der Buddhadienst erst seit dem 10. Jahrhundert n. Chr. (§ 265) in Ostasien ernstlicher zu verbreiten begann, so kann er erst durch eine spätere Einwanderung — in keinem Falle schon durch die, um 100 v. Chr. eingewanderten Japano-Aimares — nach Amerika gekommen sein.

Anm. Bei den um die Muiska's her wohnenden wilden Stämmen zeigen sich allenthalben Spuren ehemaligen Baal- und Astartedienstes. Am Isthmus in Veragua schweiften die Doratschos (Männer nackt, Weiber mit einem Hüfttuch; letztere trieben ein wenig Feldbau) welche nicht nur der Päderastie ergeben waren, sondern förmliche Kinäden hatten (Müller S. 418), was sich aus jenem in Zentralamerika fortwirkenden Einfluß phönizischer Religion (§ 284) erklären dürfte. An den Baalsdienst erinnert auch eine Granitsäule, die ein flammendes Sonnenhaupt darstellt. In Nikaragua gab es einen Gott der Päderastie, Tschin. — Daß dies Volk von einem früheren Kulturstande herabgesunken sei, beweisen seine Säulen und Skulpturen mit einer alten Bilderschrift, die von der mexikanischen sowie der zentralamerikanischen gänzlich abweicht. Die Gräber enthalten gutgearbeitete Vasen. Starb der Häuptling, so wurden seine Frauen mit ihm begraben. Die Finsternisse wurden von den Doratscho's aus ehelichem Zank zwischen Sonne und Mond erklärt. — Am Rio Negro saßen die Maripizanos und Mariwilanos, am obern Orinoko die Gwaipunabis, nächst den Muiska's die ganz nackt gehenden Pantschos am Rio Grande die Dabaiba's, westlich von Bogota die Pupojan's

---

8) Wie das b von Dshubo zu dem pp von Zippa, so ist das v von Çiva zu dem p von Çipal und das h und d von mahadeo zu g und t erhartet.

9) Abgebildet in Paravey, l'Amérique, Paris 1844.

(beide ebenfalls völlig nackt). Auch am Orinoko sind Skulpturen von Sonne, Mond, Schlangen, Tigern; A. v. Humboldt fand dort zwei Felsen, die unter den Namen Kamosi (man möchte fast an den semitischen Kamos § 252 denken) und Keri als Sonne und Mond verehrt wurden. Die Dabaiba's verehrten eine „Mutter der Götter", die sie Dabaiba nannten, und auf die sie auch die Gewitter zurückführlen.

§ 290. Altes Kulturvolk Zentralamerikas.

Daß in Zentralamerika — in Guatemala, Tschjapa, Nikaragua, Jukatan und Honduras — ein altes Kulturvolk seine Sitze hatte, wird durch eine Reihe der großartigsten Ruinen bezeugt; aber von dem Volke selbst, seiner Geschichte und Religion haben wir schlechterdings keine weitere Kunde, als diejenige, welche eben aus jenen Ruinen selhst geschöpft zu werden vermag. Bei Palenque in Tschjapa befinden sich die (von Dupaix, Alex. v. Humboldt, Stephens u. a. beschriebenen) Ruinen einer großen Stadt Otolum. Da ist unter andern ein Palast von 40′ Höhe, 288′ Länge, 180′ Tiefe; die Ostfronte zeigt 14 Thüren von je 4′ Breite, zwischen denen Pfeiler mit schönen Basreliefs stehen. Die Steine sind durch Kalk verbunden, mit Gyps überzogen und dieser übermalt. Reste von Gewölben zeigen eine Art Spitzbogen. Auch solide Wasserleitungen finden sich. Aehnliche Ruinen sind in Okosingo. Südlich davon, in Guatemala, und östlich, in Jukatan, sind die Trümmer von 44 größeren und kleineren Städten durch John Stephens und den spanischen Oberst Galindo entdeckt und von Stephens[1]) und Catherwood[2]) beschrieben worden; es sind Reste von Pyramidentempeln, Thürmen, Palästen, Grabhügeln, künstlichen Höhlen. Besonders zeichnen sich in Jukatan die Ruinen von Ushhmall (Uxmall) oder Itztalana aus, mit einer steinernen Pyramide und einem Palast („Haus des Gouverneurs" genannt), in Guatemala aber die von Mitlan bei Oaxhaga (Tempel mit schönen Säulen; eine Festung), die von Utatlan (zitadellenähnlicher Palast; ein Seminargebäude mit Zellen für 6000 Schüler), die bei

[1]) John L. Stephens, incidents of travel in Central-America, Chiapas and Yucatan, London 1842, 2 Bde. mit Tafeln. Incidents of travel in Yucatan. London 1843, 2 Bde. mit 120 Tafeln.

[2]) Frederik Catherwood, views of ancient monuments in Central-America, Chiapas and Yucatan; London 1844 mit 26 Tafeln. In Jukatan hat Friedr. v. Waldeck die Entdeckungen fortgesetzt (voyage pittoresque et archéologique dans la province de Yucatan 1834—36, London und Paris 1838).

der Stadt Tehuantepek (Pyramidentempel aus dem natürlichen Felsen gehauen), die von Atitlan, Shhilotepek, Mishhko, Guirigua, Quitsche und Quetzaltenango. Dann (im Bezirk von Peten) die von Ambrosio Tut und Oberst Mendez 1848 entdeckten und von Hesse beschriebenen Ruinen von Tikal[3]) und von Ishkum und Ishkuz, bei der von den Spaniern Dolores genannten und 1695 zerstörten Indianerstadt. Auch diese Ruinen zeigen Gruppen grandioser Bauwerke auf natürlichen Hügeln, welche terrassirt und mit prächtigen Freitreppen versehen sind, sowie auch Versuche des Gewölbebaus. In Honduras sind bei Kopan die Trümmer einer Stadt und eines mit Statuen gezierten Tempels, und die Tempelhöhe Tibulko. In Nikaragua endlich hat Squier[4]) eine Reihe Alterthümer entdeckt, meist Hügelpyramiden, an deren Fuße (wie auch in Kopan) die Götterbilder standen. — Prüft man diese reichen Funde näher, so ist vor allem gewiß: aztekischen Ursprungs ist keine einzige dieser Ruinen. Die (seit 1300 n. Chr. von Norden her in Mexiko eingewanderten) Azteken hatten auf abgestutzten soliden Pyramiden ihre kleinen Götterkapellen und in diesen ihre Götterbilder; die Pyramiden Zentralamerika's sind nicht abgestutzt und haben meist Gänge und Gemächer im Innern, und die Götterbilder stehen unten vor den Pyramiden, ganz wie in den altperuanischen Ruinen die Steinsäulen vor den Pyramiden stehen. Sodann sind die aztekischen Skulpturen weit roher; in Profilköpfen steht das Auge en face, die Figuren sind steif, die Gesichtszüge schablonenhaft, während die zentralamerikanischen Figuren frei, kühn, fast edel an Gestalt und individualisirt im Gesichtsausdrucke sind.[5]) Sodann finden sich in Zentralamerika nicht bloß Pyramiden, sondern außerdem auch wirkliche Tempel, welche überdacht oder überwölbt waren, wie die der Inka's in Peru, eine Bauart von der die Azteken nichts wußten. — Gehen wir nun aber zu der positiven Frage, welchem Volke diese Alterthümer angehört haben, so zeigen sich sehr verschiedene Charakteristika, welche auf eine Mehrheit verschiedener Völker hinweisen. In Ushhmal finden sich nackte Statuen, in Nikaragua nicht nur dies, sondern dabei die Geschlechtstheile in einer Weise dargestellt, die den

[3]) So bezeichnen die Indianer den Ort. Es soll in der Majasprache: „zerstörtes Haus" heißen. Auch im Aztekischen heißt calli „Haus".

[4]) E. G. Squier, Nicaragua, London 1852, 2 Bde.

[5]) Squier Bd. 1, S. 293 ff. Ausland 1840, nro. 181 f.

27*

Phallus- und Lingamdienst unzweideutig erkennen läßt.[6]) Bezeichnend ist, daß sich außer diesen Statuen auch kleinere, schlecht gearbeitete nackte Figuren analoger Art in den Trümmern der Städte fanden — offenbar Privatgötzenbilder und somit Belege, wie tief jene Unzuchtreligion in's Volk gedrungen war. Halten wir nun damit die in § 289 Anm. gefundenen Spuren des in der nächsten südlichen Nachbarschaft von Nikaragua bei den verwilderten Indianerstämmen noch bis in's 16. und 17. Jahrhundert fortwirkenden Astartedienstes zusammen, sowie die deutlichen Spuren einer phönizischen oder punischen Kolonie mit Molochsdienst auf der Insel Karolina (§ 284), so rundet sich das alles zu der Anschauung ab, daß von dieser Kolonie aus nach dem nächstliegenden Jukatan und weiter nach Nikaragua mit phönizischer oder punischer Kultur auch der Astartedienst mit seinen Greueln gedrungen sei. Waren es Afrikaner, die die Bevölkerung dieser Gegenden ausmachten? Oder haben Punier (eventuell Libyer) einem malaiischen Volke, das vor ihnen dort saß, mit ihrer Kultur ihre Greuel gebracht? Ueber diese Frage könnten vielleicht einmal die Hieroglyphen jener Denkmale Auskunft geben, wenn eine Deutung derselben je gelingen sollte. Die Ruinen von Palenque (Otolum) Okosingo und Uſhhmal haben untereinander in Stil und Bauart die größte Aehnlichkeit. Es finden sich auf ihnen, namentlich in Palenque, verschiedene Arten von Bilderschrift. Auf den Ruinen von Tikal[7]) kommen Schriftcharaktere vor, „die wie alphabetische Schrift aussehen." Eine solche konnte sich unter phönikopunischen Einfluß, konnte sich aber auch aus einer Bilderschrift ostasiatischen Ursprungs entwickeln. — Nun ist aber eine andere Reihe von Kennzeichen vorhanden, welche auf ein Volk japanischen Ursprungs, das den Muiska's und Altperuanern verwandt war, hinweisen. Die Ruinen von Kopan, Quirigua, Atitlan u. a., kurz die der Westküste näheren, zeigen nicht jenen großartigen, an ägyptische und phönizische Bauten erinnernden Stil; es finden sich dagegen Sonnensäulen mit Altären davor, die ganz denen am Titikaka und bei den Muiska's gleichen. (In Palenque und Uſhhmal dagegen: Sonnenscheiben, ein Gesicht mit herausgestreckter Zunge darstellend.) Auch finden sich Thongefäße, die auffallend denen der Muiska's ähnlich sind. Da sich in Altperu eine

---

[6]) Stephens, S. 407 der deutschen Ausg. Müller S. 544.

[7]) Buschmann, azt. Ortsnamen (1852) S. 723.

Bilderschrift fand, in Zentralamerika aber mehrere verschiedene Arten von Bilderschrift, so liegt die Muthmaßung nahe, daß eine unter diesen letzteren der altperuanischen gleichartig oder verwandt sein möchte, ein Punkt, der einer genaueren Untersuchung werth wäre. Auch die Skulpturen von Schlangen und Tigern, die in Guatemala sich finden, gemahnen an die altperuanischen Skulpturen des Patschakamaktempels, während dagegen in den künstlichen Höhlen ein Religionselement der malaiischen Urbevölkerung erkannt werden dürfte. — Wie diese verschiedenen Elemente sich in dem Kulturvolk oder den Kulturvölkern Zentralamerika's gemischt haben mögen — wer kann es ermitteln? Gerade hier in dieser dreifachen Landenge schockten sich die verschiedenen Schichten aufeinanderfolgender Einwanderer an, und blieben auf den beiden Halbinseln Jukatan und Honduras wie in Sackgassen ineinandergekeilt stecken. Und so sind denn auch von Einwanderungen späteren Datums, als jene altjapanische, deutliche Spuren vorhanden. Der Buddhismus fand (§ 265) von 600 n. Chr. an, in nennenswerthem Maße aber erst 900—1000 n. Chr. Eingang in China und Japan; im altperuanischen, ja selbst im neuperuanischen Reiche zeigt sich von buddhistischen Einflüssen noch keine Spur; diese altjapanische Einwanderung fällt schon deshalb unbedingt vor 900, ohne Zweifel vor 600 n. Chr., nach § 286 aber ebenso unbedingt nach 209 v. Chr. wahrscheinlich um 100 v. Chr. Es finden sich nun aber in Zentralamerika neben den Spuren, welche die Afrikaner, und denen, welche diese altjapanischen Einwohner hinterlassen haben, auch deutliche Spuren buddhistischen Einflusses, welcher nur von einem ostasiatischen Stamme, der erst nach 1000 n. Chr. nach Amerika kam, herrühren konnte. In Mexiko werden wir diese buddhistischen Religionsspuren in voller Breite entwickelt finden; in Zentralamerika gibt von ihnen nicht nur die Thatsache unzweideutiges Zeugnis, daß zur Zeit der Entdeckung dort die Verehrung des Fo-magata und der Çipal-tonal allgemein verbreitet war (worin wir § 289 den Fo Mahadeo und „Çiva den glühenden" wiedererkannt haben) sondern auch jenes klösterliche Seminargebäude in Utatlan mit seinen Zellen für 60 Lehrer und 6000 Schüler sieht einem buddhistischen Klosterseminar so ähnlich wie ein Ei dem andern. Welches nun aber dieses Einwanderervolk, das den Buddhismus mitbrachte, gewesen sei, ist eine Frage, deren Entscheidung sich hier nicht vorwegnehmen läßt, die vielmehr mit der Untersuchung über die verschiedenen aufeinanderfolgenden Einwanderungen in Mexiko (die

der Olmekan, Tolteken, Tschitschimeken, Akolhuer und Nahuatlaken) aufs engste verwachsen ist, uns daher von selbst zum folgenden Unterabschnitt hinüberleitet.

D) Chinesische Einwanderung um 650 n. Chr. Tolteken und Inka's.

§ 291. Die Geschichtstradition der Azteken.

Als Ferdinand Kortez Mexiko entdeckte, saß als herrschendes Volk neben einzelnen anderen Völkerelementen das Kulturvolk der Azteken im Lande, ein großes, wohlorganisirtes Reich beherrschend. Seiner eigenen Geschichtstradition zufolge war es nebst sechs anderen, nächstverwandten Stämmen — Nahuatlaken — erst drei Jahrhunderte zuvor von Norden her eingewandert, besaß aber eine sehr ausführliche und bestimmte Tradition über eine Reihe anderer Völker, welche Jahrhunderte vor ihm Mexiko nacheinander inne gehabt hätten. Diese Geschichtstradition war 1) in hieroglyphischen Gemälden niedergelegt, wobei jedoch sogleich bemerkt werden muß, daß diese Bilderschrift keine phonetische war, wo (wie in der ägyptischen) jedes Bildzeichen einen Laut als Buchstaben bezeichnet hätte, sondern eine sachliche, wo die Begebenheiten als solche, mit Anwendung stabiler Symbolik für wiederkehrende geschichtliche Begriffe[1]) abgebildet, und chronologische Data in Form von Kalenderzeichen beigefügt waren.[2]) Diese Hieroglyphen existirten großentheils in Büchern, die theils aus Hirschhaut-Pergament theils aus Agave-Bast (metl) gefertigt, kaum eine Hand breit und fächerartig gefaltet waren. Es bestand eine reiche Literatur, die aber durch den Fanatismus der Spanier großentheils vernichtet worden ist. Vereinzelte Reste existiren noch im Nationalmuseum zu Mexiko, in der Bibliothek des Eskurial, in Rom, Bologna, Oxford, Wien, Dresden, Berlin.[3]) Aber nur mittelst traditionell überlieferter Kunde ließen sich diese Bilderschriften entziffern; gegenwärtig ist diese Kunde unter den mexikanischen Indianern völlig ausgestorben; im 16. und 17. Jahrhundert wurde einem Theile der Bilderschriften die Deutung mit lat. Lettern in spanischer oder in aztekischer Sprache

[1]) Z. B. ein Berg mit einer Zunge bedeutete einen feuerspeienden Berg, ein Kopf mit einem Pfeil durchbohrt: ein Todesurtheil, Fußtapfen eine Straße u. dgl.

[2]) Ausführliches hierüber gibt Al. v. Humboldt in seinen Vues des Cordillères.

[3]) Sammlung und Abdruck: Kingsborough, antiquities of Mexico, neun Folianten, London 1830—48.

beigeschrieben. Alle diese Quellen bilden aber, wie schon Gallatin[4]) mit Recht betonte, eine sehr dürftige und nicht einmal sehr glaubwürdige Quelle; von einer ungeheuer reichen Literatur ist nur ein kleiner Theil durch Zufall, ohne kritische Auswahl, gerettet, von diesem nur ein Theil mit Entzifferung versehen, die Entzifferung theilweise aus sehr später Zeit und darum unzuverlässig, und endlich finden sich unter einem Wust von Privataufzeichnungen über Gemarkungsgrenzen, Prozesse u. dgl. nur wenige geschichtliche (oft auch nur sagenhafte) Aufzeichnungen. — Jene Geschichtstradition war 2) in mündlich fortgepflanzten Liedern enthalten, die einst in den Schulen des Aztekenreiches gelehrt wurden, die aber nun seit Jahrhunderten verklungen sind.[5]) Aus ihnen schöpften Clavigero, Sahagun, Ishtilshhoquitl[6]) ihre in spanischer Sprache geschriebenen Berichte; Buschmann legt all diesen Quellen zwar in Bausch und Bogen „großen Werth und Glaubwürdigkeit" bei, sieht sich aber doch zu dem Geständnis genöthigt[7]), daß zwischen den genannten Berichterstattern nicht die geringste Uebereinstimmung herrscht, daß man, von Clavigero zu Sahagun übergehend, „sich beinahe in eine fremde Welt versetzt findet," und daß es nicht möglich ist, aus diesen widersprechenden Nachrichten eine Chronologie herzustellen. Gleichwohl hat Al. v. Humboldt versucht, die Fäden zu entwirren, und wir wollen gewissenhaft die von ihm gewonnenen Ergebnisse referiren. — Die ältesten Einwohner des Landes, von denen die Azteken wenig mehr, als den Namen, wußten, waren die Olmeken (womit ohne Zweifel die malaiische Urbevölkerung gemeint ist). Darnach sei, 922 Jahre vor der Landung des Kortez, also 596 n. Chr. (nach andrer Nachricht 544) ein Volk der Tolteken aus einem nordwestlich gelegenen Lande, das die Azteken mit einem aztekischen Appellativum als huehue-tla-pallan „Altrothland" bezeichneten, ausgewandert, sei 700 n. Chr. (nach andern 648) nach Tollantzinko gekommen, habe 720 (670) die Stadt Tula gegründet, und seinen ersten König, Tanub, gewählt. Ishtilshhoquitl berichtet aber noch überdies das nicht unwichtige, daß die Tolteken, aus ihrem ursprünglichen Vaterlande vertrieben, nach langer

[4]) Gallatin, ethnol. soc.

[5]) Prescott I, 97. Buschmann a. a. O. S. 657.

[6]) Clavigero, storia antigua del Messico, Cesena 1780. Sahagun, historia general de las cosas de Nueva Españ̃a, Mex. 1829. Ixtilxocuitl in Kingsborough's antiquities.

[7]) Buschmann a. a. O. S. 658 u. a.

Seefahrt die kalifornische Küste erreichten, und 387 n. Chr. Huehuetlapallan erreichten. Sie sollen ein friedliches, mildes, kultivirtes, unter Gesetzen lebendes Volk gewesen sein, welches den Bau des Maises und der Baumwolle einführte, Gold und Silber zu bearbeiten und Edelsteine zu schleifen verstand, und in Skulptur und Baukunst bewandert war; die Pyramiden von Tscholula und Teotihuakan rührten von ihnen her. Ihnen verdanken die späteren Bewohner den Kalender und die Bilderschrift. Sie hätten die nämliche Sprache, wie die (nach Ishht. 1178, also ein halbes Jahrtausend später, eingewanderten!) Azteken gesprochen. Neun Könige nach einander hätten ihr Reich regiert, das sich ungeheuer ausgedehnt habe. Dann aber hätten Hungersnoth, Dürre und Seuchen das Volk vernichtet (nach Ishht. 959 n. Chr. nach Humboldt's Ansicht 1052, nach Bustamente 1116, nach Sahagun 1200) und die Reste des Volkes seien südwärts, nach Nikaragua, gezogen. — Hundert Jahre nach dem Untergange des Toltekenvolkes sei (1170 n. Chr., nach Ishht. schon 963) ein wildes Jägervolk, die Tschitschimeken, aus seinem nördlich gelegenen Vaterlande Amaquemekan (nach Ishht: Tschikomostok) unter einem König Shholotl (Xolotl) eingewandert, habe die Reste der Tolteken sich unterworfen, erst Tenujaka dann Teskuko gegründet, und bald darauf sei ihnen das gebildetere Volk der Akolhuaken (nach Sahagun: einer der nahuatlakischen Volksstämme) gefolgt, und habe sich mit ihnen so verschmolzen, daß das ganze Mischvolk sich „Akolhuaken" nannte; die Herrscherfamilie aber sei eine tschitschimekische gewesen. Ein Theil der Tschitschimeken jedoch habe, mit Akolhuaken nicht vermischt, westlich von Mexiko gesessen (wo es heute noch Stämme gibt, die sich Tschitschimeken nennen.) — Endlich 1178 n. Chr. seien die Nahuatlaken, nämlich unter 6 Häuptlingen die Stämme der Shhotschimilken, Tschalken, Tepaneken, Kolhuaken,[8]) Tlahuiken und Tlaskalteken, eingewandert, und etwas später (nach Humb. 1196) der siebente und mächtigste, der der Azteken, welche 1325 die Stadt Tenotschtitlan (von te „Stein" und notsch „Nopalpflanze") oder Meshhiko (vom Kriegsgott Meshhitli) gründeten.

[8]) Ueber die Frage, ob diese Kolhuaken mit jenen Akolhuaken identisch gewesen, s. Buschmann S. 689 ff. Wenn Buschmann ohne Zweifel Recht hat, acolhuacan durch „Wasser-Kolhuaken" zu erklären, so waren beide jedenfalls stammverwandt. Und a heißt im Aztekischen in der That „Wasser." — In all diesen Namen ist — ak, — ek, gentilizische Endung; der Stamm des Namens Akolhuaken ist colhu. Mit dem mal. waka, altperuan. huaca ist also keine etymol. Verwandtschaft vorhanden.)

Die weitere Geschichte dieser Azteken wird uns später beschäftigen. Vorläufig bildet ihr Bericht über die Tolteken den Gegenstand unserer Untersuchung.

§ 292. Kritik dieser Tradition.

Erst von dem Zeitpunkte der Einwanderung der Nahuatlaken an macht das, was die Azteken an geschichtlichem Stoffe zu erzählen wissen, den Eindruck des Klaren, Sichren, Zuverlässigen. Das ist denn auch höchst natürlich, da ein jedes Volk über seine eigene Geschichte sichrere Kunde haben wird, als über die Geschichte von Völkern, die vor seiner Ankunft in dem Lande gesessen haben — vollends wenn drei Schichten solcher Völker sich nacheinander abgesetzt hatten. Mit den Tolteken kamen die Azteken in keinerlei unmittelbare Berührung. Selbst wenn Ishhtilshhoquitl Recht hat, daß nicht erst hundert Jahre, sondern schon vier Jahre nach dem Untergange des Toltekenreiches die Tschitschimeken einrückten — und er wird Recht haben; denn daß das Toltekenreich geradenweges durch die wilden Tschitschimeken zerstört wurde, ist viel wahrscheinlicher, als daß das herrliche Land ein Jahrhundert lang unbewohnt gelegen hätte — aber selbst dann lag zwischen dem Untergange der Tolteken (um 1000 n. Chr.) und der Ankunft der Azteken fast ein Jahrhundert in der Mitte, und zwar war das erste Volk, mit welchem die Reste unterjochter Tolteken verschmolzen, das rohe, wilde der Tschitschimeken; erst unter den Akolhuaken entwickelte sich wieder Sinn für Geschichte. — Trotz allem dem halten wir den Bericht über die Tolteken seinem Kerne nach für geschichtlich. Denn außer den mehrdeutigen Resten der Bilderschrift und den, von Fernando de Alva Ishhtilshhoquitl — einem Nachkommen der Könige von Teskuko — gewiß aus treuer Familientradition überlieferten Sagen redet noch eine dritte Quelle zu uns: die Denkmale und Ruinen im Lande Mexiko. Die Pyramide von Tscholula (auf der mexik. Hochebene) 177' hoch, 1423' breit, auf ihrem Gipfel ein Tempel, zeugt schon durch ihren nicht-aztekischen Namen: Tschurultekal (denn die aztek. Sprache hat kein r) daß sie voraztekisch sei; die Sage bei Ishht. schreibt sie sogar den Olmeken, die tschitschimekische Sage[9]) dem Sintfluthheros Shhelhua zu -- jedenfalls ein Beweis, daß die Tschitschimeken sich bewußt waren, die Pyramide schon vorgefunden zu haben. Gleicher Art sind die beiden Pyramiden eines Ortes, dem die Azteken den

[9]) Bei A. v. Humboldt, monum. 24, 31.

aztekischen Namen Teotihuakan (teo „Gott", huaca „Wohnung") gegeben haben, und die als der Sonne und dem Monde geweiht galten (die größere 180′ hoch.) Dann die Stufenpyramide von Papantla, mit einer großen Haupttreppe und mehreren Ecktreppen, die aus sorgfältig gearbeiteten Porphyrquadern bestehen, und sich in einem von den Azteken erst kurz vor 1518 unterworfenen Landstrich befanden. Sodann die casa grande am Rio Gila[10]) — Ruinen eines Palastes, 420′ lang, 260′ breit, bedeckt mit Trümmern von Gefäßen, die theilweise azurblau oder weiß oder in anderen Farben glasirt sind; das Gebäude enthält unter andern 5 Sääle von 26′ Länge und 10′ Breite. Aehnliche Stadtruinen sind zwischen Gila und Kolorado im Lande der Moqui's, ferner in der Provinz Durango und anderwärts gefunden; doch muß ausdrücklich bemerkt werden, daß diese Städte aztekischen Ursprungs sein können, während dagegen jene Pyramiden unbedingt vor-tschitschimekisch sind. — Ein ferneres Zeugnis bildet der mexikanische Kalender. Dieser stimmt mit den Kalendern zentralamerikanischer Gegenden, welche nie von den Azteken unterworfen waren. Die astronomischen Symbole und hieroglyphischen Bezeichnungen der Tage auf den Ruinen von Uxhmal (§ 290) sind mit den mexikanischen identisch, und es kommt unter letzteren der Affe und der Tiger vor, die es in Kalifornien nicht gibt.[11]) — Wenn wir nun aber (gegen Gallatin's Hyperkritik) die Existenz eines vortschitschimekischen, also toltekischen Volkes zugeben, und in Betreff der so schwankenden Chronologie uns auch gerne dazu verstehen, die Ankunft dieses Toltekenvolkes in Mexiko etwa um 650—700 n. Chr. zu setzen, so müssen wir doch (mit Gallatin) energisch gegen die Leichtgläubigkeit protestiren, womit der Angabe Glauben geschenkt wird, daß dies alte Volk eine der aztekischen gleiche oder wenigstens nahverwandte Sprache gesprochen habe. Wir sind hier in dem glücklichen Falle, Buschmann gegen Buschmann zu Hilfe rufen

---

[10]) Siehe Arricivita's Beschreibung bei Buschmann a. a. O. S. 666 f.

[11]) Der aztek. Monatsname für den Dez.-Jan. 15. Dez. bis 3. Jan.: atemozli „Wasser-Herabkunft" soll aus der nördlichen Heimat mitgebracht sein, weil es in jener Jahreszeit in Mexiko nicht regne. Aber J. G. Müller hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Azteken (nach Clavig. I, 430) gerade in diesem trockenen Monat ein Fest feierten, wo sie um Regen, um „Wasser-Herabkunft" beteten, und nach diesem Feste scheint der Monat benannt zu sein. So folgt also keineswegs, daß sie jenen Kalender aus einem nördlichen Lande, wo es im Dezember regne, mitgebracht haben müßten.

zu können. Dieser gründliche Linguist hat in seinen großartigen Untersuchungen über die sonorischen Sprachen[12]) erwiesen: 1) daß die Stämme der Kahita's, Tarahumaren, Kora's und Tepeguana's in den mexik. Provinzen Cinaloa, Sonora und Guadalaxara — Stämme, die von jeher als tschitschimekisch bezeichnet wurden und theilweise heute noch Tschitschimeken heißen — Sprachen redeten und reden, die mit der aztekischen außerordentlich viele Wurzeln gemein haben, sich aber in bunter Manchfaltigkeit dialektisch von einander geschieden und (durch jenen Prozess der Sprachzertrümmerung § 279) zu verschiedenen Sprachen gestaltet haben; 2) daß ganz die gleiche Urverwandtschaft (mit dem Aztekischen und unter einander) und nachträgliche Verschiedenheit stattfindet bei den Sprachen der Wihinascht, Schoschonen, Jutah's und Moqui's im Norden des Gilaflusses in Neumexio und Jutah und bis nach Kalifornien hinein, sowie andrerseits bei den Komanchen in Texas (vgl. § 297 Anm.) Wir werden hienach nicht zweifeln dürfen, daß wir in allen diesen Stämmen Nachkommen der Tschitschimeken vor uns haben. Nun weicht aber der Gesammtkomplex aller dieser tschitschimekischen Sprachen so sehr von der nahuatlakischen oder aztekischen ab, daß Ishhtilshhoquitl nicht mit Unrecht, sondern mit ebensoviel und noch größerem Rechte die tschitschimekische Sprache für eine „von der aztekischen verschiedene" erklären konnte[13]), als man heutiges Tages die holländische Sprache als eine von der deutschen verschiedene zu bezeichnen pflegt. Buschmann selbst geht sogar noch weiter; er neigt sich, obwohl nicht ohne einiges Zögern und Schwanken, der Ansicht zu, daß jener „sonorische Sprachstamm" von Haus aus ein von dem nahuatlakischen gänzlich verschiedener gewesen, und daß die sonorischen Völker nur von den durch sie hinwandernden und mit ihnen in Berührung tretenden Nahuatlaken jene vielen Wurzeln als Fremdwörter sich angeeignet hätten. Wenn wir nun auch — aus guten Gründen (s. Anm. 1) — nicht soweit gehen, so behalten wir doch die Thatsache der Verschiedenheit der tschitschimekischen und der nahuatlakischen Sprache im Auge. Wenn nun aber schon die tschitschimekischen und die nahuatlakischen Sprachen — trotz der erwiesenen Stammverwandtschaft und chronologischen wie geographischen Nachbarschaft beider dicht hintereinander einwandernder Völkerfamilien — so ver-

[12]) Abh. der Berl. Akad. d. W. von 1854, 2. Supplem. Bd.
[13]) Siehe bei Buschmann, aztek. Namen S. 686.

schieden sich gestaltet hatten, daß es erst der spinösen Forschung eines Buschmann bedurfte, um eine Wurzelverwandtschaft beider überhaupt nur zu entdecken: wie will man dann annehmen, daß das, ein halbes Jahrtausend früher in Mexiko eingewanderte Volk der Tolteken die gleiche Sprache mit den Azteken gesprochen hätte? Gesetzt, die Tolteken wären mit den Azteken wirklich stammverwandt und daher auch ursprachverwandt gewesen[14]), so würden doch von 500 bis 1170 die Sprachen beider viel weiter auseinander gegangen sein, als von 1100 bis 1200 die Sprachen (oder nach Buschmann: die durch Entlehnung gemeinsamen Wortstämme) der Tschitschimeken und der Azteken. Und wo sind denn nun positive Beweise für jene behauptete Sprachgleichheit? Man beruft sich[15]) darauf, daß die Tolteken auf ihren Wanderungen Bücher mit sich geführt hätten, worin sie ihre Wanderung von Jahr zu Jahr beschrieben; von solchen Büchern erzählt Ishhtilshhoquitl, und obwohl kein europäisches Auge jemals eines derselben gesehen hat[16]), so wollen wir gleichwohl nicht bezweifeln, daß zur Zeit Ishhtil's (gegen 1600 n. Chr.) dergleichen Reliquien toltekischer Literatur noch existirt haben können; aber da sie keine phonetischen Hieroglyphen enthielten, beweisen sie für die toltekische Sprache gar nichts. Ebenso erzählt Ishht. von einem toltekischen Buche, dem er den aztekischen Namen teomoshhtli „Gott-Buch" gibt, und von dem er zu berichten weiß, daß es von einem toltekischen Astrologen Huematzin am Ende des 7. Jahrhunderts in der Stadt Tezkuko (die aber erst um 1100 von den Tschitschimeken gegründet sein soll!) geschrieben sei, und Kosmogonie, Chronologie, Geschichte, Mythologie und Moral enthalten habe. Nach anderen[17]), die jenen Schnitzer verbesserten, wurde es 660 oder 708 in der toltekischen Stadt Tula verfaßt. Aber wenn auch, was wir nicht bezweifeln, ein solches Buch existirt hat, und wenn dasselbe auch wirklich, was wir sehr bezweifeln, toltekischen und nicht vielmehr akolhuakischen Ursprungs war, (wo dann Tezkuko als Ort der Verabfassung passen würde), und selbst wenn eine von Waldeck[18]) aufgefundene Bilderschrift wirklich, wie er meint, das Teomoshhtli wäre: so geben uns diese nicht-phonetischen

[14]) Wir werden uns in der That später überzeugen, daß beide wenigstens der großen mongolischen Völkerfamilie angehört haben.

[15]) Al. v. Humboldt vues des Cordill. I, 204.

[16]) Prescott I, 11.

[17]) Bei Humboldt I, 249 ff; II, 386.

[18]) Waldeck, voyage pittoresque p. VII.

Hieroglyphen immer noch nicht die allermindeste Auskunft über die Sprache der Tolteken. Nun hat freilich Buschmann in Zentralamerika, und zwar in Gegenden, die dem Aztekenreiche nicht unterworfen waren, Ortsnamen nachgewiesen, die sich aus aztekischen Wurzeln bequem erklären lassen, und meint[19]) diese Namen auf Tolteken zurückführen zu können; aber wer steht uns dafür, daß es nicht vielmehr ein tschitschimekischer Stamm war, der schon vor der Gründung des Aztekenreiches so weit südlich vordrang und jene Ortschaften gründete? Merkwürdig ist es immerhin, daß in manchen jener Ortsnamen[20]) statt des aztekischen tl sich das sonorische d. i. tschitschimekische t findet. Die Maja-Sprache in Jukatan zeigt, wie Buschmann selbst dargethan hat[21]), eine Anzahl sonorisch-aztekischer Wurzeln (s. Anm. 2), was auf die Nachbarschaft eines sonorischen Volksstammes schließen läßt. Den Dienst des Fo (Buddha) können nicht die, um 600 in Amerika eingewanderten Tolteken, wohl aber die nach 1100 eingewanderten Tschitschimeken aus Ostasien nach Nikaragua gebracht haben. — Für die Behauptung, daß die Tolteken mit den Azteken ein und dieselbe Sprache gesprochen hätten, ist also nicht der leiseste Schatten eines Beweises vorhanden, wohl aber der stringenteste Gegenbeweis. Ja wir haben sogar eine positive Spur, daß sie eine andre Sprache gesprochen haben. Bei den Tänzen um die (toltekische) Pyramide von Tscholula wurde noch zur Aztekenzeit ein altes Lied in einer alten, den Azteken unverständlichen Sprache gesungen; es begann mit den Worten tulanian hululaez.[22]) Und so bleibt uns denn als gesichertes Ergebnis: daß vor der Einwanderung der Tschitschimeken ein altes, anderes Volk und Reich bestand (das nach seiner Hauptstadt Tula von den Azteken als das der Tolteken d. i. des Tula-Volkes bezeichnet wird), und daß dies Volk Jahrhunderte früher — wahrscheinlich zwischen 600 und 700 n. Chr. — von Kalifornien her eingewandert war, und zwar mit der Tradition, mittelst einer langen Seereise nach Kalifornien gekommen zu sein.

Anm. 1. Es ist schon an sich weit wahrscheinlicher, daß die Nahuatlaken (und vor ihnen schon der in Mexiko einwandernde Theil der Tschitschimeken)

---

19) Buschmann aztek. Ortsnamen S. 727.

20) Z. B. Utatlan, Buschmann S. 720, Tikal S. 721, welche aztekisch Utlatlan (von otlatl) und Tlikal (von tlilli „schwarz“ und kalli „Haus“) heißen müßten.

21) Buschmann, Spuren der azt. Spr. im nördl. Mex. S. 51 f.

22) Alex. v. Humboldt, vues des Cordillères, p. 30.

von den dort vorgefundenen Einwohnern (den Tolteken) diejenigen Wortstämme, die sich nur im Aztekischen und nicht in den sonorischen Sprachen finden, angenommen haben. Waren es (nach § 291) die Tolteken, die den Maisbau nach Mexiko gebracht, so ist nun auch die von Buschmann betonte Thatsache begreiflich, daß die Nahuatlaken (nebst den vor ihnen in Mexiko eingewanderten Akolhuaken und Tschitschimeken) für den Mais und alle den Maisbau betreffenden Dinge andere Wörter haben, als die „sonorischen“ d. h. außerhalb des mexik. Landes verbliebenen (wilden) Tschitschimekenstämme. Die ersteren haben jene Wörter von den Tolteken aufgenommen, die letzteren haben sich selbst Wörter dafür gebildet. — Die den nahuatl. und sonor. Sprachen gemeinsamen Wortstämme aber weisen auf Ur-stamm- und sprachverwandtschaft und nicht (mit Buschmann) auf Entlehnung seitens der sonor. Stämme hin. Gegen Buschmann's Ansicht spricht die doppelte Thatsache: a) daß das Aztek. mit dem Sonor. die Personalpronomina (ne ich, mu du, ta, tam wir, an, amo ihr) gemein hat, und b) daß das t, das sich in allen sonorischen Sprachen — so wohl in Wurzeln als im Nominativsuffix — als solches findet, und das sich durch diese Uebereinstimmung aller sonorischen Sprachen als ursprüngliches erweist, im Aztekischen in den Laut tl übergegangen ist. Hätten die sonor. Volksstämme aztekische Wörter als Fremdwörter aufgenommen, so hätten wenigstens einzelne unter ihnen das tl mit aufgenommen. So aber sehen wir, daß die aztek. Sprache vielmehr eine Tochter einer sonor. Ursprache ist, und sich zu ihr verhält, wie Mhd. zu Gothisch — oder genauer: daß Ur-sonorisch und Ur-nahuatlakisch Schwestern waren, analog wie Ahd. und Altnordisch. — Wenn wir nun hiebei anzunehmen genöthigt sind, das Aztekische enthalte außer seinen genuinen (mit den sonor. Sprachen gemeinsamen) Wurzeln auch fremde, in Mexiko vorgefundene Wortstämme (die schon die Tschitschimeken und Akolhuaken von den Resten der Tolteken erlernt und angenommen hatten), so wendet Buschmann gegen jede solche Annahme ein, daß die aztek. Sprache „sehr den Eindruck einer einheitlichen mache.“ Solchen Eindruck macht aber auch die französische Sprache (im Gegensatz zur englischen), und trotzdem besitzt sie eine Anzahl keltischer und germanischer Wurzeln neben den lateinischen.

Anm. 2. Majawurzeln, die der aztek. Sprache verwandt sind: *Seel* Kälte, azt. sê. *Kum* Topf, komi. *Kiishh* Dorn, huitz. *Miatzil* Weisheit, mati wissen. *Mishh*, *midstun* Katze, sonor. midston, misto (azt. mids Löwe.) *Nenel* Augapfel, azt. nene. *Thul* Kaninchen, totsch. *Tumin* Geld, tomin. *Tuncalutscho* Eule, tecolo. *Tzo* Haar, tzon. *Shhiu* Kraut, shhikui. Auch der majische Name *Tical*, der sich aus ti = azt. tli und aus azt. calli erklärt, gehört hieher.

§ 293. **Die Herkunft der Tolteken und ihre Verwandtschaft mit den Inka's.**

Drei bis vier Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerika's (§ 291) soll das Toltekenreich zu Grunde gegangen sein und ein Rest des Toltekenvolkes sich südwärts gezogen haben nach Zentral-Amerika. Zwei bis drei Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerika's

(§ 287 not. 1) tritt in Peru der Stamm der Inka's auf. Das führt auf die, schon von mehreren aufgeworfene Frage: Sollte zwischen den Tolteken Mexiko's und den Inka's Peru's ein geschichtlicher Zusammenhang bestehen? Sollte jener Rest des Toltekenvolkes nicht bloß (wie die Azteken erfuhren) nach Zentralamerika, sondern (worüber die Azteken begreiflich nichts erfuhren) von dort noch weiter südlich, der Westküste entlang, gewandert und — ungefähr ein Jahrhundert nach ihrem Auszug aus Mexiko, vielleicht auch schon früher — in Peru angelangt sein? — So, als Vermuthung in's blaue hinein ausgesprochen, hat diese Hypothese nicht den geringsten Werth; es ist eine bloße Möglichkeit. Prüft man aber näher, so finden sich alsbald Thatsachen, welche dies Mögliche mindestens als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen. a) Hunger und Seuchen wurden den Azteken als einzige Ursache des Unterganges des Toltekenreiches angegeben, ohne Zweifel von den in Mexiko übriggebliebenen und unter tschitschimekische Botmäßigkeit gerathenen Tolteken selber, welche ihre Besiegung und den Untergang ihres Reiches damit beschönigen wollten. Durch bloßen Hunger und Krankheiten geht aber kein Reich, kein Staat zu Grunde, sondern wird nur so geschwächt, daß, wenn ein äußerer Feind noch dazu ihn bedroht und angreift, er diesen nicht abzuwehren vermag. Der äußere Feind, der dem innerlich geschwächten Toltekenreiche den Todesstoß gab, war (§ 292) das wilde Volk der Tschitschimeken. Diese Tschitschimeken sind aber alsbald auch in Zentralamerika eingerückt; tschitschimekische Stämme haben sich (§ 292) in der Nachbarschaft der Maja's, im Jukatan, niedergelassen; durch Tschitschimeken und mit ihnen verbundene Kolhuaken ist (§ 292) der Fo-Dienst nach Nikaragua gebracht worden. Da hat es denn die größte Wahrscheinlichkeit, daß jener nach Nikaragua geflüchtete Rest des Toltekenvolkes auch hier, auf diesen ohnehin schon mit einem dichtgedrängten Gemisch alter Kulturvölker (§ 290) angefüllten Landengen und Halbinseln, seines Bleibens nicht fand, sondern vor den nachrückenden wilden Tschitschimeken sich noch weiter südwärts zog. Und zwar nicht auf das Plateau von Bogota, wo wir die Muiska's als unvermischt altperuanisches (d. i. japanisches) Volk vorgefunden haben, sondern der Westküste entlang, auf dem schmalen Landstrich zwischen den Anden und dem Meere, einer natürlichen Straße, die sie von selbst nach Peru mußte gelangen lassen. b) „Inka's“, d. h. Sonnensöhne, hießen im neuperuanischen Reiche die Glieder des Herrscher-

hauses, der königlichen Familie. War dies wirklich nur eine Familie? Eine bloße einzelne Familie hätte die altperuanischen Staaten nicht erobern, ihre Verfassung und Religion nicht umzugestalten vermocht. Die Herrscherfamilie mußte ein Volk hinter sich haben. Aber ein solches Volk, wenn es das altperuanische Reich erobert, das altperuanische Volk unterjocht hätte, würde dann auch seine eigne Sprache mitgebracht und entweder dieselbe dem unterjochten Volke aufgedrungen haben, oder wenigstens hätte sich eine Mischsprache, also eine neue Sprache im Verhältnis zur altperuanischen, bilden müssen. Dem war aber nicht so; zwar neue Götternamen haben die Inka's eingeführt; aber aus der Ketschua-Sprache, wie sie im neuperuanischen Reiche der Inka's gesprochen wurde, erklärt sich die Etymologie aller Orts- und Götternamen des altperuanischen Reiches. Die Sprache muß also wesentlich die gleiche geblieben sein, die Inka's müssen die Sprache der Altperuaner angenommen haben. Und in der That, ihre eigenen Namen haben sie aus altperuanischen Wörtern (wie patscha, huaca) gebildet (s. § 294). Einem Erobervolke sieht das nicht ähnlich. In der That weiß nun auch die Sage der Inka's selbst (die wir § 295 Anm. genauer werden kennen lernen) von keiner Eroberung, sondern vielmehr von einer religiösen List, einer pia fraus, wodurch die Herrscherfamilie ihre Religion zur Geltung und sich auf den Thron — zunächst eines der mehreren altperuanischen Staaten — gebracht habe, von wo aus dann erst allmählich die übrigen Staaten unterworfen worden seien. Durchaus nur von einer fürstlichen Familie, von der Fürstin Mama Sibaco und ihren Söhnen, ist dabei die Rede. Aber doch wiederum nicht von einer Familie in unsrem europäischen Sinn. Die Töchter dieser Herrscher-„Familie" wurden bis zu ihrer Verheiratung als „Sonnenjungfrauen" in einem besondern fürstlichen Institut erzogen, und die Zahl dieser Sonnenjungfrauen belief sich zu Pizarro's Zeit auf mehr als 1500. Wir kennen aus der Geschichte — und haben in Europa sehr alte und blühende Herrscherhäuser; aber daß je eines derselben es auf eine Zahl von 1500 gleichzeitigen Prinzessinnen gebracht hätte, das ist nie dagewesen! Jene Zahl der Sonnenjungfrauen läßt auf eine Zahl von sechs bis sieben Tausend Köpfen des Inkageschlechtes schließen. In der That waren ja fast alle höheren Beamtenstellen des Reiches mit Inka's besetzt. Die Inka's waren kein Volk, sie waren aber auch keine Familie in unserm Sinne, sondern sie waren

ein Stamm und zwar ein fremder, eingewanderter, der sich eben darum dem vorgefundenen altperuanischen Volke gegenüber als Eine Familie oder Ein Geschlecht fühlte, und der zu einer Herrscherkaste wurde. c) Wenn nicht durch agnatische Abstammung von Einem Ahnen, so doch sicherlich durch cognatische Verschwägerung waren die Glieder dieses Stammes wirklich mit einander verwandt; es ist ja höchst natürlich, daß sie untereinander und nur untereinander geheiratet hatten. Im Inkareiche war dies denn in der That Gesetz, daß ein Inkasohn nur eine Inkatochter heiraten durfte, und der Inka κατ᾽ ἐξοχήν, der König, war sogar verpflichtet, seine Schwester zu heiraten. Diese Absperrung des Geschlechtes ist aber ein durchaus an China erinnernder Zug. Jener eigenthümliche erweiterte, aber nach außen abgesperrte Begriff der Familie oder des Geschlechtes (kia) findet sich in China; die Chinesen nennen sich heute noch (§ 268) „die hundert Geschlechter", und in der That gibt es in dem ungeheuer zahlreichen Volke noch heute nicht viel über hundert Geschlechts- oder Familiennamen. — d) Hiemit treten wir in die Reihe der positiven Beweise für eine Stammverwandtschaft der Inka's mit den Tolteken ein. Bei beiden finden sich Spuren spezifisch-chinesischer Kultur. Während die Phönizier ihre Bronze im Verhältnis entweder von 9 Cu 1 Sn oder von 85 Cu 15 Sn legirten,[1]) wendeten dagegen die Chinesen sehr verschiedene Legirungen (1 : 1, 5 : 2, 3 : 1, 4 : 1, 5 : 1, 6 : 1) am gewöhnlichsten jedoch 3 : 2 an[2]), und nun finden sich auch in den Ruinen des mexikanischen Landes solche der chinesischen Legirung entsprechende Bronzen, und in Zentralamerika finden sich solche neben phönizischer Bronze.[3]) Die in Mexiko gefundenen ließen sich auch auf die Azteken zurückführen; die zentralamerikanischen nur auf die Tolteken. Aber auch die Bronzen des Inkareiches sind im Verhältnis 3 Cu 2 Sn legirt.[4]) Auch der friedliche Charakter der Tolteken, wovon den Azteken berichtet wurde, paßt zum chinesischen Naturell; ähnlich uns Deutschen, sind die Chinesen nie auf Eroberungen ausgegangen, sondern beschränkten sich stets auf Vertheidigungskriege. — Nicht ganz so friedlich erscheinen die Inka's; aber daß sie (die Richtigkeit unserer Hypothese einmal vorausgesetzt)

---

[1]) Rougemont, Bronzezeit S. 9.
[2]) Ebend. S. 28 und 29.
[3]) Ebend. S. 25.
[4]) Ebend. S. 27.

in ihrem Kriege gegen die Tschitschimeken und auf ihrem Wanderzug nach Südamerika, wo sie ihrer Haut sich wehren mußten, in ein kriegerisches Wesen hineinkamen, ist eben so begreiflich, als andrerseits zugestanden werden muß, daß ihre reformatorische Kulturmission sie nöthigte, die verrotteten Staaten der in alle Greuel versunkenen Altperuaner nacheinander zu unterwerfen, um nicht umgekehrt von ihnen erdrückt zu werden. Die von ihnen eingeführte Staatsverfassung als solche hatte einen durchaus milden, friedlichen Charakter. — Des Chinesischen aber werden wir bei den Inka's so viel finden, namentlich in ihrer Religion (§ 295), daß sie schier wie eine Kopie der Chinesen sich darstellen. Hier sei vorläufig nur auf das Eine verwiesen, daß die Inka's genau wie die Chinesen das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden berechneten, und, wie die Chinesen, die Sonnenwenden und Aequinoktien berechneten und beobachteten.[5]) — e) Die Tradition, daß die Tolteken nach langer Seefahrt in Kalifornien gelandet, von dort (nach längerem Aufenthalt im „Altrothland") um 650 in Mexiko eingewandert seien[6]), spricht durchaus für die Annahme, daß die Tolteken entweder aus China selbst oder aus einem von chinesischer Kultur beeinflußten Nachbarlande (Korea? den Lütschü-inseln?) nach Amerika gekommen — wahrscheinlich verschlagen — seien. Chinesische Nachrichten hierüber haben wir nicht (s. Anm.), können sie aber auch nicht erwarten; denn vom alten Schu-king ist (§ 268) nur ein Auszug vorhanden, und das Verlorengehen einiger Schiffe war gewiß nichts so seltenes, daß es hätte in den Annalen erwähnt werden müssen. — f) Von der Sprache der Tolteken wissen wir gar nichts (§ 292); die Maja's scheinen (s. § 296) ein toltekischer, aber mit Ureinwohnern gemischter Stamm gewesen zu sein, der in Tschjapa sitzen blieb und an der Wanderung nach Südamerika keinen Theil nahm; wieviel toltekisches dieser Stamm in seiner Sprache bewahrt habe, wissen wir ebenso wenig, und eine Vergleichung mit dem Mandarinen-Chinesischen dient zu gar nichts, da ja in China heute noch eine Menge gänzlich verschiedener Dialekte (§ 268) gesprochen

[5]) Tschudi, Ketschuasprache S. 6. Carli amerik. Briefe II, 8, 9. Rauch Einh. d. Mensch. S. 319.

[6]) Wenn Ishtilshoquitl ihre Ankunft in Altrothland in das Jahr 387 n. Chr. setzt (§ 291), so haben wir uns schon hinreichend überzeugt, daß auf die chronologischen Angaben der aztek. Geschichtstradition, welche untereinander selbst um Jahrhunderte differiren, wenig zu geben ist.

wird, und da ferner einerseits das Chinesische sich seit 500 n. Chr. wesentlich geändert hat, andrerseits die Tolteken nach ihrer Ankunft in Amerika im Verkehr mit den malaiischen Ureinwohnern ohne Zweifel viele fremde Elemente in ihre Sprache werden aufgenommen und diese umgestaltet haben. Die Inka's in Peru vollends haben die dort herrschende Ketschuasprache sich angeeignet; nur ihre alten Götternamen haben sie beibehalten; diese klingen denn aber auch klar genug an chinesische Wurzeln an (s. § 295.) — g) Zwischen dem Toltekenreiche in Mexiko und dem altmalaiischen Kulturreiche der Alligevi's am Mississipi (§ 283) scheinen Berührungen stattgefunden zu haben, vielleicht auch einige Mischung der Bevölkerung. Wir erinnern uns, daß die Ruinen und Gräber der Mississipiniederung gegen den mexik. Golf hin häufiger werden, und gerade hier neben Gebeinen auch Aschenurnen enthalten. Die Leichenverbrennung war auch bei den Azteken Sitte, und wir werden uns § 298 Anm. 2 überzeugen, daß weder sie noch die Tschitschimeken dieselbe aus Asien mitgebracht, sondern sie nur von den früheren Einwohnern Mexiko's, den Tolteken, können angenommen haben. Auch zu den Alligevi's wird sie von den Tolteken aus gekommen sein. Daß nun auch die Inka's ihre Leichen verbrannten, s. § 295. — h) Während nun eine Menge von positiven Merkmalen für die toltekische Herkunft der Inka's spricht, so gesellt sich dazu das höchst gewichtige negative Argument, daß man schlechterdings nicht zu sagen und zu erklären wüßte, woher denn anders die Inka's gekommen sein sollten, wenn nicht aus dem Toltekenreiche? Sie waren ein Volk hoher Kultur, und zwar ein Kulturvolk, das mit seiner milden Humanität und edleren Religion zu den verrotteten Völkern von altjapanischer Einwanderung, den Altperuanern und Muiska's, den schärfsten Gegensatz darstellt, der Päderastie und den Menschenopfern mit ernster Strenge entgegentritt, andre Götter und Götternamen, andre Staats- und soziale Verfassung besitzt, den Chinesen so ähnlich ist, als jene den Japanesen, das also nicht selbst ein Glied jener japanischen Einwanderung gewesen sein kann. Noch weniger wird man sie aus dem malaiischen Kulturreiche der Alligevi's, oder vollends aus den mit *πορνεία* und Phallusdienst verpesteten zentralamerikanischen Reichen herleiten wollen. Wo bleibt denn dann noch ein andres Kulturvolk, dem sie entstammen könnten, als das der Tolteken? Und hier

stimmt das chronologische Verhältnis, hier stimmen alle einzelnsten Umstände[7])

Anm. 1. Man glaubte in der chines. Literatur eine positive Nachricht entdeckt zu haben, daß den Chinesen schon gegen Ende des 5. Jahrh. v. Chr. Amerika, und zwar Mexiko, bekannt gewesen sei. Ein Buddhapriester Hoéi-schīn kam um diese Zeit nach China und gab vor, in einem Lande Fu-sang gewesen zu sein, in dessen Beschreibung Paravey (l'Amerique sous le nom de Fou-Sang, Paris 1844) Neumann (im Ausland 1845) Tschudi und Rauch (S. 310) Amerika, speziell Mexiko, wiederzuerkennen glaubten, während dagegen Dr. E. Bretschneider in Peking (im Chinese Recorder, Okt. 1873) den Bericht jenes Buddhisten für Humbug und das Land Fusang für eine terra incognita nec non dubia erklärt hat, welches, wenn es ja existirte, doch mindestens nicht in Amerika zu suchen sei. Ich kann nicht umhin, mich der letzteren Ansicht anzuschließen. Zwar ein Land Fusang scheint es wirklich gegeben zu haben; denn Bretschneider selbst berichtet: In „Notes and Gueries" vol. IV p. 19 thère is a passage cited out of the Liang-ssu-kung-ki, that the kingdom of Fusang had sent envoys to China. Aber wo immer dies kingdom gelegen haben mag: soviel ist gewiß, 1) daß Hoei-schin nicht selbst dort war, indem er nur konfuses und märchenhaftes berichtet, und 2) daß sein Bericht nicht auf Amerika paßt. Hören wir diesen Bericht! (Ich besitze ihn nur in der engl. Uebers. Bretschneiders.) „Das Königreich Fu-sang liegt 20000 li (Meilen) östlich von Ta-han, und zwar genau im Osten von China. Das Land hat seinen Namen von einem gleichnamigen Baume, der dort sehr häufig wächst. Seine Blätter gleichen denen des Baumes Thung; die jungen Sprossen gleichen denen des Bambus und werden gegessen; die Frucht gleicht einer Birn und ist von rother Farbe. Aus dem Baste werden Kleider wie auch Papier bereitet. Die Häuser sind von Holz gebaut. Es gibt dort keine Städte; Waffen und Krieg sind unbekannt. Es gibt zwei Gefängnisse im Lande, für leichte und für schwere Verbrecher. Karren, von Pferden oder Ochsen oder Hirschen (stags, Rennthieren?) gezogen, sind im Gebrauch; die Hirsche (deer) sind ihre Hausthiere, wie in China die Kühe. Ein gegohrenes Getränk wird aus ihrer Milch bereitet. Es gibt Maulbeerbäume, und rothe Birnen die sich ein ganzes Jahr lang halten. Auch Trauben wachsen dort. Silber und Kupfer haben dort keinen Werth. Es gibt kein Eisen, aber viel Kupfer. Sie haben Bücher. Die Einwohner Fusang's wußten früher nichts von der buddh. Religion; fünf Priester von Ki-pin gingen dorthin 458 n. Chr." (das Jahr ist natürlich nach der chines. Aera bestimmt) „und nahmen die heil. Bücher und den Glauben mit sich dorthin. Tausend Meilen östlich von Fusang ist ein Reich, in dem es keine Männer, sondern nur Weiber gibt, deren Leiber ganz mit Haaren bedeckt sind. Wenn sie Nachkommenschaft wünschen, baden sie sich in einem gewissen Fluße. Sie haben

---

7) Man hat auch auf die ganz chinesische Endung der Ortsnamen Tomantsin, Acamapitsin u. a. verwiesen.

keine Brüste sondern Haarbüschel im Nacken, mittelst deren sie ihre Kinder säugen.“ — Der Schluß des Berichtes (die Erzählung vom Weiberland) zeigt, daß das Ganze, wenn nicht von Hoei-schin selbst ersonnen, auf Schiffermärchen hin erzählt ist; daß er nicht selbst in Fusang gewesen, zeigt sein Schweigen von einer Seereise. Noch bliebe aber die Möglichkeit, daß der Anfang des Berichtes (die Beschreibung Fusangs) auf Erzählungen von Schiffern beruhte, die wirklich in Amerika gewesen wären. Prüfen wir darauf hin das Einzelne. 1) Die Lage. Ta-han liegt nach dem Thâng-schu cp. 259 b am Kián-hài (Baikalsee), grenzt an das Land der Kiĕ-kiă-sú (Kirghisen), ist waldig, moosig hat keine Schafe und Rosse, nur Rennthiere, ist also zwischen Jenesei und Lena zu suchen im Süden Sibiriens. Die „20000 Meilen ostwärts von Tahan“ wollen wir, dem buddhistischen Geschmack Rechnung tragend, als runde Zahl im Sinn einer „ungeheuer großen Entfernung“ nehmen; gelangen wir so in die Breiten Amerikas, so treffen wir „genau östlich von China“ auf Kalifornien, nicht auf Mexiko. 2) Die Thierwelt. Weder in Kalifornien noch in Mexiko gab es vor Ankunft der Spanier Pferde und Ochsen. Wollen wir aber zu Gunsten des Buddhisten annehmen, daß die fraglichen Worte des chines. Originals vielleicht auch in dem Sinn genommen werden könnten: „Karren (zwar), wie sie (bei uns in Asien) von Pferden oder Ochsen oder Rennthieren gezogen worden, sind in Gebrauch; (aber) die Hausthiere der Fusangbewohner sind Hirsche,“ so würde dies allenfalls auf Mexiko passen, wo die Azteken die gezähmten Hirsch-Arten iztac mazame und tlamacaz mazame als Hausthiere hielten (Hernandez S. 324 f. Buffon, hist. nat. X, 431). Mit der „Lage genau östlich von China“ dürften wir es dann nicht so genau nehmen, sondern müßten ein paar Grade weiter nach Süden gehen. 3) Desto schlimmer sieht es nun aber mit der Pflanzenwelt aus. Zwar die Rebe findet sich in Nord-Amerika; Peter Kalm entdeckte 1749 mehr als sieben wildwachsende Varietäten vitis vinifera in Nordamerika (Rauch, Einh. d. Msch. S. 357), aber diese scheinen doch nur verwildert und ursprünglich durch Normannen dorthin gebracht zu sein (§ 301 Anm. 3), und finden sich in Massatschusets, Virginien, Ohio, Florida (Berghaus, allg. Geogr. III, S. 229) nicht in Mexiko! Von Maulbeerbäumen findet sich wild Murus rubra in Florida und Virginien, Maclura aurantiaca in Nordamerika (wo?) und nach Grisebach (Veget. der Erde II, S. 321) „entspricht“ wenigstens „das Klima des mexik. Hochlandes dem Oelbaum, dem Morus und der Rebe.“ Was mit der Birn gemeint sein solle, die sich ein ganzes Jahr hält, ist desto schwerer zu sagen. In dem Fusangbaume glaubte man die Agave mexicana wiederzuerkennen; die Verwendung des Bastes zu Kleidern und Papier sowie der jungen Sprossen zur Speise würde passen; aber den Bambussprossen sind die Agavesprößlinge durchaus nicht ähnlich, geschweige daß die Ag. mexic. oder die americ. eine birnförmige, rothe Frucht trüge. Das Wort fusang ist dem Worte Pisang bedenklich ähnlich! Der Pisang oder die Banane (Musa paradisiaca) hat seine Heimat wahrscheinlich in Ostindien, ist aber einerseits bis an die Goldküste Afrikas

(wo seine Frucht fusu heißt) andrerseits in ganz Polynesien verbreitet und auch an der Westküste Peru's und in den gemäßigten Strichen Mexiko's wildwachsend (oder verwildert) von den Spaniern angetroffen worden. In amerikanischen Sprachen sind mir nur die Namen parura und atoca für die Banane bekannt geworden; der Name Pisang ist (nach Forbes Watson, index to the natioe etc. names of plants 1868, pag. 487) malaiischen Ursprungs. Da nun (nach Leunis) auch vom Pisang in Ostindien die jungen Sprößlinge als Gemüse gegessen, die Fasern der Blattscheiden zu Geweben und Kleidungen benützt werden, und die rothgelblichen, an Gestalt der Gurke ähnlichen Früchte allenfalls der Birn verglichen werden können, so will es mir scheinen, daß der Schifferbericht, den der (in Tahan lebende, wahrscheinlich nie in Ostindien gewesene) Hoei-schin reproduzirte, eine Musa-Art irgend einer polynesischen Inselgruppe zur Grundlage hatte. An die Agave mexicana zu denken, sind wir nicht nur nicht gezwungen, sondern geradezu gehindert. 4) Die Kultur des Fusangvolkes. Der friedliche Charakter desselben und der Besitz von Büchern würde auf die Tolteken passen; der Mangel an Städten paßt nicht, und die Bereitung eines Kumis aus gegohrener Milch paßt vollends nicht, sondern ist ein Zug, den Hoeischin wahrscheinlich aus seinen kirghisischen Erfahrungen hinzugedichtet hat. — Einen Beweis, daß zwischen China und Mexiko um 450 n. Chr. ein Seeverkehr bestanden hätte, ist also in jenem Berichte in keiner Weise gegeben. — Rauch (S. 309) beruft sich auf Marco Polo, welcher im 13. Jahrh. in Peking weilte, und dort von einer Insel Cipango erzählen hörte, welche 1500 Meilen entfernt jenseits des Meeres liege, und reich an Gold, Perlen und Edelsteinen sei; zwischen Cipango und China lägen 7448 Inseln. Aber Cipango ist offenbar das chinesische tschi-pün „Sonnenaufgang, Ost," dasselbe Wort, von dem Japan (Tschiapan) seinen Namen hat. Unter der Insel, von welcher die Chinesen dem Marco Polo berichteten, wird also kaum etwas anderes, als die japanische Inselgruppe zu verstehen sein. Und selbst wenn Amerika darunter zu verstehen wäre, so würde daraus nur resultiren, daß im 13. — nicht aber, daß im 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. chinesische Seefahrer nach Amerika und von dort zurück nach China gekommen seien.

Anm. 2. Daß die Inka's nicht etwa ein altperuanischer Stamm waren, die Inkareligion nicht etwa ein auf dem einheimischen altperuanischen Boden erwachsener Reformversuch war, ergibt sich sehr klar und bestimmt aus der Erwägung, daß ein einheimischer Religionsreformator auf alle Fälle an das edelste, beste Element der altper. Religion: den Glauben an den unsichtbaren Weltschöpfer Patschakamak-Illatidsi angeknüpft, diesen Glauben wieder belebt und von ihm aus die gesunkene Religion gereinigt haben würde. Von einem solchen Weltschöpfer wußten aber die Inka's gar nichts (s. § 295); sie hatten nur den „Sonnenherrn" und seine Schwester-Gemahlin, die Mondgöttin, und für dies Götterpaar völlig neue — nicht altperuanische Namen. Vorstellungskreis, Kultus und Zeremoniell der Inka-Religion ist

von der altperuanischen gänzlich verschieden; nur die allen Völkern der mongol. Familie, den Mongolen, Japanesen und Chinesen schon in Asien gemeinsame Sage von der Sonnenabkunft der Herrscherhäuser, brachten sie ebenso für ihr Herrscherhaus mit, wie sie sie bei den altperuanischen Dynastieen schon vorfanden.

§ 294. Das Reich der Inka's in Peru.

Um 1300 hatte Inka Roka (vgl. § 287) das Reich der Inka's im Norden des altperuanischen Staatenkomplexes gegründet. Sein dritter[1]) Nachfolger, Jahuar huakak (huakak „der Göttliche" oder „Göttersohn") unterwarf sich das altperuanische Reich der Ringrim oder Aimares am Titikaka; der fünfte, Patschakutek („Erde-Bezwinger"?) eroberte Patschakamak; der siebente, Tupak Jupanki 1450 Chili, der achte Hujaina Quito. Als Pizarro 1526 bei Tumbes landete, stritten die Brüder Huaskar und Atahualpa um den Thron. — Was nun vor allem den Kulturstand betrifft, so bestand die Kleidung der Männer aus einem bis an die Kniee — die der Weiber aus einem bis auf die Fersen reichenden Gewande von Wollen- oder Baumwollenzeug und einem baumwollenen Unterkleid. Statt der Nadeln wurden Stacheln und Dornen sehr geschickt zum Nähen benützt; zu sonstigen Arbeiten hatten sie Werkzeuge von Bronze (3 Cu. 2 Sn). Sie bauten Mais und Kartoffeln (papa, altperuan. Wort, s. § 287) und Baumwolle, züchteten Llama's und Schafe, verfertigten aus der Kokapflanze ein geistiges Getränk tschitscha,[2]) waren aber auch in Gold- und Silberarbeiten und in der Baukunst sehr geschickt. Von ihren Tempeln wird später die Rede sein; großartig waren ihre, 20′ breiten Kunststraßen und steinernen Brücken, wodurch sie nicht nur die Küstengegenden sondern auch die Thäler und Schluchten der Kordilleren zugänglich gemacht hatten, großartig ihre, oft 200 Meilen langen Wasserleitungen, am merkwürdigsten aber ihr Postwesen; tschaqui's „Läufer" waren in Stationshäusern durch das ganze Land postirt, genau wie in China, und be-

[1]) So berichtet Acosta. Nach Garcilasso wäre es der siebente Nachfolger Roka's gewesen, was wenig innere Wahrscheinlichkeit hat. Garcilasso sucht die Regentenreihe zu verlängern.

[2]) Das ist ein in Hinterindien ebenfalls vorkommendes Wort malaiischen Ursprungs, vgl. § 280. So scheint denn auch die Kunst der Bereitung jenes Getränkes nicht von den Inka's sondern von den malaiischen Ureinwohnern herzurühren.

förderten mit unglaublicher Schnelligkeit Nachrichten und Briefe. Sie besaßen keine alphabetische Schrift, und die altperuanischen Hieroglyphen (§ 287) suchten sie zu vertilgen, aber nicht ihrer Form sondern ihres Inhalts wegen; sie selbst hatten zweierlei Art von Schrift: a) für gewöhnlich bedienten sie sich der Knotenschnüre und Knotengeflechte (quippus); es waren zwei-Fuß-lange Schnüre, von denen Fäden herabhingen, die in Knoten geschürzt waren; theils ihre Farbe theils die Art der Schürzung hatte ihre Bedeutung. In den Berichten, welche die Richter an die Regierung einschickten, bedeuteten die verschiedenen Farben die verschiedenen Verbrechen, die Art der Knoten aber die Art der Strafe.[3]) Auch die Zahlbegriffe wurden durch Knoten dargestellt; ein einfach geschlungener Knoten bedeutete 10, ein doppelt geschlungener 100, ein dreifach geschlungener 1000 (z. B. drei dreifach geschlungene, ein doppelter und vier einfache die Zahl 3140). So fertigte man Register über die Geburten und Todesfälle, über die Truppenstärke, über Vorräthe, Heerden rc. β) Zur Aufzeichnung geschichtlicher Ereignisse bedienten sie sich einer Bilderschrift, indem sie die Ereignisse (aber auch Landkarten) auf Thontafeln abbildeten, die dann beim Sonnenfeste umhergetragen und ausgestellt wurden. Im übrigen wurde die Geschichte durch die amautas (Reichshistoriker) mündlich fortgepflanzt. — Daß auch die Tolteken eine derartige Bilderschrift gehabt haben, wird berichtet; ob sie nicht daneben ebenfalls einer Knotenschrift sich bedient haben, wird nicht ausdrücklich erwähnt, ist aber wahrscheinlich, weil einerseits die Chinesen sich von den ältesten Zeiten her der Knotenschnüre bedient haben,[4]) andrerseits noch zur Zeit der Azteken bei mehreren, dem Aztekenreiche unterworfenen älteren Stämmen, z. B. den Nepehualtzitsin die Knotenschrift sich in Gebrauch erhalten hatte.[5]) Diese Knotenschrift wie jene Läuferpost[6]) sind zwei

---

[3]) W. v. Humboldt, sämmtl. Werke Bd. VI, S. 556.

[4]) Rauch S. 317. Vor Erfindung der Silbenschrift war die Knotenschrift in China in allgemeinem Gebrauch, und erhielt sich nachher noch bei den untern Ständen. Die Mandshuren und andre ostasiatische Stämme bedienen sich ihrer heute noch, s. Müller S. 357 ff.

[5]) Müller ebend.

[6]) Die Läuferpost bestand bekanntlich schon bei den alten Eraniern, und scheint von ihnen zu den mongolischen Völkern (zu denen nach § 264 das chinesische gehört) in einer Zeit übergegangen zu sein, als beide noch in Berührung mit einander waren, mithin im hohen Alterthum.

neue Zeugnisse der chinesischen Herkunft der Inka's, und die erstere in ihrer voraztekischen Verbreitung in Mexiko ist ein neues Zeugnis für die Verwandtschaft der Inka's mit den Tolteken. — Wenden wir uns nun zu der Verfassung des Inkareiches, so begegnet uns des Chinesischen noch viel mehr. Die Glieder des Königsgeschlechtes (d. h. nach § 293: des herrschenden Stammes, des eingewanderten Toltekenstammes) nennen sich In-ka „Sonnensöhne," und wenn der Sonnengott In-ti heißt, also „Sonnen-ti," so haben wir in diesem ti sogar die nämliche Wurzel ti „Herr," wie in den chinesischen Gottesbezeichnungen thîan-ti „Himmelsherr" und sháng-ti „hoher Herr." Ka aber ist die den mongol. Sprachen gemeinsame Wurzel für „Sohn" (mong. köwe-gun, tunguſ. kunga-kan „Kind, Knabe," syrjen. kaga, chines. hâi Kind). Aber auch das Wort în „Sonne" kann aus Einer Wrzl. mit dem chines. ji (dshi) „Sonne" durch Verlust des Anlautes (der zwischen 500 u. 1300 n. Chr. wegzufallen Zeit genug hatte) entstanden sein. Daß In-ti und In-ka keine altperuanischen, sondern vom Inkageschlecht importirte (also toltekische) Namenbildungen waren, versteht sich von selbst. — Und wenn nun bei den Chinesen schon nachweislich seit der Zeit Khung-tse's (600 v. Chr.), ohne Zweifel aber schon von viel älterer Zeit her, der Brauch bestand, daß der „Sohn des thîan" (d. h. des Sonnengottes, vgl. § 268, B) der Kaiser, jährlich einmal vor versammeltem Volke die Erde pflügte: auch der In-ka „Sonnensohn" in Peru pflügte jährlich einmal vor versammeltem Volke mit goldener Pflugschaar.[7]) — Die Staatsverfassung war, wie in China, wesentlich auf die Idee eines patriarchalisch-milden Despotismus gegründet, der in Peru bis zu einer Art von staatlichem Kommunismus durchgeführt war. Aller liegende Grund war Staatseigenthum und wurde nach bestimmten Gesetzen vertheilt. Es gab vier Stände: 1) die Inka's, d. i. das ganze große Geschlecht des herrschenden Stammes (§ 293) der eingewanderten (Tolteken), um 1526 sechs bis sieben Tausend Köpfe stark, dem der Inka κατ' ἐξοχήν, der Kaiser, angehörte, und mit dessen Gliedern die Stellen im Priesterkollegium, die Statthaltereien und Feldherrnstellen besetzt wurden, und welches allein gelehrten Unterricht in den Gesetzen und den Geheimnissen der (dem altperuanischen Volke unbekannten) Kno-

---

[7]) Müller S. 345 ff.

tenschrift erhielt. Bekanntlich hatte jeder Inka in seinem 16. Lebensjahre eine strenge Prüfung zu bestehen. 2) Die Kuraka's, d. h. die Nachkommen der unterworfenen altperuanischen Fürsten- oder Königshäuser; aus ihnen wurden die untergeordneten Militär- und Zivilbeamten, die Mitglieder des Kriminalgerichtshofes in Kuzko und die übrigen Richter, sowie die Hauptleute des Kriegsheeres genommen. 3) Die Ackerbauer und 4) die Metallarbeiter und Baumeister also die Handwerker. Dazu kamen dann endlich noch 5) Sklaven oder Knechte (janaconas) aus unterworfenen Nachbarvölkern. — Das Land war nun in „Sonnenland" (für die Götter, Priester, Greise, Kranken und Wittwen), Inkaland (für die Inka's und Beamten) und Volksland geschieden; letzteres wurde jährlich neu unter die Haushaltungen vertheilt. Die Bürger und Bauern waren verpflichtet, vor ihrem eigenen Ackertheil das Sonnen- und Inkaland zu bearbeiten. — Das Kriegsheer belief sich in Folge allgemeiner Wehrpflicht auf 200000 Mann (es waren α Schleuderer und Bogenschützen, β Hellebardiere und Axtträger, γ Lanzenträger); die Feldherrn hatten goldene und silberne Waffen, die Hauptleute Lederhelme, die Gemeinen dicke baumwollene Unterkleider und eine Art Turban.

§ 295. Die Religion der Inka's.

Die beiden Götter der Inka's[1]) waren der Sonnengott In-tí „Sonnenherr" (also ein über der Sonne und in ihr waltender „Herr") und seine Schwester und zugleich Gattin, die Mondgöttin Quilla oder Killa.[2]) Ersterer wurde dargestellt als scheibenförmig flaches, mit einem Flammenring umgebenes Angesicht von Gold (ohne darunter befindliche Statue), welche Sonnenscheibe im Sonnentempel dem östlichen Thore gegenüber angebracht war, sodaß sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Ebenso wurde Killa durch eine Silberscheibe dargestellt. Als Diener beider galt der Regenbogen, Kuitscha, dessen Abbildung (als Bogen, nicht in Menschengestalt) auf Goldplatten eine Wand des großen

---

1) Die Belege für das folgende s. bei Müller S. 363 ff.

2) Mit der Mama Odsello der altperuanischen Manko-Kapak-Sage (§ 287, d) hat Quilla lautlich nichts zu schaffen. Quilla, killa scheint vielmehr als altmongolisches Wort mit der ugrofinnischen Wurzel kû „Mond" urverwandt zu sein.

Sonnentempels in Kuzko einnahm. Die Sterne galten ebenfalls als Diener und Dienerinnen Inti's und Killa's, und zwar der Venusstern Tschasca[3]) als Edelknabe Inti's, die Kometen aber als Boten des göttlichen Zornes. — Der Gedanke an den unsichtbaren Weltschöpfer (von dem wir eine Spur bei den alten Tolteken in Mexiko später, § 298, allerdings noch finden werden) war also verloren gegangen; aber insofern von einem Sonnen-Herrn geredet wurde, und Sonne, Mond und Regenbogen nicht anthropomorphisch dargestellt sondern eben nur als Gestirne und Himmelserscheinungen verehrt wurden, war der Polytheismus der Inka's auf jener primitiven, von Mythologie freien Stufe stehen geblieben, welche etwa der Indraperiode der Vedareligion analog ist; und wenn wir auch keine Kunde darüber haben, ob nicht vielleicht doch noch eine Ahnung in ihnen lebte, daß es die eine und selbe Gottheit sei, die in diesen verschiedenen Gestirnen walte, so stand doch unbedingt jener primitive Polytheismus der Inka's hoch über dem rohen Polytheismus, in welchen die altperuanische Religion (§ 287) trotz dem vertrockneten und abgestorbenen Patschakamakdienste versunken war. Das Gewissen der Altperuaner war durch (echt japanische!) Lasterliebe in Schlaf gesunken; Päderastie und Hand in Hand mit der zuchtlosen unnatürlichen Wollust die Grausamkeit wilder Menschenopfer waren bei ihnen Brauch; die Inka's, die mit eiserner Strenge gegen beides auftraten,[4]) erwiesen damit, daß das Gewissen in ihnen noch lebendig

[3]) Ableitbar von chines. tschâo „Licht" und kāo „hoch, erhaben."

[4]) Da nach J. G. Müller's Schablone Menschenopfer vom Heidenthum unzertrennlich sind, so sucht er (S. 377 f.) zu beweisen, daß auch die Inka's selber hin und wieder Menschenopfer gebracht hätten. Nach Prescott I, 8 sei am Sonnenfeste zuweilen ein Kind geopfert worden. Aber schwerlich in Kuzko und auf Befehl der Inka's! Acosta, Balboa, Montesino, Zarate sind einstimmig in dem Berichte, daß das Volk (in seinen altperuanischen Bestandtheilen) den alten Göttern noch Menschenopfer brachte, ohne daß die Inka's dies überall zu verhüten vermochten. Die Nachricht aber, daß beim Regierungsantritt eines Inka 200 Kinder ertränkt und begraben worden seien, wird sogleich von Müller selbst widerlegt durch die andere, daß die Inka's den Befehl gegeben hätten, statt der Kinder Bilder von solchen zu begraben. Hienach müßte denn auch jenes Kinderopfer wider ihren Willen von Altperuanern gebracht worden sein. Und wenn endlich nach Zarate I, 4 im Tempel zu Kusko sich Thonvasen mit Kindermumien fanden, so liegt es wahrlich näher, an verstorbene Inkakinder, die so ehrenvoll bestattet wurden, als an geopferte zu denken. Die Nachrichten aller glaubwürdigen Berichterstatter über die Opposition der Inka's gegen die

war. In Widerstreit hiemit könnte nun das Gesetz erscheinen, welches dem Könige oder Thronfolger die eigene Schwester zu heiraten erlaubte; daß dies aber nicht aus einer Abstumpfung des Gewissens gegen die Blutschande als solche hervorging, sondern nur eine Konsequenz des Wahnglaubens war, daß die Könige als Göttersöhne göttliche Wesen und über das Gesetz der übrigen Menschen erhaben seien, ersieht man daraus, daß den letzteren die Geschwisterehe bei Todesstrafe verboten war.[5]) — Inti wurde durch Opfer und Weihgeschenke verehrt; die ersteren bestanden in Llama's, Schafen, Hunden, Stallhasen, Vögeln, wurden mittelst Hohlspiegeln angezündet und theilweise ganz verbrannt, theilweise als Opfermahlzeit verzehrt, mit dem Blute aber die Tempelpfosten bestrichen. Den Uebergang zu den Weihgeschenken bildeten die Rauch- und Blumenopfer. Die Weihgeschenke bestanden in Gold, Silber, Muscheln, Perlen, Tüchern, Federn und dem dritten Theile der Kriegsbeute. Die Tempel waren von den Opferhöhen des altperuanischen Reiches ebenso wie von den Teokalli's der Azteken gründlich unterschieden; es waren wirkliche, überdachte Tempelgebäude, und die Opferstätte befand sich im Innern; nur die Brandopfer wurden auf freiem Platze vor dem Tempel gebracht.[6]) Jede Provinz hatte ihren Sonnentempel so wie

---

Menschenopfer sind zu bestimmt und — üble Nachreden fanatischer Priester über das Heidenthum der Peruaner zu begreiflich! — Auch die schlechtverbürgte Nachricht, daß beim Tod eines Königs seine Frauen mit seiner Leiche verbrannt worden seien, scheint eine Uebertragung indischer Heidensitte auf die Peruaner aus übler Nachrede zu sein. Die Spanier erlebten ja den Tod keiner andern Inkakönige, als der beiden, die — sie selbst töteten.

[5]) Müller S. 410.

[6]) Die Tolteken in Mexiko haben (§ 292) die ungeheuren (mehr breiten, als hohen) Pyramiden von Tscholula Papantla und Teotihuakan erbaut. Hier kann man die Frage thun: Wenn die Inka's wirklich Nachkommen jener Tolteken sind, warum haben sie dann nicht ebenfalls Pyramiden errichtet? Die Antwort gibt sich selbst. Pyramiden aus gehauenen Steinen von 1400 Fuß Breite und bis zu 180 Fuß Höhe baut nur ein seßhaftes Volk. Auf der fast hundertjährigen Wanderung nach dem Süden mußte sich die Kunst und Sitte des Pyramidenbaus, zu der keine Zeit blieb, verlieren; nur das Tempelgebäude (wie ein solches auf der Pyramide von Tscholula gestanden hatte) behielt man als das unerläßliche und leicht herzustellende bei. Gerade solche überdachte Tempelgebäude, eben wie die der Inka's in Peru, finden sich ja aber in der That (§ 290) in Zentralamerika, also auf der Wanderstraße der Inka-Tolteken.

ihren Inkapalast. Der große Sonnentempel in der Residenz Kuzko, cori-cantscha „Gold-Ort" genannt, war ein viereckiger Backsteinbau, die Wände innen mit Goldplatten bedeckt; an der westlichen Wand über dem Altare die goldene Sonnenscheibe, an den Seitenwänden die Mondscheibe und die Darstellung des Regenbogens; neben der Sonnenscheibe auf goldenem Thron die Bilder der verstorbenen Inkakönige (wie im chinesischen „Saal der Ahnen" § 268, C) um den Tempel waren kleine Nebentempel oder Kapellen für die, das Gefolge Inti's bildenden Sterngötter, vor allem eine für Killa; in ihrem Nebentempel befanden sich die Bilder der verstorbenen Königinnen. Beim Eintritt in den Tempel zog man die Schuhe aus und warf dem Sonnenbilde Kußhände zu. Die Opfer brachte der Oberpriester dar mit den Worten: „Siehe, was dir deine Kinder und Geschöpfe darbringen! Nimm es an, und sei nicht gegen sie erzürnt! Gib ihnen Leben und Gesundheit und segne ihre Felder!" Es ist klar, daß man sich eine persönliche Macht in der Sonne waltend dachte. An den Sonnenfesten wurden Lobgesänge gesungen, von denen jede Strophe mit dem Worte hailli „Triumph!" begann.[7]) Die Melodieen waren weich und melancholisch und auf Grundlage eines richtigen akustischen Systemes erbaut, sodaß 1555 auf solche Melodieen eine Messe komponirt werden konnte. Daß die Chinesen — und zwar ihrer eigenen Tradition zufolge seit uralter Zeit (angeblich seit Ling-lün 2637 v. Chr.) — eine diatonische Tonleiter von fünf Tönen (kung, tschang, kio, tsche, jü = f, g, a, c, d) hatten, und lange vor den Aegyptern die Bedeutung der Oktave erfaßten, ist bekannt.[8]) Und wie die Chinesen, so fügten auch die Inka-Peruaner zu ihrem Gesang eine Musik von Blas- und Schlaginstrumenten. Auch ein gemessener und anständiger Reigentanz, raimi genannt, war mit dem Kultus verbunden, wiederum wie in China. (§ 268, C.) Es bestand ein jährlicher Festzyklus: 1) das inti-p-raimi[9]) „Sonnenherrn-Fest," im Winter, am

---

[7]) Vgl. das hulu-laez im alten Liede von Tscholula § 292. Hulu (hülü?) und hailli (hallji) klingen sehr ähnlich.

[8]) Vgl. C. Billert in H. Mendel's musik. Konversationslexikon, Berlin 1870 ff. Bd. 2, S. 394 ff.

[9]) Raimi ist Appellativum und heißt „Fest", hat also nicht das mindeste mit dem indischen Gotte Rama zu schaffen, an welchen Rauch (Einh. d. Mensch. S. 324) gedacht haben will.

21. Juni als am kürzesten Tage (der Monat hieß sitoc raimi) wo der Tod und die neue Geburt Inti's gefeiert wurde; drei Sonnenscheiben, welche apoin-ti, tschuriun-ti und inti-quoqui hießen, wurden im Tempel aufgestellt, in feierlicher Prozession Weihgeschenke gebracht, das heilige Feuer gelöscht und mit dem Hohlspiegel neu entzündet; Opfermahl und Tanz beschlossen das Fest. 2) Citua raimi im September, ein Reinigungsfest, eingeleitet durch vorangehendes Fasten und durch ein Bad in der dem Festtag vorangehenden Nacht. Kugeln aus caucu (heiligem Brode) wurden in Kesseln gekocht, mit Opferblut benetzt oder gemischt, und in alle Tempel und zu den Kuraka's geschickt. Mit dem Opferblute rieb man sich ein. Ein „Sonnenbote" kam gewaffnet aus dem Inkapalast, und gebot vier anderen, alle Uebel zu verjagen; unter Freudengeschrei des Volkes durchrannten sie die Straßen. Abends wurde ein Fackelzug gehalten. 3) Aimo raimi, Erntefest im Mai; ein aus Maiskörnern gemachtes Bild wurde als „Pirua" verehrt. 4) Capac raimi „Hauptfest," Sommerfest im Dezember, wo neben die drei Sonnenscheiben das Bild eines Donnergottes gestellt, um Regen und Gewitter gebetet und die Prüfung und Wehrhaftmachung der jungen Inka's vorgenommen wurde. Das erste, zweite und vierte dieser Feste entsprechen (auch der Zeit nach) den chinesischen Festen der Aequinoktien und Sonnenwenden. Außerdem gab es Monatsfeste (Comai, wo die Asche eines verbrannten Opferthieres in den Fluß geworfen wurde; Arihua im April u. a.) und in Zeiten der Noth besondere Buß- und Bittfeste, itu's, mit zweitägigem Fasten, Prozession und nachfolgendem Reigentanz. — Der Oberpriester, stets ein Inka, hieß huacap-villac „Götter-redender" oder villac-umi „redender Priester"; er wählte die übrigen Priester (die guaca-rimatschi) und stellte sie an. Die calparicul weissagten aus den Eingeweiden — die virapircos aus dem Rauche der geopferten Thiere. — Die Töchter aus dem Inkageschlecht, „Sonnenjungfrauen" genannt, wurden zu Kuzko unter der Aufsicht von Frauen, mamacona's, erzogen; so lange sie in dieser Stellung waren, hatten sie die Kleider für das kgl. Haus, die Vorhänge für den Sonnentempel, das heilige Brod zu verfertigen und das heilige Feuer zu unterhalten. Unkeuschheit wurde an ihnen mit Lebendig-begraben-werden, am Verführer mit Erdrosseln bestraft; nur wenn die Sonnenjungfrau zu schwören wagte, sie sei von der Sonne schwanger, ging sie

frei aus.[10]) Der Kaiser und die andern Inka's wählten sich aus den Sonnenjungfrauen ihre Bräute; die übrigen Sonnenjungfrauen wurden nach 7jährigem Dienste an Kuraka's verheiratet. — Religiöse Sitten: 15 bis 20 Tage nach der Geburt wurde das Kind in Wasser getaucht[11]); im 10. oder 12. Jahre bekam es einen andern Namen — ganz chinesisch! — dabei wurden ihm Haare und Nägel geschnitten und das abgeschnittene der Sonne geopfert. Die Leichname (malqui oder manao) pflegten theils mumifizirt, theils verbrannt zu werden. — Eschatologie: Die Seelen der Inka's kommen in den haman pakta „die obre Welt," die übrigen Seelen in den ueu pakta (oder patscha) „die untere Welt," welche auch Çupai pa huasin (wörtlich: „Supai dort wohnen") hieß. Supai war der Name des Totengottes.

Anm. Ueber die Art, wie die Inka's ihre Sonnenreligion bei dem altperuanischen Volke in Aufnahme und sich selbst auf den Thron gebracht haben, berichtet Montesinos folgende Tradition. Der Inka Roka, der Stifter des Inkareiches, sei der Sohn einer Fürstin Mama Sibaco (spanisch: Cibaco) gewesen, welche über den gesunkenen, verderbten Zustand des altperuanischen Volkes, seiner Religion und Sitte, namentlich über die Päderastie und die mit Anthropophagie verbundenen Menschenopfer entsetzt und entrüstet, auf eine Aenderung der Religion und Sitte gesonnen habe. Sie habe nun glänzende Scheiben von Gold und ein mit Edelsteinen besetztes Kleid verfertigen lassen, ihren Sohn damit geschmückt, und ihn in einer Höhle Tschingana bei Kuzko verborgen; dem Volke aber habe sie erzählt, ihr Sohn sei im Schlafe von dem sich herabsenkenden Sonnengott, seinem Vater (oder Ahnen?) in dessen Strahlen gehüllt und in den Himmel entrückt worden, werde aber wiederkommen; denn der Sonnengott habe ihn zum König von Kuzko bestimmt. Sechs von der Fürstin aufgestellte Zeugen bekräftigten die Wahrheit ihrer Aussage. Nach vier Tagen wurde das Volk von Kuzko versammelt; die Fürstin flehte zur Sonne um die Rückgabe ihres Sohnes. Da trat dieser plötzlich in seinem Strahlenschmuck aus der Höhle — man erinnere sich, daß die malaiische Sage vom Hervorgehen der Sonne aus einer Höhle (§ 271 und 283) zu den Altperuanern und in deren Anka-Sage (§ 287,c) übergegangen war; Sibako schloß also sehr klug ihre Veranstaltungen an den vorhandenen Glauben der Alt-

---

[10]) Sollte diese Nachricht nicht vielleicht auf Misverstand beruhen? Die Inka's mochten die, sämmtlichen mongol. Völkern gemeinsame Sage von jener Sonnenjungfrau, welche von der Sonne schwanger wurde, den Spaniern erzählt haben, und diese, was in der Sage einmal geschehen war, als ein allgemein gültiges Gesetz auffassen.

[11]) Siehe hierüber unten § 303 Anm.

peruaner an — das Volk führte ihn mit Begeisterung in den alten Sonnentempel, und hier verkündete er nun die Befehle seines Vaters, des Sonnengottes, als neue Gesetze, vor allem die Abschaffung der Menschenopfer und der Päderastie und Sodomiterei (letztere bei Strafe des Feuertodes), unter der Eröffnung, daß, wenn diese Gesetze nicht eingeführt und befolgt würden, der Gott das ganze Volk töten und vertilgen werde. Das Volk habe sich gefügt, und am folgenden Tage seien 6000 Einwohner in den Ehestand getreten, und statt des altperuanischen Gottes Illatidsi-Wirakotscha sei von nun an Inti verehrt worden. — Diese Sage hat hohe innere Wahrscheinlichkeit. Da der eingewanderte Stamm der Inka's oder Tolteken in Peru einen Sonnengott sowie die altjapanische (der chinesisch-toltekischen urverwandte altmongolische) Sage von der Sonnenabstammung der Herrscher vorfand, so ist es ebenso naheliegend und natürlich, als klug gewesen, daß er diese Sage benutzte und an sie anknüpfte, um — zunächst in dem Staate Kuzko — seine Intireligion einzuführen und sich die Herrschaft zu verschaffen. Als nach zwei Generationen (§ 294) die neue Religion und Sitte und das neue Herrscherhaus in Kuzko festgewurzelt war, begann dann Jahuar-huakak auf dem Wege kriegerischer Unterwerfung Religion und Herrschaft auch über die andern altperuanischen Staaten auszudehnen — immer mit der (namentlich in der den Kuraka's angewiesenen Stellung sich kundgebenden) schonenden Klugheit, deren ein verhältnismäßig so kleiner Stamm, wie der der Inka's, bedurfte, um seine Herrschaft über ein großes, der neuen Religion innerlich widerstrebendes Volk zu behaupten. Da ist denn auch ganz begreiflich, daß die Ausrottung der alten Religion und ihrer Greuel den Inka's, namentlich in den später eroberten Provinzen, nicht sofort völlig gelang. — Daß in dem esoterischen Kreise des Inka-Geschlechtes (welches ja allein gelehrten Geschichtsunterricht empfing und allein die Knotenschrift verstand!) eine Kunde der von Mama Sibako vorgenommenen klugen Prozedur sich erhalten konnte, ist wiederum begreiflich. (Spätere Berichterstatter, wie Ternaux und Stephenson, haben die Erzählung von der Einführung der Inti-Religion durch Roka mit der altperuanischen Sage von Manko-Kapak (§ 287) konfundirt und beides durcheinandergewirrt, und lassen schon den Manko goldene Sonnenscheiben machen, was apriori undenkbar ist, da die altperuanische Religion ihren Sonnengott nicht in Scheiben sondern in Steinpfeilern abbildete.)

§ 296. Die Sage der Tolteken und Maja's.

Bei der von den Tolteken herrührenden Pyramide von Tscholula wurde noch zur Zeit der Azteken von den Tscholulanern ein Lokalfest gefeiert, und dabei jenes, § 292 erwähnte Lied in einer alten, vor-sonorischen Sprache gesungen, welches die Sage von Shhelhua zum Inhalt hatte. Von dem Liede sind nur die zwei Anfangs-

worte aufbehalten; die Sage selbst aber fand der Spanier Rios in einer alten (jetzt verlorenen) Hieroglyphe, und hat sie aufbehalten.[1]) — Viertausend achthundert Jahre nach Erschaffung der Welt trat eine Fluth ein; das Land Anahuac (Mexiko) war damals von Riesen (tzocuilleshheque) bewohnt. In der Fluth kamen sie alle theils um's Leben, theils wurden sie in Fische verwandelt. Nur sieben Riesen flüchteten sich in eine Höhle. Als die Wasser sich verliefen, ging einer dieser sieben Riesen, Shhelhua, mit dem Beinamen: der Baumeister, nach Tscholula, und baute dort zum Andenken an den Berg Tlaloc, der ihm und seinen sechs Brüdern zur Zuflucht gedient hatte, eine Pyramide, die in den Himmel reichen sollte; die Götter zerstörten aber dies Werk durch Feuer, wobei viele Arbeiter umkamen. Dann wurde die Pyramide dem Quetzalcoatl geweiht. — Die Reminiszenz an die Fluth, an Noah und seine drei Söhne, die hier verdoppelt als „sechs Brüder" (Geschwister? drei Brüder und ihre Frauen? die toltek. Sprache mochte, wie so viele agglutin. Sprachen für „Bruder" und „Schwester" ein und dasselbe Wort haben) erscheinen, und an den Thurmbau ist einleuchtend. Was aber die Gestalt der Eigennamen betrifft, so muß man erwägen, daß jene Bilderschrift, weil nicht phonetisch, keinen Klang der Namen lieferte, daß vielmehr Rios diese Namen aus dem Munde derer, die nach der Entdeckung Amerika's, also unter der Herrschaft der aztekischen Sprache, ihm die Schrift deuteten, jene Namen empfing. Es kann uns also nicht wundern, daß diese Namen in aztekisirter Gestalt erscheinen. So vor allem der Berg Tlaloc, der ursprünglich Taloc oder Taroc geheißen haben muß. Tlaloc wurde von den Azteken als Gott des Wassers verehrt, aber ebenso auch in Zentralamerika;[2]) dies, sowie das Vorkommen des Namens als Berg-Namens in der alten Tscholulasage, zeigt uns, daß schon in voraztekischer Zeit aus dem rettenden Berge ein rettender Gott gemacht wurde, den dann die Azteken unter die Zahl ihrer Götter aufnahmen. Da die sonorischen Sprachen für „Wasser" die Wurzeln ba, pa und agui, aber keine Wurzel tar, tal, tlal besitzen, so ist auch hieraus die nichtsonorische Herkunft des Namens des Fluthberges oder Fluthgottes ersichtlich. — Shhelhua kann

[1]) A. v. Humboldt, vues des Cordill. p. 30.

[2]) Müller S. 501 f.

(vgl. § 297 Anm.) aus Selwa, Jelwa oder Chelwa entstanden sein; letztere Form würde merkwürdig mit dem Kalev der finnischen Sage (§ 262) stimmen. — Quetzalcoatl endlich ist eine rein aztekische Wortform, „Flügel-Schlange", von quetzalli (Name einer Vogelart, sowie auch Appellativum für „Flügel") und coa „Schlange"; und so wird derjenige Gott, dem die Azteken die Pyramide von Tscholula geweiht haben, wohl ohne Zweifel Quetzalkoatl genannt worden sein. Aber der Sache und Gestalt nach war auch dies ein voraztekischer, von ihnen vorgefundener und rezipirter Gott.[3]) Dies geht aus einer anderen Sage hervor, die sich bei einem nicht-nahuatlakischen Volksstamme, dem der Mishhteken, erhalten hat. Diese nannten ihren obersten Gott Votan und stellten ihn dar als geflügelte Schlange, d. i. als Drache; es fanden sich bei ihnen kleine smaragdene, vier Zoll hohe Abbildungen dieses Gottes, die sie chalchihuites (von einem Worte chalc „Stein" und huita „Vogel"? nannten.[4]) Aber auch in den Ruinen von Tschjapa, Nikaragua und Guatemala findet sich diese geflügelte Schlange oftmals abgebildet, und auch die Maja's in Tschjapa nannten ihren obersten Gott Votan. Das dient unserer Ansicht von dem chinesischen Ursprung der Tolteken (zu denen die Mishhteken wie die Maja's ihrem Grundstock nach jedenfalls gehört haben) zur Bestätigung; denn daß der Drache (tûng) in China ein uralter National- und Reichsgott war, ist schon § 268 gezeigt. Was nun aber den Namen Votan betrifft, so werden wir uns nicht ohne weiteres entschließen, ihn (mit Al. v. Humboldt) mit dem germanischen Wuotan zusammenzustellen, sondern zuvor untersuchen, was sonst von diesem Gotte bekannt ist. Nun hatten die Tschjapanesen von ihm die Sage[5]): er sei ein Enkel

[3]) Er wurde denn auch von den Azteken als eine „toltekische Gottheit" bezeichnet, Müller S. 486.

[4]) Das Wort chalc oder tschalc für „Stein" liegt auch dem Namen einer alten, jedenfalls schon vortschitschimekischen Stadt Chalco (oder nach aztekischer Aussprache Tschalco) zu Grunde — ein neuer Beweis, daß die toltekische Sprache von der sonorisch-aztekischen (wo „Stein" timpe, tupe, te heißt) verschieden war.

[5]) Müller S. 487. Der Bischof von Tschjapa, Nunnez de la Vega besaß noch die heiligen (Bilder-)Schriften der Tschjapanesen; einiges davon besaß später noch ein Tschjapanese namens Agujar; nach dessen mündlicher Mittheilung hat Dr. Paul Felix Cabrera die Sage bekannt gemacht in seinem Werke: „Beschreibung einer alten Stadt, die in Guatimala unfern Palenque entdeckt worden ist," Berlin 1832.

des Greises gewesen, der sich bei der großen Fluth rettete; er habe Antheil genommen an der von seinem Oheim unternommenen Erbauung des großen Thurmes, der bis in die Wolken reichen sollte. Während des Baues sei aber eine Trennung der Völker entstanden, und da habe Votan auf Befehl teotl's (aztek. Appellat. des Gottesbegriffs) sein Volk südwärts nach Guatemala geführt, und bei den dortigen Wilden Kultur (nämlich „Gebrauch von Tischgeräth und Tischtüchern") eingeführt. Daß die Sage die Ereignisse zuletzt lokalisirt, kann nicht auffallen; es spricht sich darin einfach das Bewußtsein aus: „Wir Maja's in Tschjapa stammen von Votan ab; Votan ist unser Stammvater." Aber als den uralten Stammvater aus der Zeit der Sintfluth wußten und dachten sie ihn. Daß sie ihn nicht zum Sohne sondern zum Enkel des Fluthheros machten, und den Thurmerbauer zu seinem Oheim, kann wiederum nicht auffallen; in diesen Dingen sind alle heidnischen Sagen konfus; in der verwaschenen Erinnerung dieser Völker schloß sich der Thurmbau unmittelbar an das Verlaufen der Fluth; aber das Bewußtsein, daß der Thurm nicht dem höchsten Gotte, sondern dem Drachen geweiht war, hatte sich bei den Mishhteken — und daß dies Unterfangen den Zorn des höchsten Gottes erregte, bei den Maja's erhalten. Auch an den Namen des Stammvaters der jafetidischen Völkerwelt, erhielt sich eine Erinnerung; denn in Votan haben wir die Wurzelbuchstaben von פתח (vgl. § 260 Anm. 1). Um 500 n. Chr. lebte also in China diese Erinnerung noch; dort im Mutterlande erstarb sie nachmals unter dem dürren Winde rationalistischer Abstraktion; aber bei den chinesischen Kolonen in Amerika lebte die alte Ursage fort. Und nun haben wir, wie im Osten des Ostens, in Amerika, so auch im äußersten Westen der alten Welt, in Europa, ein Volksgeschlecht, das diese Erinnerung an den Namen יפח oder פפח bewahrt hat. Auch der kambrische Gwydion und der germanische Vodans, Wuotan, Odhinn hat sich uns § 260 als der zum Gott erhobene, mit seinen Nachkommen die Welt durchschreitende und die Weiten der Erde erobernde Ahnenheros erwiesen. Und so sind wir nunmehr allerdings berechtigt, den Votan der Tolteken mit dem Wuotan der Germanen für identisch zu erklären. Dabei ist denn noch merkwürdig, daß (nach Minutoli und Braunschweig) sich eine Abbildung Votan's findet, wo er ein

29*

Szepter trägt, dessen Spitze ein blasender Kopf bildet; bei den Tolteken also verband sich, ähnlich wie bei den Germanen, die Vorstellung des unaufhaltsam wehenden Windes mit der des weltdurchschreitenden Ahnengottes. — Noch eine andere Sage,[6]) welche von den Azteken ganz bestimmt als eine alte toltekische bezeichnet wird, und gewiß auch wirklich von den Ueberresten der toltekischen Stämme herrührte, knüpft sich an den Namen Quetzalkoatl. Als die Tolteken die Stadt Tula gründeten, sei Quetzalkoatl ihr Oberpriester, Huemak ihr König gewesen. Ersterer sei von weißer Hautfarbe, schwarzem Haar und Bart gewesen (wie die Chinesen) in langem weißem Gewande (wie solches nach aztek. Tradition und Nachricht die Tolteken selber trugen) eine Mitra auf dem Haupte (wie die toltek. Priester) eine Sichel in der Hand. Er habe den Ackerbau, Bergbau, Staatsverfassung, Kalender gelehrt, die Menschenopfer verworfen (eine neue und wichtige Aehnlichkeit zwischen Tolteken und Inka's!) — Bis hierher ist die Sage eine einfache Erinnerung der chinesischen Einwanderer an ihren Führer Huemak, der mit ihnen zuerst höhere Kultur in das (malaiisch bevölkerte) Land brachte; der Ahnengott dieser Einwanderer (denn wir sahen, daß der toltekische Name Quetzalkoatl's eben Votan war) wird als noch lebend ihm an die Seite gestellt. Aber mit dieser Reminiszenz konfundirt sich nun eine alte Sage vom Sündenfalle. Unter Quetzalkoatl herrschte Fülle, Fruchtbarkeit, Friede und Glück. Da ließ Tezkatlipoka sich an einem Strick von Spinnweben vom Himmel herab, stellte sich der Tochter Huemak's, Cioacoatl („Schlangenweib"), in Gestalt eines schönen jungen Pfefferschalenverkäufers dar, und verführte sie, worauf allgemeines Sittenverderben einbrach[7]); dem Quetzalkoatl (also dem Votan, dem Stammvater!) bot er einen Trank, der ihn angeblich unsterblich machen sollte; aber der Genuß des Trankes hatte die Folge, daß Quetzalkoatl seine eigenen Paläste zerstörte, die Fruchtbäume in dürre Stauden (Dornen und Disteln!) verwandelte und mit den Singvögeln fortzog. (1 Mos.

---

[6]) Siehe bei Müller S. 577 f.

[7]) Sie wird von den Azteken genannt: „unsre Jungfrau und Mutter, die erste welche gebar, welche den Weibern die Wehen als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll hinterließ, und durch welche die Sünde in die Welt kam." Prescott, Mex. S. 437. Sie wird mit einer Schlange neben sich abgebildet.

3, 23 f.) In Quauhtitlan habe er einen Baum mit Steinwürfen umgestürzt, in Tlalnepantla Hand und Fuß in einem Felsen abgedrückt; in Tscholula sei er als Gott verehrt worden (Erinnerung daran, daß er ursprünglich keiner war!); nach 20 Jahren habe er in seine Heimat Tlapallan („rothes Land") zurückgewollt, sei aber nur bis Koatzalkalko („Schlangenstein") gekommen, und habe versprochen, einst zu den Tolteken zurückzukehren. Einmal habe er auch wirklich zurückkommen wollen, aber da die Tolteken sich mittlerweile mit den Eingeborenen vermischt hatten wurden sie in ihm verhaßt. Er starb in Koatzalkalko; nach anderer Version habe ein aus einer zusammengewundenen Schlange bestehendes Schiff ihn in seine Urheimat Tlapallan zurückgebracht. — Wir dürfen bei dieser ganzen Sage nicht vergessen, daß sie erst durch Vermittlung der Azteken, also gewiß nicht ohne große Entstellung (und jedenfalls mit aztekischer Lautumbildung oder geradezu Uebersetzung der Eigennamen) auf uns gekommen ist. Der Name Quetzalkoatl ist, wie schon oben bemerkt worden, ein appellativisches Prädikat, das die Azteken dem Votan der Tolteken gegeben haben, weil dieser (in Abbildungen) das Emblem einer geflügelten Schlange neben sich hatte[8]) — er selbst wurde als bärtiger Mann in langem Gewande abgebildet. Ursprünglich war also sicherlich nicht er selbst als Schlange dargestellt worden, sondern stand nur in Beziehung zu der Schlange, denn daß die Schlange, an deren Ort (Koatzalkalko) er den Tod findet, nichts andres ist, als eben sein Verführer, der ihm den trüglichen Trank gereicht hatte, das ist einleuchtend. Daß aber in Quetzalkoatl der spezielle Stammvater Votan-Jafet mit dem Urstammvater Adam in eins zusammenfließt, ist wiederum sehr begreiflich; solcher Konfusionen und Identifikationen sind ja die Sagen aller Völkerfamilien voll. — Spuren dieser Sage zeigen sich hin und wieder auch in Zentralamerika. In Jukatan soll ein Gott Cuculcan verehrt worden sein, dessen Verehrer cocome „Schlangen" genannt wurden. In Humboldts Monumenten (84) ist Tezkatlipoka abgebildet, eine Schlange in Stücken hauend; hienach wäre Tezkatlipoka ursprünglich nicht (wie in der aztekisirten Ueberlieferung jener Sage) der Verführer selbst, sondern der Gegner der verführenden Schlange gewesen; dazu paßt denn auch noch in der az-

[8]) Müller S. 284.

tekisirten Sage der Zug, daß Tezkatlipoka „vom Himmel sich herabläßt“; ursprünglich war er ohne Zweifel als himmlisches Wesen, vielleicht als der verheißene Schlangentöter, gedacht, und erst die Azteken haben ihn mit dem Verführer konfundirt. (Fanden sie ihn mit einer Schlange neben sich abgebildet, so mochten sie diese für sein eignes Emblem halten, und ihn, statt „den Mann mit der Flügelschlange geradezu „die Flügelschlange“ selber betiteln.) Vgl. § 298, wo sich dies glänzend bestätigen wird.

E) Einwanderungen von Tschuktschen (um 1220) und Mongolen (1281 n. Chr.)

§ 297. Die Tschitschimeken und Nahuatlaken.

Kein wissenschaftlicher Beweis kann mit größerer Evidenz und in bündigerer Kürze geführt werden, als der des (im engern Sinne:) mongolischen Ursprungs der sonorischen Völker.[1]) Vor allem gehört die sonorisch-aztekische Sprachfamilie geradezu dem ugro-finnisch-mongolischen Sprachgeschlecht an; sie besitzt so ziemlich alle jene Wurzeln und Wortstämme, welche — theils ursprünglich ugrisch, theils ursprünglich mongolisch (§ 264 Anm. 2) — schon in alter Zeit durch gegenseitige Berührungen und Unterjochungen zum Gemeingut beider Volksgeschlechter: der Mongolen im engeren Sinn (nebst den Mandshuren, Kirgisen, Kalmüken) und der ugrofinnischen Völker (zu denen u. a. die Tschuktschen oder Tschurtschen gehören) geworden waren. Den sonorisch-aztekischen Sprachen fehlt, wie der mongolischen, der Buchstabe f; in der aztekischen wie in der mongolischen ist das r verloren gegangen; die Umwandlung des sonorischen t in das aztekische tl hat ihre Analogie in dem tl der Tschuwaschen und Tscheremissen; der aus dem agglutinirenden in den flektirenden übergehende Sprachbau ist dem ugrofinnischen durchaus analog; das wichtigste ist und bleibt aber dies, daß so ziemlich alle diejenigen Wortstämme, die den sonorischen Sprachen mit der aztekischen, sowie diejenigen, welche den sonorischen Sprachen ausschließlich gemeinsam sind, sich aufs klarste als mit ugromongolischen Wortstämmen identisch erweisen. (Den Nachweis siehe in der Anm.) — Ein zweites ist der Kalender. Die Mongolen bezeichnen die zwölf Bilder des Thierkreises mit Thierbildern; die Azteken haben zur Bezeichnung

[1]) Ueber diesen Begriff s. oben §. 291—292.

von je zwölf aufeinanderfolgenden Tagen Bilder; man vergleiche nun beide Reihen[2])

M.	A.	M.	A.
1. Maus	Rohr	5. Krokodil	Eidechse
2. Ochs	Messer	6. Schlange	Schlange
3. Leopard	Panther	7. Pferd	Sonnenbahn
4. Hase	Hase	8. Schaf	Hundsschweif

M.	A.
9. Affe	Affe
10. Huhn	Adler
11. Hund	Hund
12. Schwein	Haus.

Die Abweichungen erkären sich daraus, daß es in Mexiko keine Ochsen, Schafe, Pferde und Schweine gab. Die substituirten Zeichen (Rohr, Messer rc.) stammen aber aus dem indischen Kalender, können also nur durch Vermittlung buddhistischer Missionare zu den Ugromongolen gekommen sein. Und nun nehmen wir sogleich noch den dritten Beweis hinzu: die ganz unverkennbaren Züge buddhistischer Einrichtungen in der aztekischen Religion: die Klöster und Seminare, die Priestertheokratie, die mit der buddhistischen genau übereinstimmende Priesterkleidung und einen Haufen spezifisch-buddhistischer Weltaltersagen, was wir alles in den nächsten §§. genauer werden kennen lernen. Wir erinnern uns nun aber, daß (§ 265) im zwölften Jahrhundert der Buddhismus unter den Mongolen Eingang fand, und im dreizehnten (1260) Staatsreligion wurde; zugleich aber erinnern wir uns auch, daß dieser Buddhismus der damaligen Zeit, vor allem bei den Mongolen, nur die Qualität einer äußerlichen, impotenten Form und Tünche hatte, die sich in schlaffer Toleranz an die nationale Religion anschmiegte. So erklärt sich denn vollkommen, daß bei den Azteken sich buddhistische Formen und Sagen mit einem durchaus nicht buddhistischen, sondern wesentlich mongolischen Götterdienste verbunden finden. — Hier ist nun aber ein wichtiges Moment noch zu beachten: es handelt sich nicht um Eine, sondern um zwei aufeinanderfolgende Einwanderungen verschiedener Art. Die erste war die der Tschitschimeken, angeblich um 1170 (s. § 291); dies waren (laut den aztek. Berichten) „wilde Jägervölker" also Nomaden;

[2]) A. v. Humboldt vues des Cordill. Prescott Mex. I, 89; II, 445. Rauch Einh. d. M. S. 318.

ihnen soll alsbald ein mit ihnen verbündetes Volk der Akolhuaken gefolgt sein; aber auch die Nahuatlaken sollen ihnen (angeblich 1178) auf dem Fuße gefolgt sein, und Sahagan berichtet, daß die Akolhuaken selbst ein nahuatlakischer Stamm gewesen seien. Und nun wird in der That unter den sechs nahuatlakischen Stämmen ein Stamm der Kolhuaken aufgezählt, und „A-Kolhuaken" heißt nichts anderes, als „Wasser-Kolhuaken", bezeichnet also lediglich die Kolhuaken insofern diese sich am See von Teskuko niederließen. Will man nun nicht in unkritischer Leichtgläubigkeit die Augen vor dem hellen Tage verschließen, so wird man anerkennen müssen, daß keine Dreiheit sondern nur eine Zweiheit von Einwanderungen stattfand, nämlich die der Tschitschimeken und später die der Nahuatlaken. „Später," sage ich, und glaube durchaus nicht, daß diese jenen auf dem Fuße gefolgt seien. Das einwandernde Kulturvolk konnte ja gar nicht wissen, wie lange das vorgefundene Nomadenvolk schon vor ihm im Lande gewesen sei, und dies Nomadenvolk selbst konnte ihm chronologische Angaben darüber gewiß nicht machen, da es in seinem wilden Zustande schwerlich ein waches chronologisches Bewußtsein gehabt haben wird. Es wird nur erzählt haben, daß es „noch nicht lange" im Lande sei. So würden die chronologisch-historischen Angaben der Azteken über diesen Punkt nicht einmal so unbedingt glaubwürdig sein, wenn sie auch klar wären. Sie sind aber nicht einmal das letztere. So mehrdeutig waren die alten Bilderschriften der Azteken, daß ihre Ausleger (§ 291) um halbe ja ganze Jahrhunderte auseinandergehen. Wir werden uns daher nach einer besseren chronologischen Grundlage umzusehen haben. Zwei Anhaltspunkte sind uns gegeben: der Buddhismus, der in einer, die Priester- und Religionsverfassung so beherrschenden Weise nicht vor 1260 bei einem mongolischen Volke auftreten konnte[3]), und sodann die Kultur der Azteken, welche nicht die von tungusischen oder mandschurischen oder tatarischen Nomaden war, ja bei den Mongolen selbst sich in so entwickelter Weise nicht vor der Gründung von Temutschin's Weltreich, genauer: nicht vor dem Regierungsantritt Kublai-khan's (1260), finden konnte A) Die Tschitschimeken waren Nomaden; sie mögen um 1220

[3]) Hoei-Schin (§ 293 Anm. 1.) machte schon um 600 n. Chr. einen buddh. Missionsversuch unter den Kirgisen, muß aber wenig ausgerichtet haben, da sich zu Temutschin's Zeit bei den Ugrotataren keine Spur von Buddhismus findet.

über die Aleuten nach Amerika geflüchtet sein, vom Dshinggiskhan Temutschin verdrängt. Nicht sie brauchen es gewesen zu sein, die den Fo-Dienst nach Zentralamerika brachten; das kann später durch buddhistische Missionare, die im Nahuatlakenvolke sich befanden, geschehen sein.[4]) Bei den Tschitschimeken Buddhismus vorauszusetzen, sind wir durch nichts veranlaßt. — Als Temutschin nach dem Sturze Onk-khan's die Neimanen besiegt hatte (1204) und nun in's Land der Tanguten oder Tang-hiang's einfiel (1205) und bald darauf (1211) das mandshurische Volk der Khitanen, mit ihm verbündet, das Joch der (nordöstlich wohnenden) Tschuktschen abschüttelte, da mag ein Theil dieser Tschuktschen, an deren Namen der der Tschitschi-meken nahe genug anklingt,[5]) nebst anderen mandshurischen Stämmen über die Aleuten nach Amerika geflüchtet sein. — B) Wann aber kamen die Nahuatlaken und wer waren sie? — Die Azteken (und ihren Berichten zufolge auch die Akolhuaken) waren ein Kulturvolk; in der That saß aber die Kultur bei den Azteken nicht sehr tief; schon dies, daß sie den Boden nur mit der Hacke, nicht mit dem Pfluge bearbeiteten, weist deutlich genug darauf hin, daß das Volk, dem sie angehört hatten, vor noch nicht langer Zeit aus dem Nomaden- zum seßhaften Leben übergegangen war. Sie bauten und verarbeiteten die Baumwolle, aber der Webstuhl war ihnen unbekannt. Sie kannten kein Gewicht, nur Maße, kein gemünztes Geld, dafür diente Goldstaub in Federkielen, Zinn- und Kupferstäbchen und Kakaobohnen. Den Handel betrieben Kaufleute, die in Karawanen — echt hochasiatisch! — das Land durchzogen, und Sklaven, Edelsteine, Koschenille, Töpferwaaren und Getraide feilboten. Die Bronze kannten und fertigten sie, und zwar zu Werkzeugen im Verhältnis Cu 9 Sn 1, zu anderen Geräthen aber in sehr verschiedenen Verhältnissen,[6]) ganz wie in China. Häufiger aber bedienten sie sich der Obsidianwerkzeuge. Fleisch und

---

[4]) Jedenfalls geschah es aber schon ehe Kaiser Ahuizotl v. Mexiko (um 1500) Jukatan eroberte, wahrscheinlich aber zu der Zeit, als die Azteken vom Buddhismus abfielen (s. §. 299); damals (um 1350) werden die vertriebenen Buddhapriester nach dem Süden entflohen sein.

[5]) Das k in Tschuktsche ist nicht wesentlich, da neben Tschuktsche die Namensform Tschurtsche vorkommt. Es war ein undeutlicher Gutturalvorschlag vor dem gequetschten Gutturalen tsch, ein Vorschlag, der sich in letzterem leicht ganz verlieren konnte.

[6]) Rougemont, Bronzezeit S. 24.

Wild genossen sie nur an Festen; Fische lieferten ihnen die Seeen täglich. Den Maisbau fanden sie schon vor; aus den Maisstengeln gewannen sie Zucker; die Agave mexic. (azt. maquai, me) lieferte ihnen Papier, Stricke, Nägel, Nadeln, Dächer und das Pulque-Getränk. Sie bauten große Städte, Brücken aus Flechtwerk (nicht wie die Peruaner, aus Stein), statt deren oft auch bloße Fähren aushelfen mußten; ihre Landstraßen waren bei weitem nicht so großartig wie die peruanischen. Das Institut der Laufboten besaßen sie. Ihre Baukunst war symmetrisch, steht aber hinter der der Tolteken und der des alten zentralamerikanischen Kulturvolkes entschieden zurück. Ihre Thierbilder waren weit besser gelungen, als die steifen ausdruckslosen Götterbilder mit den großen platten Stirnen, womit sie ihre Tempel und die Eingänge ihrer Häuser versahen. Daß sie keine nackten Götterbilder hatten, ist bei einem Volke mongolischer Abkunft natürlich. In ihren Wand- und sonstigen Malereien ist keine Perspektive; Profilbilder zeigen das Auge en face. Die Kunst der Federmalerei hatten sie (§ 280) jedenfalls bei der malaiischen Urbevölkerung (Kaliforniens) schon vorgefunden und von ihr erlernt. Ihre Verfassung war feudal; aus dem regierenden Hause wurde der Kaiser (nie der Sohn sondern ein Bruder oder Neffe des vorigen Kaisers) durch vier Wahlfürsten, die dem hohen Adel angehörten, gewählt, und vom Fürsten von Tezkuko gekrönt. Der Adel hatte erblichen Grundbesitz; die Bauern (macaque) waren Leibeigene des Adels, aber auf Lebenszeit mit Ländereien belehnt. Auch die Krone und die Priesterschaft hatte Land und Leibeigene. Die Handwerker in den Städten waren in Zünfte getheilt. Den Heerbann stellte der Adel aus seinen Leibeigenen; Kriegsschaaren von Edelleuten bildeten den Kern und die Phalanx des Heeres. Die Priester zogen mit in die Schlacht; die Taktik war wohlgeordnet; die Waffen waren Streitkolben, Spieße, mit Obsidian ausgelegte Holzschwerter, Wurfspeere mit Obsidianspitzen, Schleuder und Bogen; der Adel trug goldene und silberne Harnische und thiergestaltige Helme, der Gemeine (Kriegsknecht) das gesteppte Baumwollenwamms. Die vollziehende Gewalt übte der Kaiser durch seine Beamten, die aus dem Adel genommen wurden; die Richter, vom Kaiser ernannt, waren inappellabel; das Strafrecht war von drakonischer Strenge; auf kleinen Vergehen stand der Tod. Diebstahl, Geldschuld und Kriegsgefangenschaft lieferte in Sklaverei; aber auch die Männer durften ihre

Weiber, die Eltern ihre Kinder willkürlich in Sklaverei verkaufen. Nehmen wir dazu die Plumbheit ihrer Musik, die auf wilden Lärm mit geblasenen Muscheln und Pfeifen hinauslief, die Rauhheit ihres Gesanges, die Rohheit ihres Theaters, wo die Schauspieler entweder als Thiere verkleidet auftraten, oder als Bettler, welche irgend einen Gott um Hilfe baten, demselben aber lauter verkehrte, burleske Antworten gaben, — und zu dem allem endlich noch die kannibalische Wildheit ihrer mit Menschenfresserei verbundenen Menschenopfer (§ 298) so stellt sich uns genau ein solches Gesammtbild dar, wie wir es von einer versprengten Horde aus dem Reich und Heer Dshinggiskhan's erwarten dürfen. Aber mit einem wirklichen Kulturvolk, wie die Chinesen eines waren, mußten die Mongolen schon vor ihrer Einwanderung in Berührung gekommen sein, da sie außer der chinesischen Bronzelegirung (die sie auch von den Resten der Tolteken erlernt haben könnten) auch so anständige astronomische Kenntnisse besaßen, daß sie die Ursachen der Eklipsen kannten (was bei den Inkas nicht der Fall war), im je vierten Jahre (v. 365 Tagen) einen Schalttag einschalteten, und alle 104 Jahre diesen Schalttag wieder wegließen, (eine bedeutende Annäherung an die Genauigkeit des gregor. Kalenders!) — Nun ist aus der Geschichte bekannt, daß, nachdem Mangukhan China unterworfen hatte, sein Nachfolger Kublaikhan (1260—1294) chinesische Kultur und Sitte annahm,[7]) daß er von einem persischen Mathematiker, Dshemaleddin, sich ein Buch über Astronomie und Zeitberechnung schreiben ließ, daß er Gelehrte aller Art an seinem Hofe versammelte, eine förmliche hohe Schule (han-lin) gründete, einen tibetanischen Buddhisten, Pasepa, als Oberpriester und Lama anstellte, und daß unter ihm die Mongolen ihre Natur und Sitten änderten und aus Nomaden zu einem seßhaften, zivilisirten Volke wurden. Da aber die unaufhörlichen Kriege fortdauerten, so begreift man, daß diese Kultur — vollends beim Heere — nicht tief eindringen konnte, und daß die Mongolen bei vermehrtem Wissen und Kunstfertigkeit doch den wilden Sinn behielten. Nicht vor Kublai's Regierungsantritt können jene Mongolen nach Amerika gekommen sein, die wir dort als Nahuatlaken, aus einer Mehrzahl verschiedener aber engverbundener Stämme bestehend, auftreten sehen. Wir kennen aber sogar

---

[7]) De Guignes Gesch. der Hunnen und Türken rc. III, 154.

genau das Jahr ihrer Ankunft. Zu einem Angriff auf Japan entschlossen, wo man ihm einen Gesandten getötet hatte, rüstete Kublai-Khan 1281 ein Heer von hunderttausend Mann — worin natürlich nicht bloß Mongolen sondern Horden aus den verschiedenen unterworfenen Mongolen- und Tatarenstämmen vereinigt waren — und schiffte es sammt einem Bundesheere aus Korea auf einer Flotte ein; aber diese wurde durch einen fürchterlichen Sturm gänzlich zerstreut; eine Anzahl Schiffe fiel den Japanesen in die Hände, welche 70000 Koreaner und Chinesen und 30000 Mongolen getötet haben sollen. Wohin die andern Schiffe mit den übrigen 70000 Mongolen kamen, hat Kublai nie erfahren.[8]) Wir — glauben es zu wissen. Das verschlagene Heer Kublai's und der Komplex der Nahuatlaken decken sich wie zwei kongruente Dreiecke. Die Mehrzahl verschiedener aber engverbundener Stämme, die einseitig in militärischer Beziehung vorgeschrittene Kultur, der Unterschied zwischen Anführern und Soldaten, welcher ganz von selbst zum Unterschied von Adel und Knechten auswachsen mußte, der Wahlkaiser beim Mangel eines erblichen Fürstenhauses, ein Quantum gelehrter Kenntnisse, deren Inhaber die dem Heere beigegebenen Buddhapriester waren, und endlich dieser Buddhismus selbst, der als zeremonialer Firnis die innere Rohheit dieser Kriegshorden zudeckte — wie erklärt sich hier alles bis in's Kleinste! Die Azteken erzählten, daß sie (angeblich 400 J. vor Kortez; es können aber nur 4 mexikanische Säkula von je 52 Jahren gewesen sein) in einem nördlich gelegenen Lande Aztlan (was Humboldt mit Recht für Kalifornien hält) gelebt hätten, und von da südwärts gezogen seien. Gerade nach Kalifornien mußte der nordpazifische Meeresstrom die Schiffe tragen, die, durch den Taifun verschlagen, in seine Gewalt gerathen waren (s. § 280). Da sie ein wohlgerüstetes Heer waren, hatte ihr siegreiches Vordringen von dort aus keine Schwierigkeit; die Kunde aber von dem, kurz zuvor angelangten, die gleiche mongolische Sprache redenden südwärts wohnenden Tschitschimekenvolke, bei dem sie sich gewiß lieber, als bei den nackten Malaien Kaliforniens, mit Weibern versahen, mußte sie zu raschem Vordringen nach dem Süden veranlassen. Auch die Vereinigung der kultivirten Kolhuaken mit den nomadischen Tschitschimeken im Reiche Teskuko (§ 291)

---

[8]) Ebend. S. 187 f.

wird aus jenem Heiratsbedürfnis ganz begreiflich. Wie steht es aber mit der Chronologie? Ihrer Tradition nach wollen die Azteken um 1091 von Aztlan ausgezogen, aber erst 1178 in Mexiko (Anahuac) eingerückt sein — 90 Jahre für 120 Meilen![9]) — hier wollen sie 50 Jahre lang dem (ebenfalls nahuatlakischen) Stamme der Kolhuaken unterthan gewesen, dann aber sich befreit und die Hauptstadt Tenotschtitlan (Mexiko) gegründet haben[10]); das wäre 1228 gewesen, und doch setzen sie selbst die Gründung Mexiko's 193 Jahre vor Kortez Ankunft, also in's J. 1325! Im J. 1352 wollen sie dann einen ersten König gewählt haben, auf welchen noch zehn andere folgten. Diese letztere Jahrzahl dürfte richtig sein; aber da sie schon unter der kolhuanischen Hegemonie Wohnsitze gehabt haben müssen, und die Städte nur in der Sage durch Ent- und Beschluß gegründet werden, in der Wirklichkeit aber naturwüchsig zu entstehen pflegen, so dürfen wir auch von Tenotschtitlan solches annehmen. Die Stadt wird als anfänglicher Wohnsitz der Tenotschitschi d. h. Azteken, als diese noch unter dem Supremat der Kolhuaken standen, herangewachsen sein; 1352 haben sich die Azteken freigemacht und einen eigenen König gewählt. Waren sie zuvor „50 Jahre lang" als Untergebene der Kolhuaken im Lande gewesen, so waren sie 1302 mit den Kolhuaken und den übrigen Nahuatlakenstämmen im Lande Mexiko eingerückt, und in der That: die 21 Jahre von 1281 bis 1302 reichten vollkommen hin, um von dem unwirthlichen Altkalifornien

---

[9]) Die Hunnen unter Attila rückten 451 von Pannonien bis vor Orleans, 165 Meilen in Einem Jahre!

[10]) Tenotschtitlan bedeutet: „Opuntie auf einem Stein." Der Sage nach sahen sie auf einem Felsen am Teskukosee eine Opuntie, auf der ein Adler, eine Schlange in den Fängen, saß, und nahmen dies als Götterzeichen, hier eine Stadt zu gründen. Ob die Stadt davon ihren Namen — und die Azteken wiederum von der Stadt den Beinamen Tenotschen, Tenotschitschi, hatten, oder ob sie nicht vielmehr umgekehrt die Stadt nach sich selbst „Tenotschenstein" nannten, und dies erst Anlaß zur Entstehung jener Sage gab, mag jeder Leser selbst entscheiden. (Der Name Teno-tschitschi scheint auf eine Vereinigung eines mongol. Stammes Teno- mit Tschitschimeken hinzudeuten.) — Ebenso hatte der Ort Tschikomoztok seinen Namen von den Tschitschimeken („Tschikan-Höhle") die Tschitschimeken den ihren aber nicht von Tschitschi „Hund", sondern, wie schon gesagt, als Abwandlung von Tschuktsche, Tschüktsche.

aus den Weg bis in das mexikanische Land zurückzulegen. (5¾ Meilen Weges kommen je auf Ein Jahr!) — Hier hatte also die ersten 50 Jahre lang (bis 1352) der Stamm der Akolhuaken, der sich in Teskuko angesidelt hatte, den Supremat über die andern Stämme; die Azteken selbst berichten, daß sie ihre Gesetze von den Akolhuaken überkommen hätten; diese hätten sich durch Bildung vor den übrigen Stämmen ausgezeichnet, hätten stattliche Bauten aufgeführt, ein König von Teskuko sei lyrischer Dichter gewesen. Im J. 1352 nun machten die Azteken sich unabhängig und wählten sich einen eigenen König; sie verhielten sich zu den Akolhuaken, wie Sparta zu Athen. Als 1418 die Akolhuer mit dem (ebenfalls nahuatlakischen) Stamme der Tepaneken in Fehde gerithen und von ihnen unterjocht wurden, rief deren König Nezelhuatkochotl die Azteken zu Hülfe; diese schlugen 1425 die Tepaneken, zerstörten deren Hauptstadt Azkapuzalko und bildeten mit Teskuko und Tlakopan einen Staatenbund, in welchem sie selbst den Supremat hatten — „100 Jahre lang," aber von 1425 bis 1518 wären nur 93 Jahre! — nun hat aber jener Staatenbund gar nicht bis 1518 bestanden, sondern schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde aus dem Supremat eine unbedingte Alleinherrschaft, von der sich nur die Otimier und die Tlaskalteken, vielleicht toltekische Stämme[11]), frei erhielten. Um 1500 eroberte Kaiser Ahuizotl Jukatan und Guatemala; seit 1502 herrschte Montezuma II. So bleiben für die Dauer jenes Staatenbundes statt 100 Jahren höchstens 50 übrig; es ist ein aztekisches Säkulum, kein europäisches.

Anm. Ich bezeichne die südsonorischen Sprachen (Kora, Tarahumarisch, Tepeguanisch, Kahita) mit ss., die nordsonorischen (Schoschonisch, Wihinascht ꝛc.) mit ns., die ostsonorischen (der Komanchen u. a.) mit os., die aztekische mit

[11]) Die isolirende Sprache der Otimier hat in ihren einsilbigen Wörtern, ihrem Bau und ihrem Sprachschatz nach Naxera (de lingua Othomitorum Abh. der Americ. philos. soc. Bd. V, Philad. 1835) und Ampère (Revue des deux mondes, 1853, Okt.) große Aehnlichkeit mit der chinesischen, sodaß wir die Otimier für ein Glied der chinesisch-toltekischen Einwanderung halten könnten. Freilich dann für ein sehr verwildertes (sie verproviantirten sich auf ihren Kriegszügen mit — geschlachteten Kindern!) Näher liegt es, in den Otimiern einen Rest jenes koreanisch-chinesischen Hülfsheeres zu sehen, welcher gleichzeitig mit den Nahuatlaken nach Amerika verschlagen wurde. Ueber die Tlaskalteken s. § 300.

a. Ein bloßes s. umfaßt sämmtliche sonor. Sprachen. — Meinem Grundsatze getreu, die Wörter mit deutschwerthigen Buchstaben für deutsche Aussprache derselben zu schreiben, gebe ich das ch der von den Spaniern in spanischer Weise aufgezeichneten Wörter durch *tsch*, das einem e oder i vorangehende c durch *s* (oder bei entschieden gutturalem Ursprung desselben durch *ç*) das hu durch *hw*, gu durch *gw*, j durch *ch* (guttural zu sprechen, wie in „machen, lachen," nur etwas weicher) wieder, den Buchstaben x aber, den die Spanier gebrauchten, um ein mit scharfem h angehauchtes sh (französ. j) der Azteken auszudrücken (W. v. Humboldt, Werke VI, S. 168) gebe ich demgemäß durch *shh;* z, welches als weiches s lautet, gebe ich durch griechisches ζ.

I. Gestirne, Elemente, Licht, Farben. — 1. Tag, Sonne, ns. *taba*, *tapa*, ss. *taica*, *taa*, *tasse*, os. *tabi*, *tap* entspricht dem finn. taiwas, Himmel (das nicht vom finn. taipua „sich neigen" kommt, sondern mit Sskr. div „strahlen" urverwandt ist). Das türk. tang-ri verhält sich zum finn. taiwas, wie ss. taica zu ns. tava, wie ahd. tak zu altlat. dius. — 2. Himmel ns. *toke* ss. *tehweca* und: Sonne, *taica*, *tasse* kommen von der gleichen Wrzl., ebenso wie finn. tähte „Stern." — 3. Himmel s. *re-gwega*, *re-wega*, *te-hwecca (tecca)*, *il-hwica*, tungus. ngängnjä, aleut. inikch. — 4. Mond ss. *metscha*, *massade*, *mushh*, ns. *mushha*, *munga*, *mojah*, os. *mea*, a. *meeζ;* die in all diesen Formen deutlich auftretende Wrzl. m-k, m-g, entspricht genau dem tungus. bjego „Mond" (mandsh. bia) indem in den ugrischen Sprachen das anlautende m sich meist in andern Labiale verwandelt hat. Uebrigens scheint jene Wrzl. m-g von der gleichen Urwrzl. MA herzukommen, wie Sskr. mas, μήν goth. mena und menoths, ahd. manot, lith. menu, zend maonk (bereits mit k!) polynes. mahina (bereits mit h!) — 5. Stern, s. *çitlallin*, ugr. csillag. — 6. Nacht, dunkel, schwarz, ns. *tugaguo*, *tuhukwit*, *tuwit*, ss. *tucu*, *tschoca*, *teca*, os. *tohop*, a. *tlilli* (aus tec-li), tungus. tiniwo (und tinu „gestern") türk. tün. — 7. Farbe, — *witja*, — *wit*, — *öi (t)*, von Urwrzl. VID, εἶδον, lat. videre. — 8. Weiß ns. *toha-k-witja*, *tuscha-öi*, ss. *tossa*, *toshha*, *toa*, os. *totschoa*, *toschop*, von Urwrzl. DIK, Sskr. diç, δείκνυμι, lat. dico, goth. teih, ahd. zeigon, mongol. tagha („voraussehen, wahrsagen") finn. taika („Ahnung"); weiß = sich dem Blicke zeigend, hervorstechend. — 9. Roth, mandsh. chaksan, dshaksangga, chines. tssè, os. *ecksa*, *ekatsch*, ns. *anga-wit*, *atsak-witja*, ss. *tsestana*, *sita*. — 10. Feuer, Sskr. dr, δαίω, finn. tuli „Feuer," mong. tül „brennen," tungus. toggo, tua und mandsh. tuwa, tua „Feuer," ns. *daibor*, *tschuwat*, ss. *tait*, *tai*, a. *tle*. — 11. Hitze, s. und a. *tona*, mandsh. tuwi, tua „Feuer," tungus. tua. Daher ss. *taasa* und os. *taartsch*, „Sommer." — 12. Feuerfangen siehe nro. 139. — 13. Rauch s. *cu-busci*, *buitschi*, finn. pukk, türk. bogh „Dunst". — 14. Löschen s. *tutzane* (redupl.), mong. u. mandsh. sun. — 15. Wasser ns. und os. *pa*, ss. *ba* (daher *bagui* und *bibei* „trinken"), finn. wuo „fließen," von gleicher Urwrzl. PA, BA wie βάπτω, lat. bibo, poto,

polynes. pape und wai. Dieser Urwrzl. ist eine zweite, VA, VAD, in *ὕδωρ*, lat. udor und vadum, slav. voda, ahd. wazar, finn. wete nächstverwandt, s. nro. 189. — 16. Wasser, ns. *ookseheh*, ss. *ahti*, *achte*, *aqui*, a. *a* (tarahum. *pa-ugui)*, Sskr. ahwa, lat. aqua, lapp. okte „Regen," türk. jagh „Regen," mandsh. aga „Regen," tschuw. jog „fließen," jaki „Fluß," türk. ak „fließen," finn. joki „Fluß," ungr. jo und wogul. ja „Fluß." — 17. Wind, ns. *hikwa*, ss. *haica-la*, *aca-te*, a. *eca*, finn. henka, angga „athmen," henki „Hauch." — 18. Erde s. *gue*, *tschutschti*, finn. waha, mandsh. weche, aleut. tschikik. — 19. Stein, ns. *timpi*, *tupa*, os. *tupe*, *teppa*, *tetech*, *tete*, a. *te*,mong. tamir „Festigkeit, Härte" (türk. timur und mong. temür „Eisen.") — 20. Staub, s. *tschuet*, mong. choso und türk. chasy „zerreiben, schaben." — 21. Sand, Staub, a. *teuh*, mong. toghosan, toosun, tschuw. tos. — 22. Braun, s. und a. *camo* (vielleicht als Farbe des Sandes, von mong. chomaki, türk. kumak „Sand.") — 23. Kalt, Eis, Schnee, s. und a. *çe* „Eis," *çebi* „frieren," *cubai* „Eis, Schnee," s. *coboja*, *kepaliki* „Schnee," lapp. jägna „Eis," finn. jää und mandsh. dschuche und mong. dshige „Frost."

II. Gott, Mensch, Geist, Gemüthsleben. — 24. Gott, a. *teo* von Wrzl. DIV (Sskr. dêva, lat. deus, chines. thîan zentralamer. teo, altperuan. titi). — Zu unterscheiden hievon ist die Bezeichnung Gottes als „Herr," moqui *tokkil*, a. *teuc*, s. nro. 50. — Die Wrzl. teo findet sich aber in den sonor. Sprachen nicht; es scheint, daß die Azteken erst, als sie vom Buddhismus zu ihrer Nationalreligion zurückkehrten (§ 299), das Gottesappellativum teo von den koreanischen Genossen aufnahmen. — 25. Mensch, s. *teodi*, *teata*, *tehoche*, *tevit*, os. *tywoo*, von einer Wrzl. ted = sed, mongol. sed „denken," sed-kyl „Herz, Gemüth," mordw. sod „denken, wissen" finn. syddame „Herz," chines. ta „Mensch." — 26. Mensch, Mann, s. *iorem*, lapp. olma, mandsh. nialma (Sskr. nara). — 27. Herz, Geist, s. *sura*, *sulala*, *khura*, *joli*, a. *jolli* (Nikaragua: julio „Herz," joli „leben") nicht von finn. el „leben," sondern ident. mit lapp. jur-te „denken," mong. dshurik „Herz," türk. jürek „Herz." — 28. Wissen, kennen, s. und a. *mati*, mong. mede, finn. mieti (lapp. miäle, türk. bil) von derselben Urwrzl. wie Sskr. man, *μανθάνω*, lat. meditari, slav. mineti, ahd. meinjan. — 29. Wollen, s. und a. *nequi*, *naqui*, *natschki*, von der ugromongol. Wrzl. ne „sehen," im Sinn von „ersehen, beabsichtigen." — 30. Bitten, s. *tani*, *tane*, a. *tlani*, urspr. im Sinn von: „zu erkennen geben," vgl. mong. u. türk. tani (ungr. tan) „erkennen." — 31. Begehren, lieben, mong. küse und finn. kysy „begehren," mandsh. gosi „lieben," s. *ga-ne*, *gai-le*, *ga-la* „lieben," *ga* und *qualli* „lieb, gut." (Verwandt ist finn. kauni, mong. ghuwai „gut, schön.") Man denkt unwillkürlich an ahd. gërôn, gërên, „begehren" goth. gairns „begierig," lat. goliare „gierig verlangen" und gula; und doch liegt eher eine Verwandtschaft mit ahd. kiusan" kiesen, küren" vor. — 32. Verheimlichen, finn. kaisa, türk. gis, s. und a. *üsci-di*, *itschi*

(daher *itschtaca* „heimlich.") — 33. Feindlich begegnen, ss. *nemiki* „sich rächen," *namoca* „zanken," auch „feilschen," *nahtsche* „begegnen," scheint Kompos. aus na-qui „wollen" und maka „böse" (s. nro. 35.) — 34. Klagen, s. *soaque*, *soashhe*, *tschoca*, vgl. mong. chokija (mandsh. koki, finn. köyhä) „arm, elend." — 35. Sich fürchten, s. *maha*, *mahe*, *mahwi*, vgl. finn. paha „schlimm," mong. bogha „verabscheuen" und magho „schlecht." — 36. Sich ärgern, a. *qualani*, finn. kyölä und mong. chuli, ghol „Ekel empfinden" (vgl. ahd. chwâla, Qual.) — 37. Sünde, s. *tatacoli*, a. *tlatlacolli*, Kompos. aus *tak*, *ta-qui* „thun" (finn. teke) und *qual* — „Abscheu erregen, abscheulich sein" siehe nro. 164 und nro. 36.

III. Verwandtschaft, Geschlecht, Dienst. — 38. Name, s. *tehwa*, *tutuga*, *teua*, a. *tocai* von Wrzl. dic, tagha siehe nro. 8.—39. Vater, ss. *ja-oppa* mong. aba, abu (vgl. lapp. oppa „Schwester"). — 40. Vater, ss. *atzai*, *achai*, *ogga*, *ocha*, jakut. aga (vgl. mong. acha „Oheim"). — 41. Mutter, ss. *mama*, finn. emo „Mutter," mandsh. ama „Tante," mama „Großmutter." Von Urwrzl. MA. — 42. Weib, Frau, s. *quenna*, *cuna*, *mo-goni*, *mu-gui*, *muki* (mit dem sonor. Präfix mu „dein") a. *çihua*, von der mong. Wrzl. KE in mong. eke „Mutter," mandsh. cheche „Weib," derselben Wrzl. wie in Sskr. gani, *γυνή*, goth. quino. — 43. Frau, *uahaipe*, *wepî*, ss. *ubi*, *upi*, *hubi*, *cubi*, os. *weishpe*, entweder von malaiischpolynes. bai, wahine „Weib" und dem sonor. Suffix po „dein," oder (wenn der Labiale zur Wrzl. gehören sollte) von Urwrzl. WA, WI, analog gebildet wie ahd. wîp, wîb. Aus *cube* und *amu* (nro. 41) ist komponirt s. *cube-ameke*, *cune ame* „Ehemann." — 44. Jung, Sohn; da ss. *telpotsch-ti* „Jüngling" und *itsch-potsch-tli* „Mädchen" heißt (Buschmann, Spuren 2c. S. 94), so ist einleuchtend, daß *potsch* die Bedeutung „jung" (Sohn, Tochter) hat, was sich denn auch durch tepeguan. *viapuguli* „Jüngling" bestätigt; es ist die Urwrzl. PA, PU, PAU, die uns im lat. pau-c-us, pau-ll-us, pau-per, wie im finn. poika (esthn. poega) „Sohn, Knabe" — auch hier mit dem Deminutivaffix ka — begegnet; puguli entspricht genau dem lat. pauculus. Im Aztekischen kehrt das Wort im Namen des Gottes *Hwitzi-li-potsch-tli* wieder, „Hwitzi, der Sohn" oder „Hwitzi der junge." Auch die sonor. Form *batschi* „Bruder" ist mit potsch identisch. — 45. Kind, a. *cane*, ist die in allen ugrofinn. und mongolischen Sprachen als Deminutivaffix erscheinende Wrzl. kan, gan, ken. Im tungus. kunga-kan „Knäblein" (aleut. kingugikch) tritt diese Wrzl. zweimal auf, als Stamm, und als Deminutivendung; im esthn. poisikenne „Söhnlein" ist sie mit der vorigen nro. 44 kombinirt. (Die niederdeutsche Deminutivendung -ken, -chen, ist ident. mit ihr.) 46. Sohn, Tochter, s. *mara*, *mala*, verw. mit mong. amu, eme „Weib." — 47. Großvater, s. *catso*, *jatsu*, mandsh. dshedshe „Vater," mong. etsi, finn. isä, lapp. attsche, tschuw. attje, türk. ata, aleut. atan, atach. — 48. Oheim, Tante, s. *tata*, von der nämlichen Wrzl. ata. — 49. Schwieger-, s. *mon*, *muni*, mong. amu „Vater," vgl. mandsh. amu

„Tante" (ahd. ôheim, agſ. eâm „Oheim," lat. homo). — 50. Herr, ſ. *tecual*, *tecua*, a. *tecut*, *teuc*, ſchwerlich von mong. toghol „über etwas hinwegſchreiten" (dolgin „Woge," finn. tulwa „Ueberfluthung"); da der helle Vokal konſtant iſt, eher von DIC nro. 38 und 8, der „Weiſung gebende," zeigende, führende. — 51. Diener ſ. und a. *teatsch*, finn. tacha und mandſh. dacha „folgen, hinter jemanden ſtehen oder gehen," chineſ. chsūng „nachfolgen, gehorchen."

IV. Körpertheile, ihre Funktionen und ihre Verletzungen. — 52. Körper, Oberleib, ſ. *taca-ua* a. *tlac*, mong. tok „aufrechtſtehend." — 53. Knochen, a. *omi*, *oo*, mong. omok. — 54. Haut, ſchinden, ſ. *shhipehua*, *besuma*, *butschume*, aus *shhi* „Haut," mong. sari (vgl. ahd. scintjan ſchinden) und einem Stamme buk ſtatt bulk, burk, den wir in finn. purka „trennen," mong. bolgha „reißen, brechen," wiederzufinden glauben. — 55. Ader, Sehne, Nerv, ſ. *tatta, tattat, tata*, a. *tlalhwa*, von einer Wrzl. tan: finn. tan „ſtrecken," mong. tate „dehnen" (ident. mit *τείνω* nro. 87) — entſpricht dem goth. senawa, dem waſk. zaina. — 56. Kopf, moqui *quatah*, ſſ. *coba*, a. *quai* (daher ſ. *kupala*, *kupaca*, *cubi*, *kepoati* „Haupthaar") von Urwrzl. KAP in Sſkr. und javan. kapalas, *κεφαλή*, lat. caput, goth. haubith, mong. kabala, finn. kallo, aleut. kamga. — 57. Kopf, nſ. und oſ. *moola*, *moo*, *muuti* aus mo „dein" und olo, letztes entweder aus mong. tol, türk. dül „Kopf," oder wahrſcheinlicher ein malaiiſcher Stamm (tagal. olo) — 58. Stirn, Scheitel, ſſ. *covara*, *coba*, nſ. *cuwo*, oſ. *koveh* auch *quatzi*, a. *qai* (daher a. qua-quahui „Kopf-Baum" d. h. Geweih) von der gleichen Wrzl. wie nro. 56, vgl. mong. kabala „Schädel," finn. kallo „Schädel," mong. chabar und kalm. chamar „Geſicht." — 59. Geſicht, ſ. *neric* (und: *neçi* „zum Vorſchein kommen," *neshhi* „hell") von Wrzl. ne in finn. näh und mordw. nee „ſehen," mong. nighor „Geſicht," nidun „Auge." — 60. Auge, ſehen, nſ. *puse*, ſſ. *pusi*, *pusiki*, oſ. *puile*, mandſh. facha „Augapfel," türk. bak „ſehen" (urverw. mit lat. oc-ulus, goth. vakan, ahd. wachôn „die Augen offen haben," ſowie mit polyn. wakk „ſehen"). — 61. Ohr, hören, ſ. *kauke*, *kaqui*, *kaje*, redupl. aus KA, das durch Wegfall des auslautenden r aus kar (tunguſ. kor-ot „Ohr," finn. chorwan „Ohr," kuul „hören," ident. mit Sſkr. çru. *κλύειν*, ahd. hôrjan) entſtanden zu ſein ſcheint. — 62. Ohr, nſ. *nong-kawa*, ſſ. *naca*, *nashha*, oſ. *naki*, a. *nacaz* ſ. nro. 68. — 63. Mund, ſ. und a. *cama*, und Wange, *cant*, mong. ama „Mund," tunguſ. amga, jakut. hamun (vgl. tunguſ. ömun und jakut. amga „Lippe"). — 64. Lippe, nſ. *timpa*, *tupa*, oſ. *tupa*, *teppa*, ſſ. *tuni*, a. *ten*, viell. vom malai. (bug.) timu „Mund," das ſeinerſeits wieder mit *στόμα, ταμιεῖν* urverw. iſt. — 65. Zunge, moqui *linga*, mandſh. ilenggu, (urverw. mit lat. lingua, lingere, goth. lagjan, lecken.) — 66. Zunge, Kizſprache: *anongin*, ſſ. *nunu*, *nini*, oſ. *ehk*, *aku*, a. *nene*, tunguſ. igni, aleut. anagkch. — 67. Sprechen, ſ. *itoa*, lapp. jätte, türk. ejit (vgl. lat. ajo, ahd. jehan, chineſ. jue „ſagen" und jû „ja".) — 68. Sprechen, Sprache, ſ.

noca, neoca, noqui, a. *notza*, und: s. *noba, nahwa* (woher nro. 62 *naca, nongkawa* „Gehör"); die Wrzln. NOC, und NAB verhalten sich wie die ähnlichen und mit ihnen urverwandten LOC (lat. loqui) und LAB (ir. labar, lat. labium; agf. lippa) deren zweite in finn. lau und mandsh. leo „sprechen" erscheint. — 69. Singen, s. *cuica, guica, huica*, nicht verw. mit mong. tschigin „Ohr," dessen tsch kein k sondern ein s zu Grunde liegt (tungus. sîn, mandsh. schên „Ohr," mong. son-os „hören," urverw. mit lat. sonare) sondern vielleicht ident. mit lapp. kwolk, kweik „strömen," türk. huigha; oder verw. mit goth. qithan „reden"? — 70. Kehle, Hals, finn. kaula, mong. choola (verw. mit mong. kele, finn. kieli, lapp. hole, tungus. goli, mandsh. chula „sprechen" und urverw. mit קרא und קול erscheint im ns. als *kuro* (woneben *keupi, kuape, kuto*) ss. *kutala*, a. *quetsch*. — 71. Hauch, *buscia, putsche, puetza, ibusta, ibui, ibusane* und *pitza* „(ein musik. Instrument) blasen," „(Feuer) anblasen," daher auch: „schmelzen"; finn. puhu, ungr. fui, urverw. mit *φυσάω*, Sskr. puphulam, lith. pusti, ahd. wajan, ferner mit *ἄημι, πνεῖν*. Von *ibui* kommt *ihio* Athem (wie Sskr. ahman aus âtman, goth. ahma aus *πνεῦμα*). — 72. Nase, finn. nokka, tungus. ongokto, aleut. angusikch, ns. *jakuk*, ss. *jatschcala*, a. *jaca* (das Ostsonorische hat statt dessen *mule, mui*, vom malai. mulut „Gesicht," madeg. mulu „Schnabel," urverw. mit Maul). — 73. Riechen, os. *okui*, ss. *chui*, mong. angki, gleicher Wrzl. mit finn. angga nro. 17. — 74. Schnauben, schnüffeln, s. *necui, tschui*, ebenfalls von mong. angki, finn. angga nro. 17. — 75. Zahn, ns. *tangwa, tama*, ss. *tami, tatamo, temela, remela*, os. *tam, tani*, a. *tlan*; offenbar liegt eine Wrzl. tan zu Grunde, wie in שׁן, Sskr. dantas, *ὀδούς*, lat. dent-, goth. tunthus, ahd. zand, zan; in den ugrofinn. Sprachen erscheint sie in türk. disch. — 76. Essen, s. *hucua, cua, coai, bua*, a. *qua*, malaiisch (tagal. cain, tong. ky, neuseel. kai) von einer Urwrzl., die zugleich dem Stamme *χναύω*, ahd. chiuwan, kauen, polynes. kunjuh, kenjah, ngongo, gnow „kauen" zu Grunde liegt (vgl. § 270 Anm. 2). — 77. Speise, Mundvorrath, *bittuga, hitaca;* sich verproviantiren: *bittu-te*, mong. budshu (türk. pisch, ungr. fo) „kochen." (Nicht verwandt mit Sskr. bidh, lat. findo, ahd. pîzan, beißen.) — 78. Hungern, s. *tuhriti*, mong. tora „Mangel, Magerkeit." — 79. Hungern, a. *teo-sihwi*, von *teo* „Mensch" und *sihwi* = finn. suikia „schwach, dünn, mager." — 80. Trinken, ns. *ivi, pahi, baji, iwi-pi* (komp. mit *pa* „Wasser"), ss. *iwi, ie*, os. *ibig, ebet*, finn. juo, lapp. jukka, mong. ugku. Daher s. *iivat, icuat* „dürsten," und *nabaiti* „Wein" (junge Wortbildung.) — 81. Hand, ns. *mahat, mai*, ss. *moa, ma*, os. *mowa, masch-pa*, a. *mai* (auch in der Pueblosprache *mah*, neukaliforn. *menat*, Ketschuasprache *maqui*); am nächsten liegt die Ableitung von mong. mata „biegen," finn. mutka „Biegung," was aber selbst wieder mit lat. movere und manus urverw. ist. — 82. Finger, ns. *mascho*, ss. *massaqui*, os. *massit*, komp. aus zwei Wrzln., die wir in mong. ki-müsün, cho-mosum „Klaue" und finn.

kinsy (aus ki-m'sy) wiederfinden. Chines. mù „Finger." — 83. Fleisch, ns. *atuku*, ss. *tucaja*, os. *tokko*, *teschca-p*, ist das malai. daging, bug. dshuka. — 84. Fleisch, a. *naca*, finn. nakka „Haut," mandsh. notscho „Haut" (verw. mit nackt, nudus, irisch nochd). — 85. (Rücken), bucklig, s. *topossi*, *teputzi*, a. *tepotzo*, vgl. finn. typa und lapp. täwa „Hügel," mong. dobo „ragen." — 86. Nabel, s. *sicu*, a. *shhik*, vgl. mandsh. sekien „Ursprung," finn. siki „entstehen." — 87. Koth, Exkremente, s. und a. *guekle*, *cuitla*, *cuita*, *tschuita*, urverw. mit lat. cacare, ahd. quât, und mit *κακός*. — 88. Knie, ss. *tono*, *tuna*, *tonna*, os. *tamap*, von Wrzl. tan: finn. tan-ot „ausstrecken," mong, tata „dehnen," Sskr. und Zend tan, *τείνω*, lat. tendo, goth. thanja, lith. tempju, ahd. dennan dehnen. — 89. Fuß, Bein, finn. kulke (vgl. lat. calcare, conculcare) „Fuß," mong. cholkita „wandern," tungus. chalgan und kûl „Fuß," finn jalka „Fuß," mandsh. cholchon „Bein" (ferner finn. juok, mong. güju, ostjäk. chog „laufen"), ns. *kugi*, *koegen*, ss. *goqqui*, *hwoqui* „Fuß." — 90. Fuß, s. *tala*, *tara*, mong. toghol und tôl „überschreiten" (vgl. lat. talus.) — 91. Gehen, s. *simi*, mong. jabu. (Vom gleichen jabu kommt die Nebenform *ami* „auf die Jagd ausziehen.") — 92. Laufen, traben, ss. *judu*, ungr. jut „anlangen" (am Ziel), mandsh. jo „kommen." — 93. Scheeren, s. *shhima*, von *shhi* „Haut" nro. 54. — 94. Kratzen, s. *suku*, vgl. lapp. suogge „stechen, bohren," türk. sok „stechen," syk „pressen." — 95. Geißeln, *gwepa*, *gupe* (urverw. mit lat. vapulare?) — 96. Müde, *ibi*, mandsh. ebe, lapp. ebere (vgl. mong. ebe „krank sein," und lat. hebes). — 97. Schlafen, *cotschi*, vgl. türk. gîdshe „Nacht," mong. kedsho „spät." — 98. Krank, *cui*, *cocho*, *cocoa*, *cocore*, urverw. mit *κακός*. — 99. Sterben, s. *mu*, *mue*, *mumu*, *mueque*, a. *miqui* (daher *muetschita*, *mictlan* „Totenreich"); da in der Ketschuasprache in Peru „Leichnam" munao und malqui und in Nikaragua mique heißt, so ist die Wrzl. mu ohne Zweifel eine von den Tschitschimeken und Nahuatlaken im Toltekenlande vorgefunden; vielleicht stammt sie vom malai. mati „sterben"; jedenfalls aber ist sie mit Sskr. mr, lat. mori urverw. — 100. Thräne, s. *ooga*, *ugat*, tschuw. jog und türk. ag „fließen" s. nro. 16.

V. Quantität, Qualität, Richtung, Bewegung. — 101. Groß, s. *gu*, *huetscha*, o. *huei*, mong. ghowai, quai „trefflich," chines. chào, hào, korean. kóu, finn. kau-ni. — 102. Groß, viel, *gwelu*, *gweru*, (wo gw Labiallaut ist, vgl. nro. 119 und nro. 121 u. 143) finn. paljo wogul. paul, ungr. felu (*πολύς*, goth. filu viel.) — 103. Klein, s. und a. *pitzacae*, *pitzactic*, mong. ütschü-ken, türk. kütschük, mandsh. adsi, lapp. utse. — 104. Klein, s. *ari*, *iri*, *ali*, finn. arka „zart," mong. narin, lapp. njuor. — 105. Voll sein, *te-mi*, magy. töl „füllen," tele „voll," syrjän. tvr und türk. tolu „voll," mong. del „Vollmond," finn. täy-te, „füllen." — 106. Stark, ss. *igue*, os. *shigon*, finn. jirka und türk. iri „derb." (Eine Neigung zum Verluste des r ist in den sonor. Sprachen vorhanden; die aztek. hat gar kein r mehr. Ana-

log hat das Chinesische sich des r entledigt.) — 107. Ganz, *çem* (daher çem-anahua-tl „das ganze Anahuak" = das ganze Reich, die ganze Welt), mong. cham „vereinigen," türk. cham „alle," ident. mit ξύν, lat. cum, kelt. con. — 108. Alles, *bu-ssi*, *mu-tschi*, aus *mui* „viel" (nro. 109) und *ki* = finn. kaiki, türk. kai, chines. kiai, kai „alles." — 109. Viel, *mui*, *mieζ*, mong. baki und mandsh. mangga „stark" (urverw. mit Sskr. mahat, *μέγας*, lat. magnus, ahd. manag, mancher). — 110. Ein (Zahlwort) *çe*, *sse*, *ssenu*, nepales. sehi, lütschü idshi malai. sa., — 111. Gut, *ga*, *qualli (gwalli)* s. nro. 31. — 112. Süß, s. *hatschca*, *caca*, von cua „essen," nro. 76. — 113. Schlecht, os. *teschzek* ss. *tscheti*, finn. suikia „schwach, dünn," sokia „blind, elend" (vgl. mong. schinggu „niedrig.") — 114. Schief, *tschico*, mong. chadsha, türk. kuja. — 115. Sein, sich befinden an einem Orte, s. *gati-ki*, a. *cat-qui*, *ca*, mong. und mandsh. chada „etwas an einen Ort stecken," türk. chadak „Pflock." — 116. Fern, s. *metschea*, finn. mene gehen' (oder mit *μῆκος* verwandt?) — 117. Weg, Straße, s. *bogwi. boi*, *boo pobe*, a. *o*, mong. bai „stehen," mandsh. ba „Ort," finn. päikka „Ort." (Wahrscheinlich ist *bogwi* Kompos. aus ba „Ort" und einer Verbalwrzl. gwi, qui, s. nro. 118.) — 118. Eingehen, s. *ba-qui*, *paque*, und: ehelich beiwohnen *boi-qui*, von *ba* „Ort" (nro. 117) und *qui*, das eine Bewegung ausdrückt. — 119. Fallen, *gaguse*, *gwetschi-ki*, *hwetsch*, *hwetzi*, *wausdsi*, *asi*, mandsh. wasi „niedersteigen," nächstverw. mit finn. wät, heit „werfen" (nro. 166), wuot „Bett," lapp. jäwat „hinbreiten." — 120. Erreichen, erlangen, gewinnen, *a-tsi*, von Wrzl. ti, die in finn. tyty (redupl.) „festgehalten werden" und in mong. tutu „greifbar" erscheint. — 121. Finden, antreffen, s. *tugwe*, *tebua*, *teuh*, finn. tawa und ungr. tap „treffen, erreichen, finden." — 122. Halten, *tepi*, *tepu*, gleiche Wrzl. mit dem vorigen. — 123. Geben, *maca*, *mache*, *mashhe* (daher: „empfangen" *maiti-qui*, *muni-te*, *a-hwe)* mong. bacha und lapp. fagge „nehmen, empfangen." (Die Begriffe des Gebens und Nehmens spielen in den ugromong. Sprachen in einander; das mongolische bari hat beide Bedeutungen zugleich.) — 124. Gießen, schütten, *tema* (aus *tegma*) finn. tykö, türk. tök, tibet. dug „gießen." — 125. Zerbrechen, s. *tapani*, türk. tap „treffen" (mit einer Waffe), finn. typpi „Baumstumpf, Bruchstück." — 126. Schlagen, s. *tuque*, finn. tokko „hämmern," türk. tok, dög „schlagen." — 127. Kreis, *tschitula*, vgl. mandsh. kutule gebunden-führen (umschlingen?) finn. köyte „Strick." — 128. Rund, s. *cawol*, daher Kugel, *cawoli*, lapp. kawa „krümmen." — 129. Kugel, *ura*, *ule*, *oli*, finn. wieri „rollen," piörä „Rolle," mandsh. foro und magy. forog „rollen," lapp. wer „Reif," mandsh. weren „Wirbel" (urverw. mit ahd. wirvil). — 130. Aufrichten, s. *cucuse*, a. *quetza*, finn. käy „aufstehn" käyttä aufrichten."

VI. Natur. — 131. Berg, *tepe*, lapp. täwa „Hügel," mong. dobo „ragen." — 132. Sand, s. *saate*, a. *shhalli*, von einer Urwrzl. SA „streuen, säen" (lat. sero), von welcher das finn. sata und mong. dsata

„Regen" und das ahd. sant, Sand, abzuleiten ist. — 133. Höhle, s. *tesso*, *osto*, *asta*, finn. sisä „Inneres," türk. itsch. — 134. Höhle, Schlupfwinkel, *cusco*, vgl. lapp. und türk. katsch, „fliehen" (mandsh. chatsi). — 135. Salz, s. *honaca*, *onne*, mong. chomaki und magy. homok (türk. kumak) und mandsh. jonggan „Sand". — 136. Metall, Eisen, s. *gwenomi*, *vainomi*, das persische ayan. (Am Hofe Kublai Khan's waren persische Gelehrte, s. oben im §.) — 137. Kupfer, Zinn s. *amutzi*, ob vom finn. waski (türk. jes, mong. dshes)? oder vom semit. abtsa? — 138. Schmieden, ss. *tepula*, *tepura* (daher *tepuraca*, Beil, und *teputz* Kupfer) mong. sobi und tschuw. säb „schneiden," finn. sepä „Schmied." — 139. Feuer fangen, knospen, sprießen: s. *jossiga* „blühen" *ssehwa*, *ssegwa* „Blume," a. *shhotla* „knospen" und: „Feuer fangen," *shhotli* „Blume;" türk. jak „anzünden," mandsh. jacha „glimmende Kohle," lapp. tsake „brennen," türk. jaghads „Baum," aleut. jagakch „Baum," ostjäk. juch „Zweig," ungr. ag „Ast," mong. *tsetsek* „Blume." (Die Verwandtschaft dieser acht ugromong. Wörter hat schon Schott nachgewiesen, Abh. der Berl. Akad. d. W. 1847, vgl. oben § 264). — 140. Baum, *coagui*, *cusiki*, *usci*, *quahui*, finn. kusi und mong. chosi „Fichte." — 141. Baum, *aga*, und: Fichte, Zeder, *juggue*, *oko*, *otschco*, türk. jaghad, aghad „Baum." — 142. Wurzel, *nelhwa*, v. finn. u. ugr. el „leben" vgl. mong. el und mandsh. elche, nelche „Friede" (befestigter, gesicherter Zustand.) — 143. Weidenbaum, *hwecho*, *hweshho*, finn. pao. — 144. Kräuter, s. und a. *qui-li*, von derselben Urwrzl. wie goth. qiujan, ahd. quichan „lebendig machen, erfrischen" und finn. wieka, magy. vig, mandsh. wej „lebendig, frisch." — 145. Stroh, *shhacca*, *eushhati* (auch *paca*), mong. chaghorai „dürr, trocken" (lat. siccus). — 146. Sauer, *shhoccoa*, viell. verw. mit mong. chaga „reißen, spalten," mandsh. dshaga „spalten." (Wir reden analog von „beißendem, stechendem Geschmack.") — 147. Trocken, mager *vaki*, *saki*, mong. chowa, lapp. köike, finn. kuiwa und suikiä. — 148. Quellen, sprudeln, *meja*, von Wrzl. ba, wuo, nro. 15. — 149. Regnen, s. *chukiki*, *ducue*, *quiahui*, *vije*, türk. jagh, lapp. ok-te. Ferner: *pa-jagwi* komp. aus pa „Wasser" und jagwi = türk. jagh. — 150. Donnern, s. *tatzine*, a. *tlatzine*, mong. tschakil „blitzen" (lapp. tsake „brennen," ugr. jak „anzünden.") — 151. Männchen, (v. Thieren) s. *hoguila*, *hougui*, *pougu*, a. *oquitsch*, mandsh. chacha, ostjäk. cho. — 152. Ei, s. *kauquaca* (redupl. von Wrzl. quek nro. 142). — 153. Bär, ss. *bohi*, *vohi*, mong. baki (finn. wäki) „stark," böge „Stier," mandsh. bucha „Stier," buka „Widder" (viell. wäre *βοῦς* besser von dieser Wrzl. — *βία* — als von Sskr. gaus abzuleiten.) — 154. Bär, ns. *uira*, os. *wilah*, Sskr. urksha, *ἄρκτος*, lat. ursus. — 155. Bär, os. *uisisi*, ss. *otzet*, os. *ochzo*, mong. öteke, uigur. adik, aleut. tangach; andrerseits vgl. goth. aúhsa, ahd. ohso „Ochse"; es sind zwei seitenverwandte Wurzeln o-t-k und o-ch-t(s). — 156. Hund, s. *tschu*, *cocotschi*, *gogosci*, a. *tschitschi*, von der Urwrzl.: Sskr. çvan, *κύων*, lat. canis,

goth. hunds, irisch cu. — 157. Schlange, *coa* lapp. kawa „sich krümmen," finn. kawala „listig," koje „Biegung," mandsch. choja „sich winden, schlängeln," mong. chadsha „krumm," vgl. Sskr. kuk, kunke „sich krümmen," lith. kum-pis „krumm," *κάμπω* (woher viell. auch *κῆτος* besser als von *χάω, χάσκω* abzuleiten wäre). — 158. Vogel, s. *tschulugui, urugui, ugui;* mong. chuli (lapp. halwe, türk. kalja) „fliegen." — 159. Fliegen, s. *daai, taa,* ethn. tüp, finn. säpi. — 160. Nest, s. *cosade, tosa;* finn. keisa (türk. gis) „bergen, verstecken." — 161. Rabe, *κόραξ,* aleut. kalkagiak, kalkahjon, s. *colatschi* (vgl. die seitenverw. Form עורב, lat. corvus, ahd. hraban). — 162. Adler, s. *gwaugue, gwague, bagwe, bwaue,* a. *quauh,* vgl. finn. kajawa und mong. chairaga „Möve". — 163. Wanze *teshhca,* finn. u. esthn. täi „Ungeziefer, Laus" (ungr. tetü).

VII. Arbeiten und Geräthe, Kleidung und Wohnung. — 164. Thun, machen, s. *duni, tawa* (*iehwa*) Urwrzl. dhâ, te. (Daher wohl auch s. *tuca,* a. *toca* „Spinne" als Arbeiterin.) — 165. Arbeit, s. *tahwa (jehwa)* a. *tequi* und *tschihwa,* finn. teke „thun," von der nämlichen Urwrzl. — 166. Tragen, *it-qui* vgl. türk. at, finn. wät, türk. jat „werfen, legen." — 167. Legen, s. *tutu-qui,* a. *teca,* von derselben Wrzl. (vgl. lapp. jäwat „hinbreiten," jäwatak „Polster," türk. jatak „Polster.") — 168. Ankleiden, anziehen, s. *tschemi,* a. *quemi,* finn. kapia „enganschließend," türk. kap „bedecken," lapp. japte „sich verbergen, verhüllen." — 169. Mantel, *tilma,* ob vom mong. dul, finn. tuli „warm sein?" — 170. Nähen, *soso,* lapp. suogge „bohren" (türk. sog.) — 171. Flechten, weben, a. *gwigwi-tu, igwi,* von einer Wrzl., die wir im finn. wyö (türk. ui) „Gürtel" wiederfinden, und die wohl mit ahd. wëban nächstverw. oder ident. war. — 172. Matte, *peraca, petla,* und: hinbreiten, *peré;* finn. perä „Erdboden" (mandsch. fere). — 173. Haus, ss. *cari, cali,* os. *canuke,* a. *calli;* mong. ger „Haut," türk. kura „Hof," von chor, gur „umkreisen, umgeben, umfriedigen" (vgl. Schott a. a. O.) — 174. Wohnen, s. *betschte, bete* und: Wohnung, *betschteke, baqui, qui,* a. *hwaca* (man beachte die Zertrümmerung und Entstellung!); mandsch. buksin „Hinterhalt," mong. bükkü „sich bücken," „sich bergen." (Wohl von Urwrzl. BAK „Rücken.") — 175. Feld, Acker, s. *bassa,* finn. möjsa „Feld, Landgut," vgl. türk. buza „Waizen." — 176. Säen, stecken, eingraben, *toca,* finn. tukki und türk. tyka feststopfen," mong. sigha „einrammeln." — 177. Säen, streuen, *ach, ech, atz, uss;* Wrzl. ach, die der mong. jak nro. 139 nächstverw. sein dürfte, und die viell. dem türk. und lapp. oghul, juglo „Sohn" (vgl. lat. satus!) zu Grunde liegt. — 178. Graben (verb.) s. *cobe, hoco,* türk. küm. — 179. Behüten, Wache stehen, *pia, via,* von Wrzl. bai nro. 117. — 180. Brot, ss. *temeke, remeke,* os. *shimmita,* vom mandsch. u. türk. dshe (jakut. se, tschuw. si, finn. syö) „essen," und einer Wrzl.-mek, die sich im türk. et-mek ebenso findet (vgl. auch malaiisch makan „essen," sowie Sskr. bhaksh, *φαγεῖν.)* — 181.

Braten, rösten, s. *chaque*, *gwaugukke*, *gaggai*, mong. chaga (vgl. lat. coquo). — 182. Kneten, a. *tesi*, *teçi* und: Teig s. *tuschiki*, *tui*, *tuligi*, a. *teshh*, vgl. finn. tako „schlagen, schmieden," türk. dög „schlagen," syk „pressen," finn. saka „verdichten" (viell. verw. mit goth. daigs, ahd. teik, Teig, und goth. deigan „kneten"). — 183. Schneiden, s. *sica*, finn. särke. — 184. Zerkleinern, zerschneiden, s. und a. *pajana*, finn. wähä „klein," weistä „zerschneiden," mong. bagha „klein." — 185. Hacke, *hwik*, finn. pääka, ungr. fejsze. — 186. Bogen (Waffe), ns. *ati*, *atsche*, ss. *hata-ca*, os. *eth;* finn. heit, wät (türk. at) „schleudern, werfen." Daher s. *at-la* „Wurfspeer-Riemen." — 187. Pfeil, s. *gwaca*, *vu*, a. *mi* (vgl. mandsh. wejche und magy. fog „Zahn". — 188. Waschen, *paca*, *bacua*, *vacua;* hinzu: *vaccui* und *palti* „naß," *palwa* „tauchen," *wadduide*, *wapakate* „benetzen," *pahi*, *bahi* „trinken," *pa* „Gift," von Urwrzl. pa, ba „Wasser" nro. 15. — 189. Malen, s. *jushha*, *hossele*, *aosa*, *oae*, wahrscheinlich = benetzen, von Wrzl. VA (s. nro. 15), mong. usun „Wasser" (finn. wete, wiz, wesi)

Unter 189 Wortstämmen haben wir drei, die sicher, und zwei, die vielleicht malaiisch sind (43, 76, 83 und 57, 64) — acht (7, 24, 38, 68, 95, 98, 99, 155) die sich aus Urwurzeln erklären, deren Vorkommen in ugrotatarischen und mongolischen Sprachen heutzutage nicht mehr nachweisbar ist, die aber im 12. Jahrhundert sehr wohl in einzelnen tschuktschischen und mandshurischen Dialekten noch vorhanden sein konnten, — eine persische (136), die unserer Ansicht vom Ursprung der Azteken nur zur Bestätigung dient; die übrigen 175 Wortstämme finden sich sammt und sonders in den ugromongol. Sprachen, meist handgreiflich, wieder. Dabei bemerken wir: dem ugr. t (mong. d) entspricht ein son. *t*, azt. *tl*, dem finn. s (mong. sch oder ds) ein son. *s* oder *shh*, dem mong. s ein son. *t* oder *tz*, dem ugr. j (mong. dsh) ein son. *j* oder *k* oder *s* oder *shh*, dem finn. p ein *hw* (*gw*) oder *p*, dem b ein *m*, dem w (mong. b) ein *p* oder *hw;* das lapp. ts, ungr. j, mong. tsch wird zu son. *t;* das ugr. t (mong. d) zu son. *t* und *r*, azt. *tl*; k und ch bleiben, oder werden zu tsch. Es sind die Lautverwandlungen, die innerhalb der ugrofinnischmongol. Sprachen ihre volle Analogie finden. (Vgl. Schott, a. a. O.) Endlich braucht man die obigen 189 Nummern nur unbefangen anzusehen, um sofort unsre Ansicht (§ 292), daß diese Wortstämme nicht aus der aztekischen in die sonorischen Sprachen, sondern aus diesen in jene gekommen sind, glänzend bestätigt zu finden; denn durchweg haben die sonor. Sprachen die ältere, unentstelltere Wortform bewahrt. — Unter den Wörtern, die sich in der aztek. Sprache allein, und nicht auch in den sonorischen finden, werden muthmaßlich viele sein, die die Azteken nicht aus Asien mitgebracht hatten, sondern von den Resten der toltekischen Stämme im Lande lernten. So z. B. guegue „alt," pec „Berg" (mal. bukit) u. v. a.

§ 298. Die Religion der Azteken.

Als der oberste Gott der Azteken erscheint — wie begreiflich ist das bei einem Volke, das aus einem Kriegsheer entstand! — ihr Kriegsgott, welcher Meshhitli oder Hwitzili-potschtli heißt. Den letzteren Namen erklärt J. G. Müller nach dem Vorgange Torquemada's und Acosta's durch: „Ein Kolibri zur linken," von hwitzilin „Kolibri" und opotschtli „links." Hat doch Clavigero Bilder dieses Gottes in Federstickerei gesehen, bei denen „zuweilen" am linken Fuße unter andern auch Kolibrifedern verwendet waren! Auch hatten die Azteken die Sage, derjenige Häuptling, der ihre Väter aus Aztlan südwärts geführt habe, habe Hwitzitoc geheißen[1]) oder Hwitziton[2]), und sei durch den Ruf eines Vogels „tihwi" („laßt uns gehen!") bewogen worden, sein Volk südwärts zu führen. Grund genug für J. G. Müller, anzunehmen, daß die Azteken ursprünglich einen Kolibri, durch dessen Flug sie sich hätten leiten lassen, als Gottheit verehrt und erst bei steigender Kultur den Vogelgott zu einem anthropomorphischen Gott (dem der Kolibri nur noch am linken Fuße saß) veredelt hätten. Schade nur, daß es in Kalifornien-Aztlan keine Kolibri's gibt. — Wir wissen, daß potsch-tli „der Sohn" oder „der Jüngling" heißt (§ 297, Anm. nro 44); hwitz heißt im aztek. „Dorn, Stachel", und wenn der fragliche Name ein appellativischer Beiname sein sollte, so paßt „Stachelsohn" immer noch besser, als „Kolibri links", für den Kriegsgott, der auf Abbildungen in der Rechten den Speer, in der Linken einen Büschel Pfeile, auf seinem Kleide Totenknochen und das Bild eines zerrissenen Menschen trägt, und der die Prädikate tetzalcotl „der schreckliche", tetzahuitl „das Entsetzen" führt. Es fragt sich aber, ob Hwitzilipotschtli appellativischer Beiname, ob nicht vielmehr Hwitzi-li ein Eigenname war. Jene Sage, welche die Azteken unter einem menschlichen Anführer Hwitzitoc das Land erobern läßt, ist in dieser Gestalt jung (erst im 18. Jahrhundert vernahm sie Clavigero aus dem Munde von Azteken); ihr ursprünglicher Sinn war gewiß doch der gewesen, daß der Gott Hwitzi den Azteken vorangezogen sei als Bahnbrecher und daß ein „Diener Hwitzi's" (Hwitzi-toc, toc = teatsch, tacha § 297 Anm. nro. 51) sie geführt habe[3]). Nun hatten die Azteken aber in der That noch eine andere

[1]) Prichard IV, 385.

[2]) Clavigero Gesch. Mex. I, 172 ff.

[3]) Wirklich erzählten die Azteken (Müller S. 594) daß auf dem Zuge von Aztlan nach Mexiko vier Priester das Bild des Gottes auf einem teo-

Sage[4]) von Hwitzilipotschtli, welche durch ihren Inhalt selber sich als urmongolisch erweist. In Koatepek („Schlangenberg") lebte ein frommes Weib Coatlicue oder Coatlantana; als sie einst in den Tempel ging, fiel ein Federball vom Himmel; sie steckte ihn in ihren Busen, in der Absicht, mit seinen Federn den Altar zu schmücken; hier angelangt, fand sie ihn nicht mehr, fand aber sich schwanger. Ihre Söhne, die Çentzonhwiζnahi's, wollten sie nun töten; da ließ sich aber aus ihrem Schooße eine Stimme vernehmen: „Fürchte dich nicht, o Mutter; ich werde dich retten zu deiner Ehre und meinem Ruhme." Und als nun jene Söhne sich gleichwohl anschickten, sie zu töten, sprang Hwitzilipotschtli gewaffnet aus ihrem Leibe, erschlug jene, und plünderte ihre Wohnungen. — Wir haben hier wieder jene altmongolische Alankava-Sage (§ 266) vor uns, deren Nachklang wir auch schon bei den Mandshusikuern (§ 286) gefunden haben. Aber auch sogar die Namen stimmen überein. In Coat-licue, Coat-lantana ist coa eine ältere Form des sonor. goni, cunna, des aztek. çihua, vom mong. eke, cheche (§ 297 Anm. nro. 42) und licue oder lantana eine phonische Umbildung von lancava, sodaß Coa-t-licue („das Weib Likue") jener A-lancava = Ama-lancava „Mutter Lankawa") ganz und gar entspricht. Sie führt aber bei den Azteken auch den Namen Teteionan, und das entspricht wiederum der Bezeichnung tinian-ac in der mandshusikurischen Sage. Und nun werden wir schließlich nicht zweifeln dürfen, daß auch der vornehmste Sohn der Alankava mit dem Sohne der Likue sich decken werde; Butzendshir heißt jener (§ 266), Hwitzi dieser; es entspricht aber dem mongol. b das aztekische hw (§ 297 Anm.), der tz-Laut hat sich unverändert erhalten (vgl. § 297 Anm. nro. 47, mong. etsi, sonor. jatsu); der Uebergang des dumpfen Vokals in den hellen hat in dem Uebergang von Lancava in Licue seine Analogie; nur die Endung ist eine andere, was niemanden wundern wird. Beachten wir noch, daß der finn. Stamm liika, mandsh. lukku die Bedeutungen „reich, groß" hat, so ist also Hwitzi-li-potsch-tli: „Buzend, der große Sohn (Likue's)." Es war der Sonnensohn der altmongolischen Sage, den die Azteken als ihren Kriegs- und Ahnengott verehrten.

iepalli „Tragstuhl" vorangetragen hätten, wobei wir nicht unterlassen wollen, zu bemerken, daß es eine den Mongolen und Japanesen gemeinsame Sitte war, die Götterbilder in solchen Tragladen herum- und dem Heere vorzutragen.

[4]) Müller S. 601.

Daß wir denselben ebenso bei einem Stamme der alten japanischen Einwanderer von 100 v. Chr. — den Mandshusikuern in Paraguay — wie bei den mongol. Einwanderern von 1281 n. Chr., den Azteken, finden,[5]) hat nichts verwunderliches; jene Sage war ja bereits in Asien Gemeingut sehr verschiedener Völker; wir fanden sie in Japan als Urmythus der vorbuddhistischen altjapanischen Religion (§ 269) und hörten sie 1246 n. Chr. dem Plankarpin von den Mongolen erzählt werden. — Ein Beiname des Hwitzi war Meshhitli; nach aztek. Tradition bekam die Hauptstadt Tenotschtitlan von der in der Gegend wachsenden Agave oder Mangeypflanze (me-tl) den Beinamen Mexiko, von der Stadt aber wiederum der Gott den seinigen. Aber möglich ist, daß auch hier (analog wie § 297 not. 10 bei Tenotschtitlan) die Stadt vielmehr nach dem Gotte benannt wurde; woher aber dann dieser Beiname des Gottes kam, wage ich nicht zu entscheiden.[6]) — Als Sonnensohn ist Hwitzi auch durch die Feste charakterisirt, die ihm gefeiert wurden. In der Regenzeit, Mitte Mai, wurden Bilder des Gottes aus einer eßbaren Pflanze und Honig gefertigt und gegessen, Weihrauch gespendet, Tänze gehalten, Gebetlieder um Regen und Fruchtbarkeit rezitirt, und Menschenopfer gebracht. Am Ende der Regenzeit, Mitte Aug., im 12. Monat der Azteken, wurde das Bild des Gottes mit blauem Bande (den blauen Himmel andeutend) umwunden und alle Häuser mit Blumen geschmückt. Im Wintersolstitium wurde ein aus Sämereien und dem Blute geopferter Kinder gemachtes Bild des Gottes von einem Priester mit einem Pfeil durchschossen, das Herz herausgeschnitten und vom Kaiser gegessen, das übrige unter die Bevölkerung vertheilt. (Das Wintersolstitium ist der Tod und die Neugeburt der Sonne, darum auch des Sonnensohnes.) — Nun wurde Hwitzi selbst, sowie seine Mutter

---

[5]) Dagegen hat die Göttin der Maja's in Tschjapa: Çitlalicue, nur eine zufällige und scheinbare Namensähnlichkeit mit Coatlicue. Citlali hieß bei den Maja's „der Mond" und der Mondgott; cue ist dieselbe, dem ganzen mongol. Sprachgeschlechte gemeinsame Urwrzl. für „Weib," die im Namen Coatlicue den Anfang, im Namen Citlali-cue aber das Ende bildet; dieser letztere Name heißt also „Mondweib" und hat mit der Likue oder Lankava nichts zu schaffen.

[6]) Meshhi könnte lautlich etwa dem Boskun (Bruder Buzend's § 266) entsprechen. Da die aztek. Sage nur Einen Likue-Sohn kennt, so mochten wohl auf diesen Einen die Namen der altmong. Drillings-Brüder Buzend's übertragen werden.

Koatlikue auch mit Schlangenattributen dargestellt, nicht aus dem (weit hergeholten) Grunde[7]), weil die Schlange vermöge ihrer Häutung Sinnbild der Verjüngung der Natur sei, geschweige denn darum, weil man das alterthümliche Wort coa „Weib" irrig für „Schlange" genommen hätte, sondern weil schon in der mongolischen Ursage die Schlange eine große Rolle spielt. Bei den Chinesen ist der Drache uraltes Reichssymbol (§ 268); ebenso war bei den Tolteken das Drachensymbol mit der Gestalt Votan's verwachsen (§ 296), und insbesondere die Azteken zeichnen sich dadurch aus, daß sie (als echte Ophiten) die Verführerin des Menschengeschlechtes geradezu zum Gott gemacht und mit Gott konfundirt haben. Wir haben dies schon in der Entstellung, welche die toltekische Votansage als Quetzalkoatlsage („Drachensage") bei ihnen erlitt (§ 296) gesehen[8]); in der Gestalt, die sie dort Tezcatlipoca nennen, sind Gott und der Teufel konfundirt; der Name Tezkatlipoka war kein aztekischer[9]); sie selbst behaupteten, diesen Gott von einem fremden, im Lande wohnenden Volksstamme der Tlaitlotlaken, die in Teskuko und Tschalko wohnten, kennen gelernt und angenommen zu haben (und zwar mit dem, schon am Ende von § 296 dargestellten Misverständnis des Schlangenattributes.) Da nach dem Glauben aller mongol. Völker jede Gegend und jedes Land seinen Schutzgeist hat, und da speziell auch die Azteken neben ihren Ahnengöttern solche Lokalschutzgeister verehrten[10]), so ist es höchst begreiflich, daß sie den Gott, welchen sie als den im Lande bereits hausenden kennen lernten, als den Lokalschutzgeist des Landes unter ihre Götter aufnahmen. Die Azteken haben den Tezkatlipoka zu einem Bruder ihres Hwitzi (aber durchaus nicht zu einem Sohne der Likue) gemacht, und das Fest der Wintersonnenwende beiden geweiht, sie erzählen aber von ersterem[11]): er wohne im Himmel, sei unsichtbarer Beherrscher

[7]) Müller S. 611.

[8]) Auch Hwitzi findet sich häufig dargestellt als mit einer Schlange umgürtet, einen Schlangenstab in der Hand; die Mauer seines Tempels war mit Schlangenbildern geschmückt.

[9]) Als aztekisches Wort gedeutet, soll Tetzcatlipoca „rauchender Spiegel" bedeuten, was Bezeichnung der Sonne sei. Die Azteken mögen den alten toltekischen Namen sich mundgerecht umgebildet haben.

[10]) Tepejollotli, Schutzgeister, die in bestimmten Bergen wohnten; Feen in den einzelnen Seen, wie z. B. die Malitsin; Penaten (tepitoton) die man im Hause an Schnüren aufhängte; Schutzgötter für besondere Lebensalter rc.

[11]) Müller S. 613 f.

der ganzen Welt; er sei es gewesen, der den Menschen die große Fluth voraussagte — das war seine alte toltekische Gestalt! der unsichtbare tao der Chinesen! — und gleichwohl haben sie, die Azteken, ihn zum „Gotte des Todes" und „der Unterwelt" und „der Dürre" und „alles Uebels" gemacht. Dieser unsichtbare Gott der Tolteken war ihnen ein unheimlicher, gefürchteter, verhaßter Gott, und nur aus Furcht dienten sie ihm, und rückten ihn damit eben an die Stelle, welche bei den mongolischen Völkern die bösen Geister (aztekisch: tzitzimite) einzunehmen pflegten. Sie gaben ihm den Beinamen jactzin „Feind." Er sollte zwar im Himmel wohnen, aber von dort die Pfeile der Pest, Dürre und Hungersnoth als Menschenquäler abschießen. Dieser seiner Doppelnatur entsprach seine Gestalt, indem er bald als schöner Jüngling, bald mit einem Bärengesichte dargestellt wurde. Sein Hauptfest, toschcoalth „Dürre", war an seinem „Todestage", den 19. Mai, (als Gott der Dürre starb er beim Eintritt der Regenzeit). Der Priester nahm Staub in die Hand und verschlang denselben; das Volk fastete; auf einem Tragsessel aus dürren Maisstauden wurde das Bild des Gottes umhergetragen; ein Orden von Jünglingen und Mädchen: tepotschtliċtli, mit dürren Maisstauden bekränzt, hielt einen Umzug. Das knieende Volk geißelte sich mit Stricken, und erflehte wider den Gott die Hilfe der Nacht und der Stürme. Der schönste der Kriegsgefangenen war ein Jahr zuvor auserlesen, selbst göttlich verehrt und 20 Tage vor dem Feste mit 4 schönen Mädchen zusammengegeben worden; am Feste selbst wurde er dem Gotte geschlachtet; mannbare Jünglinge und Jungfrauen wurden verheiratet und dabei von den jüngeren verhöhnt. — Ein zweites Fest war im Oktober am Ende der Regenzeit, wo der Gott mit ausgestreutem Maismehl als rückkehrender empfangen und Menschen ihm zu Ehren lebendig verbrannt wurden. Sein drittes Fest hatte er an der Wintersonnenwende mit Hwitzi gemeinsam, als Sieger über diesen. — So verehrten also die Azteken ihren blutgierigen heidnischen Ahnengott Hwitzi als höchsten Gott, und verwandelten den unsichtbaren Weltschöpfer der Tolteken in einen Teufel. Und aus dieser grauenerregenden Verkehrung (sowie aus der Votansage) leuchtet für uns doch der wissenschaftliche Gewinn hervor, daß wir uns überzeugen: die Tolteken hatten in Nordamerika den unsichtbaren Weltschöpfer gekannt, der nachher in Peru im Inkareich von ihnen vergessen ward. Auch hier

wieder Depravation, Entwicklung nach unten! — Die Zahl der Menschenopfer bei den Azteken war furchtbar; nach Diaz[12]) fielen in je einem Jahre nicht unter 2500, aber zuweilen an Einem Tage 6000. Bei der Einweihung des großen Hwitzitempels (i. J. 1486) wurden (nach Torquemada) 72344 (nach Ishhtilshh. 80400) seit einem Jahre dazu aufgesparte Gefangene geopfert. Sie hatten besondere Tempelgebäude zur Aufbewahrung der Schädel der Geopferten; in einem solchen quashhitschalco fand Kortez 136000 Schädel. — Als echte rohe Polytheisten hatten sie noch eine Menge verschiedener anderer Götter; es wird erzählt, sie hätten 13 Hauptgötter gehabt. Sicher ist, daß sie von allen Stämmen, mit denen sie in Berührung kamen, Gottheiten in ihre Religion aufnahmen. Obgleich ihr Hwitzi als Sonnensohn ihr oberster Gott war, hatten sie doch daneben noch einen ihm untergeordneten Sonnengott Tonatiuh (tona „Hitze", tiuh „Gott") den sie, wie schon das unaztekische tiuh zeigt, von einem toltekischen oder Mischstamme herübergenommen hatten. Ferner den Mondgott Meζtli, einen Gott der Erde Tlatecutli oder Tewacajohua, den vortschitschimekischen Wassergott Tlaloc (Taloc), einen tschitschimekischen Fischgott Coshhcoshh oder Çipactli, einen Feuergott Shhiuh-teuctli oder Ishhcozauqui (vgl. § 297 Anm. nro. 139) eine Salzgöttin Hwishhto-çihuatl, welcher Weiber geopfert wurden, einen Gott des Agaveweines Tototschtli; ferner Schutzgötter der Knaben und Mädchen, Joalteuctli und Joaltiçitl — der Männer und Weiber, Ometeuctli und Omeçihuatl, — des Greisenalters, Jlamateuctli, — der Kaufleute, Chacateuctli, — der Fischer, Opotschtli und Amimitl, — der Goldschmiede, Shhipe, — der Ehe, Tlaζolteotl und Tlaζolteuçihua und eine fremde, nackt abgebildete Ishhcuina (bei der man an phönizischen Ursprung denken möchte, אשה und cunna, Hybride tautolog. Bildung) — der Wollust, Tlemeζquiquilli, — der Eintracht, Cundinamarca.

Anm. 1. Tezkatlipoka ist auch Totenrichter, der die Seelen gefallener Krieger in den Himmel aufnimmt (während die andern Seelen in die Unterwelt kommen.) Im Ausland 1831, S. 1027, ist folgendes aztek. Gebet an Tezkatlipoka (beim Ausbruch eines Krieges) mitgeteilt: „Menschenfreundlichster und hilfreichster Herr, unsichtbarer und unfühlbarer Beschirmer, durch dessen Weisheit wir geleitet werden . . . Herr der Schlachten! Ein Krieg naht, der Gott des Krieges öffnet seinen Mund; er hat Hunger; er will

[12]) Diatz IV, 259.

das Blut derer verschlingen, die fallen. Die Sonne und der Gott der Erde, Tlatekutli, wollen sich freuen, und mit Speise und Trank wollen die Götter des Himmels und der Unterwelt sich laben und ein Mahl sich bereiten von dem Fleisch und Blut der Sterblichen, die fallen werden. Sie blicken auf uns, wer siegen und wer sterben soll . . . Die edeln Väter und Mütter, deren Kinder sterben sollen, wissen es nicht; die Mütter wissen es nicht, die sie ernährten, als sie klein waren, die sie mit ihrer Milch säugten. Füge es, o Herr, daß die fallenden gütig aufgenommen werden von der Sonne und der Erde, dem Vater und der Mutter Aller, und in deren Herzen die" (menschenfressende!) „Liebe wohnt. Du hast sie nicht getäuscht, indem du fordertest, daß sie im Kriege sterben. Denn wahr und gewiß ist, daß du sie auf die Erde sandtest, damit sie mit ihrem Fleische und Blute Sonne und Mond speisen. O menschenfreundlichster ꝛc. wir flehen dich an, daß die, die du in diesem Kriege fallen lässest, mit Liebe und Ehre mögen aufgenommen werden zu den Helden, die in der Vorzeit gefallen sind; dort genießen sie unaufhörlicher Freuden, feiern in beständigem Lobgesang unsern Herrn, die Sonne, athmen den süßen Duft der Blumen, berauschen sich in Vergnügungen, zählen nicht Tage und Nächte, nicht Jahre, nicht Zeiten, denn ihre Macht und ihr Glück ist ohne Ende, und die Blumen, deren Düfte sie athmen, verwelken nie."

Anm. 2. Die Toten wurden theilweise verbrannt, theilweise begraben. Ersteres könnte ein durch die Buddhisten eingeführter indischer Brauch sein. Da aber die Mongolen Asiens, als sie Buddhisten wurden, diesen Brauch nicht angenommen haben, da hingegen in voraztekischen (toltekischen) Gräbern bis gegen den Mississipi hin sich Aschenurnen finden (§ 283 u. 293) ist so wahrscheinlicher, daß jener Brauch von den Tolteken zu den Azteken übergegangen sei.

§ 299. Der Buddhismus der Azteken.

Die Azteken waren keine Buddhisten; ihre Religion ist eine rein-mongolische; nicht einmal der Name Fo kommt in ihr vor. Sie waren aber Buddhisten gewesen, und die sämmtlichen Nahuatlaken, vor allem die Kolhuer, waren Buddhisten gewesen. Die Azteken selbst erzählten, daß die Kolhuer in Teskuko keine Menschenopfer gehabt — daß sie dieselben erst eingeführt und mit der Opferung der listig herbeigelockten Tochter eines Kolhuakenkönigs den Anfang gemacht hätten.[1]) So waren also die Azteken derjenige nahuatlakische Stamm, welcher zuerst von dem aufgepfropften fremden Buddhismus wieder abfiel,[2]) und unter dessen Supremat auch bei

---

[1]) Müller S. 597 f.

[2]) Es wird dies wohl um dieselbe Zeit geschehen sein, als die Azteken politische Unabhängigkeit errangen, also um (oder kurz vor) 1350.

den andern Stämmen die alte Nationalreligion wieder eingeführt wurde.[3]) Aber zweierlei haben sie aus ihrer buddhistischen Zeit beibehalten. Erstens die spezifisch-buddhistische Sage (oder vielmehr Theorie) von den Weltaltern,[4]) welche Ishhtilshhoquitl aufbehalten hat, die aber von Rios und Clavigero aus ihm anders referirt wird, als von Al. v. Humboldt. Nach letzterem folgten auf einander die Weltalter der Erde, des Feuers, der Luft, des Wassers, nach ersteren die des Wassers, der Erde, der Luft, des Feuers. Aber genau wie bei den indischen und tibetanischen Buddhisten geht auch in der aztek. Sage die erste Welt durch Erdbeben, die zweite durch Feuer, die dritte durch Sturm, die letzte durch Wasser unter.[5]) Die alten Riesen- und Fluthtraditionen sind in diese Sagen in reduplizirenden Wiederholungen verwoben. Das Paar, das bei der Fluth sich rettete, wird bald Coshhcoshh und Shhochiquetzal, bald Nata und Nena genannt (vgl. § 300). Auch die Ethnographie bemächtigte sich dieser Sagen, indem man versuchte, die Genealogie der mexik. Völkerschaften sagenhaft zu erklären. (Siehe Anm.) — Das zweite sind die Einrichtungen des Kultus und der Priesterschaft. Ihre Tempel (teocalli) — abgestumpfte Pyramiden mit horizontalen Terrassen, Treppen auf den vier Eckkanten emporführend zu der obenstehenden Kapelle, die das Götterbild enthielt — erinnern in der Grundform des Baues an die polynesischen Pyramiden (§ 280) aber in ihren Zieraten und angehängten Klingeln ebensosehr an die Pagoden in Hinterindien. Die Priester, deren es in der Hauptstadt 5000, im ganzen Lande (nach Clavigero) 4 Millionen gab, waren wie bei den Buddhisten nach komplizirten Rangstufen organisirt;[6]) sie waren in Kongregationen getheilt, deren jede ihren Vorsteher hatte; der Zölibat bestand nicht mehr; ihn hatte man mit dem Buddhismus abgeschüttelt, wie überhaupt die Hochachtung nicht nur der Ehelosigkeit sondern der Keuschheit; denn es

[3]) Zu ihr gehörten gerade auch die Menschenopfer. Diese fand Marco Polo bei gesitteten Stämmen Asiens, selbst in China und Japan. Prescott Mex. II, 443.

[4]) Müller, S. 509 ff.

[5]) Waitz, Anthropol. I, 291.

[6]) An der Spitze standen zwei (gewählte) Oberpriester, der teoteuctli „göttliche Herr" und der huei-teoquishhque „große Gottesdiener"; der oberste Opferpriester Hwitzli's (erbliche Würde) hieß topitzlin, der Oberaufseher über alle übrigen Priester meshhico-teo-huatzin.

herrschte Vielweiberei, und das gerühmte „Gesetz gegen Ehebruch," das den Eingriff in ein fremdes Harem mit Steinigung bestrafte, hatte keine tiefere sittliche Bedeutung; Wollust außer der Ehe war geradezu erlaubt, hatte ja auch ihren besonderen Schutzgott. Aber die äußere Schale des Buddhismus war geblieben; es bestand die buddhistische Sitte einer Wassertauchung der Kinder, die Sitte der Beichte; die schwarze Priesterkleidung mit der gelben und rothen Mütze[7]) war genau buddhistisch, buddhistisch die Glocken, die sich an Nasen, Lippen und Ohren aztekischer Bildwerke finden; an den uralten Osibabäumen auf den Grabhügeln bei Karamari hingen goldene Glöckchen, wie sie an jeder hinterindischen Pagode hangen, und die rüsselthierähnliche Verkleidung aztekischer Priester in aztek. Hieroglyphen entspricht genau dem tapirähnlichen mythischen Thiere Mé der buddhistischen Chinesen[8]). Endlich hatten die Azteken auch Klöster für Mönchs- und Nonnen-Orden (tlamacaζqui), mit denen, genau wie bei den Buddhisten, Seminare für Erziehung und Unterricht der Jugend verbunden waren, in welchen die Knaben oder Mädchen vom 7. Jahre bis zur Verheiratung blieben. Nur hatte die Aztekenreligion auch hier soweit eingewirkt, daß die Mönchs- und Nonnengelübde nicht auf Zeitlebens banden, sondern Austritt aus dem Orden zum Behufe der Verheiratung freistand. — Ueber das buddhistische Henkelkreuz bei den Azteken s. § 303 Anm.

Anm. Genealogische Sage der aztekischen Buddhisten (bei Müller S. 517:) Nach Vernichtung der dritten Welt habe 25 Jahre lang Finsternis geherrscht. Da habe Citlala-Tonal (der Sonnengott der Maja's) oder Ometeuktli (altjapanischer Name einer Gottheit, s. § 300) mit seiner Gattin, der Mondgöttin Citlali-kue oder Omecihuatl einen Stein erzeugt, der auf die Erde fiel, zerbröckelte und sich in 16000 Helden verwandelte. Diese beauftragten einen unter ihnen, Shholotl, aus der Unterwelt den Knochen eines verstorbenen Menschen zu holen; der Knochen zersprang; aus den Bruchstücken entstanden ein Knabe und ein Mädchen, Chiltakmishhkuatl und Jlankuaitl; diese zeugten sechs Söhne: Shhelhwa, Tenuch oder Tenutsch, den Stammvater der Azteken, Umekatl den der (halb fabelhaften) Olmeken, Shhikalankatl, den der Shhikalanken, Mishhtekatl, den der Mishhteken, und Otomitl, den der Otomier. Alte und neue, fremde und eigene, buddhistische und mongolische Elemente sind hier bunt durcheinandergewirrt.

[7]) Al. v. Humboldt, vues des Cordill. I, 197.

[8]) Rauch Einh. d. M. S. 323.

§ 300. Nachlese voraztekischer Götter in Zentralamerika.

Erst nachdem wir die aztekische Religion in ihrer Eigenart haben kennen lernen, ist es möglich, nun einzelne in sie aufgenommene fremdartige Elemente auszuscheiden, die sei es den Tolteken sei es dem Einfluß der alten japanischen Einwanderer in Zentralamerika zuzuweisen sind. — A) Vor allem gehört dahin das Götterpaar *Ometeuctle* und *Omeçihuatl*, welches in der buddhistischen Mischsage (§ 299 Anm.) mit dem Maja-Götterpaare *Çitlalitonal* und *Çitlalicue* identifizirt wird, welche Identifikation jedoch kritisch ohne Belang ist. Wir wissen (§ 298), daß bei den Azteken das Ome-Paar nicht die Rolle von Sonne und Mond, sondern die des Schutzes der Männer und Frauen spielte. Auch dies ist noch nicht von Belang für die Frage, was dies Götterpaar in seiner Heimat ursprünglich gewesen sei. Wir finden nun aber dies Götterpaar bei einem anderen Stamme wieder, bei dem es offenbar zu Hause war, schon darum, weil der Name Ome keine aztekische Deutung zuläßt.[1]) Dieser Stamm ist die Einwohnerschaft von Nikaragua, welche ein Götterpaar *Homey-atēlite* und *Homey-ateçiguat* nebst einem Sohne *Siagat* besaß; und dabei erinnern wir uns sogleich, daß der Stamm der Mandschusikuer in Paraguay (§ 286) den *Omequaturigni* (oder Urago soriso) den Ura-sana und Ura-po verehrte. Es waren dies, wie wir dort sahen, ohne Zweifel drei echtjapanische konsekutive Himmelsgötter, deren je folgender vom je vorigen emanatistisch erzeugt war, also kein Götterpaar, also ist nichts gemeinsam, als die Silben ome = homey; ome aber, oder in der Nikaraguasprache homey, gibt sich deutlich genug als der ugrofinnisch-mongolische oder vielmehr allgemein jafetidische Urstamm (mongol. amu, ama § 297 Anm. nro. 49) für „Vater" und „Mutter" überhaupt für ältere Verwandte (z. B. „Oheim"). Qua aber ist ein verstümmeltes kame, das japanische Gottesappellativum. Atelite könnte aus dem ugromongol. Wortstamme tuli „Feuer, Wärme"

---

[1]) Denn die Deutung „Zwei-Mann," „Zwei-Frau" (Buschmann aztek. Ortsnamen S. 773) vom azt. Zahlwort ome „zwei" wird wohl niemand für eine annehmbare halten. Der treffliche Forscher hat sich in jener Abh. durch den Pruritus hinreißen lassen, alles aztekisch deuten zu wollen. Aber wenn die Orte Bonames und Vilbel bei Frankfurt a. M. mit Recht aus bona messis und villa bella erklärt werden, so folgt daraus noch nicht, daß man nun auch Frankfurt aus frangere und fortis ableiten dürfe.

(nro. 10) abgeleitet werden, was denn zu einem Sonnengotte passen würde. Aber das parallele ateçiguat läßt vermuthen, daß ate eine Hilfswurzel (vielleicht ata, atta nro. 47—48, als Synonymum von homey, amu) ist, wo dann lite das männliche, çiguat (vgl. mandschur. cheche nro. 42) das weibliche Geschlecht bezeichnen würde. So wissen wir noch nichts weiter, als daß es ein Gott und eine Göttin, ein Vater und eine Mutter war. Aber Homey-Atelite hatte (ebenso wie der mandschusikurische Omequa) auch einen Sohn, Siagat, und die Nikaraguaner haben in einem Religionsverhör folgendes über ihn ausgesagt und zu Protokoll gegeben: *Question*: Qui a créé les hommes, les femmes et toutes les autres choses? *Réponse:* Ils ont été créés par *Famagostad* et *Zipaltonal* et par un jeune homme nommé *Ecalchotl guegue* et le petit *Ciagat*. Aber hier sehen wir die Person Siagat's bereits mit Buddha und Çiwa und einem (seiner Endung tl nach zu schließen) von den buddhistischen Missionaren aztekischen Blutes aus Mexiko importirten Gotte Ekalshhotl[2]) verquickt; wir treffen die Religion dieses Volkes in einem Zustande, wo sie mit der buddhistischen sich bereits amalgamirt hat; nur das eine läßt sich allenfalls schließen, daß Siagat, wenn er in der buddhisirten Religion unter die Schöpfergottheiten gehörte, schon in der nationalen mit der Schöpfung werde zu schaffen gehabt haben — etwa so, daß er aus dem Ome-Paar, und aus ihm wiederum die Welt emanirte. Was hat nun noch als vierter „der junge Mann Ekalshho der alte" (denn guegue heißt im aztek. „alt") dabei zu thun? Vielleicht waren diese vier Götter in Beziehung zu den vier buddhistischen Weltaltern gedacht; dem zweiten, dem „Çiva der Gluth" gehört unbedingt das Reich des Feuers; eca aber heißt im aztek. „Luft, Wind," und der Wind mochte wohl als stets junger Alter bezeichnet werden;[3]) dann wird Fo-mahadeo der Gott des Wassers, und der

---

[2]) Das französische ch haben wir nothwendig durch shh und nicht, wie das spanische, durch tsh wiederzugeben. Ebenso das c in Ciagat durch s. — Sowie Ekalshhotl, hat auch der nikarag. Regengott Quia-teot „Regen-Gott" aztekische Etymologie, wird also ebenfalls aus Mexiko (mit dem Buddhismus) importirt sein.

[3]) In Nikaragua wird (Müller 504 f.) auch noch ein Gott der Luft, Tschiquinau, genannt. Es wäre daher möglich, daß nur der Name Ecalshhotl von den Azteken importirt und auf eine altnikaraguanische Göttergestalt, die des Tschiquinau, übertragen worden wäre.

Sohn Siagat[4]) passend der der Erde gewesen sein. — Aber außerdem fand sich in Nikaragua noch ein *Thomatojo* (von Oviedo mit „großer Gott" übersetzt, vgl. zu mathojo § 287 Anm. nro. 109, baki, mangga, mieds) mit seinem Sohne *Theotbilahe* (vgl. tepeguan. puguli „Sohn" nro. 44). Möglich, daß diese mit Homeyatelite und Siguat identisch waren. — Wenn in Nikaragua der Gott der Unterwelt Miquetan-teo und in Jukatan und Tschjapa die Unterwelt selbst mitnal hieß, so erinnern wir uns, daß die Wrzl. mic, malc, mu eine malaiische, von den sämmtlichen späteren Einwanderern schon vorgefunden ist (§ 297 Anm. nro. 99). — Den Votan der Tolteken (§ 296) finden wir wieder in dem *Tipotan* „Gott Potan" der Indianer von Martiaka, zugleich mit der Sage, daß das erste Menschenpaar Nembrita und Nengui-tamali[5]) geheißen habe. (Vgl. die in die buddhistisch-aztekische Sage § 299 aufgenommenen ersten Menschen Nata und Nena.) Nach Oviedo[6]) wurden in Nikaragua Schutzgötter einzelner Kulturpflanzen verehrt, z. B. ein Kakao-Gott: *Caco-guat.* Hiernach sollte man auf ein Gottesappellativum guat, gwat schließen, das denn mit Sskr. khu*t*, assames. khoda, goth. guths, ahd. cot eine seltsame Aehnlichkeit haben würde; aber die Bedeutung jenes Appellativums kann sehr wohl auch die des Machens oder die des Behütens (wofür es eine Sskrtwrzl. ghu*t* gibt) gewesen sein; ja es wäre sogar die Möglichkeit vorhanden, daß gwat eine Umbildung des alten malaiischen (auch in's Altperuanische übergegangenen) Götterappellativums waka wäre, gwat aus wak-ti, gwak-ti.[7]) — Eine weibliche Göttin der Jagd, *Mishhcoatl,* wollen die Azteken von den Otimiern aufgenommen haben,[8]) und auch von den Tlaskalteken soll sie verehrt worden sein[9]); der Name, der sich aus dem aztek. mishh-tli „die Wolke" und coa-tl „die Schlange" erklärt, kann aztekische Ueber-

---

[4]) Als Sohn heißt er le petit, „der junge".

[5]) Buschmann erklärt (frangendo fortiter! s. not. 1) diesen Namen aus dem aztek. nemi „leben" und tamalli „Mais"; „eine Frau, die von Mais lebt."

[6]) *Oviedo*, 9, 200 ff.

[7]) Vgl. in sachlicher Hinsicht die malaiischen Götter des Maises und der Kartoffeln: zarap cono-pa und papac cono-pa, § 287, e.

[8]) Müller S. 484 und 495.

[9]) Ebend. S. 529 f.

setzung eines gleichbedeutenden toltekischen Götternamens sein; denn daß zwar die Otimier schwerlich ein toltekischer Stamm, die Tlaskalteken aber ohne Zweifel stark mit Tolteken gemischt waren, ist § 297 gezeigt. Nun kommt aber in Nikaragua ein ganz ähnlich lautender Göttername Mixcoa vor, der freilich einem, wie es scheint männlichen Gotte, nicht der Jagd sondern des Handels, angehört. Wir lesen in dem obenerwähnten Verhör: *Qui.* Pourquoi sacrifiez-vous en vous incisant la langue? *Rép.* Nous le faisons toujours quand nous allons vendre, acheter ou conclure quelque marché, parceque nous croyons que cela nous procure une heureuse réussite. Le dieu que nous invoquons à cet effet, se nomme Mixcoa. *Qu.* Où est votre dieu Mixcou? *Rép.* Ce sont des pierres figurées que nous invoquons en son honneur. Daß aber ein und dieselbe Gottheit des Reichthums und Wohlergehens bei dem einen Stamme (einem zivilisirten) sich als Schutzgott des Handels, bei einem andern (einem nomadischen, von der Jagd lebenden) als Schutzgöttin der Jagd darstellen konnte, ist durchaus begreiflich. Der Mixkoa in Nikaragua muß nun aber, weil als pierre figurée dargestellt, von den altjapanischen Einwanderern herrühren (über deren Steindienst vgl. § 287, c). Der Name selbst ist wohl nichts als ein verstümmeltes Patscha-kamak (§ 287); ist dies bei den Muiska's (§ 289) zu Botschi-ka verweicht, so konnte es in Nikaragua vollends zu Mitsch-ca, Mits-co werden. Nun standen schon in Altperu Bilder von Seeungeheuern in Beziehung zu Patschakamak; sein Tempel in dem Patschakamak-Thale war mit solchen geschmückt[10]); ferner wurde in Altperu ein als Schlange gestalteter Gott des Reichthums, Urcaguay, verehrt,[11]) dessen Name merkwürdig an den Urago der Mandshusikuer (§ 286) erinnert, der also wohl nur ein Beiname des Weltschöpfers Patschakamak war, wie Urago ein Beiname des „Vater-Gottes" Omequa. So ist denn auch der Mixcoa der Nikaraguaner gewiß mit ihrem Homey-atelite (dem Omequa der Mandshusikuer) identisch gewesen, folglich auch mit dem Urago der Mandshusikuer, dem schlangengestaltigen Reichthumsgott Uraguay der Altperuaner. In der That finden sich Schlangenskulpturen in Menge in Nikaragua, Guatemala und Jukatan, und

---

10) Ebend. S. 366.

11) Ebend.

die dortigen Indianer verehrten auch lebende Schlangen.[12]) Von Zentralamerika aus verbreitete sich dieser Dienst eines schlangengestaltigen Reichsthumsgottes Mixcoa (Mitscoa?) zu einzelnen toltekischen (alio der chines. Einwanderung von 600 v. Chr. angehörigen) oder wenigstens mit Tolteken gemischten Stämmen, wie die Tlaskalteken, wo der Gott des Reichthums sich bereits zu einem Gott des Reichthums an Wild spezialisirte; in weit späterer Zeit nahmen die, 1281 n. Chr. mit den Mongolen (Nahuatlaken) eingewanderten Reste des koreanisch-chinesischen Heeres (§ 297, not. 11), d. i. die Otimier, als Jagdnomaden diesen ihrem Kulturstande gemäßen Kultus ebenfalls an, und endlich gestalteten die Azteken den Namen jenes Gottes so um, daß er in ihrer Sprache — als mishh-coa-tl „Wolkenschlange" — einen leiblichen und halbwegs adäquaten Sinn bekam. — Uebrigens überzeugen wir uns hier nur von neuem, wie die ursprüngliche Erkenntnis des Einen Gottes in polytheistische Verderbnis überging; aus dem „Weltschöpfer" Patschakamak wurde zuletzt ein Jagdglück verleihender Schlangengötze! — Bei den Tlaskalteken hatte sich neben dem Namen Mixcoa ebenfalls der Name Ome-tosch-tli (wie er unter dem Einfluß der aztek. Sprache erscheint) erhalten; zu Grunde lag offenbar Ome-teot. Daneben verehrten sie einen Kriegsgott Camashhtle,[13]) eine unverkennbare Umwandlung von Kamak mit angefügter aztekischer Endung. So bestätigt sich von allen Seiten, daß die Tlaskalteken ein Mischvolk aus altjapanischen und toltekochinesischen Einwanderern waren. — Daß die Maja's jedenfalls eine starke toltekische Beimischung hatten, ist schon früher gezeigt; für den Sonnengott hatten sie den tschitschimekischen (sonorischen) Namen Tona-tricli (ticli?) „Feuer-Herr, Gluth-Herr," und für den Mondgott Tonaca-çihwa „des Glühenden Weib"[14]), aber daneben hatten sie die toltekischen Namen *Dsitlali* und *Dsitlali-cue*, denen das chinesische sji „Sonne" zu Grunde gelegen zu haben scheint, obwohl die beiden Namen nach dem aztek. çitlalli „Stern" eine Umbildung erfahren haben. Tlali ist unter dem aztek. Spracheinfluß aus ta-li entstanden; ta ist das chinesische tao „Gott", li ohne Zweifel die nämliche altmong. Wrzl., die wir in dem ate-lite der Nikaraguaner

[12]) Ebend. S. 483.

[13]) Ebend. S. 529.

[14]) Müller (S. 474) erklärt: to-naca-cihwa „unsers Fleisches Herrin"! —

finden, sowie im finn. liika „groß reich", die also wohl die Bedeutung „groß" gehabt haben wird.[15]) Ate-lite „der große Vater"; Dsi-tla-li „der große Sonnengott", Dsi-tla-li-cue „des großen Sonnengottes Weib."[16])

F. Ugrofinnische Einwanderung im Norden, im 13. Jahrhundert n. Chr.

§ 301. Die Rothhäute und ihre Religion.

Die wilden Indianerstämme zwischen Mexiko und Grönland begreift man unter dem Namen der Rothhäute. Man unterscheidet die südlicher wohnenden Delawaren (Algonkin's, Krikh's, Leni-lenapi's) die nördlicher wohnenden Irokesen (Mengwe's, Dakota's oder Sioux, Nadowessier) und die ganz im Norden lebenden, in einzelnen Ausläufern sich aber tief südwärts verzweigenden Athapasken. (s. Anm.) Ihnen allen gemeinsam ist das Nomadenleben; sie nähren sich von der Jagd, die sie sinn- und schonungslos bis zur Ausrottung des Wildes betreiben. Doch finden sich Spuren einiger älteren Kultur, nämlich hin und wieder eine Art roher Bilderschrift (zu brieflicher Benachrichtigung im Kriege), hin und wieder Knotenschrift mit verschiedenfarbigen Perlen (wampun). Die Sprachen dieser Stämme, obwohl in äußerster Zersetzung und Zertrümmerung begriffen, zeigen doch deutlich eine Mischung ugrofinnischer und malaiischer Wurzeln (s. Anm. 1), und ebenso haben fast alle diese Stämme die Sage, aus dem Westen über das Meer gekommen zu sein und in Amerika (namentlich am Missisipi) ein kultivirteres Volk, die Allighewi (§ 283), vorgefunden und unterjocht oder verdrängt zu haben (s. Anm. 2), was denn durch die Ruinen und Denkmale des Missisipigebietes (§ 283) durchaus bestätigt wird. Im allgemeinen zeigen sich denn auch, je weiter südwärts, desto mehr Reste malaiischer Sitte und Sprache (vgl. § 280 das über die Delawaren und Irokesen gesagte) während die Athapasken weit reinere Ugrofinnen (Sibirier) zu sein scheinen. Die Einwanderung dieser Stämme ist ohne allen Zweifel über Kamtschatka und die Aleuten,

---

15) Auch im chines. li „Gewinn" liegt diese Wrzl. vor.

16) Dann wird auch bei den Maja's Li-cue und schon bei den Japanesen in Japan Lan-cava die Bedeutung „große Frau" gehabt haben. (Mit finn. liika ist mandshurisch lukku identisch; der Vokal war also nicht konstant.)

theilweise auch durch die Behringsstraße erfolgt (s. Anm. 2), und die spezifisch ugrofinnische Gestalt ihrer Religion (ohne spezifisch-mongolische Elemente) läßt darauf schließen, daß es vorzugsweise Stämme aus dem östlichen Sibirien waren. Wie die tatarisch-sibirischen Völker, (§ 263), so verehren auch diese Rothhäute α) den unsichtbaren Weltschöpfer als „großen Geist" β) daneben Sonne, Mond und Sterne und endlich γ) eine Menge von bösen, tückischen Geistern, die in Thiergestalt gedacht werden. — A) Der unsichtbare Weltschöpfer erscheint unter drei verschiedenen Namen.[1]) 1) Die Huronen, ein Mengwestamm, nennen ihren obersten Gott Okki oder Hokan; er sitzt im Himmel hat die Jahreszeiten, die Winde, das Meer in seiner Gewalt; bei ihm schwören sie ihre Eide. Bei den Kanadiern finden wir diesen Hokan als Ata-hocan „Vater Hokan" von der bekannten Wrzl. ata, atta) wieder. In Okki, Hokan erkennt wohl jeder sofort den ugrofinnischen (mit Taara identischen) Ukko (§ 262) wieder; dem ata entspricht im Finnischen die Form iso, isä, sodaß Ata-hocan mit dem Ukko iso „Vater Ukko, Altvater" der Finnen sachlich und lautlich identisch ist. Neben Atahocan kommen die Formen Aduagni, Cuduagni vor, die entweder bloße Verstümmelungen von Atahocan oder von ata und einem mit dem tungus. ngängnjä „Himmel" identischen Worte („Vater des Himmels") abzuleiten sind, in keinem Falle aber mit dem javanischen (nicht allgemein-polynesischen, sondern als Sskritfremdwort nur in Java eingedrungenen) gni (aus agni) „Feuer" etwas zu schaffen haben. In Cudu scheint ein Präfix sich mit adu ada verschmolzen zu haben. — 2) Die delawarischen Stämme nannten ihn Manitowa Monaitowa, Manitah, wisi Manitto Maniton) worin wir ein Kompositum aus Mani und dem malaiischen Gottesappellativum tuwan „Herr" erkennen. Mani ist Eigenname, und ist kein anderer, als der Fluthheros Manu, der hier wieder (analog wie bei den Batta's § 271, c, und bei den Muiska's § 289 und den Germanen § 260 und anderwärts) als nachsintfluthlicher Quasi-Weltschöpfer mit dem eigentlichen ursprünglichen Weltschöpfer konfundirt ist (vgl. § 302). Die Kanadier unterschieden noch beide Weltschöpfer: den Aduagni, der „die Welt zuerst geschaffen" — und

---

[1]) Zum folgenden s. die Nachweise bei Müller S. 102 ff.

den Messu (vgl. den eranischen Meshia!) der „die Erde nach der Fluth wiederhergestellt" habe. Dem Namen Manu werden wir in der Fluthsage der Tschippewäh's (§ 302) wieder begegnen. — Die Leni-Lenapi brachten dem Manitowa Tabaksopfer, die Maudan's opferten ihm Thiere und die Kriegsbeute. Er hatte verschiedene Prädikate: kitschi „der große",[2]) wolsit „der himmlische", wäosemigojan „der Allvater", wazehaud „der schaffende", taronhi conagon „der den Himmel umarmt", harahuannentacton „der die Sonne anbindet", u. a. m. Daneben kommt aber auch bei delawarischen Stämmen der ugrofinn. Name Ata-hocan, Atohan vor; die Moschka's nannten ihn Esteki-isa, wo isa deutlich das ugrofinn. iso „Vater", esteki aber irgend ein adjektivisches Prädikat ist. — 3) Die Dakota's (Sioux) und Steinindianer nannten ihn mit dem malaiischen Namen Wakon (siehe hierüber § 281, Anm.). Hin und wieder erscheint aber Wakon neben Manitowa. Bei den Mengwe's zeigt sich kitschi Manitu in den Wolken, auf dem Vogel Wakon sitzend; dieser Vogel bewirkt mit dem Zucken seiner Augen den Blitz, mit dem Schlage seiner Flügel den Donner.[3]) Daneben finden sich bei irokesischen Stämmen die Bezeichnungen: Nigoh, Nijoh, Neo, Iawo-neo, Nowai-neo, Hawai-neo, Lawai-neo, Hauwe-negu, Howe-nea, Hawo-nio, was auf ein Gottesappellativum nijo, noo schließen läßt, das sich vom ugrofinn. nee „sehen" herleitet, wie waka, Wakon vom malaiischen wak „sehen", sodaß Neo nur die Uebersetzung von Wakon war. — B) Die Tschippewäh's verehrten nur den Manedo und nicht Sonne und Mond;[4]) bei ihnen hatte sich der alte Urmonotheismus also am reinsten erhalten.[5]) Die Mingwe, Nadowessier, Natsches und viele Lenilenapi verehrten den Manitowa als den Sonnengott, d. h. sie dachten sich (wie die meisten Sibirer) ihn in der Sonne wohnend, bezeichneten ihn auch als taronhiawagon „Halter des Himmels";

---

[2]) Vgl. das sonor. huetscha „groß", § 297 Anm. nro. 101.

[3]) Chateaubriand, I, 192.

[4]) Müller S. 117.

[5]) Ein Tschippewäh-Häuptling betete bei einer Fahrt über einen See: „Du hast diesen See gemacht, und hast auch uns erschaffen, als deine Kinder; du vermagst es, Ruhe zu erhalten auf diesem Wasser, bis wir glücklich und gesund darübergekommen sind." Tanner, narrat. of the captivity etc. Newyork 1830, bei Müller S. 117 f.

andere Delawarenstämme beteten bereits einen Sonnengott neben Manitowa als einen untergeordneten aber besonderen Gott an. Die Huronen und Irokesen hatten einen Sonnengott Arescowi oder Agriskowe, der zugleich ihr Kriegsgott war. (Der Name dürfte vom malaiisch-polynes. arao „Sonne" abzuleiten sein; mit Ἄρης, Ear, Airja hat er wohl kaum etwas zu schaffen.) In Florida wurden die erstgeborenen Knäblein dem Sonnengott geopfert[6]); dieser Dienst eines besonderen Sonnengottes sowie die Existenz von Priestern (jacuas) Tempeln und Jahresfesten[7]) bei den südlichen Stämmen (Natsches, Apalachen) scheint aber aus dem Allighewi-Reiche herzurühren und in dieses (natürlich: ohne Menschenopfer) von Südwesten her durch toltekischen Einfluß gekommen zu sein (solche Einflüsse siehe in § 293); darauf führt der Umstand, daß in Florida sowie bei den Natsches (am untern Missisippi) die Stammeshäupter sich „Sonnensöhne" nannten[8]) (vgl. die Inka's.) Auch unterhielten die Natsches in einer Art von Sonnentempel heiliges Feuer, welche Sitte wir auch in Mexiko[9]), wie auch bei den Muiska's und bei den Inka's (mithin in Mexiko als vor-aztekische Sitte) wiederfinden. Auch bis Luisiana und Neumexiko hinein und sogar bei einer einzelnen Sekte unter den Tschippewäh's, den Wawbeno's, finden sich Spuren heiligen Feuers.[10]) Bei den Pimos (im Süden) findet sich auch ein Rest der altmongol. Alankavasage: ein schönes Weib theilt bei einer Hungersnoth Mais aus; während sie nackt schläft, wird sie von einem Regentropfen befruchtet und gebiert einen Sohn. Das Weib, wie die Sage selbst, gehört der Volksfamilie der altjapanischen Einwanderer an, die (§ 286) den Mais den Malaien nach Amerika brachten. Der Mond gilt allen Rothhäuten für ein lebendes Wesen, die Eklipse für eine Krankheit, deren Dämon sie durch Lärm zu vertreiben suchen. Einzelne Stämme verehren den Morgen- und Abendstern, die Schwanzsterne des großen Bären (die für drei Jäger gelten, welche die okuari „Bärin" verfolgen), die Plejaden (tejeunnon-jakua „Tänzer und Tänzerin") den „Geisterpfad" der Milch-

[6]) Bericht eines Augenzeugen bei Mejer mythol. Taschenb. 1811, S. 28. Müller S. 57 f.

[7]) Müller ebend.

[8]) Mejer S. 74.

[9]) Chateaubriand voyage etc. I, 165.

[10]) Tanner pag. 135.

straße, das Nordlicht, den Regenbogen ꝛc. Die Delawaren haben einen Gott des Meeres: Mikabitschi (Mirabitschi, Mitschi), einen Donnergott, der mit Riesen kämpft,[11]) eine Mutter Erdgöttin, kurz einen bereits ziemlich ausgebildeten Polytheismus. Bei den Apalachen und Natsches galten die Sterne als Wohnort der verstorbenen Seelen, die Sonne als der der verstorbenen Helden — eine malaiische, wenigstens nicht ugrofinnische Vorstellung. Bei den Tschippewäh's hat sich dieselbe mit der ugrofinnischen (§ 263) dahin kombinirt, daß jeder Mensch zwei Seelen habe, deren eine zu den Sternen wandre (mal.) während die andre im Grabe wohnen bleibe und unter verschiedenen Gestalten auf Erden als Gespenst erscheine (ugrof.) — C) Der Glaube an Lokalgeister, die in Bäumen, Bergen ꝛc. wohnen, war den Malaien nicht minder eigen, als den Ugrofinnen, findet sich demgemäß denn auch bei allen Rothhäuten. Der Gespensterglaube und die Gespensterfurcht der ugrofinnischtatarischen Völkerfamilie (§ 263), kurz das Schamanenthum, ist dagegen vorzugsweise bei den nördlichen Stämmen der Rothhäute entwickelt. Hier werden denn auch namentlich die Seelen der Verstorbenen als Geister betrachtet, die man begütigen müsse. Das Appellativum für Geister ist bei den Huronen nantena bei den Irokesen hondal, bei den maudanischen Mengwe's choppenih und maunon-heha, bei den Tschippewäh's maschkape und namaschwa, bei den Dakota's uanöffgî ꝛc. Auch hier wieder sehen wir, daß für den Gottesbegriff sich bei jeder Völkerfamilie je Ein Wort von der Zeit des Urmonotheismus her erhalten hat, für den Geisterdienst aber, der als späteres Verderben einbrach, jeder Stamm seine besonderen Ausdrücke sich bildete. Begreiflich aber ist, daß, nachdem einmal Gott als „der große Manitu" an die Spitze der Geister gestellt war, der Name Manitu oder Okki oder Neo (neene) oder Wakon (wah) als Appellativbegriff auf die Geister übertragen ward, und somit die Bedeutung „Geist" erhielt. — Wie bei den tatarofinnischen Völkern so bei den Rothhäuten wurden nun die Schutzgeister als an irgend einen beliebigen Gegenstand (ojaron bei den Irokesen) gebunden gedacht und dieser als Amulet getragen. Damit kombinirte sich das malaiische Element, eine Thierspezies zum Wohnsitz des Schutzgeistes (zum totem) zu wählen, die dann von dem betreffenden nicht gegessen

[11]) Schoolcraft, Algonk. researches II, 212 f.

werden durfte (vgl. § 272 das Tabu der Polynesier.) Die Werwolfsage[12]) haben die Rothhäute mit allen Völkerfamilien gemein. Die Art der Zauberer und Zaubereien entspricht ganz der ugrotatarischen. Bei den Kanadiern heißen die Zauberer pillotoas, ostemois, arendiovann, bei den Ottowa's panans, bei den Dakota's we chasba Wakon, bei den Schwarzfüßen nahlose, bei den Delawaren sajotkatta. Der Zauberer gibt Aufschluß über die Zukunft, lockt Wild herbei, bannt Krankheitsdämonen, das alles häufig in ekstatischen und konvulsivischen Zuständen[13]). Auch der Glaube an Besessene (bei den Maudan's: otschkih-hädda) und an Hexen ist weitverbreitet; bei den Irokesen werden heute noch Hexen verbrannt. Furcht und Angst ist der Grundzug der Religion der Rothhäute, seit sie den Europäern bekannt geworden; Blutdurst und Grausamkeit der Grundzug ihres Charakters. Der Glaube an den „großen Geist" ist längst zur Mumie eingetrocknet.

Anm. 1. Die Sprachen dieser Stämme bieten das Bild des wildesten Sprachverfalls. Schon die Länge der Wörter in vielen dieser Sprachen zeigt, daß sie durch unendlich wiederholte Komposition aus verfallenen und devalvirten Wurzeln gebildet sind. Aus Tausenden von Beispielen nur wenige! Wenn bei den Komanchen „schneiden" nenochkian, bei den Tschippewäh's „Weib" gee-ack-au-we, bei den Wacko's „klein" téëthidekitz, bei den Kaddo's „Sohn" hinnincatrseh, „Finger" duts-ets-kats-ke, in der Zumisprache „See" tscatolilanah, bei den Kahwillo's „Leben" ninujeshmapacul, bei den Molele's „Liebe" tischktaschewetaungko heißt: wer vermag aus diesem Silbengeklapper noch erkennbare Wurzeln auszulösen? Und wenn jeder Stamm, jedes Dorf von vielleicht 100 Einwohnern seine eigene Sprache spricht: wer sieht da nicht ein, daß solche Zersplitterung unmöglich ohne unaufhörlich wiederholte lautliche Umwandlung der Wortstämme vor sich gehen konnte, die jedes Wiedererkennen der ursprünglich zu Grunde gelegenen Wurzeln unmöglich machen muß? — Nur um so wuchtiger ist die Thatsache, daß trotzdem in vielen dieser Sprachen sich noch deutlich erkennbare Wortstämme erhalten haben, und zwar ziemlich überall malaiische mit ugrofinnischen gemischt, die denn also für die von uns behauptete Mischung des Blutes Zeugnis ablegen. Aus einer großen Menge von Beispielen gebe ich nur folgende Blumenlese aus den kalifornischen, den Pueblo- und den athapaskischen Sprachen. (Ueber die letzteren vgl. Buschmann in den Abh. der Berl.

---

[12]) Müller S. 64.

[13]) Zum Christenthum bekehrte Zauberer haben diese Zustände für keineswegs fingirt erklärt, und sie dem Reiche der Finsternis zugeschrieben. (Müller S. 80 f.)

Akad. d. W. v. J. 1859, S. 50 ff. Es gehören dahin die der Tschippewäh, der Biberindianer, Tahkali's, Kinai's, Koloschen, Apachen, Inkilik, Dogrib, Navachos, Sikani's, Ugalenzen u. a. Die Pueblosprachen sind Tezuque und Zumi. Die Kotschimi sind ein kalifornischer Stamm.) — A) Malaiische Wurzeln und Wörter: Makua-kane hawai. „Vater," kotschim. *ak* und *käna* — waha Mund, kotschim. *aha* — wewangi Name, kotschim. *mimbanga* — getih Blut, kotschim. *jueta* — wahine Weib, Gattin, kotschim. *hwägin*, *wakoe*, *wuktu*, zumi *okea* und *iai* — huma, Haus, kotsch. *aji-huemen* — uku klein, tezuque *hiquia* — hai und pau sprechen, tez. *hii*, zumi *piji* — pono Baum, tez. *beh* — tshi klein, zumi *tsanna* — apat vier, zumi *awite* — kai essen, tez. *koo* — ongo hören, tez. *ojez* — etooa Gott, tez. *eose* — avae tahit. Fuß, tez. *au* — bukit Berg, tez. *piquai*, zumi *poke* — mate tot, biberindin. *mite* töten — tane Mann, Gatte, tschippew. *dinne*, biberind. *dunna*, *tine*, (tschippew. u. a. *tinne* Mensch) — quita, kita sehen, biberind. *kaneta* — kaki Fuß athap. *cu*, *cai*, *cagasch* — sejuk und ma-chökek kalt, tschippew. *ktekchoz*, kinai *ktechoz* — wanua, fenua, aina Erde. ugal. *nanee*, tahk. *nee* — lima Hand, athap. *laa*, *lani*, *llah* — camay tagal. Hand, athap. *kene*, *kuna*, *kone*, *kuina* ꝛc. — tangata polynes. Mensch, athap. *tenge*, *tenghi*, *tachköli* — kaiki, kane hawai. Sohn, athap. *askehaja*, *chuane*, *cheecane* — tahi, tai polynes. Meer, athap. *tu*, *too*, *towe*, *toa*, *tchu* Wasser, *atenni*, *toatna* trinken — gigi, niko, nio Zahn, athap. *houh*, *goo*, *gju*. — B) Ugrofinnische Wurzeln und Wortstämme: Paljo, falu viel, kotschim. *hauilej* — kiwe, kö Stein, kotschim. *kota*, tez. *kuk* — kuu Mond, kotschim. *gamma* — hugy Stern, tez. *ahgojah* — jo, jaki Fluß, tez. *koh* — pääw Sonne, tez. *pah* — ingni, anongkin Zunge, zumi *honinne* — tuba Stube, tez. *taiwa* Haus — taiwas Himmel, Tag tez. *tai* Licht, zumi *taiko-hanannai* Tag, tahk. *tsa* Sonne. tlask. *taöse* Sonne — et, dset essen, zumi *ito*, *etor*, tschippew. *etse*, *shati* (biberind. *atöun* und tahk. *utson*, Fleisch) — kuula und kurk Hals, tez. *kaiku* — silm sehen, tez. *tzi*, *tschai* Auge — atta, tate, iso Vater, athap. *atta*, *ata*, *tah*, *nta*, *staa* Vater, ferner: zumi *tatschu*, tahk. *utso*, Großmutter — tok schlagen, tschippew. *telkit* totschlagen — serke, serel verwunden, tschippew. *siltir* töten — jägna kolt, tschippew. *ghäjai*, *jakkai*, *cheita* Winter, athap. *jachs*, *jochös*, *jas*, *jath* Schnee — tul kommen, athap. *etelj*, *nathall* — ne sehen, nighor, nidun Gesicht, athap. *nila*, *nentsönö* tahk. und kinai *neetlen* sehen — quili Kräuter, Gras, athap. *klo*, *chlow*, *tchlo*, *glucho*, *tljuch* — kulke, jalka Fuß, athap. *katlnja*, *katch*, tschippew. und ugal. *chagut*, *kakout* Knie, tahk. *kutchlai* laufen — cheche Frau, tahk. *tschekwe*, dogr. *tschikwe*, andre athap. Sprachen *tseokeia*, *tzagai* — kala Fisch, tahk. *cloolai*, inkil. *tchjalch*, *kchchalch* ꝛc. und kotschim. *kahal* Wasser — jak anzünden, ugal. u. a. *chong*, *konh*, *kon* Feuer — chuli fliegen, kinai *kaselju* Flügel, — chora Hof (vgl. sonorisch cari Haus) athap. *cooah*, *cunno*, *kanka* — suikiä mager, athap. *seisekwe-tzik* hungrig — kütschük klein, athap. *ehtzakke* — kenne,

kan, Kind, athap. *zkaniken*, *zchanik*, *i-schinnika*, *eeskane*, *eshkee* ꝛc. — tan, tate dehnen, athap. *tsone*, *tsee*, *zzenn* Sehne, Knochen — chaga braten, ugal. *coath*, kochen — ami gehen, tahk. und kinai *ani* kommen — atla Speer, pinal. *aillotai* — angga (aztek. eca) Luft, Wind, dogrib. *eattige* — nokka, ongokto Nase, athap. *chee*, *chi*, *tsee*, *intsös*, *tschess* kalkagjak Rabe, kinai u. a. *tschijischlja*, *cheensla* — ulagan, fulgian roth. athap. *te-lkosse*, *etle-lkoss*, *ti-galtil* (?) — po, ba Wasser, kinai *bon*, *ben*, *bana* See — jätte sprechen, tahk. u. a. *jaltuk*, *jeste*. Und nachdem sich der sonorische Sprachstamm § 297 als ein Glied der ugro-finnisch-mongolischen Sprachfamilie erwiesen hat, können wir auch noch folgende bei den Rothhäuten sich wiederfindende sonorische Wortstämme den übrigen ugrofinnischen beifügen: nashha hören, athap. *nisch* — cocho krank, athap. *tan-chac* — tecual, Herr, Mann, athap. *tkichli*, *tachkoli*, *tschilje* — honaca Salz, athap. *nutge*, *nute* Salz, Salzwasser — gwaca Pfeil, athap. *kohuk*, *kcha*, *kahuss* — coa Schlange, athap. *coo*, *cotso* — tete, te Stein, athap. *te*, *tse* — noca sprechen, athap. *nok-eilnjik*, *nukilnjak* — tohakwitja, tossa weiß, athap. *tolkai*, *talkae*, *tekkine*, *halökai* — tuni Lippe, athap. *taon*, *tu*, *dthu*, *tso*, *toula* Zunge.

Anm. 2. Die obern Krikh's haben die Sage, aus dem Westen des Missisipi nach Florida eingewandert zu sein (*Malte-Brun* géogr. univ. V, 217.) Die Komanchen in Texas sagen, sie seien aus dem Westen eingewandert und hätten ein Kulturvolk vorgefunden (Buschmann, Spuren ꝛc. S. 362). Die Delawaren sagen, sie seien mit den Irokesen von Westen her eingewandert und hätten die zivilisirten Alligheví's vertrieben (Hecke-welder, archéol. Améric. I, 30). Dasselbe sagen die Arkansasindianer. Die Schawanesen am Ohio (Assal, die frühern Einwohner v. Amer. Heidelb. 1827, S. 87:) erzählen, ihre Vorfahren seien vor uralter Zeit über's Meer gekommen, und feiern ein Fest zum Andenken ihrer glücklichen Landung. Das Land am Ohio sei von einem weißen, Eisen besitzenden Volke bewohnt gewesen (vgl. darüber Anm. 3). Die Tschippewäh's sagen, ihre Vorfahren seien aus einem Lande, wo sie „bei einem verkehrten Volke wohnten", über einen langen und engen See voll Klippen und Inseln unter Eis und Schnee und großer Mühe und Noth in das Land und an den Kupferfluß gekommen (*Makenzie*, voy. dans l'intérieur de l'Amérique septentr. 1789—93; Paris 1802, I, 278.) Die ihnen stammverwandten Hundsrippenindianer sagen, ihr Stammvater Tschippewih habe an einer Straße zwischen zwei Meeren gewohnt, in dem Lande, aus dem die weißen Menschen kommen (Franklin, zweite Reise n. d. Polarmeer S. 308 ff.) Auch die Schielindianer am Makenzie wollen vor Alters aus dem Westen über einen Meeresarm eingewandert sein (Ausland 1843, Aug. nro. 238). Die Kalifornier wollen in Kalifornien von Norden her eingewandert sein (Augsb. allg. Ztg. 1850, 14. März.). Die Tschippewäh's und die Hundsrippenindianer sind also ohne Zweifel über die Behringstraße eingewandert. Wann? s. Anm. 3.

Anm. 3. Das weiße, eisenbesitzende Volk am Ohio, welches die Tschippewäh's

bei ihrer Einwanderung vorfanden, war ohne Zweifel ein normannisches. Gardar entdeckte 863 n. Chr. Island, Gunbjörn 877 Grönland; auf einer Entdeckungsfahrt von da lief Leif der Glückliche, Sohn Erik's des Rothen, in die „Mündung eines Flusses in einer Gegend, wo der kürzeste Tag 9 Stunden lang war", also unter 41° n. B. Die heutige Insel Neufundland nannte er „Helluland" (Steinland), Neuschottland „Markland", Massatschusets, wo er die Weinrebe traf „Vinland". (Al. v. Humboldt, Kosmos 270.) Nach ihm fuhr Thorfinn Karlsefne 1007 n. Chr. mit 160 Mann nach Vinland, und weilte dort drei Jahre, zog sich dann aber vor den feindlichen Einwohnern zurück. Aber normannische Pflanzer blieben dort; denn 1121 zog der grönländische Bischof Erich Gnupson nach Vinland, seine dortigen Landsleute im christl. Glauben zu befestigen. Die letzte Fahrt von Grönland nach Vinland wurde 1347 unternommen. Die Ruinen eines auf Rundsäulen stehenden Gebäudes bei Newport auf Rhode Island werden von Rafn, einem gelehrten Kenner nordischer Alterthümer, für eine normannische Taufkapelle gehalten, und in einigen dortigen Felseninschriften glaubte man Runen zu erkennen (Mém. de la soc. roy. des antiquaires du Nord, 1852, p. 133 u. 355.) Dr. Lund will sogar in Brasilien bei Bahia Runen und eine Thorsstatue entdeckt haben (Ausland 1840, S. 652) was auf Täuschung beruhen dürfte. Daß aber in der Nachbarschaft des Ohio im 12. Jahrhundert normannische Kolonisten saßen, ist geschichtliche Wahrheit. Demnach dürfte die Einwanderung der Tschippewäh's in jene Gegenden etwa in das 13. Jahrhundert gesetzt werden. Die Nachwirkungen des Sturmes, den Temutschin unter den Völkern Asiens erregte, mochte auch diese sibirischen Stämme zur Flucht und Wanderung veranlassen. — Was aus den Ueberbleibseln jener „Skarlinger" des Vinlandes wurde, weiß man nicht; sie mögen theils vertilgt worden, theils verwildert sein und sich mit ugrischen Stämmen gemischt haben. In der Sprache der kriegerischen Kaddo's (vgl. goth. hathus, ahd. hadu „Krieg"), die ihrer eigenen Tradition nach von Norden gekommen sind, finden sich neben ugrisch-sonorischen Wurzeln (aa, ugugh Vater, maso Hand, quia Leben, deta Zahn u. a.) auch einige, die sehr germanisch klingen (tunna Zunge, hatteto heiß, houchto Hauch, diska Tag, nubba Nacht, notsche, natse Nacken, hunniu Sohn, hee-cut See, datsch Dogge, dah Thier, dehka Tod, duschku Finsternis vgl. engl. dusk, kiaotsch Kind, dehto und teso dieser, dehe der, bete bei, tahho Dach, Haus.) — Die Sage der Hundsrippenindianer (Müller S. 129): ein Mann habe sie besucht, der Kranke heilte, Tote erweckte und ihnen heilige Bücher gab, läßt sich nur aus Erinnerungen an normannische Missionsversuche erklären (wobei die Indianer Erzähltes mit Erlebtem konfundirt haben). — Die Indianer am Ohio hatten die Tradition, daß ein an der Ostküste wohnendes weißes Volk von ihren Vätern vernichtet worden sei (Rauch S. 366, Anm. 2). — Im Indianerstamm der Mandanen am Missisipi glaubte man Nachkommen nach Amerika verschlagener Kelten (Waliser) zu erkennen (Rauch S. 363—371.).

§ 302. Die Sagen der Rothhäute.

A) Fluthsage. 1. Die Kanadier[1]) erzählen von einer Fluth, die die ganze Erde verheert habe; der einzige Messu (vgl. den Meshia der eranischen Sage § 224) habe sich gerettet und die verheerte Erde wiederhergestellt; ihn verehren sie als zweiten Gott[2]) neben dem Urschöpfer Ata-hokan. 2. Die Tschippewäh's erzählen: die ganze Erde sei unter einer Fluth begraben worden, in welcher alle Menschen umkamen; nur einer, *Mano*-bozho[3]) habe sich in einem Baum (d. h. Kanoe) gerettet. Manobozho habe dem Wasser Stillstand geboten, und mehrere Thiere nach einander untertauchen lassen, bis endlich eine Bisamratte ihm etwas von der untergegangenen Erde heraufbrachte; daraus habe er dann eine neue Erde hergestellt.[4]). — 3. Lenilapi und Irokesen: *Manu* kitschton, „der große Manu," schwamm im Anfang auf der Oberfläche des Wassers (vgl. 1 Mos. 1, 2), dann schuf er die Erde aus einem Sandkorn, und das erste Menschenpaar aus einem Baumstamm. Als die Menschen später durch eine große Fluth umkamen, verwandelte er die Seethiere in Landthiere und Menschen.[5]) (Vollendete Konfusion der Schöpfungs- und Fluthsage, als Konsequenz der Konfusion des Schöpfers mit dem Fluthheros.) — 4. Knistino's am obern Missuri: Als die ganze Erde von einer Fluth bedeckt war, und alle Menschen umkamen, ergriff ein Weib: Kwaptaw „Jungfrau", den Fuß eines fliegenden Vogels (Konfusion des Raben mit der Arche!) wurde von ihm auf eine Klippe gerettet, gebar dann, von einem Königsadler befruchtet, Zwillinge, von denen die neue Erde bevölkert wurde. — 5. Apalachen: Die Sonne stand in ihrem Lauf einmal 24 Stunden still[6]); da trat das Wasser des Sees Olaimi so aus, daß es die

---

[1]) Die Belege für dies und das folgende s. bei Müller S. 112.

[2]) Der jafetidisch-heidnische Messu-Name (Manuscha, Meshia) sowie die ganze Gestalt der Sage erlaubt nicht, dieselbe etwa aus Predigten normannischer Missionare abzuleiten; in diesem Falle müßte uns ein dem Noah ähnlicher Name begegnen.

[3]) Der Manu-Name beweist wieder, daß die Sage aus Asien mitgebracht ist.

[4]) Die Indianer haben dann aus Manobozho eine Art neckischen Kobold gemacht, den sie als Orakelgott befragen, und den sie mit der Werwolfsage in Verbindung bringen (Müller S. 130 ff.)

[5]) Müller S. 107 u. 110.

[6]) War das Faktum Jos. 10, 12 ein objektives, folglich auf der ganzen Erde bemerkliches, so konnte sich eine Erinnerung daran bei verschiedenen Völkern

Gipfel der höchsten Berge bedeckte mit Ausnahme des Berges Olaimi, auf dem ein Sonnentempel stand. Wer diesen Ort erreichen konnte, wurde gerettet; nach 24 St. begann die Sonne ihren Lauf wieder, und die Fluth verlief sich. — 6. Bei den Tschirokesen zeigt ein Hund seinem Herrn die bevorstehende Fluth an, und dieser rettet sich. — B) Schöpfung, Sündenfall, Kain's Brudermord. 1. Mengwe's[7]: Tschi-Maniton schafft auf einer Insel Thiere aus Lehm; die Manitu's (vgl. die Elohim) sehen zu und freuen sich darüber; Tschi-maniton („der große Manitu") kriecht in jedes der lehmernen Thiere hinein und belebt es; welche ihm nicht gefielen, vernichtete er; die andern durften auf das Festland schwimmen. Er schuf eines, das so groß war, daß er sich selbst vor ihm fürchtete. Er schuf auch eines in Menschengestalt; es gefiel ihm nicht; er vergaß aber es zu vernichten, da wurde aus demselben der böse Geist Matschinito. — 2. Dakota's: Die ersten Menschen stunden, als sie vom großen Geist erschaffen waren, wie Bäume in der Erde festgewurzelt; da benagte sie die Schlange, und ihr haben sie es zu danken, daß sie sich frei bewegen können. (Ophitismus!) — 3. Irokesen und Onondagas: Die Menschen (oneidas) sind aus onia (Stein, Erde) geschaffen. Der große Geist hauchte zweien Gestalten, die er aus Erde gemacht hatte, aus seinem Munde Odem und Leben ein; so entstanden „der erste Mann" und „die Gefährtin". Der erste Mann, Juskeka,[8]) erschlug aber seinen Bruder, und wurde dadurch Herrscher der ganzen Welt. — 4. Mandanen: Als die Mandanen anfangs noch mit den Mönitarri's zusammenwohnten, erschien ihnen der große Geist sichtbar in Menschengestalt. — 5. Wakosch's: Der Weltschöpfer Quahutze[9]) erschien der Stammmutter der Menschen in Menschengestalt. — 6. Lenilenapi: Nahabusch oder Nanabusch[10]) schuf auf Befehl des großen Geistes Pflanzen und Thiere, empörte sich aber gegen Gott,

---

erhalten. Auch die Phaetonsage der Griechen scheint eine solche Erinnerung zu sein. Bei den Apalachen hat diese Erinnerung sich anachronistisch mit der an das viel ältere Ereignis der Fluth vermengt.

[7]) Schoolcraft bei Müller S. 108 f.

[8]) Die Arikarra's (ein Mengwestamm) nennen den ersten Menschen Ihkotschu, auch Ssiritsch.

[9]) Qua=kami „Gott" und hutze=kitschi „groß" —?

[10]) Vgl. die Nena der Azteken § 299 und der Martiakaner § 300.

weil dieser ihm seinen Bruder getötet hatte (tolle Konfusion des Sündenfalls mit Kains Brudermord!); der große Geist versöhnte sich aber mit ihm, und schenkte ihm die Zauberformel Metai zur Heilung. — 7. Wiandot's: Der Schöpfer schuf zwei Brüder, einen guten und einen bösen; letzterer tötete seine Mutter, und wurde dafür vom Schöpfer getötet, und die Großmutter, die ihn zum Mord angestiftet hatte, wurde in den Mond verwandelt. — 8. Nach einer Sage der Mengwe und Lenilenapi heißt der erste Mensch Numank matschana (bei den Mönitarri's Ehsicka Wahäddish) und wird mit dem Fluthheros und dann auch mit dem großen Geiste selbst identifizirt. (Es ist wohl der in Menschengestalt erscheinende Gott, vgl. B nro.4—5, gemeint.) — 9. Tschippewäh's und Hundsrippenindianer: Die Erde war anfangs mit Wasser bedeckt, da tauchte ein ungeheurer allmächtiger Vogel (vgl. § 301 den Vogel Wakon, und 1 Mos. 1, 2 den über den Wassern webenden Geist Gottes — von letzterem könnten die Hundsrippenindianer allenfalls durch normannische Missionare gehört haben, aber näher liegt es gewiß, an jenen „Vogel Wakon" zu denken) in's Wasser, da erhub sich die Erde aus dem Wasser, und auf seinen Befehl kamen die Thiere hervor. — 10. Mingo's (ein Mengwestamm): Mitschabu, der „Halter des Himmels" (taronhiawagon) lebte eine Zeitlang unter den Menschen; er überwand die Riesen; indem er große Steine auf sie wälzte[11]). Die nämliche Sage haben die Onondaga's, die ihn hiawatha den „himmlischen" nennen.

---

[11]) Müller S. 119.

Zweites Buch.

Die Offenbarung Gottes.

§ 303. Zusammenfassung des bisherigen Ergebnisses.

Was § 190 als Behauptung hingestellt wurde, hat sich nun beim Rundgang durch die Kultur- und Religionsgeschichte sämmtlicher Völkerfamilien der Erde bestätigt. Von einem Vorwärts- und Aufwärtsschreiten aus Fetischismus zu Polytheismus und aus diesem zu einer allmählich aufdämmernden Erkenntnis Eines Gottes läßt sich nirgends auch nur die geringste Spur konstatiren; gerade umgekehrt aber läßt sich bei allen Völkern der Heidenwelt ein *Herabgesunkensein von früherer, relativ reinerer Gotteserkenntnis* aufs bestimmteste nachweisen; selbst bei solchen, die ganz in den rohen Aberglauben des Fetischismus versunken sind, stehen noch einzelne, dem Volke selbst zuweilen unverständlich gewordene, aber objektiv darum nur um so wichtigere Reminiszenzen an die frühere Verehrung Eines unsichtbaren Weltschöpfers und Weltregierers wie Ruinen da. Als Ursache dieses Sinkens hat sich allenthalben *das Streben, die Sünde zu entschuldigen,* das strafende Gewissen einzuschläfern, den *heiligen* Gott in die Ferne zu rücken, herausgestellt. Hand in Hand mit diesem religiösen Sinken geht ein Sinken in der *Kultur*. Die Inseln der Malaien, Nord- und Südamerika nicht minder wie Asien und Afrika haben uns den Beweis geschichtlicher Thatsachen dafür geliefert, *daß das höchste Alterthum eine Zeit höchster und allgemeinster Kultur war,* nicht in dem Sinne, als ob nicht im Laufe der späteren Jahrtausende noch sehr wichtige *technische* Erfindungen und Entdeckungen gemacht worden wären und die staatlichen und sozialen Zustände sich mehr und mehr komplizirt hätten, wohl aber in dem Sinne, daß bei weit einfacheren Zuständen und einfacheren Mitteln die Kultur des höchsten Alterthums eine weit *genialere* war, als die der Folgezeit. Künst-

licher ist die Welt geworden, geistvoller nicht (vgl. § 257.) Die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur hat sich innerhalb der sich selbst überlassenen Menschheit, innerhalb des Heidenthums also, im Grunde nur nach der Seite der Astronomie hin, als Sternbeobachtung, die mit Sterndeutung verknüpft war — nach dieser Seite hin aber schon im höchsten Alterthum — entwickelt; die Physik lag selbst bei den Griechen noch in den Windeln; das beste in wissenschaftlicher Erkenntnis haben im Alterthum die alten Perser (§ 208) gerade sie, die den Einen, unsichtbaren Gott verehrten, geleistet[1]); aller höhere Fortschritt der Wissenschaft ist erst unter dem Tageslicht, das mit dem Christenthum anbrach, erblüht. Die Kunst im engeren Sinne ist so alt wie die Menschheit, und gehört zur Menschheit; wir kennen kein Kulturvolk des Alterthums, das nicht Poesie und Musik besessen hätte; die letztere ist bei den Aegyptern, Assyrern und Chinesen uralt; das System akustischer Entwicklung war noch ungelenk aber charaktervoll. In der Entwicklung der Architektonik und der Plastik zeigt sich von den Aegyptern und Assyrern zu den Griechen ein hoher Fortschritt, analog wie in der Poesie, aber ein Fortschritt, auf welchen Rückschritt und Verfall folgte. Ueberall, wo Kultur in höherem Sinn sich bei einem Volke entwickelt, steigt sie wie ein Nordlicht empor, um wieder zu verlöschen; wie ein wetterleuchtendes Gewölk zieht sie über die Reihe der Nationen hin, und hinter ihr wird es tiefere Nacht. Verfallen ist die alte Kultur der Aegypter; verfault die der Inder, verknöchert die der Chinesen, auf christliche Nationen vererbt die der Griechen und Römer, und von den alten Kulturreichen der Malaien, der Aimares und der Tolteken geben nur Ruinen uns noch Kunde. Während aber die Kultur wie ein flüchtiger Lichtschein über wenige Völker dahinzieht, zeigt uns die Geschichte bei der ungeheuren Mehrzahl der übrigen den Prozess unaufhörlicher Verwilderung, und selbst bei jenen wenigen vermag die Kultur die Macht des Sittlich-bösen nicht zu brechen; die zur Nationalsitte gewordene Sünde ist es vielmehr, welcher die Kultur erliegt. Die Sünde wirkt verwildernd; ist erst einmal der Eine, heilige Gott in die Ferne geschoben und vergessen, so bleibt der zweite Schritt nicht aus, daß der Polytheismus entweder zu blindem Aberglauben hinabsinkt oder in frivole Religionslosigkeit und Skepsis umschlägt. Daß der Eine, heilige Gott von den Menschen vergessen wurde, zeigt uns die Geschichte der

[1]) Auch die Gelehrsamkeit der Alexandriner ruhte ja wesentlich auf der Grundlage der ägyptischen und orientalischen.

Religionen auf jedem Blatte; daß er von ihnen erfunden, ersonnen, entdeckt worden wäre, auf keinem. Selbst wo nach Zeiten der Gottvergessenheit reformatorische Rückwendungen zu Gott stattfanden, wie im 6. Jahrh. v. Chr., da waren es entweder von vornherein entschiedene Deformationen und Perversionen (wie bei Sâkhjamuni und Khungtse) oder die Reformation, wenn auch ehrlich gemeint, trug (wie bei Zarathustra vgl. § 222 f.) schon den Keim neuen Verfalles in sich. Die Geschichte der sich selbst überlassenen Menschheit ist nicht Entwicklung sondern Verwicklung und Verfall. — Aber noch ein Zweites hat sich uns unumstößlich ergeben: die Einheit des Menschengeschlechtes und die Einheit seiner Urtradition, d. i. die Wahrheit seiner Urgeschichte. Ob die in § 247 aufgestellten Vermuthungen über die Stammväter der einzelnen Völkerfamilien durchweg richtig seien, mag Gegenstand weiterer Diskussion sein; aber völlig unabhängig von dieser Frage hat sich — aus rein physiologischen, ethnographischen, historischen und linguistischen Untersuchungen — die wissenschaftliche Gewißheit ergeben, daß die Bevölkerung aller Erdtheile von dem Westen Innerasiens, dem Eufratgebiete, ausgegangen ist. Nach allen Theilen der Erde nahmen sie die Erinnerung mit an Einen, unsichtbaren Gott, der im Anfang den Menschen sich sichtbar geoffenbart habe, an eine Sünde der ersten Eltern, begangen von dem Weibe durch Essen einer verbotenen Speise, unter dem Einfluß eines Verführers, der meist mit einer Schlange in Beziehung erscheint, an den Eintritt des Todes als Folge und Strafe dieser Sünde, an einen Brudermord, an eine Dreiheit von Brüdern, welche die Künste, namentlich der Metallbearbeitung, erfanden, an ein Geschlecht von Gewaltigen oder „Riesen", die wider Gott sich empörten (speziell: „die Töchter der Götter zu Weibern begehrten"), an eine die höchsten Berge bedeckende Fluth, in welcher alle Menschen bis auf Eine Familie umkamen, an einen Berg, auf dessen Gipfel diese Familie landete, an Vögel, die der Vater dieser Familie aussandte, an einen Regenbogen, der mit seiner Rettung in Beziehung stand, an drei Söhne dieses Mannes als Stammväter der verschiedenen Völker, an eine neue Empörung wider Gott, indem die Menschen einen Bau, der bis in den Himmel reichen sollte, aufführen wollten, an ein Feuer vom Himmel, das diesen Bau zerstörte, die Sprachen verwirrte, die Trennung der Völker veranlaßte.[2]) Aber diese Sagen der Heiden ver-

[2]) Vgl. § 207, 224, 231, 240, 255, 260, 262, 266, 268, 269, 271 (sub C), 272, 274, 278, 281, 283, 287, 288, 289, 296 (vgl. 298), 302.

halten sich zur israelitischen Urtradition in der heil. Schrift, wie trübe, oftmals verzerrte und konfuse Nebelgestalten zu dem hellen Tageslicht, sodaß der Sinn jener Sagen häufig erst durch die Vergleichung mit dieser klaren Geschichte verständlich wird. Die Sünde wird in jenen entschuldigt, Noah mit Adam ja mit Gott selbst konfundirt, Menschen zu Göttern erhoben, hin und wieder (vgl. § 300 und § 302, B, 2) die Schlange geradezu als Reichthum oder Weisheit spendende Wohlthäterin des Menschengeschlechtes gefeiert und verehrt. Und doch sind trotz aller solchen Verworrenheit die charakteristischen Züge bis in's Einzelne (vgl. den Regenbogen, das Aussenden der Vögel, dann in der eranischen Sage § 224 die drei Stockwerke der „Umzirkung" und das Fenster!) so treu erhalten worden, daß gegen die ursprüngliche Identität dieser Sagen mit der biblischen Urtradition gar kein Zweifel möglich ist. Die verschiedensten Völker aus den verschiedensten Völkerfamilien besitzen die Erinnerung an Eine gemeinsame Urgeschichte ihrer gemeinsamen Stammväter, und diese Gemeinsamkeit der Erinnerung reicht genau bis zum Thurmbau und der Sprachverwirrung und nicht weiter hinab. Die Völker könnten sich aber an diese gemeinschaftliche Urgeschichte nicht erinnern, wenn dieselbe nicht von ihren Urvätern erlebt worden wäre. Der Schluß: „weil die Heiden ähnliche Sagen haben, ist die biblische Urtradition auch nichts besseres als eine solche Sage", ist das Nonplusultra von Gedankenlosigkeit. Dieser Schluß würde die Annahme voraussetzen, daß die gemeinsamen, noch ungetrennt lebenden Vorfahren der Menschen sich zusammen hingesetzt und mit einander jene „Sage" von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sintfluth &c. ersonnen, erfunden, erdichtet hätten — denn wenn sie nicht Geschichte sondern Sage sein soll, muß sie ersonnen sein, und wenn sie ersonnen sein soll, muß sie von irgend jemandem (einem oder vielen) ersonnen sein, und wenn Völker, die seit Jahrtausenden bis vor wenigen hundert Jahren völlig von einander geschieden lebten, also nicht durch gegenseitigen Verkehr diese Sage einander mitgetheilt haben können, gleichwohl alle, eines wie das andere, Versionen und Gestaltungen dieser einen und selben Sage besitzen, so müßten die gemeinsamen Ahnen dieser getrennten Völker es gewesen sein, welche diese Sage gemeinsam ersonnen haben — aber die „Sage" reicht ja hinab bis in die Völkertrennung, und enthält letztere noch mit! Wie könnte doch das noch ungetrennte Geschlecht die Sage von der ge-

schehenen Trennung der Sprachen und Stämme ersonnen und sich selbst glauben gemacht haben? Und wie wiederum könnte diese Nachricht vom Thurmbau und der Völkertrennung sich bei den verschiedensten Völkern, den Otschi-Negern im Westen Afrika's, den Tonga's in Polynesien, den Tolteken in Mexiko ꝛc. finden, wenn sie nicht auf diese einzelnen Völker von ihren eigenen Stammvätern her ererbt war — und das konnte sie nur, wenn sie nicht Sage, sondern Erlebnis war. Die Gemeinsamkeit der heidnischen Ursage, in der die verschiedensten Völker aller Erdtheile und aller Rassen übereinstimmen (während sie in ihren speziellen, polytheistischen Nationalsagen rassen- und familienweise auseinandergehen, vgl. § 266) liefert den Beweis für die geschichtliche Wahrheit der biblischen Urtradition.

Anm. Die Lüge ist der Affe der Wahrheit, das Heidenthum der Affe der Offenbarung Gottes. Einzelne chinesische Stämme, bei denen sich sonst keine Spur buddhistischen Einflusses zeigt, (so die Inka's § 295) hatten die Sitte eines solennen Bades der neugeborenen Kinder, eine Sitte, die ohne Zweifel (ebenso wie die Einrichtung der Läuferpost) in uralter Zeit von den eranischen Völkern (§ 216) zu den mongolischen übergegangen war. Eine besondere religiöse Bedeutung wurde nicht mit diesem Badeakt verbunden (s. § 216); mit der christlichen Taufe hat er also nur äußerliche Aehnlichkeit. — Weit mehr innere Aehnlichkeit mit ihr hat jene, § 202 beschriebene brahmanische Dîschkâ-Zeremonie; diese ihrerseits mag für die buddhistische Kinder-Eintauchung (die wir § 299 bei den Azteken wiedergefunden haben) das Vorbild gewesen sein. — Aber was folgt daraus? Nichts anderes, als daß im höheren Alterthum auch innerhalb der sich selbst überlassenen Menschheit die Erkenntnis noch wach war, daß der Zustand des Menschen ein so organisch-verkehrter sei, daß ihm ein völliges Neugeborenwerden (s. § 202) Noth thäte. Ein richtiges Postulat lag ursprünglichst (vielleicht auch bei den Eraniern) jenem Brauch zu Grunde — ein Postulat, wie es von Johannes dem Täufer wiederholt wird, dessen Erfüllung aber erst Christus gebracht hat, indem er dem Bedürfnis einer Wiedergeburt in der christlichen Taufe mit der Gewähr und Gewährung der Wiedergeburt entgegenkam. Das Heidenthum hatte zuerst nur das Postulat, alsdann nur des Postulates nicht mehr begriffenes Zeichen. — Bei mehr als Einem heidnischen Volke finden sich Sagen — nicht etwa nur von Göttersöhnen (die weil sie nur die unmittelbare Konsequenz des Polytheismus und der polytheistischen Göttergenealogien sind, mit dem geoffenbarten Gottessohne nicht in Analogie sondern nur in Gegensatz stehen), sondern auch von irgend einem Jungfrauensohn. Allein hier fallen alle jene Sagen (§ 250 Anm. 2), welche phönizischen Ursprungs sind, als Symbolisirungen astronomischer Naturvorgänge (Wachsen des Mondes als Befruchtung der Mondgöttin dargestellt) gänzlich außer Betracht; sie haben

nur eine zufällige und fratzenhafte Aehnlichkeit mit dem heiligen Mysterium, womit D. Fr. Strauß (Leb. Jesu krit. bearb. I, § 14) sie in Parallele zu setzen nicht für unfläthig erachtet hat. Auch die Sonnensohn-Sage der mongolischen Völkerfamilie (§ 266, 269, 286, 298) hat (nach § 266) polytheistischen Ursprung; der Sonnengott war den Völkern mongolischer Rasse ein beträchtlich tief unter dem Weltschöpfer stehender Untergott, und auf ihn sollte der Stammbaum des Herrschergeschlechtes zurückgeführt werden. Die Macht der Lüge produzirt Fratzen, die sich zur Wahrheit verhalten, wie eine Karrikatur oder Parodie zu einem Kunstwerk. — Das Kreuzzeichen findet sich, man weiß nicht in welcher Bedeutung, auf alten vorchristlichen keltischen Münzen, ebenso als skandinavisches Runenzeichen, sodann (als Henkelkreuz) bei den Emblemen des indischen Çiva, und so ist es in den Buddhismus aufgenommen und mit ihm auch zu den Azteken gekommen, in deren Hieroglyphik es (nach Ishhtilshhoquitl) den Gott des Regens und der Gesundheit und auch den Baum der Nahrung bezeichnet haben soll. Auch auf ägyptischen Denkmalen findet sich das Henkelkreuz, wo es (nach Champollion) „Hilfe" bedeuten soll. Die mathem. Figur zweier sich rechtwinklig durchkreuzender Linien ist an sich eine so einfache, daß es nicht in Verwunderung setzen kann, sie bei verschiedenen Völkern als Zeichen für verschiedene Dinge oder Begriffe angewendet zu finden. Die Aehnlichkeit mit dem historischen Marterinstrument der Römer und mithin mit dem christlichen Kreuze ist selbstverständlich eine rein zufällige, und nichts ist bodenloser, als wenn J. W. v. Müller auf das Vorkommen jenes (buddhistischen) Ideogramms bei den Azteken die Vermuthung baut, daß der Apostel Thomas nach Amerika gekommen sei und dort (den Azteken?!!) Christum gepredigt habe! Er und Tiedemann (Heidelb. Jahrb. 1851, 176) meinten sogar in Quetzalkoatl ein Porträt des Apostels wiederzuerkennen! — Man kann die Parallelisirung scheinbarer Aehnlichkeiten zwischen den heidnischen Religionen und der göttlichen Offenbarung noch weiter treiben. Auch die letztere hat ihre Thiersymbolik. Zwar die Schlange des Paradieses ist kein Symbol sondern gehört der Geschichte an; nur das Heidenthum hat hin und wieder aus der Schlange eine Reichthum oder Weisheit spendende wohlthätige Gottheit gemacht (siehe oben im §.) Aber wenn bei den Aegyptern das Wesen einzelner Götter sich in der Gestalt einzelner Thierarten versinnbildlicht — wird nicht auch der Weltheiland als „das Lamm Gottes" und als „der Löwe aus Juda" bezeichnet, und versichtbarlicht sich nicht das Herabkommen des heil. Geistes auf ihn in einer Taubengestalt? Ja, ganz richtig. Das Heidenthum hat hier wieder die Karrikatur der Wahrheit. In der Offenbarung Gottes können Lamm, Leu und Taube, auch die כרובים Farre und Adler (Ezech. 1, 10; Offenb. 4, 1) zu Gleichnissen und Sinnbildern dienen, und das mit Recht und ohne Entweihung des Heiligen; denn es sind ja (§ 91) Gottesgedanken, die in der Natur und in den einzelnen Gattungen der Naturwesen verwirklicht sind; im Verhältnis des Hauptes zu den Gliedern, des Weinstocks zu den Reben, des Saatkorns zum künftigen Halm, des Hungers und Durstes und seiner Stillung, des Vaters und der Mutter zu dem Kinde,

des Bruders zum Bruder, des Bräutigams zur Braut, sind höhere, umfassendere geistliche Verhältnisse abgespiegelt; die ganze Natur ist ein Gleichnis geistlicher Dinge; so sind auch ethische Qualitäten, wie die Geduld, die Siegeskraft, die Reinheit, in Lamm, Löwe und Taube abgespiegelt, und so kann das Niedere benutzt werden, um als ein Gleichnis zum Höheren emporzuweisen. Das Heidenthum hat daraus eine Karrikatur, eine Fratze gemacht; indem es das Thier nicht als Gleichnis sondern als Wohnsitz und Inkarnation eines Gottes betrachtete (Joh. 1, 32 u. par. ist nicht ein Thier Wohnsitz und Inkarnation — sondern eine visionäre Thiergestalt gleichnisartige Versichtbarlichung des h. Geistes), hat es das Höhere in das Niedere herabgezogen, und, statt den Blick von der Kreatur aufwärts zu erheben zum Schöpfer, Haupt und Kniee vor der unter-menschlichen Kreatur in den Staub, ja in den Koth geworfen, und ist hin und wieder (§ 263 u. § 267) bei dem Aeußersten angelangt, den eigenen Stammbaum auf das unvernünftige Vieh zurückzuführen — bei welchem Extrem die Weisheit des modernsten Abfalles von Gott abermals angelangt ist. — (Die שְׂרָפִים Jes. 6, 2 ff. sind nicht mit Gesenius als Schlangengötter von שָׂרַף „Schlange", sondern als „Thronfürsten" mit Winer vom arab. sharîf abzuleiten. Wie käme Jesajas zu Schlangengöttern, er, welchem 27,1 die Schlangen Sinnbilder der gottfeindlichen Mächte sind!)

Erster Abschnitt.

Die erlösenden Gottesthaten.

§ 304. Die Sintfluth.

Daß die Gesetze des Naturmakrokosmus sowie des menschlichen Mikrokosmus im voraus auf die Möglichkeit hin, daß der Mensch sich für's Böse entscheide, von Gott geordnet waren, wurde § 129 ff — daß die Prüfung der ersten Menschen unter keiner andern Form verlaufen konnte, als unter welcher sie nach 1 Mos. 3 verlaufen und die nun durch die Sagen aller Völkerfamilien bezeugt ist, wurde § 128 erwiesen. Vom Eintritt des Sündenfalles (und dadurch bedingten Eintritt des Sterbenmüssens, der Todesverwirklichung) an beginnt nun die Reihe der Thaten, mit denen der lebendige, in seiner Heiligkeit gnädige Gott in die zur Verwicklung sich gestaltende Entwicklung des Menschengeschlechtes eingreift, um dasselbe erlösbar zu erhalten, d. h. vor dem Sinken aus dem Sündezustand (§ 114—124) in den der Verstockung (vgl. § 130 u. 131) zu bewahren. Die erste dieser Thaten ist die Sintfluth, die zweite die Sprach- und Völkertrennung. Mit der

Berufung Abram's zum Stammvater eines erwählten Volkes beginnt dann die Reihe derjenigen Gottesthaten, welche die Erlösung selbst schon positiv vorbereiten, neben welchen dann aber die erstere Reihe (die der züchtigenden, erlösbar erhaltenden Thaten) sich immer noch fortsetzt. — Die gottvergessene, aber die kreatürlichen Geistesanlagen menschlicher Natur genial entfaltende Sippe Kain's lebte anfangs von der gottesfürchtigen Sippe Sem's[1]) getrennt, diesen „Kindern Gottes" (6, 2), deren Stammbaum auch 5, 1 ff und Luk. 3, 38 auf Gott als den Schöpfer Adams bedeutsam zurückgeführt wird. Allgemeines Verderben drohte, als beide Sippen sich zu mischen begannen. Denn weiteres, als dies, ist in den Worten 1 Mos. 6, 1 ff. nicht gesagt. Mögen Hiob 1, 6 die Engel als Söhne Gottes bezeichnet werden — 1 Mos. 1—6 war von Engeln noch nicht die Rede, und nur heiliggebliebene, gute Engel (wie Hiob 1, 6), nicht gefallene, frevelnde könnten als b'ne elohim bezeichnet werden. Auch Christus der Herr tadelt an den Zeitgenossen Noahs nur dies, daß sie leichtsinnig in den Tag hinein lebten, „aßen und tranken, freiten und sich freien ließen" (Matth. 24, 38; Luk. 17, 26); von widernatürlichen, außergewöhnlichen Greueln, von geschlechtlicher Vermischung zwischen Teufeln und menschlichen Weibern hat er nichts in jener Stelle der Genesis gelesen. Die heidnischen Sagen wissen von einem der Sintfluth vorhergegangenen Riesengeschlecht; die heil. Schrift weiß auch davon nichts. Als wollte sie recht geflissentlich solche Sagen heidnischer Nachbarvölker widerlegen, sagt sie V. 4: „Die N'philim sind gewesen auf der Erde in jenen Tagen, aber auch nach jener Zeit, in welcher die Söhne Gottes zu den Töchtern der Menschen kamen." In der That, auch 4 Mos. 13, 33, zu Mosis Zeit, ist von „den Nephilim" als den drei Söhnen Enak's (vgl. V. 22) die Rede; sie werden aber V. 28 ganz nüchtern zur „Kraft des Volkes" gerechnet, und 5 Mos. 1, 28; 2, 10; 9, 2 als „großes Volk" d. i. als Leute von großer Statur bezeichnet, und mit keinem Worte als übernatürliche Riesen beschrieben; vielmehr gelingt es Josua (Jos. 11, 21 f; 15, 13 f.) sie zu bezwingen. Und so werden sie denn auch 4 Mos. 13, 32, sogar in dem Munde der übertreibenden Kundschafter, ganz nüchtern nur als an'schê middôth, als „Leute hoher Statur" charakterisirt. Ist dem so, so kann in dem

---

[1]) 1 Mos. 4, 26, wo שָׁם nicht „damals" sondern „dort" heißt, nicht temporal, sondern lokal (im Gegensatz zum Lande Nod und seinen kainitischen Bewohnern) zu fassen ist.

Wort נפיל als solchem nicht die Bedeutung „Riese“ stecken[2]), sondern höchstens die eines „Menschen von hohem Wuchs“, falls man das Wort von einem obsolet gewordenen Stamme נפל=פול ableiten will (arab. phâla „wachsen, dick werden“, aram. und arab. phîl „Elefant“ als dickes plumpes Thier) was mir allerdings besser scheint, als Winer's Ableitung von נפל in der Bedeutung irruere. — Solche Leute von großer Statur habe es allerdings vor der Sintfluth, aber auch nach derselben noch gegeben, sagt der Autor der Genesis, und tritt damit den Träumereien der Heiden entgegen, in deren Phantasie das vorsintfluthliche Geschlecht zu Riesen im fabelhaften, mythischen Sinne gewachsen, ja zu Göttern erhoben war. Aber nicht in ihrer Körpergröße lag die Gefahr, sondern darin, daß die Gottvergessenheit der Kainiten auch die Sethiten ansteckte. Da ließ der lebendige Gott, der den Naturlauf nach den Naturgesetzen und dennoch nach seinem Willen lenkt (§ 101 Anm.) die Sintfluth eintreten, die so wenig ein Wunder gewesen zu sein braucht, als frühere Tertiär- oder Sekundärfluthen Wunder waren. Daß er Noah sich offenbarte und ihn zum Bau der Arche anwies, das gehört in die Kategorie des Wunders (§ 134). Die geschichtliche Wahrheit der Sintfluth und der Errettung Noah's und seiner drei Söhne ist durch die Erinnerung aller Völkerfamilien der Erde bezeugt (§ 303); daß die Geologie damit einverstanden ist, siehe § 257.

§ 305. Die Sprach- und Völkertrennung.

Das züchtigende Ereignis der Sintfluth hatte den Zweck und den Erfolg, die Menschheit erlösbar zu erhalten (indem es verhütete, daß das Verderben gottvergessener Verstockung alle Menschen bis auf den letzten ergriff) aber nicht, sie zu erlösen. So dauerte denn die organische Verderbtheit, d. h. jener pathologische Sündezustand (§ 114 ff.) auch nach der Fluth fort, und führte fünf Generationen nach Noah, anderthalb Jahrhunderte nach der Fluth, bereits zu einem abermaligen Stadium kritischer Art. Der Trieb, den heiligen Gott, dessen allgegenwärtige Nähe im strafenden Gewissen des Sünders sich peinlich manifestirt, in die Ferne zu rücken, und „dessen, was uns drückt, los zu

---

[2]) Gerade der auffallend große Og (5 Mos. 3, 11), dessen Bett nach dem Berichte Eines, der dies Reliquienstück noch vor Augen hatte, 9 Unterarm-Längen, d. i. ungefähr 2,7 Meter, also etwa 10 Fuß lang war, dessen Körperlänge also etwa 8 Fuß betragen haben mag, wird nicht als naphîl bezeichnet.

werden," führte auf den höchst genialen, nur leider satanisch=genialen Gedanken: „laßt uns nicht mehr Geschöpfe Gottes sein, sondern uns einen Gott machen, der unser Geschöpf und unsrer Art und Natur adäquat sei." Ein schêm, ein Symbol und Bild dieses Gottes, sollte zur Anbetung aufgestellt werden; daß dies der Sinn von 1 Mos. 11, 4 sei, ist schon § 255 gezeigt, und wenn wir uns an die Geschichte der heidnischen Religionen in Buch 1 zurückerinnern, werden wir kaum zweifeln, daß die Sonne es war, die als wohlthätig wirkendes, über Böse und Gute gleichermaßen scheinendes Naturwesen zu jenem Gotte auserseheu wurde; ist doch in allen Religionen der Menschen (d. i. heidnischen Religionen) sie es, welche zuerst dem unsichtbaren Welt=schöpfer als zweiter Gott an die Seite tritt. Damals aber, zu Pheleg's Zeit, sollte sie als einziger Gott an seine Stelle treten, die sichtbare Kreatur an die Stelle des unsichtbaren Schöpfers, das Naturgesetz an die Stelle des ethischen Gesetzes. Der am Himmel strahlenden Sonnengottheit war es gemäß, daß der ihr zu Ehren zu errichtende Tempelbau hoch über die Erde bis an den (als Gewölbe vorgestellten) Himmel reichen sollte. Von welchem Individuum dieser Gedanke ausgegangen sei, ob von einem Nachkommen Sem's oder Ham's oder Jafet's, wird nicht berichtet; daraus ist zu schließen, daß, von wem er auch zuerst ausgesprochen sein mochte, das ganze, noch vereint beisammen wohnende Menschengeschlecht ihm einstimmig und einmüthig zufiel und in dem Vorschlage nur das wiederfand, was allen schon halbbewußt im Herzen gelegen hatte. Der gegen den ethischen Gegen=satz adiaphore regelmäßige Naturlauf, in der leuchtenden, wärmenden, den Tag von der Nacht unterscheidenden Sonne gipfelnd, sollte an die Stelle des heiligen, lebendigen Gottes treten. Da manifestirte Gott sich als den lebendigen, den Schöpfer und Herrn. Durch eine Offenbarungsthat Seiner mußte das thörichte Menschengeschlecht er=innert werden, daß das Geschöpf keinen Gott machen, sich seinen Schöpfer nicht erschaffen kann, sondern den, der Gott ist, anzubeten schuldig ist. Er fuhr herab, ob in Menschengestalt sich versichtbarlichend? oder ob in anderer Weise? wird nicht berichtet. Wir möchten ersteres nicht für wahrscheinlich halten; daß noch nach dem Sündenfall der Weltschöpfer[1]) sichtbar in Menschengestalt erschienen sei, davon weiß keine der Sagen der Völker. Wäre Gott beim bab. Thurmbau in Menschen=

[1]) Die anthropomorphischen Erscheinungen polytheistischer Gottheiten z. B. des zum mytholog. Gotte gewordenen Zeus, gehören natürlich nicht hieher. Es handelt sich hier nur um solche Sagen, in welchen eine Reminiszenz an den Urmonotheismus vorliegt, wie z. B. 302, B, 4—5; § 278, B u. dgl.

gestalt erschienen, so würden sich im beginnenden Heidenthum ohne Zweifel Bilder des Weltschöpfers in Menschengestalt finden; diese sind aber überall jüngeren Datums; die Aditja's der ältesten Vedareligion waren unsichtbar; die Eranier, die Germanen, die Wasken hatten keine Götterbilder; die ugrofinnischen und mongolischen Völker erklärten den Weltschöpfer („Taara", „Nagatai", „Patschakamak" rc.) ausdrücklich für unsichtbar. Aber den Ugrofinnen fällt der Begriff des unsichtbaren Weltschöpfers mit dem des taara, des „Donnerers," des donnernden „Alten" (Ukko) zusammen; ebenso ist den Germanen Tius („Gott") der thonar, den Pelasgern Δεῦς und den Latinern Dius-pater der donnernde und blitzende. Die Gestalt des besonderen Donnergottes Volcanus, Perkuna, Fairguns dankt sichtlich einer spätern, polytheistischen Spaltung der Göttergestalten ihren Ursprung. Sollte Gott in Blitz und Donner sich den Thurmerbauern manifestirt haben? Erwägen wir, daß vor der Sintfluth die Beschaffenheit und Zusammensetzung der Atmosphäre nothwendig eine andere gewesen sein muß, und daß denn auch die Urtradition vor der Sintfluth nur von Thau-Niederschlägen (1 Mos. 2, 6) nicht von Regen weiß, so dürfte es keine allzukühne Annahme sein, daß das erste Gewitter noch anderthalb Jahrhunderte später, als der erste Regen (nämlich der der Sintfluth), eintrat, und zwar ein Gewitter fürchterlichster Art, durch welches bis dahin unerhörte Ereignis der lebendige Gott den stolzen Hochbau in Trümmer warf (nach Nostitz, Helfer's Reisen, liegen in den Trümmern des Birs Nimrud riesengroße, von Blitzen verglaste Steine, die aus bedeutender Höhe herabgestürzt sein müssen) seine Macht und sein Sein offenbarte, und durch dies Ereignis einen Schrecken in die Seelen der Menschen warf, tief genug, um ihre Seelenkräfte zu verwirren und hiermit das einzuleiten, was Er in seinem gnädigen weisen Rathe wollte: eine Zerklüftung des Menschengeschlechts in geschiedene Nationalitäten. Wie jeder Regenbogen neu an die erbarmende Gnade Gottes erinnerte, so mußte jedes Gewitter an jene Manifestation seiner richterlichen Heiligkeit, an ihn den lebendigen, heiligen erinnern,[2])

[2]) Heute noch! Denn wenn zehnmal die Naturwissenschaft in der Elektrizität die nächste physikalische Ursache des Gewitters entdeckt hat, so bleibt doch der lebendige Gott derjenige, von dem, wie alle Naturgesetze, so auch das der Elektrizität zweckvoll geordnet ist (§ 74) und welcher in diesen Gesetzen und durch sie seine freien Rathschlüsse ausführt. Die Blitze sind in Seiner Hand, unbeschadet der Gesetze der Elektrizität, die ihn so wenig binden und hemmen, als die physiologischen Gesetze des Blutumlaufs und der Nerven rc. mich im freigewollten Gebrauche meiner Hand hemmen (s. § 101 Anm.).

und die Spaltung in getrennte Nationen machte fortan eine einheitliche Konzentration des Verderbens und verstockten Abfalls von Gott unmöglich. — Die Ursache der Völkertrennung war die Sprachtrennung, nicht umgekehrt, und die Ursache der Sprachtrennung war jener physisch verwirrende Eindruck jenes unerhörten Schrecknisses. Wenn wir hiermit eine plötzliche Sprachverwirrung annehmen, so haben wir darin zwar die banale moderne Anschauung gegen uns, aber die Ergebnisse sorgfältiger und umfassender Sprachvergleichung für uns. Wenn man freilich den Hergang sich so vorstellen wollte, daß ein Individuum plötzlich griechisch, ein zweites deutsch, ein drittes russisch, ein viertes arabisch, ein fünftes ägyptisch u. s. f. zu reden angefangen hätte, so wäre diese Vorstellung so absurd wie möglich. Nicht von der Vielzahl der späteren Sprachen kann die Rede sein, sondern nur von einigen wenigen Haupt- oder Grundsprachen, deren jede als die Mutter einer nachherigen Sprachfamilie zu betrachten ist. Wir dürfen als solche voraussetzen: ursemitisch (dem Arab. nächstverwandt nach § 245 Anm.) indo-erano-pelasgisch, urkimrisch, getisch, ursarmatisch, ugrisch, mongolisch nebst urmalaiisch, altägyptisch, kuschitisch nebst noch ein oder zwei andern hamitischen Sprachen. Daß alle diese Sprachen eine Urverwandtschaft der Wurzeln, nämlich der Wurzeln für die einfachsten, ursprünglichsten Hauptbegriffe, besaßen, ist in Betreff der indo-eranischen, pelasgischen, kimrischen, getischen, (germanischen), sarmatischen (slavischen) längst anerkannt; daß diese Urverwandtschaft sich auch auf die semitischen Sprachen ausdehnt, ist durch R. v. Raumer und Fr. Delitzsch — daß sie auch auf die ägyptische sich erstreckt, von Ebers (s. § 247 Anm. 4) erwiesen; die enge Verwandtschaft der ugrischen, der mongolischen und der malaiischen Ursprache mit den übrigen jafetidischen habe ich § 256 und § 270 dargethan, und habe § 280—302 erwiesen, daß die verschiedenen Sprachen der Völkerstämme der neuen Welt, wie diese Stämme selbst, aus der alten Welt sich herleiten. Wenn wir nun keine weitere Thatsache besäßen, als diese einzige einer uralten Urverwandtschaft der verschiedensten Sprachen der Erde, so könnten wir immerhin auf die Meinung kommen, daß diese Sprachfamilien und Sprachstämme sich allmählich von einander abgezweigt, sich geschieden und an Verschiedenheit allmählich zugenommen hätten. Wer aber den, in § 256, 264, 270 ꝛc. geführten Untersuchungen aufmerksam gefolgt ist, dem muß noch eine zweite Reihe von

Thatsachen sich aufgedrängt haben: neben der Urverwandtschaft eine Urverschiedenheit im Besitz genuiner Urwurzeln, welche mit der Verschiedenheit der Abstammung nicht Hand in Hand geht, sondern sich mit ihr kreuzt, und zwar so, daß jenes Dutzend von Ursprachen, die wir anzunehmen genöthigt sind, vom Uranfang an zersprengt und zerklüftet erscheint in eine größere Zahl von Dialekten oder Idiomen einzelner Volksstämme, wo nun Volksstämme der einen Völkerfamilie mit Volksstämmen einer ganz fremden eine Reihe von Wurzeln gemein haben, während andere Stämme der ersteren für die entsprechenden Begriffe ganz andere Wurzeln in Gebrauch haben. Wir können dies als Wurzelzerstreuung bezeichnen, und wollen uns von ihr durch eine Reihe von Beispielen überzeugen.

1. Für Hand hat das Lat. die Wrzl. man-, die wir im ugr. und mongol. mata „biegen" und in den davon abgeleiteten sonor.- aztek. u. a. amerik. Wörtern für Hand: ma, mowa, mai ꝛc. wiederfinden. Dagegen ist bei den Pelasgern und Griechen diese Wrzl. für „Hand" gänzlich verloren, und dafür die Sskrtwrzl. hr „reißen, ergreifen" (Zend: zar) als *χείρ* in Gebrauch genommen; auch das Altlateinische hatte noch hir. Die Germanen hatten keine von beiden, sondern goth. handus (dem griech. *κεντ* — „Stachel, Zacke" in *κέντρον* und *κεντόω* entsprechend). Die Wasken griffen zur Wrzl. *σχεῖν* „haben, halten," und bildeten escu. Die Kelten bildeten aus der im griech. *λαμβάνειν* vorhandenen Wrzl. lab, lamb ihr lam. Und die Malaien endlich griffen zu einer Wrzl. tang —, wie wir im lat. tangere und im germ. zanga „Zange", nur in anders gewendeter Bedeutung, wiederfinden. Ganz verschieden von dem allem ist die semit. Wrzl. jadd. Wir finden hier die Erscheinung daß die einzelnen indogermanischen Stämme für einen Begriff, für den in der gemeinsamen Ursprache der noch ungetrennten Menschheit nothwendig ein Wort vorhanden sein mußte und vorhanden gewesen war, nicht dieses Wort beibehalten haben, sondern zu ganz verschiedenen Verbalwurzeln, die übrigens ihrerseits der gemeinsamen Ursprache angehörten, gegriffen haben.

2. Für Zahn haben die Semiten (in ihrem schan-n) mit den meisten Jafetiden (Sskr. Griech. Lat. Goth. Ugr. Sonor.) die Wrzl. dant-, tann- gemeinsam; die malaiopolynes. Sprachen haben dafür eine Wurzel ngip, nif[3]), und haben von der alten Urwzl. keine Spur mehr. — 3. Für Mund finden wir einen, mit m verschiedentlich gebildeten Stamm bei den Indern (mukka) Gothen (munths) Mongolen (ama, hamun, amga vgl. sonor. cama), den die Wasken als minha in der Bedeutung „Zunge", die Malaien als maka, mata in der Bedeutung „Gesicht, Auge" besitzen; dagegen bei den Griechen und bei den, nicht mit diesen, sondern mit den Mongolen nächstverwandten Malaien

---

[3]) Vielleicht seitenverw. mit ahd. gnîtan, knîtan „reiben".

ist eine ganz verschiedene Wrzl. *στόμα*, bugis. timu, von Wrzl. *ταμ-ιεῖν* „schneiden" in Gebrauch; dann wieder bei den Lateinern or-, was ursprünglich „Gesicht" heißt, von Wrzl wor, war, *ὁράω*. Daneben haben die Germanen und Malaien noch eine andre Wrzl. mûl (javan. mulut) die übrigens mit der erstgenannten verwandt sein mag. 4. Für Fuß und gehen hat das Lat. mit dem Mongol. die beiden Wrzln culc-, calc, und tal(-us) gemein, das Tagalische und Madegassische mit dem Griech. Lat. und Germanischen die Wrzl pad, *ποδ*, ped-, fuoz, paa, pe, während zwei andre malaiische Stämme (Malaien s. str. und Javanen) den Stamm culc in den Formen haki, sikil, suku bewahrt haben. 5. Für sprechen finden wir die griech. Wrzl. *φραδ-* in Neuseeland und Tahiti als parau (im Bugis. zu pau verstümmelt) wieder, während das Tongische und Hawaiische in lea (neuseel. und tahit, rea, reo) und das Ugrische in leo, lau die Wrzl. lab behalten hat, die wir in lat. labium, kelt. labar („Wort") ags. lippa finden, das Lateinische aber diese Wrzl. lab zu loc- (loqui) umgebildet hat, und die mongol. Sprachen dafür zwei Wrzln. nob- und noc- haben eintreten lassen. Die Germanen haben dafür die Wrzln. goth. rathjan (ahd. radja, redjôn, eigentl. „Rechenschaft geben"; ratio, *ἀριθμὸς*) sprëhhan (vgl. Sskr. sphurdsh „tönen, donnern") und seggjan, sagên — die Tagalen und Madegassen aber tinging, tsinging (lat. tinnire) in Gebrauch genommen. 6. In dem Worte Sehne, senawa, zaina, tatta (von Wrzl. tan, *τείνω*) stimmen die Germanen, die Wasken und die (nach § 397 ugromongolischen) Tschitschimeken und Azteken zusammen; die Griechen und Lateiner haben dafür *νεῦρον*, nervus von einer Wrzl. ner (ahd. snara, snuor „Schnur, Strick") in Gebrauch genommen.

Statt dieser sechs Beispiele ließen sich sechzig und hundert beibringen; denn die gleiche Erscheinung wiederholt sich durchweg. Ich will nur noch an das einzige aber wichtige Beispiel erinnern, daß für den Gottesbegriff die Inder, Latiner, Kelten, Mongolen und Malaien Wörter von der Wrzl. div: dêva, deus, dia, tai, tao, tuan, etooa haben (die bei den Griechen und Germanen als *Δεῦς, Ζεῦς* und Tius, Ziu Eigenname geworden ist), die Eranier und Slaven bôga, bog, die Assamesen und Germanen khôta, guths, cot, die Esthnofinnen jumala, die Malaien (neben tuwan) waka (§ 281 Anm. 1); mit den Semiten haben die Germanen die Wrzl. אל, alla, i'lu in den ahd. Formen alhs, alah „Heiligthum" gemein, nur mit modifizirter Bedeutung. Wie kreuzt sich hier und überall die Wörterverschiedenheit mit der Stammverwandtschaft der Völker! Völkerstämme von sehr entfernter Verwandtschaft haben für einzelne einfachste dingliche Begriffe Wörter, die aus der nämlichen Urwurzel gebildet sind, und Völker, die einander im engsten Grade stammverwandt sind, haben bei sonstiger Gleichheit der Sprachbildungsgesetze und Wurzeln gleichwohl für eine Anzahl einzelner ein-

fachster Urbegriffe Wörter aus ganz verschiedenen Wurzeln in Gebrauch. Nur die semitischen Stämme machen hier in sofern eine relative Ausnahme, als sie von den *übrigen* Völkersippen sich zwar durch den Besitz vieler ihnen eigenthümlicher Wurzelwörter, (z. B. יד, ים u. a.) scharf unterscheiden, dagegen *untereinander* so ziemlich die gleichen Wrzln. bewahrt haben — ein neuer Beweis, daß die Semiten nach der geschehenen Sprach- und Völkertrennung noch eine Zeit lang (nach § 254 bis zum Zerfall des Nimrod'schen Reiches) als Ein ungetrennter Stamm (unter kuschitischer also hamitischer Oberherrschaft) bei einander in der Eufratebene gelebt haben (wo dann zuerst die, von dem Baalsdienst unberührt gebliebenen Araber, § 254 Anm., sich von ihnen getrennt haben müssen.) — Jene *Völkertrennung* der übrigen (der jafetidischen und der meisten hamitischen) Geschlechter können wir uns, in Anbetracht jener Thatsache der Wurzelzerstreuung, nicht anders denken, als so, daß die *Sprachtrennung* ihr *voranging* als ihre *Ursache*. Würden nämlich die Völkerstämme im Moment ihrer Trennung noch die Eine Ursprache geredet haben, so ließe sich zwar begreifen, daß diese von nun an bei den einzelnen Völkerstämmen sehr verschiedene lautliche Umwandlungen erfuhr, auch, daß für neue Begriffe, die in Folge von Kultur- und Industriefort chritten sich bildeten, jedes Volk sich seine besonderen neuen Wörter schuf; es würde sich aber *nicht* begreifen lassen, daß diese Völker die bereits von der Urzeit her in Gebrauch befindlichen *Wörter der Ursprache für die allerursprünglichsten Urbegriffe* z. B. für die wesentlichsten Körpertheile und Körperfunktionen (und hiefür *mußten* ja eben in der Ursprache schon Wörter existiren!) sollten vergessen und willkürlich fallen gelassen haben. Und wenn man dies dennoch für möglich halten will, so ließe sich dann erst recht nicht begreifen, daß sie bei der Bildung neuer Ausdrücke für diese alten Urbegriffe zu alten Urwurzeln griffen, die gerade nur bei je einem *anderen, entfernten* Volksstamm, und nicht bei ihrem eigenen, sich in Gebrauch erhalten hatten. Nehmen wir an, das Wort der Ursprache für „Sehne" sei ein von der Wrzl. nar, ner gebildetes gewesen, und die Wasken hätten dies Wort noch mit auf ihre Wanderung genommen und es erst später, in Westeuropa, fallen lassen: wie in aller Welt konnten sie dann auf die Erfindung des Wortes zaina verfallen, das mit dem Worte senawa der damals noch tief in Asien lebenden Geto-Germanen identisch war, und dem die im Waskischen gänzlich verloren gegangene Wurzel tan (τείνω) zu

Grunde liegt?! Oder nimmt man umgekehrt an, das Urwort für „Sehne" sei ein von der Wrzl. tan gebildetes gewesen, und die Griechen und Latiner hätten dasselbe ebenso, wie die Wasken und Germanen, mit auf ihre Wanderung genommen und hätten es erst später (erst in Kleinasien und Südeuropa) fallen lassen: wie in aller Welt verfielen sie dann bei der Neubildung eines Wortes für jenen Begriff auf die Wurzel nar, ner, die doch in ihren Sprachen gar nicht vorhanden ist, sondern nur im germanischen snara! Es ist also unbestreitbar: die Griechen und Latiner müssen zu *νεῦρον*, nervus, und die Germanen, Wasken und Mongolen zu tan-, sen-, zain- gegriffen haben in einem Momente, wo die Ursprache als gemeinsame so eben noch existirt hatte und wo die Urwurzeln noch im unreflektirten Denken (§ 51 ff.) lebten und unwillkürlich dem reflektirenden sich darboten; jeder Volksstamm behielt einen Theil der Wortstämme der Ursprache für dingliche Begriffe in bewußter Erinnerung bei, und vergaß die übrigen, und bildete sich für diese übrigen neue Wörter aus „unbewußt" d. h. unreflektirt präsenten Wurzeln der Ursprache. Und dabei trafen Volksstämme, die gar nicht näher miteinander stammverwandt waren, im Beibehalten der gleichen Urwörter oder auch im Greifen zu den gleichen Urwurzeln für Bildung neuer Wörter zusammen. — Es muß also ein Moment gewesen sein, wo die Menschen sich auf die bisherigen Ausdrücke für die allergewöhnlichsten Dinge und Begriffe nicht mehr besinnen konnten; dem einen fehlten diese, dem andern jene; da griffen die Nachkommen Jawan's — ebenso aber ein paar vereinzelte malaiische Familien aus dem Geschlechte Magog's, um den „Mund" zu benennen, zu der damals eben noch ihnen unbewußt oder halbbewußt vorschwebenden (von den Malaien später ganz vergessenen) Wrzl. tam „einschneiden", und bezeichneten den Mund als *στόμα*, timu „Einschnitt"; die Ahnen der Latiner griffen rathlos zu dem allgemeineren Ausdruck or „Gesicht", die Semiten zur Urwrzl. fâ, wâ „blasen" (s. § 260 Anm. 1) während die Stammväter der Inder, Gothen und Mongolen das ohne Zweifel ursprüngliche Wurzelwort mu (in den weitergebildeten Formen mukka, muths, mûl) im Bewußtsein behielten. Dafür entschwand den Mongolen das Urwort pad, ped für „Fuß" und „gehen", und sie griffen zu culc- „stampfen" und zu tal- „Sohle". So muß es gewesen sein nach dem Ergebnis sprachvergleichender Forschung. Es war nicht im mindesten ein komischer, sondern ein höchst tragischer und grausenvoller Hergang, als in Folge des furcht=

barsten, seelenerschütterndsten Schrecknisses ein solcher partieller Irrsinn, eine solche partielle Aphrasie, eine solche Seelenstörung und Geistesverwirrung über das Menschengeschlecht kam, und das Grausen über den eingetretenen Verlust der Fähigkeit gegenseitiger Verständigung sie auseinander scheuchte nach allen Richtungen der Windrose. Da zog die Familie Aschkena's gen Nordwesten, durch Armenien und über den Kaukasus, in scheuer Flucht vor der Macht des lebendigen Gottes, dessen Furcht sie durch Jahrtausende bewahrt hat, (§ 258) die Donau hinauf, längs der Alpen an den Seen dahin bis zu den Sevennen und Pyrenäen. Ihnen folgte langsamer die Familie Rifat's, als „Kelten" den Westen Europa's bedrängend, während der Stamm Thogarma's (als Sarmaten, Slaven) östlich vom Aralsee zunächst nach Norden zog. Die Stämme Jawan's wandten sich nach Kleinasien, und von da, bald seetüchtig, über den Bosporus nach Makedonien und Griechenland, und über Illyrien nach dem Tyrsenerlande (s. § 247.); das Geschlecht Meschek's aber (Skythen, Geten, Germanen) zog gleich dem des Thogarma am Aralsee nach Norden, um von da sich nach dem Westen zu wenden und schon einige Jahrhunderte vor Christo zwischen die Kelten und Sarmaten einzelne Keile einzutreiben. Von den Hamiten zogen die Nachkommen Kusch's ostwärts nach Südarabien und Indien, und breiteten sich über Madagaskar nach Südafrika bis Kongo, über die Sundainseln, über Polynesien und Australien bis auf die Gallopago's aus. Hinter ihnen her zog aus dem Geschlechte Magog's der Vortrab der Malaien, und unterjochte und verdrängte die Kuschiten (Melanesier) der Sunda's und der polynes. Inseln. Hinter den Malaien her kam die übrige Sippe Magog's, der Schwall der Mongolen, erst nach dem Baikalsee und von da theils in die Mongolei theils durch das Kokonoor nach China, dann südwärts nach Tibet. Das Geschlecht Tubal's (Turanier, Ugrofinnotataren) zog hinter den Mongolen her, aber nur bis an den Balkaschsee, und breitete sich von hier, in der vorchristlichen Zeit überaus mächtig, in zwei Aesten aus: nordwärts bis Finnland, Lappland und über Sibirien, südwärts durch Hochasien bis an die Grenzen China's und Indiens, das ostmongolische Reich China gefährdend, die Westmongolen unterjochend. Die Eranier, die Sippe Madai's, zogen südostwärts von den Turaniern nach Persis und Baktrien, und von ihnen trennten sich in religiösem Streite (§ 218) die Inder, zogen in das Pendshab und unterwarfen sich das Gangesgebiet. Die Sippe Mizraim's aber zog

alsbald nach der Völkertrennung über das rothe Meer nach Mittelägypten, setzte sich im ganzen Aegypten und Libyen fest, und entsandte vom mons Casius aus die Phönizier an den Libanon, die Kretenser und Philister nach Kreta und Philistäa. Phut's Geschlecht zog über das rothe Meer und über Nubien nach Sudan, und bevölkerte mit seinen Negerstämmen Afrika vom Atlas an südwärts bis an die Grenzen des (kuschitischen) Kaffern- und Tschuanenlandes. Die Nachkommen Kanaan's zogen westwärts nach Palästina. Nur die sämmtlichen Semitenstämme blieben zunächst mit einem Theile der Kuschiten (den Vorfahrern der nachmaligen, eine semit. Sprache redenden, aber schwarzen und wolliges Haar habenden Tigre-Stämmen oder Abessyniern sowie der Kolhs) im Eufratgebiete wohnen, wo ein gottesfürchtiger Kuschite, Nimrod, das Land von reißenden Thieren säuberte (§ 247), ummauerte Ansidlungen gründete, und unbestritten als Herrscher dieser vereinten Stämme anerkannt war. Unbestritten, aber von Seite der Semiten doch widerwillig (§ 247). Nach seinem Tode brach mit dem hochmüthigen Hasse der Semiten gegen die Obergewalt eines Hamiten zugleich auch der Haß der Semiten gegen den Gott, den dieser Hamite gefürchtet und dessen Dienst er aufrecht erhalten hatte, von neuem aus. Nur die Nachkommen Arfachsads sowie die Stämme der Joktaniden nahmen an diesem dämonischen Abfall von Gott (§ 249) keinen Theil; die letzteren trennten sich entweder jetzt von den Euphratsemiten, oder hatten kurz zuvor schon (mit den bei der Zerstörung des Nimrodreiches nach Abessynien ziehenden Kuschiten) den Weg nach Südwesten, nach Arabien, eingeschlagen.

§ 306. Die Kardinalfrage: Ist der Eine Gott ein Produkt Israels? oder Israel ein Produkt des Einen Gottes?

Das vorsintfluthliche Verderben trug den Charakter leichtsinniger Gottvergessenheit. Eine Steigerung der Sünde war es, als 150 Jahre nach der Fluth die Menschen ein Kreaturwesen, die Sonne, an die Stelle Gottes setzen wollten; sie mochten etwa in seinen wärmenden, die Reste der Fluth auftrocknenden Strahlen eine dem züchtigenden Gotte entgegenwirkende huldvolle Macht zu erkennen glauben[1]; das war sündige

[1] Noch in der jüngeren, dem Stadium des Baalsdienstes angehörigen babyl. Sage § 255 klingt eine solche Vorstellung wieder, insofern Istar dem Anu entgegenwirkt. Doch herrscht dort keine Konsequenz; denn andrerseits wird dort Schamas (der Sonnengott) gerade als der Urheber der Fluth betrachtet und Istar als die Retterin.

Thorheit, aber es trug doch eben noch den Charakter der Thorheit. Als aber, etwa 230 Jahre später, die Semiten mit dem Joche der Nimrod-Kuschiten auch das Joch Gottes abschüttelten, und in vollbewußtem Trotze die Sonne als Bi'lu (בעלו) den Mond als Bilit (בעלת) auf den Thron der Anbetung erhoben, und diese Gestirne zur animalischen Fruchtbarkeit in solche Beziehung setzten, daß der Zeugeakt als solcher, als animalische Kraftäußerung, losgelöst von dem ethischen Hintergrunde persönlicher Zuneigung, als Gottesdienst und Opferakt betrachtet, und analog der Tod in Gluthen und die Entmannung (s. § 251) als wesentliche Akte der Verehrung der, physisches Leben zeugenden und wieder vernichtenden blinden Naturgottheit betrachtet wurde, da trug diese grundstürzende Verkehrung der Religion in ihr Gegentheil den Charakter diabolisch-dämonischer Verstockung. Hier war die Deisidaimonie nicht bloß losgelöst von der Ethik, sondern in Antithese zu derselben gestellt; in schauerlicher Empörung wider das Gewissen wurde das, wofür das Gewissen den Menschen straft, als zum Dienste der Gottheit gehörig erklärt. Wäre das Menschengeschlecht damals noch vereint gewesen und als vereintes von diesem potenzirtesten Verderben angesteckt worden, so wäre es mit der Erlösbarkeit aus gewesen. Aber durch das, auf die zweite Stufe des Abfalls erfolgende Gottesgericht der Völkertrennung war zugleich schon gesorgt, daß diese dritte Stufe zunächst nur auf die eine der Völkersippen, welche dieses potenzirten Abfalles sich schuldig machte: die semitische, ja nur auf einen Theil derselben (denn die Joktaniden in Arabien und anfangs auch die Arphachsadiden in Mesopotamien nahmen nicht Theil daran) beschränkt blieb, und daß erst in langsamem Prozess die Pest jenes dämonischen Baalsdienstes zu den Phöniziern und Kanaanitern und durch erstere dann weiter zu den Aegyptern, Libyern, Griechen, ja bis nach Amerika (§ 284) getragen wurde. — Zwei Dinge stehen nun nach der bisherigen Untersuchung fest, erstlich die durch die gemeinsamen Sagen aller Völker bezeugten züchtigenden Offenbarungsthaten des lebendigen Gottes: Sintfluth und Völkertrennung, zweitens, daß die semitische Völkermasse den Hamiten und Jafetiden auf dem Wege des polytheistischen Verderbens weit voraus war. Ganz in Einklang hiermit berichtet nun die heilige Schrift alten Bundes weiter, daß der lebendige Gott einen ihn noch fürchtenden frommen Mann aus dem Geschlechte Arphachsad's aus der gefährlichen Nähe der Eufratsemiten hinweg zu den, damals Gott noch fürchtenden (§ 248 und 254) hamitischen Be-

wohnern Kanaan's — und als die semitische Pest auch diesen nahte, sein Geschlecht nach Aegypten geführt habe, es dort zum Volke heranwachsen ließ, und durch eine Reihe fortgesetzter Offenbarungsthaten in diesem Volke, das er zur Stätte der künftigen Erlösungsthat, der Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes (§ 137 f.) ausersehen hatte, das stets im Einschlafen begriffene Gewissen immer und immer wieder weckte und die Erkenntnis Seiner, des Einen, lebendigen Gottes, durch immer neue Offenbarungen seiner Heiligkeit und seiner Barmherzigkeit wach erhielt. Die heil. Schrift sagt uns dabei auf jedem Blatte, daß dies semitische Volk Israel an sich und nach seiner natürlichen Art um kein Haar besser, sondern ebenso verrucht war, wie die Mehrzahl der übrigen Semitenstämme, daß es von sich aus die gleiche dämonische Neigung zum Polytheismus und zwar speziell zum Baalsdienste besaß, und unaufhörlich zum Abfall von Gott hinstrebte, und daß nur durch jene unaufhörlichen Offenbarungsthaten Gottes ein Bruchtheil des Volkes — nicht das ganze! — je und je in der Erkenntnis und Furcht Gottes erhalten wurde. Die heil. Schrift findet an Israel gar nichts lobens- und rühmenswerthes (Amos 5, 25 f.; Micha 7, 1 f., Jesaj. 1, 3 ff.; Dan. 9, 9—13 u. v. a. vergl. mit 2 Mos. 5, 20 f.; 16, 2 u. s. f. u. s. f. 32, 1 ff.; 4 Mos. 25, 1; Richt. 2, 11 ff.; 1 Kön. 11, 4 f.; 12, 28 u. s. f. u. s. f.) wohl sagt sie, daß Israel ein herrliches Volk sei, aber sie findet schlechterdings nur das als herrlich an ihm zu rühmen, daß Gott sich so nahe gethan hat zu diesem Volke (5 Mos. 4, 7); nicht in dem, was das Volk gethan, sondern in dem, was Gott der Herr an ihm gethan, besteht des Volkes Herrlichkeit. So spricht Moses, und ebenso redet Paulus; auch er, wo er die Vorzüge Israels aufzählt, weiß keine anderen zu nennen, als daß „ihnen die Offenbarungen Gottes anvertraut worden sind" (Röm. 3, 2), „die Kindschaft und die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes und der Bund und das Gesetz und die Verheißung" (Röm. 9, 4.). So hat sich Gott geoffenbart an Israel als אהיה אשר אהיה als den, „der ist, was er ist," d. h. welcher das, was er ist, aus sich ist, unabhängig ob die Menschen ihn erkennen und verehren[2]); was immer von Menschen zum Objekt der Anbetung gemacht wird, ob mit Recht oder Unrecht, ist ein אלוה, hingegen der Eine, lebendige Gott ist

[2]) Daß diese Erklärung die richtige und sprachlich allein mögliche, hat Drechsler, „die Einheit und Echtheit der Genesis," Hamb. 1838, S. 11 f. bündig erwiesen.

יְהֹוָה, weil er der ist, der er ist, unabhängig von dem Belieben und Gutbefinden der Menschen. Er ist nicht Produkt der Menschen, nicht von ihnen ersonnen; das liegt schon in diesem Namen. Und diesen Namen hat kein Heidenvolk gekannt. Schon Schrader[4]) hat darauf aufmerksam gemacht, daß bei keinem der heidnischen Semitenvölker sich der Name Jahavah findet[5]), während die Wörter אלה, אל, בעל allen semitischen Sprachen gemeinsam sind. — Trotz dem allem hat aber die moderne negative Kritik die Sache geradezu auf den Kopf gestellt. Was an der Religion Israels unbestreitbar gutes ist: der Monotheismus und die hochstehenden ethischen Vorschriften, das wird als Naturprodukt „semitischer Geistesentwicklung" betrachtet; den semitischen Völkern soll die Neigung zum Monotheismus ebenso im Blute gelegen haben, wie den Indern die zum Pantheismus. Was aber in der Geschichte Israels als schlecht und verwerflich mit Recht oder Unrecht betrachtet wird, das wird flugs auf Rechnung des „zornigen Jehovah" als einer rohen Göttergestalt geschoben. Wenn Jakob den Esau und den Laban betrügt, David Ehebruch begeht ꝛc. so muß das zum Beweise dienen, daß ein Gott, der solche „Lieblinge" hatte, mit dem Gott des Christenthums nichts gemein habe, sondern als Gedankenprodukt eines noch rohen Volkes auf wesentlich gleicher Stufe stehe mit den Gedankenprodukten heidnischer Mythologie. Und wenn das in die Verruchtheit semitischen Baalsdienstes versunkene hamitische Kanaanitervolk auf Jehovah's Befehl ausgerottet wird, oder wenn Jehovah das Gewissen des verrotteten und verruchten Semitenvolkes Israel je und je durch scharfe Strafgerichte aus seiner Lethargie zu wecken genöthigt ist, so müssen dies Beweise für die zornwüthige und blutdürstige Art dieses Gottes, d. h. der israelitischen Vorstellung von Gott (!) sein. Gilt es aber, das Lob des Judenvolkes zu singen, so weiß man nicht genug zu rühmen, daß diesen Semiten „der Monotheismus" im Blute lag, und daß sie die Idee der Einheit Gottes „produzirt" oder „sich zu derselben er-

---

[4]) Schrader, die Keilinschriften und das a. Test. S. 5.

[5]) In Palmyra kommt auf einem Denkmal nachsalomonischer Zeit der Name Jao vor, offenbar (wie auch Schrader annimmt) aus Israel herübergenommen. Ebenso hat der chinesische Philosoph Lao-tse um 600 v. Chr. den Namen Ji-hi-wei durch deportirte Israeliten des Zehnstämmereichs kennen lernen, s § 268.

hoben haben"[6]). — Das ist nun recht eigentlich die Kardinalfrage in Betreff der Religionsgeschichte des alten Bundes: ist Jahavah ein Produkt Israels? oder ist Israel ein Produkt Jahavah's des lebendigen Gottes? Mit der Beantwortung derselben steht oder fällt die Erlösungsthat des neuen Bundes. Wir müssen auf diese Frage näher eingehen, wobei denn zugleich die weitere Frage eine Beantwortung fordert und finden wird: warum Gott zur Stätte und Sphäre der die Erlösung vorbereitenden Offenbarung einen Stamm nicht der natürlich-edelsten sondern der ihrer Natur nach verderbtesten Völkersippe gewählt habe.

§ 307. Die semitische Rasse und die Wahl des Bundesvolks.

Schon § 247 ist gezeigt, daß von drei Menschenrassen als schlechthin gesonderten nicht geredet werden kann. Von der Sintfluth bis zur Völkertrennung haben anderthalb Jahrhunderte lang zwischen den Nachkommen Sem's, Ham's und Jafet's nothwendig Wechselheiraten stattgefunden. Man könnte die Spur solcher Wechselheiraten noch in der Geschichte auffinden. Z. B. das hamitische Volk der Aegypter hat in seiner steifen Stabilität und Abgeschlossenheit und seiner (einsilbigen) Sprache so merkwürdige Aehnlichkeit mit dem der jafetidischen und zwar magogischen (mongolischen) Chinesen, daß man glauben möchte, einige der Söhne Mizraim's seien mit Töchtern Magogs oder einer der Söhne Magogs sei mit einer Tochter Mizraims verehelicht gewesen. Eine Affinität solcher Art möchte man auch zwischen Jawan und demjenigen Sohne Madai's, von dem die Inder abstammen, annehmen. Immerhin aber wird man cum grano salis die Jafetiden, Hamiten und Semiten als die drei Hauptgeschlechter der Menschheit betrachten dürfen, deren jedes trotz des durch Affinität bedingten Hinüberspielens seiner Einzelsippen in das zweite oder dritte Hauptgeschlecht, dennoch einen gewissen einheitlichen Grundzug bewahrt hat. Dieser Grundcharakter der drei Hauptgeschlechter oder Hauptrassen läßt sich in wenigen Worten bündig angeben. Es ist kein Zweifel, daß die Jafetiden im Gegensatze zu den Hamiten mit den höheren geistigen Anlagen ausgestattet waren. Was der Lateiner

---

[6]) Als ob es auf die numerische Einheit allein ankäme, und nicht auf das qualitative Wesen des Einen! Wenn der Gott des a. Testamentes wirklich jener „blutdürstige Wütherich" war, so war er trotz der Einzahl ein ganz gemeiner Götze, und der Ruhm, „die Idee des Monotheismus producirt zu haben," fällt für Israel dahin.

ingenium nennt — die Kraft freier geistiger Produktion und Beweglichkeit — finden wir bei den Indern und Eraniern, den Pelasgern und Latinern, den Germanen und Kelten[1]), selbst den Chinesen in hohem Grade, in geringerem aber immerhin nicht verächtlichem bei den alten Uiguren, bei den Esthen und Finnen und den Slaven, hohe Kunstentwickelung auch bei den Tyrsenern (Etruskern). Die Hamiten dagegen stellen sich uns, wenn wir von den Aegyptern und ihren phönikischen Nachkommen absehen, durchweg als ein stumpfer, geistig träger, zur Verwilderung besonders geneigter Menschenschlag dar, der übrigens auch in verwildertem Zustande noch einen gewissen Fonds gutmüthiger, ehrlicher Offenheit und Treuherzigkeit besitzt (man denke an die Kolh's und an die Neger, und wie bricht bei bekehrten Negern alsbald diese kindlich naive Ehrlichkeit wieder aus der Hülle hervor!) Die höchste geistige Höhe, zu welcher ein hamitischer Stamm sich aufgeschwungen, ist die der ägyptischen Kulter, die aber in ihrer Eckigkeit und Einseitigkeit höchstens der chinesischen, gewiß nicht der hellenischen, indischen, germanischen gleichgestellt werden kann, und vielleicht überdies nur aus gegenseitigen Ehen zwischen den Kindern des Hamiten Mizraim und des Jafetiden Magog sich erklärt. — Wenden wir uns nun zu den Semiten, so wird niemand leugnen, daß dieselben, was geistige Anlagen betrifft, den Jafetiden so ähnlich sind, als den Hamiten unähnlich. Und doch besteht zwischen den Semiten und den Jafetiden Ein durchgreifender Unterschied. Es gibt, zunächst unabhängig von dem Verhalten gegen Gott, einen rein menschlichen Adel, eine Vollentwicklung jener natürlichen Kräfte, die den Menschen zum Menschen machen, ihn als geistiges Wesen von dem Thiere unterscheiden, und deren harmonische Entfaltung man ebendaher als „Humanität" zu bezeichnen pflegt. Diese Humanität kann mit sündlichem Willensverhalten und gottvergessener Gesinnung zusammenbestehen, d. h. sie kann neben der letzteren noch eine geraume Zeit lang als Erbe einer älteren, gottesfürchtigeren Zeit in einem Volke fortbestehen. Ihrem Wesen nach läßt

[1]) Trotz der Klage Vilmar's über das „dumpfe Ingenium der Briten" (Bretonen) läßt sich doch unschwer (und zwar ganz abgesehen von der Ossian-Frage) der Beweis liefern, daß die Kelten ein durch und durch poetisch angelegtes Volksgeschlecht waren, und seit der Zeit der iroschottischen Sendboten des Christenthums fort und fort mächtig befruchtend auf die Entwicklung der mittelalterlichen Poesie und Musik eingewirkt haben. Man vergl. nur zum Beispiel Th. Stephens, Gesch. der wälischen Literatur, Halle 1864.

sie sich bezeichnen als eine Art ästhetischen und sozialen Gewissens, als ein Gefühl für den Unterschied von schicklich und schimpflich, schön und häßlich, edel und unedel, mit Einem Worte als Ehrgefühl, das einem Volke oder einer Völkerfamilie zur andern Natur geworden ist.[2]) Diesen Adel der Humanität finden wir nun bei den meisten Völkern jafetidischer Abkunft, während er bei den Semiten gänzlich vermißt wird. Wahren ästhetischen Sinn besaß kein semitisches Volk; selbst die hebräische Muse, obwohl von Gott erleuchtet, reitet bekanntlich eine Eselin, und die Schönheit der a. t. Psalmen- und Prophetenpoesie liegt in etwas ganz anderem, als in der Entfaltung humanen Schönheitssinnes. Noch mehr waren die Semiten (wiederum nur etwa halbweg die Araber ausgenommen) des menschlich-sittlichen Ehrgefühles baar. Der semitische Schachergeist, diese ehr- und schamlos auftretende Gewinn- und Selbstsucht, und die semitische Unverschämtheit rücksichtslosen und taktlosen Hochmuthes sind Belege genug für jenen Mangel an natürlichem Adel und Ehrgefühl. Daß es unter den Semiten Individuen von edler Gesinnung gab und gibt, leugnen wir durchaus nicht; es handelt sich hier nur um das, was Nationalcharakter ist. — Und davon nehmen wir das Volk Israel, das Volk des alten Bundes, in keiner Weise aus. Es ist ein Erbfehler der christlich-theologischen, namentlich der erbaulichen Literatur, daß man die Patriarchen und Frommen des alten Bundes als Heilige oder wenigstens als Menschheitsideale hinstellt. Juden waren sie ihrer Natur und ihrem Nationalcharakter nach. Jakob schachert seinem Zwillingsbruder das Erstgeburtsrecht und listet Laban seine Heerden ab; Joseph benützt die Hungersnoth der Aegypter zu einem brillanten Geschäft für Pharao; so schaut die semitische Art auch bei den frömmsten und besten aus allen

---

²) Die Entstehung dieses erblichen ästhetischen und Ehr-Gefühles in einem Volke läßt sich immerhin nur daraus erklären, daß in alter Urzeit bei den Vätern dieses Volkes das Gewissen selbst (in Bezug auf das Verhalten zu Gott) eine längere Reihe von Generationen hindurch wach blieb; in dieser Urzeit wurde ein solches Ehrgefühl dem Volke zur andern Natur, und überdauerte nun als nationale Naturseite noch durch Jahrhunderte und Jahrtausende die mittlerweile verloren gegangene Gottesfurcht der älteren Zeit. Aber nichts ist gewisser, als daß, wenn in einer Nation die letzten Reste religiösen Gewissens (wie sie auch noch im Polytheismus vorhanden sind) vollends untergehen und der Frivolität (z. B. eines euripideischen oder eines augusteischen Zeitalters) Platz machen, dann auch jener Adel ästhetischen Schönheits- und sozialen Ehrgefühls einem raschen Verfall und Untergang entgegeneilt.

Falten und Ritzen hervor.[3]) „Und solche Leute waren die Lieblinge Jehovah's!" ruft der Rationalismus in seiner hohen hausbackenen Weisheit aus. Ja, antworten wir, gerade diese, alles natürlichen Adels und höheren Ehrgefühles baare Sippe hat Gott zur Stätte und zum Organ seiner, die Erlösung vorbereitenden Offenbarung ausgewählt, nicht trotzdem daß — sondern weil es eine so schlechte Sippe, ja ihrer natürlichen Art nach die schlechteste und verworfenste unter allen dreien war. Wenige Worte genügen, dies zu begründen. Hatten die Jafetiden hohe geistige Anlagen mit jenem natürlichen Adel, die Semiten große geistige Anlagen ohne denselben, die Hamiten aber geringe geistige Anlagen, so ist sofort klar, daß α) die Hamiten am frühesten der Verwilderung verfielen und die Sünde sich an ihnen als bloße Rohheit ohne Verschmitztheit zeigte, β) bei den Jafetiden sich Reste des Gewissens und der Gotteserkenntnis am längsten erhielten, und daß bei ihnen der Entwicklung des Bösen jenes natürliche Ehrgefühl sich als ein relativer Hemmschuh entgegenstemmte, γ) bei den Semiten aber das Böse — als Vereinigung schamlos selbstischen Wollens mit natürlicher Klugheit und geistiger Anlage und ohne entgegenwirkenden Hemmschuh — sich zur eigentlichen Verworfenheit und Verruchtheit gestalten mußte, vollends indem zu ehrloser Schlechtigkeit sich schamloser Hochmuth und selbstgerechter Trotz gesellte. Und nun ist sofort denn auch leicht einzusehen, warum Gottes Sohn nach seines Vaters Rath gerade aus der semitischen Sippe Fleisch und Blut annehmen müßte. Nicht die, mit den geringsten natürlichen Anlagen ausgestattete, stumpfeste, in welcher die Sünde sich zur Rohheit gestaltete, war befähigt, Gefäß und Trägerin des Heiles für die übrigen Völker zu sein; das ist ohne weiteres klar. Eher könnte man die jafetidische für die geeignetste halten. Aber wenn der Sohn Gottes als Erlöser der Sünderwelt geboren werden sollte, so mußte der Gegensatz der verlorenen Menschheit und des rettenden Gottes sich scharf und

---

[3]) Das vielbesprochene „Entwenden" (richtiger: Entreißen, Rauben) der ägyptischen Gefäße (2 Mos. 14, 35 f.) kann kaum hieher gerechnet werden. Die Aegypter drängten selbst (V. 34) die Israeliten fort, ohne die Gefäße zurückzufordern. Man könnte höchstens sagen (ebensogut aber bezweifeln) daß jafetidische Noblesse trotzdem diese Gefäße würde haben stehen lassen, statt sie im Sturme des Augenblicks mitzunehmen. — Objektiv betrachtet war es eine Löhnung, die die Aegypter den Israeliten für den langen Frohndienst nach Gottes Fügung unfreiwillig zahlen mußten.

rein herausstellen; „das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht;" nicht da, wo ein Schein (ein trügerischer) von eigener Erlösungsfähigkeit (in Wahrheit nur ein erlösbar erhaltendes relatives Hemmnis der Sünde) war, sondern da, wo das volle, ganze Elend der Sünde in seiner gefährlichsten Gestalt zur Erscheinung gekommen war, wo es kein natürliches Hemmnis dieses Verderbens gab sondern die a. t. Offenbarungsthaten Gottes allein als erlösbar erhaltende Hemmnisse wirkten, und wo alles vorhandene Gute (z. B. die Frömmigkeit der heilsverlangenden Stillen im Lande, einer Maria, Elisabeth, Hanna, eines Simeon, Nathanael, Petrus und Johannes) rein nur auf Gottesthaten und Gottesoffenbarungen zurückzuführen war — da mußte der Herr Mensch werden. Und dies auch darum, damit er die Sünde in ihrer potenzirtesten Gestalt, die Sünde als semitische Verruchtheit, leidend an sich erdulden könne (s. § 312). — Aber nun müssen wir zum Schlusse noch auf die unbestreitbare Thatsache aufmerksam machen, daß unser Herr Jesus Christus von jener semitischen Eigenart auch nicht eine Faser an sich hat. Den höchsten, freiesten menschlichen Adel trägt die Gestalt des Herrn, wie sie aus allen vier Evangelien uns entgegenstrahlt. Der Sohn Gottes ist innerhalb eines Volkes semitischer Rasse Mensch geworden, aber er ist nicht Semite geworden, sondern Mensch. Was innerhalb der jafetidischen Völkerfamilie als höchstes Ideal harmonisch entwickelten menschlichen Adels je und je auftritt, verhält sich zu ihm, wie fahles Mondlicht zum Strahlenglanz der Sonne. Schon das allein reicht hin, die Wahrheit seiner Menschwerdung zu bezeugen. Jesus Christus ist kein Produkt der Menschheit. Die vereinten Kräfte einer Reihe von Semiten zusammen mit Thamar (Matth. 1,3) und Jesabel (2 Kön. 8, 18 und Matth. 1, 8) hätten einen Semiten, aber nimmermehr des Menschen Sohn, den zweiten Adam, zu erzeugen vermocht.

§ 308. Die Pädagogik Gottes in der Patriarchenzeit.

Die sich weise dünkende Thorheit des Unglaubens rümpft vornehm die Nase über den Gott, der einen Jakob, diesen Mann der Schlauheit (1 Mos. 27 und 30) segnet (1 Mos. 28 und 31) und ihn dem „biedern" Esau vorzieht. Ihrer Meinung nach müssen die Früchte

herbeimodellirt werden, ehe noch Wurzel und Baum da ist.[1] Aber solche modellirte Wachsfrüchte sind ungenießbar und zergehen wie Butter an der Sonne. Der lebendige, weise seiende Gott hat das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen. „Wandle vor mir", das war die Forderung, die er an seine Knechte stellte. Nicht: wandle korrekt, wandle kräftigen Schrittes und ohne Fehltritt, sondern: „wandle vor mir, du schwacher, lahmer, hinkender; Fehltritte wirst du thun jeden Augenblick, aber behalte nur mich fest dabei im Auge, bleibe in meiner Gegenwart, schäme dich ehrlich deiner Schwäche und sündlichen Art und Natur, aber entfliehe nicht von meinem Angesicht in der thöricht-hochmüthigen Meinung, deine Schuld vor mir verbergen und sie beschönigen zu wollen, sondern bekenne sie und fasse gläubiges Vertrauen zu mir, der ich der heilige Gott bin und Misfallen an deiner Sünde und dennoch erbarmende Geduld mit dir habe." Das war das Verfahren Gottes mit Abraham und den übrigen Erzvätern. Von den beiden Rassenfehlern der Semiten: dem unverschämten Hochmuth und der niedrigen Selbst- und Gewinnsucht, mußte in erster Linie der Hochmuth getilgt und überwunden werden durch die Weckung kindlichen, demüthigen aber festen Glaubens an Gott, an den Gott, der sich als den trotz seiner Heiligkeit (die er z. B. an Sodom kund that) erbarmenden offenbarte. Diese Demuth und diese Treue des Glaubens finden wir bei den Erzvätern als eine, wenn auch unter einzelnen Schwankungen des Kleinglaubens,[2] doch vollgereifte Erstlingsfrucht der göttlichen Pädagogik, und als unmittelbar daraus hervorgehende Frucht eine Nächstenliebe, welche bei Abraham als freundliche Nachgibigkeit gegen Lot, bei Joseph in der herrlichsten Weise als vergebende Liebe sich kund thut. Wie hat Joseph die innerste Tiefe des heiligen Erbarmens Gottes begriffen! er, der auf die zarteste Weise seine Brüder, ehe er sich ihnen zu erkennen gibt, zur Erkenntnis und zum Bekenntnis ihrer Schuld bringt, aber so, daß ihnen in dem Augenblick wo er sich ihnen

[1] So untergräbt der, sich als „Liberalismus" brüstende Unglaube unsrer Tage die Wurzel der Ethik: Gottesfurcht und Gewissen, und reißt sie aus den Herzen, klagt dann aber in lamentabler Verwunderung, daß statt der „keiner religiösen Basis bedürfenden", „auf eigenen Füßen stehenden" (d. h. in der Luft hangenden) Moral des Pantheismus sich überall nur die nackte Selbstsucht (dort als Gründerthum und Börsenschwindel, hier als sozialdemokratisches Gelüsten) zeigt, und statt des gehofften modern-buddhistischen Friedensreiches ein bellum omnium contra omnes sich anbahnt.

[2] Z. B. 1 Mos. 20; Kap. 32, 7 ff.

zu erkennen gibt, zugleich auch die Erkenntnis, daß er ihnen vergeben hat, aufgeht! — Dabei verhielt sich Gott aber dem andern Raffenfehler: dem niedrigen Schachergeist und der unedlen Schlauheit gegenüber keineswegs passiv oder indifferent. Mittelst eines geschlachteten Böckleins und eines Kleides hat Jakob den alten blinden Vater betrogen und den Segen desselben erschlichen; aber der erschlichene Segen wandelt sich sofort in den Unsegen der Heimatlosigkeit und Verbannung; mittelst eines in das Blut eines geschlachteten Bockes getauchten Kleides wird er selbst (1 Mos. 37, 31 ff.) in seinem Alter von seinen Söhnen auf die schmerzlichste Art betrogen. Durch List, wenn auch in Nothwehr, hat er von Labans Heerden einen großen Theil an sich gebracht; in Angst führt er sie von dannen, und alsbald muß er sich entschließen, von diesem Heerdenreichthum einen Theil freiwillig dem Esau anzubieten und hinzugeben (1 Mos. 32, 13 ff.; 33, 11.). Mit echt semitischer Klugheit benützt Joseph die Noth der Aegypter zu einem glänzenden, finanziell-politischen Handelsgeschäft für Pharao (1 Mos. 47), aber wie unklug diese Klugheit gewesen, sollten seine Nachkommen bald genug erfahren, als (vgl. § 241 Anm. 1) der durch jenes Geschäft entzündete Nationalhaß der Aegypter sich gegen Israel und gegen die mit Israel verbündete fünfzehnte Dynastie aufbäumte, die letztere stürzte, und die Israeliten als „Plünderer der Schätze des Landes" grausam drückte. — Die Führungen Gottes, durch welche Jakobs Geschlecht zur Uebersidlung nach Aegypten veranlaßt wurde, hatten einen besonderen heilsgeschichtlichen Zweck: das Geschlecht Abrahams sollte vor der Pest des semitischen Baalsdienstes bewahrt bleiben. Schon einmal war diese Pest ihm nahe genug gekommen; im Siddimthale, das zwölf Jahre lang von den Eufratsemiten unterjocht gewesen (1 Mos. 14, 4, vgl. § 253), hatte diese Pest Wurzel gefaßt. Damals rottete der Herr sie aus durch jenes Gericht, dessen Spuren heute noch geologisch konstatirbar sind (s. Anm.). Als einige Menschenalter nach dem Untergange Sodoms jene Pest des Baalsdienstes sich gleichwohl nach Palästina zu den Kanaanitern, Phöniziern, Lotiden und Midianitern verbreitete, hatten die Ismaeliten sich bereits südwärts nach Arabien gezogen, dem „Glauben Abrahams" treu bleibend (§ 254 Anm.). Die Israeliten aber waren in Aegypten vor jener Pest geborgen. Nicht so vor der Ansteckung mit dem relativ unschuldigeren altägyptischen Polytheismus (§ 241), dieser Symbolisirung des im regelmäßigen Gestirn- und Naturlaufe sich darstellenden unsichtbaren aber auch unfreien, zur Weltseele verknöcherten Weltschöpfers.

Wie tief die Israeliten von der Neigung zu solcher polytheistischen Natursymbolik und speziell zur Symbolisirung durch Thiere ergriffen und angesteckt wurden, ersieht man aus der Thatsache (2 Mos. 32), daß sie nach und trotz all den gewaltigen Manifestationen des freien, lebendigen Gottes, der der Gott ihrer Väter war und als יהוה sich ihnen geoffenbart hatte, dennoch eine polytheistische Pluralität von Göttern (vgl. V. 1: ילכו) an die Stelle jenes Gottes setzen und dieselbe in einer Thiergestalt symbolisiren wollten. Diese eingefleischte Neigung zum Polytheismus zeigt sich denn auch weiterhin beim Wüstenzug in Gestirndienst (Amos 5, 26) und später noch als Thiersymbolik (1 Kön. 12). Und dies Volk soll „die Idee des Monotheismus" aus sich heraus produzirt haben! Die Masse des Volkes konnte noch geraume Zeit sich nicht zur Erkenntnis aufschwingen, daß Jahavah der einzige Gott, sondern nur zu der, daß er stärker sei, als die Götter der Heiden (mit 5 Mos. 4, 35 vgl. 3, 24 und 4 Mos. 10, 17 und 2 Chron. 2, 5). Und dies Volk soll die Idee des Monotheismus produzirt haben! Es soll eine „jehovistische Partei" lang lang nach Moses im Volke entstanden und aufgestanden sein, die den semitischen Baal zu einem etwas geistiger gedachten und nicht ganz so grausamen, immer aber noch ziemlich blutdürstigen „Jahveh" umbildete, ihn in die alten Volkssagen einschmuggelte und diese „jehovistisch" umgestaltete. Bei welchem großen Weisheitsfündlein nur die Kleinigkeit vergessen ist, daß (§ 246) Eigennamen, die mit dem Jahavah-Namen komponirt sind, schon von Mosis Zeit an vorkommen! — Israel würde ohne Zweifel vermöge seines natürlichen semitischen Nationalcharakters in Aegypten den Gott seiner Väter ganz vergessen haben und dem Polytheismus gänzlich verfallen sein, wenn nicht der grausame Haß der ägyptischen Zwingherren es gleichsam mit Gewalt genöthigt hätte, zu dem Gott seiner Väter zu seufzen. Und nun offenbarte sich dieser in einer Reihe von Strafgerichten, die er über die Aegypter ergehen ließ[3]), Strafgerichten, welche

[3]) Wenn es hier stabil. heißt: Gott verstockte das Herz Pharao's, so ist die Absicht des Autors nicht: die dogmatische Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Selbstbestimmung zu der göttlichen Weltregierung zu erörtern, sondern einfach die: dem zum Polytheismus geneigten Volke den Wahn zu benehmen, als ob Gott etwa nur nicht mächtig genug gewesen sei, Gehorsam von Pharao sofort zu erzwingen. Daß der so lange fortgesetzte Widerstand Pharao's nicht wider Gottes Plan und Rathschluß, sondern innerhalb der von Gottes Rathschluß gesetzten Schranken erfolgte, dies und nichts anders will gesagt werden. Die subtilere Frage, ob Gottes Wille sich hiebei bestimmend oder zulassend verhielt, wird gar nicht in Betracht genommen.

in spezifisch ägyptischen Naturvorgängen eine Analogie haben, aber in dem Maße und der Art, wie sie hier erfolgen, sich als Wunder (§ 134) klar genug charakterisiren. Ebenso ist die Ermöglichung des Durchgangs durchs rothe Meer zwar durch einen Ostwind bewirkt (2 Mos. 14, 21) und nichts steht im Wege, die Worte V. 22: והמים להם חומה in dem Sinne zu fassen, daß die Wasserflächen rechts und links neben der durch den Wind bloßgelegten Sandbank ihnen als Schutzwehr gegen Flankenangriffe dienten (also nicht so, daß die Wassermassen als Wände senkrecht aufgethürmt waren, was והמים כחומות heißen müßte.) Aber wenn man darum meinen wollte, über das Wunder mit einer „natürlichen Erklärung" wegzuschlüpfen (wo dann jener Ostwind ein recht erwünschter Zufall gewesen wäre!) so wäre zu bedenken, daß bei dem Durchgang durch den Jordan (Jos. 3 f.) dessen Steindenkmale zur Zeit der schriftlichen Aufzeichnung des Ereignisses noch existirten (4, 9 und 20) ohne das Zugeständnis eines eklatanten Wunders doch nicht auszukommen ist. Durch Manifestationen seiner Allmacht griff Gott gnädig lösend in das Sündengewirre menschlicher nicht Ent- sondern Verwicklung ein. Durch immer neue Thaten überwand er den eingefleischten semitischen Hang zum Polytheismus, und erzwang sich gleichsam Anerkennung.

Anm. Die bekannte Thatsache, daß der Spiegel des toten Meeres 1300 Fuß tiefer, als der des mittelländischen liegt, hat mit der Katastrophe von Sodom gar nichts zu schaffen. Auch der See Genesareth liegt schon 600' tiefer, als das Mittelmeer. Das ganze Jordanthal ist eine Kluft oder Erdspalte welche, lange bevor es Menschen auf Erden gab, in dem Anfang der Tertiärzeit, in Folge einer vulkanisch-plutonischen Eruption (wahrscheinlich in Folge der Eruptivbildung des Dshebel Kuleib oder Basangebirges) entstand. — Eine ganz andere geognostische Thatsache ist es, welche von dem Untergange Sodoms Zeugnis gibt. Das tote Meer hat seinem größeren Theile nach bis zur Halbinsel südwärts hinab eine sehr große Tiefe seiner Wassermasse; das Senkblei erreicht hier erst in einer Tiefe von 1200 bis 1300 Fuß den Grund; von der Halbinsel an bis zum Südende aber ist es nur 4 bis 13 Fuß tief; es stellt sich hier eine, 10 engl. Meilen lange und durchschnittlich eben so breite seicht überschwemmte Ebene dar. Die unüberschwemmte, nur wenige Fuß höher liegende Fortsetzung dieser Ebene bildet die Halbinsel, und diese hat unter der Oberfläche ihrer Erdkrume reiche Asphaltlager (ganz wie dies 1 Mos. 14, 10 von der ganzen einstigen Thalebene berichtet ist). Auf der Westseite steht hart am See der, 500' hohe, 2½ Stunden lange, ganz aus Steinsalz bestehende, mit einer dünnen Lage von Kalk und Lehm bedeckte Dshebel Usdûm, der gegen das tote Meer hin einen steilen Absturz bloßliegenden Steinsalzes

bildet. Der englische Marine-Offizier Van de Velde („Reisen durch Syrien und Palästina, Leipz. 1856, Th. II, S. 131 ff.), welchem wir diese genauen geognostischen Untersuchungen verdanken, erklärt die Entstehung dieser geognostisch-geographischen Konfiguration durch die einfache Annahme: daß das südliche Viertel des Sees früher Land gewesen sei; daß ein Blitz das unter der Oberfläche liegende (und wahrscheinlich stellenweise zu Tage stehende oder durch Menschenhand absichtlich bloßgelegte) Asphaltlager entzündete; daß dasselbe unterirdisch ausbrannte, die über ihm liegenden Städte durch seine Gluth zerstörend; daß in Folge dieser Ausbrennung die Erdkruste sich um 10 bis 20 Fuß, also unter das Niveau des Sees, senkte und daher von diesem seicht überfluthet wurde, und endlich, daß in Folge der Gluth die Lehmkruste des Dschebel Usdum auf dessen dem Brande zugewendeter Ostseite barst und mit einem Theile des Steinsalzes in den See stürzte und diesem seinen Salzgehalt gab, (der jetzt durch jeden Regenguß, welcher die nunmehr nacktliegenden Wände und Schluchten des Salzberges bespült, vermehrt wird). — Daß das 1 Mos. 19, 24 vom Himmel fallende גפרית ואש auf zündende Blitze gedeutet werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ist an wirklichen brennenden Schwefel zu denken, so war die Wirkung selbstverständlich die gleiche, wie die von Blitzen.

§ 309. Das Gesetz und der Opferkult.

Wir verfolgen die Reihe dieser einzelnen Thatsachen nicht weiter, sondern wenden uns nun der Gesetzgebung zu. Daß dem Gesetzbuche in nachmosaischer Zeit noch einzelne Novellen ebenso wie einzelne geschichtliche Erläuterungen (z. B. 1 Mos. 12, 6; 13, 7; 36, 31; 4 Mos. 35, 14; 5 Mos. 3, 14) nachträglich eingefügt sind, wird kein Unbefangener leugnen. Der Grundstock des Gesetzes ist aber — und zwar in viel höherem Grade, als der Vendidad (§ 208) — aus Einem Guſſe und aus Mosis Zeit stammend. Dieser Grundstock zerfällt in drei, auch äußerlich geschiedene Theile. Das „Zeugnis" (עדות) 2 Mos. 20 enthält die ewigen Forderungen des göttlichen Willens an sein Volk, Forderungen, die nur eine Exposition der Forderungen sind, die das Gewissen an jeden Menschen stellt, daher denn der Dekalog im Christenthum als Darstellung des ethischen Gesetzes für alle Völker der Erde Anwendung finden konnte. Denn er deckt sich mit dem ethischen Gesetz als solchem. Den lebendigen Gott allein als Gott anbeten — ihn als den unsichtbaren, als Geist, nicht in Bildern anbeten — seinen heiligen Namen als heiligen behandeln und nicht in den Dienst der Sünde (der Leidenschaft und des Aberglaubens) herabziehen — einen geregelten Theil der Lebenszeit der Sorge für Irdisches entziehen und der Sorge für das ewige Seelenheil also dem Andenken und Dienste Gottes widmen —

die Eltern als die Werkzeuge Gottes (vgl. § 124) ehren — das Leben, die Ehe, das Eigenthum des Nächsten achten — die Wahrheit reden — und endlich selbst die böse Begierde als Sünde erkennen und meiden — das sind die Grundzüge wahrer, auf Gott und Gottesfurcht sich gründender Ethik. In der Ehe ward in Praxi die Mehrweiberei noch geduldet, weil Gott nicht die Früchte vor der Wurzel haben will. Dies Gesetz sollte nicht die sündigen Menschen in sündlose verwandeln, sondern die Sünde zum Bewußtsein bringen (usus elenchticus) und ihrem Weiterwuchern einen Damm heilsamer Zucht entgegenstellen. — Der zweite Theil des Gesetzes: משפטים (Kap. 21—23) gibt die Grundzüge der Rechtspflege, der sozialen und staatlichen Ordnung, und hat eben darum nur für Israel als Einzelvolk in seiner staatlichen Verfassung Bedeutung gehabt. (Beachtenswerth ist die Forderung der Feindesliebe, 23,4 vgl. 3 Mos. 19, 17). — Der dritte Theil: חקות (Kap. 25—31 u. 3 Mos. 1—8 u. 11 ff.) ordnet den Gottesdienst. Einen Bund, ברית, hat Gott mit Israel gemacht, ihm Gnaden verheißend, von ihm Erfüllung des Gesetzes fordernd. Aber ein Volk sündiger Menschen erfüllt diese Forderung nicht, und kann sie nicht erfüllen; hat doch Israel gleich anfangs (2 Mos. 32) den Bund gebrochen, und erwiesen daß es ein halsstarriges Volk sei (V. 9—10). So wird denn der Dekalog zu einem anklagenden Zeugnis wider das Volk. Dieses hat nur Untergang verdient; einzig um seiner eigenen Ehre, der Ehre seiner Verheißungstreue, willen (V. 1 ff.) erbarmt sich Gott des Volkes. Das anklagende Zeugnis soll zugedeckt werden mit einem Deckel (כפרת) und der Deckel besprengt werden mit dem Blute eines, als stellvertretendes Sühnopfer geschlachteten Farren (3 Mos. 16), damit der Blick des Herrn nicht auf das anklagende Zeugnis sondern auf die vollzogene Sühne falle. Der ganze Kultus mit all seinen übrigen Opfern gruppirt sich organisch um diesen, vom Hohenpriester jährlich zu vollziehenden Zentralakt. Die Blutbesprengung der Kapporeth im Allerheiligsten symbolisirte die Aufrechterhaltung des Bundes durch stets neue Sühnung der stets neuen Bundesbrüche des Volkes. Im „Heiligen" wurde die relative (unvollkommene) Gesetzerfüllung versinnbildlicht durch die tägliche Darbringung der Früchte des Landes: Brod und Oel, und die Anbetung Gottes durch das Rauchopfer auf dem, vor dem Eingang des Allerheiligsten stehenden Rauchaltar. Im Allerheiligsten manifestirte der lebendige Gott seine — nicht schöpferische Allgegenwart, sondern — spezifisch aus seinem Bunde mit Israel er-

wachsende Gnadennähe in dem Lichtglanze der Schechinah; aber das Allerheiligste war unnahbar und geschlossen; der Opferkult bewirkte nur, daß Gott des Volkes schonte, mit seinen Sünden nicht in's Gericht ging, fortwährend neue Geduld übte, aber nicht, daß die als Scheidewand zwischen ihm und dem Volke stehende Sündenschuld des letzteren völlig getilgt wurde (πάρεσις nicht ἄφεσις, vgl. Röm. 3, 25). Dies wies deutlich genug auf die Nothwendigkeit einer künftigen vollkommneren Sühne hin (vgl. Hebr. 9). — Zweierlei ist nun hier näher zu beachten. A) Der ganze Kultus ist auf die Voraussetzung der Sündlichkeit und Verschuldung Israels gegründet, und die ganze Geschichte des Aus- und Wüstenzuges weiß von nichts als der unaufhörlichen Halsstarrigkeit und Verworfenheit des Volkes, von keinen Verdiensten, Vorzügen, Tugenden desselben, nur von des heiligen Gottes unaufhörlicher Langmuth zu berichten. Das ist eine Erscheinung, die sich in der Religionsgeschichte keines anderen Volkes wiederfindet. Die heidnischen Völker (vgl. Buch 1) sind sich im besten Falle bewußt, hin und wieder durch einzelne Sünden ihre Götter erzürnt zu haben, und suchen dieselben durch Opfer verschiedener Art zu versöhnen (im schlimmeren Falle haben sie den Begriff der Sünde und Schuld und die Vorstellung strafender Götter verloren, und kennen nur noch willkürlich boshafte oder naturnothwendig schädliche Mächte, deren blinde Wuth sie durch Opfer zu beschwichtigen suchen); aber die Völker als solche sind immer und überall ihres eigenen Lobes und Selbstruhmes voll. Der Moabiterkönig Mesa weiß sich im besten Einvernehmen mit seinem Gotte Kamos; er hat ihm Tempel erbaut, und dafür verleiht ihm dieser glänzende Siege. Derselbe Ton herrscht in des Darius Inschrift von Bagastâna (Behistun) und den übrigen achämenidischen Inschriften. Nicht anders die Griechen, die Römer, die Inder, die Mongolen, die Chinesen! Und ein zu unverschämtem Hochmuthe von Natur so geneigtes Volk, wie es diese Israeliten waren, besitzt nun als ältestes Literaturdenkmal und oberstes Grundgesetz ein Buch, worin nur von der Schlechtigkeit und Verworfenheit des Volkes die Rede ist, worin auf die Voraussetzung der Sündlichkeit und Schuld des Volkes der ganze Kultus gebaut ist, und worin an dem Volke gar nichts rühmenswerthes gefunden wird, als daß Gott, der heilige, lebendige, sich ihm geoffenbart und solche Geduld an ihm bewiesen habe. Und dies, allem Hochmuth und allem nationalen Eigenruhm so in's Angesicht schlagende Buch soll ein Produkt des nationalen Volksgeistes sein!! Wenn ein

Nationalfeind Israels es darauf abgesehen hätte, Israel's Stolz auf's tiefste zu kränken, so hätte er nichts verwundenderes schreiben können, als diese Geschichte des Auszugs. Da aber diese Torah von keinem Gliede einer feindlichen Nation, sondern von einem Israeliten in israelitischer Sprache geschrieben ist, so kann sie den Grund ihrer Entstehung nur in der Offenbarung eines göttlichen Freundes haben, d. h. des freundlichen Gottes, der in seiner Gnade ein Glied der ihrer natürlichen Art nach verworfensten Menschenrasse aus dem Gewissensschlafe, dieser Wurzel der Verstockung und des rettungslosen Verderbens, mit gewaltigen züchtigenden Gottesworten und Gottesthaten immer wieder aufzurütteln nicht müde ward, und das geweckte Sündenbewußtsein durch den Opferkultus wach erhielt. — B) Dieser Opferkultus enthält in seiner tiefen Symbolik die Wahrheit, deren Karrikaturen sich in den verschiedenen heidnischen Religionen darstellen. Opfer hatten schon die ersten Menschen gebracht. Der Gedanke des Opfers ist mit dem Schuldbewußtsein von selbst gegeben. Es ist im Buche der Genesis kein Wort davon gesagt, daß Gott die Opfer eingesetzt oder befohlen habe[1]); der Mensch kam ganz naturgemäß von selbst darauf. Das Bewußtsein, hinter der Pflicht, dem Sollen, zurückgeblieben zu sein, führte auf den Gedanken einer Gutmachung, d. i. einer sachlichen Stellvertretung; für die Pflichthandlung, die der Mensch unterlassen hat, soll eine andre Handlung, zu der er nicht verpflichtet ist: die freiwillige Hingabe eines Gutes, gutmachend eintreten. Dieser Gedanke scheint den ersten Opfern (1 Mos. 4, 3 f.) zu Grunde gelegen zu haben. Aber das Gewissen konnte dadurch nicht beruhigt werden; das Gewissen sagte dem Menschen, daß er nicht bloß Gutes unterlassen, sondern auch Böses gewollt und gethan und durch seine Sünde Strafe verdient habe. Das führte auf den Gedanken der persönlichen Stellvertretung. Anstatt der Person, welche der Strafe verfallen ist, soll ein anderes Wesen den verdienten Tod erleiden, und das getötete in Flammen auflodern zu Gott empor, den der Mensch sich unwillkürlich als in ferner Höhe über der Erde waltend denkt. Das war der Sinn der Brand-

---

[1]) Wenn Gott 1 Mos. 3, 21 (in Menschengestalt erscheinend) den Menschen Kleider von Thierfellen zur Deckung ihrer Blöße gibt, so wird der Akt der Tötung dieser Thiere dabei gar nicht einmal erwähnt, kommt also nur als Mittel zur Herstellung einer Kleidung, nimmermehr als Opferakt, in Betracht. Letzteres um so minder, als ja Gott, indem er die Thiere tötete, sich selbst ein Opfer gebracht haben würde!

opfer (z. B. 1 Mos. 8, 20), und die sachliche Stellvertretung, die Hingabe eines Gutes oder Besitzes, war zugleich darin aufgenommen und inbegriffen. Aber auch diese Opfer genügen noch nicht, das Gewissen zu beruhigen; kann ein Thier für einen Menschen eintreten? Wäre es nicht das richtige, einen Menschen, ja wohl den liebsten, theuersten Menschen, den man hat, etwa den eigenen Sohn, an Gott als Opfer hinzugeben? Es war nicht das richtige, erstlich weil jeder Mensch durch seine eigene Sünde dem Tode verfallen ist, mithin nicht fremde Sünde damit sühnen kann, zweitens, weil der Mensch, auch der eigene Sohn, nicht Sache und Eigenthum des Opfernden sondern Gottes Eigenthum ist, also zur sachlichen Stellvertretung sich ebensowenig eignet, als zur persönlichen. Es war nicht das richtige, aber man begreift, daß die Menschen auf den Gedanken verfallen konnten. Und so haben wir ja bei edeln jafetidischen Völkern, den Griechen, Römern, Germanen, die deutlichen Spuren, daß sie schon in uralten Zeiten (und abgesehen von den in späterer Zeit zu Ehren des Kriegsgottes in Brauch gekommenen rohen Schlächtereien der Kriegsgefangenen) Menschenopfer gebracht haben. Diese edleren Menschenopfer unterscheiden sich ganz wesentlich von den scheuslichen Molochsopfern der Eufratsemiten, welche letztere nicht im entferntesten auf dem Schuldbewußtsein und dem Gedanken sachlicher und persönlicher Stellvertretung beruhten, sondern dem, von aller ethischen Idee abgelösten Numen des blinden Naturprozesses, des Leben-zeugenden und das gezeugte wieder vernichtenden, dargebracht wurden. Die Israeliten sollten von vornherein auch von der Verirrung der edler gefaßten Menschenopfer bewahrt bleiben. Das geschah durch das, 1 Mos. 22 erzählte Ereignis. Gott forderte Abrahams Sohn, den er ihm durch ein Wunder (18, 11) geschenkt hatte, und auf dem die Verheißung (17, 19) ruhte, zum Brandopfer. In festem Glauben, daß Gott seiner Verheißung nicht untreu werden könne, also den geopferten wieder lebendig machen werde (Röm. 4, 17; Hebr. 11, 19) war er zu gehorchen bereit; aber Gott ließ ein Thier an Isaaks Stelle treten. Hatte Gott selbst erklärt, mit dem Thieropfer vorlieb nehmen zu wollen, so fiel jeder Zweifel, ob Thieropfer genügend seien, für immer hinweg. Und nun ordnete Gott im sinaitischen Gesetze abermals Thieropfer an, und verbot (3 Mos. 18, 21) die Menschenopfer ausdrücklich.

§ 310. Die Richterzeit.

Als die Israeliten in Palästina eingezogen, hatte die Pest des Baals-dienstes mittlerweile die Kanaaniter ergriffen, und das Produkt der semitischen Verruchtheit hatte auf dem Nährboden hamitischer Rohheit eine Religionsgestalt hervorgerufen, wie wir sie schon (§ 251) bei den Phöniziern haben kennen lernen, und in Palästina wo möglich noch scheuslicher wiederfinden (4 Mos. 25, 1 ff. vgl. das Verbot 5 Mos. 23, 18; ferner 1 Kön. 14, 24; 15, 12; 22, 47; 2 Kön. 23, 7, auch Richt. 2, 17 u. a. dgl. wo זנה אחרי mit Unrecht bildlich genommen wird, sich vielmehr eben aus dem πορνεία-Dienste der Aschera erklärt.) Die viehischen Greuel der Hurerei galten als Dienst der Gottheit; auf allen Hügeln und unter allen Bäumen (2 Kön. 16, 4; 17, 10; Jerem. 2, 20; Ezech. 6, 13; 20, 28) standen Säulen und Bilder der Aschera (Richt. 3, 7; 1 Kön. 14, 23), wo jener Greueldienst getrieben wurde. Das Kanaanitervolk war faul bis in's Mark und reif für das Gericht, und Israel sollte nicht von der Pest angesteckt werden; darum der gerechte und gnädige Befehl des heiligen Gottes, daß die Kanaaniter vertilgt werden sollten. Wir nennen diesen Befehl einen gnädigen; rationalistische Sentimentalität[1]) hat ihn hart und grausam gefunden; aber die Individuen der Generation, welche durch das cherem umkam, hätten doch irgend einmal sterben müssen, und daß diese Generation keine folgenden, noch schlimmeren zeugte, war Gnade — oder vielmehr: wäre Gnade gewesen. Hätte nur Israel gehorcht und den Befehl konsequent und vollständig vollzogen! Aber die semitische Natur schielte lüstern nach den Lüsten des Baalsdienstes (4 Mos. 25), erlahmte in der Ausführung des göttlichen Auftrages, ließ (Richt. 1, 21 ff.) einen nicht so gar geringen Bruchtheil der kanaanitischen Einwohnerschaft leben und sich von ihnen mit dem Baalsdienst anstecken (Richt. 2, 17; 3, 17; 10, 6 ꝛc. vgl. Kap. 6, 28.). Da gab sie Gott zur Züchtigung hin in die Zwingherrschaft der Nachbarvölker (Philister, Ammoniter, Midjaniter, Moabiter ꝛc.) bis sie in ihrer Noth zum Herrn schrieen, und er ihnen sich offenbarte und Einzelne (z. B. Richt. 4, 4—8; 6, 8 u. 11 ff.) berief und mit Muth, Weisheit und Kraft ausrüstete, die unterjochten Stämme zu befreien und den Dienst Jahavah's wiederherzustellen. Die Stiftshütte mit dem Hohenpriester und dem Opferkultus

---

[1]) Von solcher Sentimentalität war Samuel frei, Saul nicht. 1 Sam. 15, 8 u. 33.

(1 Sam. 1, 3) und Festzyklus (Richt. 21, 19) bestand in dieser Periode der Drangsal und Verwirrung fort, und ward vom unverführten oder durch Züchtigungen jeweilig zum Dienste Gottes zurückgeführten Theile des Volkes als Hort betrachtet (1 Sam. 4, 3). Daß aber in jener Periode der Drangsal und Verwirrung die Satzungen der Thorah zeitweilig nur unvollkommen und lückenhaft gehalten werden konnten, ist begreiflich, und es ist geradezu eine Thorheit, aus den in der Richterzeit vorkommenden Abweichungen vom Gesetz den Schluß zu ziehen, daß das Gesetz damals noch nicht existirt habe. Manche dieser Abweichungen sind ohnehin nur scheinbar. Mit dem Verbot: an andern Orten, als der Stiftshütte, Opferkult einzurichten (3 Mos. 17; 5 Mos. 12) stritt der Baalsdienst auf den Höhen (Richt. 3, 17 u. a.) oder wenn Gideon in Ophra durch Aufstellung eines goldenen Ephod Anlaß zu Bilderdienst gab (8, 27) oder Micha Bilderdienst einrichtete (17, 4) — stritt aber ganz und gar nicht, wenn Gott als מלאך י"י sichtbar erschien und ihm nun ein Opfer gebracht wurde (Richt. 2, 5; 6, 24; 13, 16), denn letzteres wird vom Engel des Herrn selbst (13, 16) geradezu gefordert und gutgeheißen, und nicht um ihrer selbst willen, sondern um des im Allerheiligsten über der Bundeslade gegenwärtigen Gottes willen war die Stiftshütte die gesetzliche Stätte des Opfers. Wenn vollends (Richt. 20, 27) die Bundeslade im Kriege nach Bethel gebracht, und vor ihr (21, 4) ein Altar errichtet und ein Opfer gebracht wird, so bewegt sich dies ja ganz innerhalb der 3 Mos. 17 gezogenen Schranken; nicht um der Stiftshütte willen war die Bundeslade, sondern um dieser willen jene die legitime Stätte des Kultus. Wenn Samuel (1 Sam. 9, 12) in seinem Wohnort Rama im Lande Zuf (südlich von Bethlehem, vgl. 1 Sam. 10, 2) auf einer Höhe Gott ein Opfer bringt, so scheint auch in diesem Falle das Opfer lediglich durch die vorangegangene Theophanie (9, 15) veranlaßt gewesen zu sein; es heißt V. 12 ausdrücklich: ki sebach hajjôm laâm babbâmah. Geradezu albern aber ist es, aus diesen Stellen die Anschauung herauszupräpariren, daß der ursprünglich und noch zur Zeit der Richter von Israel verehrte Gott kein anderer, als eben der semitische Baal oder eine Art von Baal gewesen sei (s. Anm.) und daß er damals noch für gewöhnlich auf Höhen verehrt worden sei, und daß erst in späterer Zeit der „Jehovismus" aufgekommen sei sammt dem Gesetze, daß Jehovah nur in der Stiftshütte verehrt werden dürfe — während doch die ganze Geschichte der Richterzeit von A bis Z sich um den schroffen Gegensatz

der Anbetung des sich offenbarenden Jahavah und des Baalsdienstes dreht! — Die ethische Umwandlung des Volkes machte in dieser rauhen, wilden Zeit mehr Rückschritte als Fortschritte, ganz begreiflich, da ja diese ganze Zeit als solche Ein großer, vom Volke selbst verschuldeter Rückschritt (Richt. 2) in der Gottesfurcht war. Der Herr mußte wieder von vorn anfangen, die geschädigte, am Lebenskeim gefährdete Wurzel zu heilen und zu kräftigen, damit in künftigen Zeiten Blüthen und Früchte sich entwickeln könnten. Wir finden bei Deborah, Barak, Gideon einzelne ethisch-schöne Züge; bei Jephta und Simson geht es bedeutend abwärts; Gott hat sich darauf beschränken müssen, durch Machtwirkungen (charismatische Wirkungen) seines Geistes diese Männer auszurüsten zu gleichsam unfreiwilligen und blinden Werkzeugen für einzelne Thaten, die sie für Gottes Zwecke ausrichten mußten an Anderen und für Andere, ohne daß sie selbst in ihrem Inneren erneute Menschen gewesen wären. Sie waren Knechte Gottes, nicht Kinder[2]); Knechte, die den Einen lebendigen Gott erkannten, treu (d. h. relativ treu, Richt. 8, 27!) an seinem Dienste hingen und dem Baalsdienst fremd und abhold blieben; in dem Gegensatze zwischen Gottesdienst und Baalsdienst ergriffen sie Partei für den ersteren, und dies Negative war vor der Hand genug; der Garten mußte vor der Ueberschwemmung bewahrt werden, welche ihn für immer vernichtet und in einen Giftsumpf verwandelt haben würde; das Unkraut im Innern des Gartens auszureuten, blieb für spätere Zeit vorbehalten. Mit der Anbetung des wahren Gottes war immer eine Schranke öffentlicher Zucht gegeben; das Gewissen konnte nicht völlig einschlafen. Wenn Simson (Richt. 16, 1 u. 4) sich mit philistäischen Huren einläßt, so ist das sündliche Rohheit aus Fleischeslust, aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser sündlichen Rohheit und der Verruchtheit der Baalsanbeter, die die Hurerei zum Götterdienst stempelten. Und hoch über Simson stehen seine Eltern, steht Jephta (vgl. Richt. 11, 34 f.), steht Gideon.

Anm. In Jephta's Geschichte meinten Etliche einen Beleg zu finden, daß bei den Israeliten Hurerei ebenso zum Dienst ihres Nationalgottes gehört habe, wie sie bei den Kanaanitern und heidnischen Semiten zum Baalsdienst

---

[2]) Von Kindern Gottes kann im strengen Sinne im alten Bunde überhaupt noch nicht die Rede sein. Ein Kind Gottes ist erst, wer aus Christo neugeboren ist; Er gibt die Gewalt, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1, 12). Aber ein Keim von Kindschaftsbewußtsein war doch im alten Bunde schon möglich, nämlich denen, deren Glaubenserkenntnis und Vertrauen sich auf das verheißene künftige Heil richtete. Jesaj. 64, 16. Hebr. 11, 13—16.

gehörte. Jephta habe seine Tochter, da er sie nicht als Brandopfer behandeln durfte, als Hierodule zu besagtem Zweck dem Gotte zu Dienst gegeben. Darum beweine das Mädchen zwei Monate lang den bevorstehenden Verlust ihrer Jungfrauschaft. Die Worte 11, 39: והיא לא ידעה איש erklärt man dann plusquamperfektisch. — Aber diese Auffassung ist so unsinnig als möglich. War der Nationalgott Israels eine dem Baal analoge Gestalt, so stand nichts im Wege, daß Jephta seine Tochter diesem Gott zu Ehren verbrannte, da solche Feueropfer gerade recht zum Baalsdienste gehörten (vgl. 3 Mos. 18, 21; 5 Mos. 18, 10), und wenn er aus väterlicher Zärtlichkeit dies unterließ, so durfte V. 39 nicht gesagt werden: ויעשׂ לה את-נדרו, sondern es hätte erzählt werden müssen, daß und warum er sein Gelübde unerfüllt ließ und was er an dessen Stelle substituirte. Ferner: wenn es als gottesdienstlicher Akt galt, sich als Hierodule preißzugeben, so begreift man nicht, wie das Mädchen den Verlust ihrer Jungfrauschaft beklagen kann; nicht unter Klagen, sondern in wilder dämonischer Lust gaben die Verehrerinnen Baals und Bilits sich der Schändung preiß. Jene Erklärung geht gleichzeitig von zwei Voraussetzungen aus, die einander ausschließen: daß die Prostitution als ein den Göttern wohlgefälliger Akt begangen worden sei, und: daß man in Beziehung auf sie ein feines sittliches Gefühl gehabt und sie als Unglück und Schmach betrachtet und empfunden habe. Die Bemerkung endlich: „sie hatte keinen Mann erkannt", erscheint bei jener Auffassung als ganz müßig, da beim Baalsdienst Eheweiber wie Jungfrauen gleichmäßig sich in den Tempeln preißgaben. — Die Annahme, daß Jephta seine Tochter wirklich als עולה geschlachtet habe, ist immer noch golden gegen jene verrückte Erklärung; sie beklagt dann „ihre Jungfrauschaft" d. h. nicht den Verlust derselben (wovon kein Wort dasteht!) sondern daß sie als Jungfrau sterben muß (wozu nun die Bemerkung איש לא ידעה in plusquamperfektischer Fassung paßt); daß bei den Israeliten Ehe und Kindersegen als höchstes Glück, Aussterben des Geschlechtes als großes Unglück galt, ist bekannt. — Und doch ist auch diese Erklärung nicht haltbar. Das Buch der Richter ist für Leser geschrieben, bei denen als bekannt vorausgesetzt werden durfte, daß (3 Mos. 18, 21) Jahavah keine Menschen (speziell: nicht von den Eltern die Kinder) geopfert (speziell: nicht verbrannt) werden durften. Daß von dem Gelübde V. 31: והיה ליהוה והעליתוהו עולה an dem Mädchen nur die erste Hälfte erfüllt werden konnte, verstand sich von selbst, und was das hieß, wenn ein Mensch dem Herrn zu eigen gegeben wurde, ist schon aus Kap. 13, 5 und 1 Sam. 1, 11 zu ersehen. Zum Ueberfluß aber schreibt der Verfasser (Richt. 11, 39) noch ganz ausdrücklich: „und er that an ihr sein Gelübde, das er gelobt hatte, und sie, nicht hat sie erkannt einen Mann" (das praeter. dient, das negative Urtheil als ein absolutes hinzustellen; das fut. cum ו conv. hätte hier gar nicht gesetzt werden können) und zeigt so, in welcher Art das Gelübde erfüllt worden sei. Sie that ihr Leben lang als Jungfrau Magddienst an der Stiftshütte (und diese Verurtheilung zur Ehelosigkeit beklagt sie). Solche Mägde des Heiligthums werden auch 1 Sam. 2, 22 erwähnt, und daß ihre Aufgabe nicht die der Hierodulen Baals

war, geht eben aus dieser Stelle hervor, wo es V. 25 als eine unvergebbare Sünde wider den Herrn bezeichnet wird, daß Eli's Söhne sich mit ihnen vergingen, was doch nach jener Voraussetzung vielmehr eine sehr baalwohlgefällige, zu Ehren Baals geschehene Handlung gewesen wäre! Welch eine Nichtswürdigkeit ist es, vereinzelte Züge einer Erzählung aus dem Zusammenhang zu reißen und so in ihr eigenes Gegentheil zu verdrehen, daß sie zu der übrigen Erzählung in Widerspruch treten, dann aber jene verdrehten Züge für den historischen Kern und alles übrige für spätere mythische oder absichtlich fingirte Zuthat zu erklären!

§ 311. Das Königthum und die Prophetie.

Nachdem unter Samuel und Saul Israel das Joch der Nachbarvölker definitiv abgeschüttelt hatte, wurde es unter David ein blühender kräftiger Staat, in welchem der Dienst des lebendigen Gottes und der Vollzug des Gesetzes durchgeführt ward. So ist die Glanzperiode unter David eine Thatweissagung gewesen auf das neutestamentliche Gottesreich, aber auch nur Weissagung, nicht Erfüllung. Noch war die Gottesthat der Erlösung nicht geschehen; das Gesetz weckte, der Opferkult beruhigte vorläufig das Gewissen; aber die wirkliche Sühne der Sündenschuld war noch nicht erfolgt, und darum der Sündenbann noch nicht gebrochen. David selbst, in welchem schon hohe Früchte ethischer Heiligung reiften (z. B. 2 Sam. 3, 33; 16, 10; 18, 33), fiel in eine schwere doppelte Todsünde (2 Sam. 11) die Gott mit schwerer Züchtigung an ihm heimsuchte, und für die David ernste Buße that. Hätte das Volk gleich ihm sich der Zucht Gottes hingegeben, so wäre es aufwärts gegangen mit Israels geistlichem Zustand. Aber es ging abwärts. Die semitische Naturanlage machte sich sogleich in Salomo geltend, der am Ende eines Lebens voll Weisheit und Glanz sich durch seine Weiber zum Baals- und Molochsdienste verleiten ließ, hiemit die Pest des verworfensten Heidenthums in die Mitte Israels verpflanzte und so den Keim zum Verderben legte. Als Gottesgericht erfolgte die Spaltung des Reiches. Die ganze Folgezeit bis zum Exil ist eine Zeit unaufhörlichen Sinkens; im Zehnstämmereich geht es abwärts vom staatsklugen Bilderdienst Jerobeams bis zum Baalsdienste der Jesabel, und die Reformation Jehu's war nur eine halbe und darum von vornherein ohne dauernde Wirkung. Im Reiche Juda setzten sich Salomo's Sünden unter Schwankungen fort (1 Kön. 14, 23 f; 15, 3 vgl. mit 11, 11 f); durch Verschwägerung mit Ahabs Hause wurde es auch hier schlimmer und schlimmer. Durchweg zeigt sich die eingefleischte natürliche Semitenneigung Israels

zu dem spezifisch-semitischen pantheistisch-unfläthigen Naturdienst der Baalsreligion, daher zum Abfall von Gott. Wiederum sind es Thaten des lebendigen Gottes, welche das Volk aus der drohenden Gefahr des gänzlichen Versinkens in die verruchteste Art von Heidenthum reißen. In jener kritischsten Epoche, der der Jesabel, tritt die Prophetie als in dieser Art neues Werkzeug Gottes ein. Sie beginnt mit der gewaltigen Gestalt des Elias. Der lebendige Gott offenbart sich als den lebendigen, freien, allmächtigen gegenüber dem von Menschen ersonnenen Numen des starren Naturlaufs (2 Kön. 18). Elias vollzieht an den Baalspriestern auf Gottes Befehl dasselbe gerechte und nothwendige und im Gesetz (3 Mos. 17, 2 ff.) gebotene Gericht, das Josua einst an den Kanaanitern hatte vollziehen müssen. Aber er muß erfahren und lernen, daß Gericht und Gesetzesvollzug zwar dem Verderben Schranken setzen, aber den bösen, sündigen Willen nicht zu brechen vermögen (2 Kön. 19) und daß in den Gerichten des Herrn nicht der Herr selbst ist, sondern im sanften Wehen seines Geistes. Die ganze Prophetie aller folgenden Propheten ist nur Entwicklung dieser Einen Wahrheit, ist Hinweisung vom Gesetz auf das künftige Heil erlösender Gnade. Wie Elias in Thaten, so haben sie mit Worten die Sünden des Volkes zu strafen, den innersten Sinn und die innerlichste Forderung des Gesetzes auszulegen, aber vor allem von dem vorläufigen Sühnkult der Opferzeremonien hinwegzuweisen auf das Bedürfnis und die Verheißung einer realen Erlösung, vom Vorbild auf die Sache; daher, wie sie künftige Strafgerichte weissagen, so verheißen sie Heil und Erlösung. Joel, in engstem innerem Anschluß an 2 Kön. 19, 11—13, weissagt, daß Gott mit dem Gericht über alle Völker verziehen wolle, bis er über sein Volk seinen Geist ausgegossen und es innerlich erneuert habe; dem Gerichte soll also eine gnädig heilende (zum Bestehen vor dem Gerichte befähigende) Thätigkeit Gottes vorangehen. Amos eröffnet, daß Israel keine Ursache habe, sich auf den Gerichtstag Jahavah's zu freuen (als ob es jenes Joel 4, 2 gemeinte Volk Gottes sei); gerade Israel könne vor dem Gerichte Gottes nicht bestehen (Am. 5, 18 ff.) und ihm stehe denn auch ein Gericht Gottes: Unterjochung unter die Heiden und Exil (Kap. 7—9, besonders 9, 8—9) bevor; erst wenn es dadurch zur Buße gebracht sei, werde Gott die zerfallene Hütte Davids wieder bauen. Hosea entwickelt diese Weissagung weiter; das Zehnstämmereich soll an den Eufrat nach Assyrien geführt werden. Als unter Ahas auch in Juda der Abfall überhand

nahm (welchem Hiskia nur temporär zu wehren vermochte) da dehnte Micha die Drohung des Exils auch auf Juda aus, weissagte aber auch, daß nach dem exilischen Strafgerichte Zion als Stätte des Wortes des Herrn der Mittelpunkt werden würde, zu dem die Heidenvölker sich wenden würden, um zum wahren Gotte sich zu bekehren (Mich. 4, 1—5); „und du, Heerdenthurm" (wo der erste David einst die Heerden hütete) „Hügel! die Tochter Zion wird zu dir kommen" (den zweiten David eben dorther zu empfangen) „und es wird wiederkehren die Herrschaft, die anfängliche, das Königthum für die Tochter Jerusalems" (4, 8); denn (5, 1): aus Bethlehem wird ausgehen der künftige Herrscher und König, der nämliche, der schon von jeher und vor Alters ausgezogen ist (vor seinem Volke her, aus Aegypten), Jahavah also; und doch wird er V. 3 von Jahavah unterschieden und als Mensch dargestellt. Gleichzeitig mit Micha weissagt Jesaja die Geburt eines Menschenkindes, das Gott אל-גבור heißen und sein, und auf Davids Thron ewig herrschen werde. Bevor dies Kind, und zwar von einer Jungfrau[1]), geboren wird, soll das Land verwüstet und unterjocht werden von den Assyrern, daß nur Viehtriften und Wälder mit wildem Honig darin bleiben (7, 15—25). Also: erst Exil, dann (noch in der exilischen Noth) die Geburt des Immanuel. (Daß das Kind des Jesaja, Maher-schalel-chaschbads, 8, 1, nicht der geweissagte Immanuel, sondern ein typisches Vorbild auf ihn, und zwar zunächst ein Wahrzeichen für den unmittelbar nahen Untergang Sama=

---

[1]) Der Rationalismus hat die Entdeckung gemacht, daß עלמה nicht die virgo intacta sondern das erwachsene Mädchen als mannbares bezeichne. Man hat das Wort nämlich von dem arab. ghalama „mannbar sein," abgeleitet. Aber im Hebr. heißt עלם celare, und עלמה kommt genau ebenso von עלם celare, wie בתולה von בתל segregare, und an allen Stellen, wo das Wort עלמה vorkommt, ist von Jungfrauen (virginibus intactis) die Rede und paßt diese Bedeutung in den Kontext (1 Mos. 24, 43; 2 Mos. 2, 8; Sprüche 30, 19 wo nicht die Erwachsene im Gegensatze zur parva puella, sondern die Braut in der Brautnacht bezeichnet ist, und Hohesl. 1, 3 u. 8.) Wenn der, der schon vor Alters vor seinem Volke hergegangen und ausgezogen war (Mich. 5, 1) der אל-גבור, dem schon jetzt Land und Volk eigen sind (Jesaj. 8, 8 u. 10), als künftiger Retter (9, 5—7) und zwar als der dem David von Nathan (2 Sam. 7) verheißene Sproß (Jes. 11, 1 ff.) geboren werden sollte, so ergab sich aus diesen Prämissen so ziemlich von selbst schon (und wurde durch den heil. Geist dem Propheten bestätigt) daß der מעולם seiende nicht erst erzeugt werden könne von einem Vater, sondern nur eingehen in den Schooß einer Mutter. (Vgl. § 138, in Theil I, S. 288.)

ria's V. 4 ist, versteht sich von selbst; dies Kind wird ja vor dem Eintritt des Exils geboren.) — Wie sich aber jede folgende Stufe der Weissagung aus der vorangehenden (unter dem Walten des heil. Geistes in den Propheten) organisch entwickelte, so war auch diese messianische Weissagung bei Micha und Jesaja nur die organische Entfaltung dessen, was Nathan 2 Sam. 7 dem David verkündigt hatte: nicht David solle dem Herrn, sondern der Herr wolle dem Samen Davids ein Haus bauen, und dieser Same solle ewig herrschen. David selbst erkannte sofort, daß diese seinem Namen (d. i. Nachkommenschaft) gegebene Verheißung nicht in einer Mehrzahl sondern nur in Einem Individuum, in „der Gestalt eines Menschen der Höhe Jahavah's, Gottes" (1 Chron. 17, 17) ihre Erfüllung finden könne (Ps. 2 und Ps. 110.); Salomo aber erkannte und bekannte (1 Kön. 8, 25 ff.), daß nicht er dieser verheißene Davidsnachkomme sei. Damit war der Keim und Grundstock der Hoffnung und Verheißung und Erwartung eines „Zemach David", der ein Mensch auf gleicher Höhe mit Jahavah sein werde, gegeben. — Als auf den Trümmern des sinkenden assyrischen Reiches das babylonische sich erhob, wurde dem Jesaja der weitere Aufschluß geoffenbart, daß für das, um Hiskia's Glaubenstreue willen vor Assur's Macht von Gott gerettete Reich Juda Babel der Vollstrecker des exilischen Gerichtes sein werde (Jes. 39 u. Kap. 13—14) und an die schlaffe Resignation, womit Hiskia (39, 8) diese Eröffnung aufnimmt, schließt sich unmittelbar die große (durchweg in palästinensischen Naturanschauungen sich bewegende und schon deshalb nicht erst im Exil, in Babel, entstandene) Weissagung Jes. 40—66 vom Knechte Gottes. Israel ist dem Berufe nach der Knecht Gottes unter den Heidenvölkern und für sie (43, 1; 42, 6; 44, 1 u. 21), welcher in diesem Dienste den Haß der Heiden zu erdulden hat; aber Israel ist selbst blind (42, 19) und von Gott abgefallen zu heidnischem Wesen (43, 22 ff; 48, 1—8 u. a.) und duldet darum seine vielen Leiden als gerechte Strafe (42, 24). Darum bedarf Gott erst wiederum eines Knechtes, der Israel bekehre (49, 5) und (V. 6) durch Israel die Heiden. Aber nicht Jesajas selbst ist dieser Knecht; er hat sich an diesem Volke umsonst gemüht (V. 4). Einen Gottesknecht der Zukunft schaut er, durch den das Volk nach der exilischen Noth getröstet (49, 13 vgl. 40, 1) und aus dieser und aller Noth gerettet werden soll. Aber wie schon Kap. 24 der prophetische Blick auf die frohe Rückkehr aus dem Exil (V. 14—16) plötzlich durch den Blick auf neue Missethat und neue

Strafgerichte (V. 16—20) unterbrochen wird, analog schaut er, in den Knecht-Propheten der Zukunft sich hineindenkend, daß auch Dieser Widerstand, Schimpf ja den Tod erleiden werde (50, 5 ff.); vergeblich bleibt der Bußruf an Israel (Kap. 51), vergeblich die Freudenbotschaft: „dein Gott ward dein König" (52, 7); sie stoßen sich an seiner niedrigen Gestalt, und verachten und schmähen ihn (53, 1—3). Aber gerade dadurch, daß er in seinem unschuldigen Leiden und Sterben die Schuld (עון V. 6) und die Strafe (מוסר V. 5) unsrer Sünden geduldig wie ein Lamm auf sich nimmt, vollbringt er den Erlösungsrathschluß des Vaters: das wahre Sühnopfer (אשׁם V. 10) zu leisten. Dadurch bricht er den Bann der Sünde; nun fällt ein großes Volk ihm zu (54 ff.) aus den Heiden (54, 3; 55, 5); ein Theil Israels fährt aber fort sich zu verstocken (57), bis sie durch geschärfte Gerichte Gottes (65, 13 u. a.) endlich dahin gebracht werden, zum Herrn zu schreien (64); wer verstockt bleibt gegen die erlösende Gnade Gottes, verfällt dem ewigen Verderben (66, 24). — Der Kern dieser Weissagung wurde in den folgenden Zeiten (Jerem. 23, 29 ff.; 33; Ezech. 18 u. 33 f.; Zeph. 3; Hagg. 2; Sach. 8 ff.) wiederholt und weiterentwickelt. — Das Exil trat ein. Was zur Richterzeit im Kleinen geschehen war, wiederholte sich jetzt im Großen: das Volk, das je und je seinen Herrn verlassen und dem Baalsdienste nachgehurt hatte, mußte nun an der Wiege dieses Baalsdienstes, in Babel, unter der grausamen rohen Härte der Baalsanbeter mehr als zwei Generationen lang seufzen. Von der Baalssucht wurde es da gründlich kurirt. Es muß ein Moment wunderbaren Aufathmens für Israel gewesen sein, als das natürlich-edle jafetidische Volk der Eranier mit seiner durch Zarathustra wiederhergestellten Erkenntnis eines einigen, heiligen Weltschöpfers das babylonische Reich sich unterwarf. Der schon durch Jesaja von Gott vorausverkündigte Koresch (eranisch Khurush) erlaubte den Deportirten die Heimkehr; aber schon hatte Gott durch Daniel[2]) verkündigt, daß trotz der Rückkehr nach Palästina aus der (Jerem. 25 geweissagten) 70jährigen Gefangenschaft gleichwohl der Gesammtzustand des Unterjochtseins Israels

[2]) Diesen Daniel in die makkabäische Zeit hinunterzurücken, ist ein unglückliches Unterfangen. Wie hätte diese Makkabäerzeit mit ihrem engherzigfanatischen (und recht semitisch hochmüthigen) Heidenhaß eine solche Gestalt ersinnen können, wie jener Daniel, der mit der felsenfesten Treue gegen seinen Gott die wunderbarste Weitherzigkeit gegen die heidnischen Herrscher (z. B. Dan. 4, 16) und gegen die Formen des Magierthums verbindet?

unter heidnische Monarchen sich noch weitere 70mal 7 Jahre erstrecken werde, bis daß die Erlösung und Versöhnung (9, 24) kommen werde. Was Jesajas noch perspektivisch als zusammenfallend geschaut hatte: die Rückkehr aus dem Exil und der Eintritt der Erlösung, das trat nun klar auseinander. — Wenn Daniel Spezialereignisse (Kap. 11) vorausschaut und voraussagt (vgl. auch Ezech. 24, 1 das Schauen in räumliche Ferne, und Jerem. 50 f.) so ist hier eine Gabe in den Dienst des heil. Geistes gestellt, die auch im profanen Leben als second sight und Sehergabe hin und wieder vorkommt. Das Weissagen der Propheten im Dienst und Geiste des lebendigen Gottes verhält sich zu der, im a. t. Gesetze streng verbotenen Wahrsagerei — die Wundergabe der Propheten zur heidnischen Zauberei — genau so, wie der gottgebotene Opferkult Israels zu den Opfern der Heiden, d. h. wie die Wahrheit zum Zerrbild und zur Fratze.

Anm. Roheres, verlogneres und abgeschmackteres kann nicht geschrieben werden, als was D. Fr. Strauß (Leb. Jesu f. d. deutsche Volk, S. 168) geschrieben hat: „Von dem besonderen Schutze, der Israel von seinem Jehovah verheißen war, war wenig zu spüren, da mit kurzen Unterbrechungen es von jeher kaum einem Volke hinderlicher gegangen ist, als dem erwählten Judenvolk. Das stellten denn freilich die Priester und Propheten des Einen Gottes als Strafe für den Ungehorsam des Volkes dar, während dieses seine geringe Bereitwilligkeit zum Dienst eines solchen Gottes mit dem Ausbleiben des besonderen Schutzes entschuldigen konnte, der ihm von demselben in Aussicht gestellt war.“ — Wo denn? Wo war denn dem Volke Israel besondrer Schutz bedingungslos in Aussicht gestellt? Man lese 3 Mos. 26; 5 Mos. 11, 26!! So lange das Volk unter Josua, unter Samuel, unter David und im Anfang von Salomo's Regierung Gott fürchtete, siegte es jedesmal; der fromme Hiskia ward vor Sanherib gerettet; so oft das Volk von Gott abfiel, ward es gezüchtigt. Und nun behauptet der Unselige, die Propheten hätten die Unglücksschläge nur „als Strafgerichte dargestellt“! und der Abfall von Jehovah sei die gerechte Strafe gewesen für dessen Wortbrüchigkeit! So saugt er also eine auf den Kopf gestellte Geschichte Israels aus seinen ungewaschnen Fingern. Das ist derselbe D. Fr. Strauß, den ich schon, ehe er an seinen Ort gegangen, öffentlich (Wiss. Krit. der ev. Geschichte, 3. Aufl. S. 803 f.) angeklagt und geziehen habe, daß er in der Wiedergabe einer patristischen Stelle (Tertull. de bapt. 15) einer wissentlichen Fälschung sich schuldig gemacht, und der — diesen Vorwurf still einzustecken und nie ein Wort darauf zu erwidern für gut befunden hat. Es wäre freilich eine Kunst gewesen, etwas zu erwidern! Tertullian und ebenso Hieronymus (catal. 77) berichten, daß ein kleinasiatischer Presbyter im 2. Jahrhundert eine Legende von Paulus und Thekla (auch *πράξεις Παύλου* genannt) in einer solchen Form verfaßt habe, als ob Paulus selbst der Autor sei, und daß dieser Presbyter

deshalb abgesetzt worden sei, trotz seiner Entschuldigung, id se amore Pauli fecisse. Daraus folgt, daß die Kirche des 2. Jahrhunderts Unterschiebung unechter Schriften nicht duldete und es sehr streng damit nahm. D. Fr. Strauß, um dem deutschen Volke das Gegentheil glauben zu machen, zitirte den Anfang jener Stelle, ließ aber die von der Bestrafung durch Absetzung handelnden Worte hinweg, fügte dafür die Lüge hinzu, die Kirche habe jene Schrift „in Gebrauch behalten" (während sie dieselbe vielmehr nach Euseb. 3, 25 zu den *νόθοις* gerechnet hat!) und „auf Grund derselben der Heiligen ein Fest gefeiert" (im Mittelalter! aber nicht im zweiten Jahrhundert!) und bewies auf Grund dieser dreifachen Fälschung und Lüge dem „deutschen Volke", daß kritische Aufnahme unechter Schriften in der vorkonstantinischen Kirche an der Tagesordnung gewesen sei!! Gewiß ein würdiger Mann, um von einem Pädagogen der deutschen Jugend als Vorbild empfohlen zu werden!

§ 312. Die Gottesthat der Erlösung.

Der letzte der a. t. Propheten, Maleachi, hatte geweissagt, daß nun keine weitere Gottesoffenbarung mehr bevorstehe, als die schließliche des, durch einen alter Elias eingeleiteten Kommens Jahavah's selber zu seinem Tempel. Und so geschah es. Vom Götzendienste geheilt, blieb das Volk sich selbst und seinem äußeren und inneren Elend überlassen, bis daß zur Zeit des römischen Weltreiches die Gottesthat der Erlösung eintrat. Worin diese Gottesthat der Erlösung in Christo bestanden, ist schon Theil I § 138 entwickelt. Der Gipfelpunkt dieses zweiten Theiles ist mit dem des ersten als Schlußstein des Ganzen identisch. Das unverstandene Verlangen der Heidenwelt und das ungestillte, weil nur sinn- und vorbildlich gestillte des Volkes Israel hat in dem menschgewordenen Gottessohne seine reale und absolute Befriedigung gefunden. Ein sündloser, heiliger Mensch, von echt menschlicher Entwicklung[1]) willens- und wesenseins mit dem Vater, heilig in der Form menschlicher Selbstbestimmung, war gegeben, der in Folge der freiwilligen That seiner Menschwerdung der Naturfolge der Sünde (dem Zurückgebliebensein der Natur in dem Stande der Sterblichkeit und somit

[1]) Es wäre, als Ergänzung zu § 138 (den ich hier noch einmal nachzulesen empfehle) nur noch eine Darlegung erforderlich, wie in dem echt menschlichen Knaben- und Jünglingsbewußtsein des heranwachsenden menschgewordenen Gottessohnes die Erkenntnis und das Bewußtsein seines Messiasberufes und seines Von-Ewigkeit-seins (Joh. 8, 58) erwachen und sich entwickeln konnte. Diese Darlegung habe ich in meiner Wissensch. Kritik der ev. Gesch. Aufl. 3, § 51, S. 309—310 gegeben, und könnte hier nichts anderes thun, als die Stelle wörtlich abdrucken lassen. Es sei daher auf sie verwiesen.

des Naturleidens § 129 ff.) unterstellt war, und der in Folge seiner konstanten Selbstbestimmung zum Guten (Joh. 4, 34), die ihn nicht die leiseste Konnivenz gegen Lüge und Sünde üben ließ, den Thatausbruch der potenzirten Sünde (in gewaltsamem Tode) erduldete. Die Sünde in allen ihren Gestalten hat sich an ihm ausgetobt; er hat über die Schwachheit seiner gläubigen Jünger (Matth. 26, 35 u. 40 u. 51 u. 69 ff.) Schmerz empfunden; es hat die Sünde der Heidenwelt sich in ihrer Weise als sittlicher Leichtsinn (Matth. 27, 24—26) und als Rohheit (V. 27—29) gegen ihn gerichtet; aber die Juden, die ihn den heidnischen Römern überantworteten, waren doch mit ihrer spezifisch-semitischen Verruchtheit die Urheber seines Leidens und Todes. Welche Parallelen von jüdischen und heidnischen Persönlichkeiten enthält die evangelische Geschichte! Man halte den jüdischen Hofbeamten Joh. 4, 47 ff., der sich um Fragen der Religion und des Seelenheiles und darum um Jesum überhaupt nicht bekümmert, bis eine irdische Trübsal ihn bei Jesu irdische Hilfe suchen heißt, zusammen mit dem heidnischen Hauptmann Matth. 8 und parall., der ein Freund des von den Römern verachteten Judenvolkes darum ist, weil er ein Verehrer des Gottes Israels ist (vgl. Luk. 7, 5), und der ein so großes Maß von Erkenntnis und Verständnis der messianischen Weissagung hat, daß ihm (Luk. 7, 7 f.) klar ist, Jesus der Messias sei mehr als ein ἄνθρωπος ὑπὸ ἐξουσίαν, und der ein so großes Maß von Liebe hat, daß er um seines kranken Sklaven willen alle Freunde in Bewegung setzt, und der soviel Liebe geweckt und erworben hat, daß die Freunde (Heiden und Juden) sich auch willig und „eifrig“ (Luk. 7, 4) für seinen Sklaven in Bewegung setzen lassen. Man halte den Eindruck, den der Römer Pilatus in einer Stunde von Jesu Erscheinung empfängt, und die Art wie er auf diesen Eindruck reagirt, zusammen mit der Art, wie die Oberen und das Volk der Juden gegen ein vierthalbjähriges Wirken Jesu sich verhalten und — verstockt haben. Als gewiegter Beamter durchschaut Pilatus sogleich (Joh. 18, 29) die heuchlerische Tücke der Juden, erkennt (V. 34—38) daß Jesus kein politischer Aufrührer[2]), erklärt ihn schuldfrei (V. 38; Luk. 23, 4 u. par.) und gibt sich alle Mühe, ihn zu retten. Pilatus erscheint in

[2]) Die Worte: „Was ist Wahrheit!“ können in diesem Zusammenhang nicht Ausdruck philosophischer Skepsis sein; nicht, daß die Wahrheit unfindbar, sagt als Philosoph Pilatus, sondern daß das Reich der Wahrheit ein politisch-gefahrloses sei, sagt er als Staatsmann.

diesem Prozess durchaus als ein natürlich-edler Mensch. Erst wo ihm (Joh. 19, 12) die Alternative gestellt wird, entweder selbst für den als unschuldig erkannten sich Mishelligkeiten und Leiden unterziehen zu müssen, oder den unschuldigen zu verurtheilen, erst da hat der natürliche Edelmuth des natürlichen Menschen seine Schranke. (Der Mensch vom Himmel hat umgekehrt für die Schuldigen gelitten.) — Wie anders die Juden! Welche gemeinen, niedrigen Winkelzüge der pharisäischen Partei, womit sie von Anfang an jedem Bußrufe sich zu entziehen wissen, sie, die den Zweck des göttlichen Gesetzes: Sündenbewußtsein und Demuth zu wecken, in's gerade Gegentheil verkehrt haben, und mit den geistlos und sinnlos aufgefaßten Satzungen desselben einen echtsemitischen Gerechtigkeitsschacher im Dienste ihres echtsemitischen Hochmuthes treiben[3]. Welche grundgemeine Gesinnung der sadduzäischen Partei, in welcher der alte Trieb nach dem Heidenthum hin nur die Form geändert, nämlich die Form eines gegen Gott innerlich absolut gleichgültigen, nur auf schlaue Auswerthung der irdischen Verhältnisse, Güter und Genüsse gerichteten, pantheistisch tingirten, reformjüdischen Kosmopolitismus angenommen hat![4]) An diesen in Verruchtheit gesunkenen Seelen läuft jeder Mahnruf der Wahrheit wie Wasser an Wachstuch ab. Und nun endlich Judas! Hätte er nicht die natürlichen Gaben zu einem Apostel gehabt, so hätte der Herr ihn nicht unter die zwölf Jünger gewählt. Es war für Judas, wie für jeden der Jünger, die Frage, ob er sein Herz wolle zur Buße und Selbsterkenntnis bringen und von der natürlichen Sündenliebe losreißen lassen. So lange das galiläische Volk dem Herrn zujauchzte, hatte Judas den Herrn lieb und hörte auf ihn. Als (Joh. 6) zum erstenmale die Volksmassen Miene machten, von Jesu sich abzuwenden, stieg auch (wie wir aus der Warnung V. 70 schließen müssen) die schwarze Stimmung des Unmuthes in der Seele jenes Jüngers auf; es mochte ihm (nach dem Worte Jesu V. 51) ahnen, daß die Nachfolge Jesu nicht die gehoffte Erdenherrlichkeit ein-

[3]) Die in der Mischnah gesammelten Satzungen stammen theilweise schon aus jener Zeit; schon damals herrschte bei der pharis. Partei jener talmudische Geist, welcher Satzungen (z. B. vom Korban Mark. 7, 11, von den עירובים, dem שיתוף u. dgl.) ausgeklügelt hat, die nur den Zweck haben, Gesetzesumgehungen zu ermöglichen unter dem Heuchelscheine strengster Gesetzeserfüllung.

[4]) Herodes Antipas ist ein echter Typus dieses sadduzäischen Judenthums. Neben ihn, den sein in blutschänderischem Ehebruch gefreites Weib zu einem Morde verführt, stelle man Pilatus, den seine Gattin, um seine Gewissensruhe treu besorgt, vor einem Justizmord warnt!

bringen werde. Von der spezifisch-semitischen Sünde der Habgier, die bei ihm in der schmutzigsten Gestalt erscheint (Joh. 12, 6) beseelt, ging er mehr und mehr zu tückischem Hasse gegen Jesum über. Ein Mensch, in welchem die jafetidische Natur ausgeprägt gewesen wäre, würde in solchem Falle Jesum verlassen haben; das Musterexemplar semitischer Sündengestalt zog es vor, Ergebung zu heucheln und seinen Meister — zu verschachern! Irgend einen Profit wollte er doch davontragen. Wenn Dante in seinem Inferno dem Judas den Brutus zugesellt, so nimmt sich das fast komisch aus; Brutus hat für eine politische Idee, also für das (wirkliche oder vermeintliche) Staatswohl die Pflicht der Privatdankbarkeit hintangesetzt, und war nicht unedler, als Odysseus im Philoktet. Mit Judas hat er nicht die geringste Aehnlichkeit. Unter den Schülern des Sokrates war kein Verräther. Einen Judas zu produziren, war der semitischen Rasse vorbehalten. Und so bestätigt sich hier durchaus, was § 307 über die Gründe und Zwecke der Wahl des Bundesvolkes gerade aus der semitischen Rasse gesagt ist. Nicht trotzdem daß — sondern weil in ihr (vgl. die Aussprüche Christi Matth. 8, 10; 11, 21 u. a.) die Sünde ihre potenzirteste Gestalt annahm, und alle Ueberwindung der Sünde sich rein als Gottes That und Wirken darstellte[5]), wurde das Semitenvolk Israel zum Vorbereitungsorgan und zur Stätte der Erlösungsthat gewählt. — Als aber die Sünde das Vollmaß ihrer Wuth gegen den menschgewordenen Gottessohn ausgetobt hatte, war mit seinem Tode das Sühnopfer, das ewiglich gilt, vollendet, und der da tot war, und lebendig ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, ging als der Erstling, Anfänger und König einer neuen Menschheit und einer neuen Natur in verwandeltem Leibe aus dem Grabe hervor. Die Detailuntersuchungen über die Echtheit und Glaubwürdigkeit der diese Thatsachen bezeugenden Schriften gehören (s. § 7) nicht hieher, sondern in die sogenannte Einleitungswissenschaft. Aber von jenen Detailuntersuchungen abgesehen, steht die geschichtliche Wahrheit seiner Menschwerdung, seines sühnenden Kreuzestodes, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt unerschütterlich fest — durch Zeugnisse, welche auch die negativste Kritik nicht anzufechten gewagt hat. A) Jesus der in der Zeit menschgewordene ewige Sohn Gottes. Gegenüber

[5]) Darum stellt sich denn auch in solchen Semiten, die sich zur Buße bekehren ließen und das Heil gläubig annahmen (einem Simeon, Johannes, Paulus 2c.) die herrlichste weil demüthigste Gestalt christlichen Glaubens und Lebens dar.

dem Vorgeben, daß diese Lehre erst im vierten Evangelium enthalten, dies aber erst im 2. Jahrh. entstanden sei, beachte man, daß Luk. 1, 17 Johannes der Täufer als der Vorläufer des *κύριος ὁ θεός* (denn nur hierauf kann sich *αὐτοῦ* beziehen, vgl. Paulus, de Wette, Bleek z. d. St.) bezeichnet wird, und vergleiche die schon § 137 angeführten Stellen Matth. 2, 6; Mark. 13, 32; Matth. 26, 63 ff.; Luk. 1, 16 f. Die Offenb. Joh. wird nicht bloß von der gläubigen sondern gerade auch von der negativen Kritik unsrer Tage mit Emphase für ein echtes Werk des Apostels anerkannt, aber gerade hier erklärt sich Jesus (1, 8 u. 18) für „das A und O, den Anfang und das Ende", für „den Ersten und den Letzten und den Lebendigen", der da „tot war, aber lebendig ist von Ewigkeit zu Ewigkeit" und (2, 18) für den Sohn Gottes, der (V. 23) Nieren und Herzen erforscht, und (3, 1) die sieben Geister Gottes (1, 4; 4, 5) hat, und Kap. 21, 3 heißt es: „Immanuel wird ihr Gott sein". Zu diesem unangefochtenen Zeugnis des Apostels Johannes gesellen sich die unangefochtenen Zeugnisse des Apostels Paulus (1 Kor. 1, 2, *ἐπικαλουμένοις τὸ ὄνομα τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ;* 8, 6; 2 Kor. 8, 9). Man erwäge nun, daß den Israeliten damaliger Zeit jede Vergötterung einer Kreatur als blasphemischer Greuel galt, und nun stelle man sich den Fall vor, es wäre eine individuelle Privatansicht des Paulus gewesen, daß Jesus der Sohn und Herr sei, durch welchen der Vater alle Dinge geschaffen habe (mit 1 Kor. 8, 6 vgl. Röm. 11 36) und daß er, ehe er durch seine Menschwerdung arm ward, zuvor reich gewesen und (1 Kor. 10, 4) schon zu Mosis Zeit existirt und unsichtbar das Volk begleitet habe — man stelle sich vor, die zwölf Apostel hätten diesen Glauben nicht gehabt sondern (nach Baur's Versicherung) auf gut ebionitisch Jesum als einen bloßen Menschen betrachtet: welch ein erbitterter Streit hätte dann hierüber zwischen Paulus und den Zwölfen ausbrechen müssen! Einen Streit über die Beobachtung des Zeremonialgesetzes hat man ihnen (auf Grund einer lüderlichen Exegese von Gal. 2) angedichtet; ihnen einen Streit über die Gottheit Christi auch nur anzudichten, hat noch niemand gewagt. Und wie dürfte man dies auch, da man doch die Echtheit der Apokalypse zugesteht, worin entweder (nämlich nach christlicher Anschauung) Christus sich in Gesichten als den ewigen Gottessohn dem Johannes geoffenbart hat, oder, wenn (nach modern-heidnischer Anschauung) Johannes diese Gesichte nur erdichtet hat, dieser dann mindestens seinen Glauben an Christi ewige Gottessohnschaft

darin ausspricht. Und Paulus bezeichnet in den anerkannt echten Korintherbriefen (1 Kor., 2) die Christen schlechthin als Leute, die den Namen Jesu anrufen (קרא בשׁם, d. h. anbeten). Hätte je ein Israelit (und der Judenchristen gab es bekanntlich genug in Korinth) eine Kreatur angerufen? Aber auch Petrus selbst sagt ja (1 Petr. 1, 11) daß schon in den Propheten des alten Bundes der Geist Christi wirksam gewesen sei. Wenn nun die zwölf Jünger des Herrn in dieser *πληροφορία τῆς συνέσεως* einig waren, so liegt darin der vollgültige und unumstößliche historische Beweis, daß sie, diese vor jeder Kreaturvergötterung zurückschaudernden Israeliten, von Jesu die faktischen Beweise und Erweise seiner ewigen Gottheit in Thaten und Worten empfangen hatten, und daß Jesu Person und Lehre gerade die gewesen sein muß, wie sie im Ev. Joh. und nicht minder in den drei andern Evangelien erscheint. — B) Für den sühnenden Tod des Herrn genügt schon allein das in der ganzen christlichen Kirche, und zwar (1 Kor. 10—11) von Uranfang an, gefeierte heilige Abendmahl (wobei wir beachten, daß 1 Kor. 10, 16—21 Christus der Herr wiederum als Gott den falschen Göttern der Heiden entgegengestellt wird), für die Todesart der Kreuzigung die Stellen Röm. 6, 6; 1 Kor. 1, 13—18; 2, 2; 2 Kor. 13, 4; Gal. 2, 20; 5, 24; 6, 14. — C) Wie für den Kreuzestod das heil. Abendmahl, so zeugt für die Auferstehung des Herrn die Feier des Sonntags, anfangs neben dem jüdischen Sabbath hergehend, bald diesen völlig verdrängend. Nur durch eine Gottesthat konnte die Christenheit sich für ermächtigt halten, den im Dekalog angeordneten Ritus formell zu ändern. Sodann ist die Thatsache der Auferstehung in den apostolischen Briefen nicht nur Eph. 1, 20; 2 Tim. 2, 8 und 1 Petr. 1, 4, sondern gerade auf das allergewichtigste in den ihrer Echtheit nach unangefochtenen (Röm. 6, 4; 1 Kor. 9, 1 u. Kap. 15) bezeugt. Der Aposte konnte sich (1 Kor. 15, 6) auf die Thatsache berufen, daß der Auferstandene von mehr als 500 (größerntheils damals noch lebenden) Brüdern mit einander gesehen worden sei, was jeden Gedanken an eine bloß subjektive Vision ausschließt. Die abgeschmackten Hirngespinnste des D. Fr. Strauß über die Art, wie der Glaube an die Auferstehung Christi ohne das Geschehensein dieser Auferstehung habe entstehen können — wobei er sich unaufhörlich in die lächerlichsten Widersprüche mit sich selbst verwickelt hat — habe ich an anderem Orte[6]) schon genügend mit der

[6]) Wissenschaftl. Kritik der evangel. Geschichte, 3. Aufl. (Frankf. a. M. 1868) S. 755—761.

Fackel der Vernunft beleuchtet und in ihrer Unvernunft dargelegt. Daß auch die Erscheinung, welche Paulus auf dem Wege nach Damaskus hatte, kein subjektives inneres Traumgesicht in der Seele des Paulus, sondern eine objektive Erscheinung des Auferstandenen war, geht indirekt aus 1 Kor. 15, 8 f. sowie daraus hervor, daß Paulus die Auferstehung Christi (Eph. 1, 19—20) als ἐνέργεια τοῦ κράτους τῆς ἰσχύος τοῦ θεοῦ (und 1 Kor. 15, 53 u. 2 Kor. 5, 2 f. die Auferstehung im allgemeinen als ein Ueberkleidetwerden des an sich sterblichen stofflichen Leibes mit Kraft, nicht als Entstofflichung) bezeichnet — was mit einer subjektiven, traumähnlichen Vision sich nicht zusammenreimt, da zu letzterer keine „Kraft der Gewalt der Macht Gottes" sondern nur einige Nervenschwäche des Menschen erforderlich ist — direkt aber ist es durch seinen Schüler und Reisegefährten Lukas bezeugt, welcher (theils von sich aus, theils mit des Apostels eigenen Worten) erzählt, daß auch den Begleitern des Apostels die Erscheinung sich kundgab, indem sie zwar nicht die Gestalt Christi (Apgsch. 9, 7) aber den Lichtglanz (22, 9, und eben weil von diesem geblendet, vgl. V. 11, nicht die Gestalt) sahen, und zwar etwas von der Stimme (9, 7, τῆς φωνῆς) hörten, aber die Worte (22, 9, τὴν φωνὴν τοῦ λαλοῦντός μοι) nicht vernahmen. — D) Daß der Auferstandene jetzt im Himmel, also gen Himmel gefahren sei, um von dort sichtbar zum Gerichte wiederzukommen, bezeugt wiederum Paulus (1 Kor. 1, 7; 4, 5; 15, 51; 2 Kor. 5, 10, vgl. Eph. 1, 20; 4, 9; Kol. 3, 4; 1 Thess. 4, 13 ff.), bezeugt Petrus (1 Petr. 1, 7; 4, 5), bezeugt Johannes (Offenb. 1 bis 22). — Der ebionitische Jesus, der ein bloßer Mensch war, existirt nur in der Phantasie und den Wünschen der modernen Buddhisten, nicht in der Geschichte.

Anm. 1. D. Fr. Strauß (L. J. f. d. d. V. S. 206) behauptet: der histor. Jesus der drei ersten Evangelien habe „den himmlischen Vater als unterschiedlose Güte empfunden und gedacht." Man lese Matth. 8, 12; 12, 34; 23, 13 ff. u. 33 u. 35; 24, 13 u. 31 u. 51; 25, 41 ff. u. par.! Es gibt ein gewisses Gelichter, das allerdings einen Gott, der nicht „unterschiedlose Güte" wäre, nicht brauchen könnte! In Jesu Christo aber — mögen wir die synopt. Evv. oder den Johannes aufschlagen — erscheint durchaus das Wesen desselben heiligen Gottes, der im alten Bunde sich geoffenbart hatte, des Gottes, der in seiner Gnade, ja aus Gnade heilig ist — aus Gnade, weil die Art von Erlösung, mit welcher der Pantheismus sammt seinem Vater seit 1 Mos. 3, 5 die Menschen beglücken möchte: „es ist unterschiedslos und einerlei, ob ihr Gott liebt, oder euern Willen dem seinen entgegengesetzt; das letztere führt eben sogut zum Ziele wie das

erstere, ja besser, denn die Sünde ist ein nothwendiger Durchgangspunkt der Entwicklung" nicht nur eine Entwürdigung sondern eine vollständige Entmenschung (vgl. § 141) sein würde. Daß Gott Langmuth übt gegen den Sünder und ihm Gnadenfrist gibt, hat Christus gelehrt (Matth. 5, 45) und hat eben solche Langmuth geübt (Luk. 13, 8; Matth. 23, 37), aber nicht, um die Sünder „unterschiedlos" zu behandeln und in Gewissensschlaf zu wiegen, sondern um die nach Heil verlangenden, die Mühseligen und Beladenen, zu trösten, die Unbußfertigen mit ernstem Strafwort zur Buße zu rufen, den Verstockten das unausbleibliche Gericht anzukündigen. Zwischen Jesu Christo und dem Gotte des a. T. ist nicht der leiseste Wesensunterschied. „Suchet in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeuget."

Anm. 2. Das Vorkommen von Wundern überhaupt ist geschichtlich bezeugt 1 Kor. 12, 9; 2 Kor. 12, 12; Apschn. 16, 26; 20, 9 ff; 28, 3—6 u. 8—9.

Zweiter Abschnitt.

Die Wirkungen der Erlösung.

§ 313. Die individuellen Wirkungen der Erlösung.

Denen, die an seinen Namen glauben, hat Christus Gewalt gegeben, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1, 12). Auch der Erlösung gegenüber hat der Mensch freie Selbstbestimmung (§ 135); er kann sich gegen das angebotene Heil, gegen die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes auf sein Inneres, verstocken. Daraus folgt ohne weiteres, daß die Gottesthat der Erlösung nicht mechanisch, nach Art eines Naturgesetzes, auf die folgende Geschichte der Menschheit einwirkt, sodaß von Christi Erscheinen an der Prozess der geschichtlichen Entwicklung sich als der der Geschichte eines von der Sünde frei gewordenen Geschlechtes darstellen würde. Dies wäre schon darum nicht möglich, weil das Christenthum sich ja in der unerlösten Menschheit erst ausbreiten muß, was Zeit erfordert. So ist also von vornherein neben der Gemeinschaft derer, die an Christum glauben, die Menge derer, die noch nicht glauben oder noch nicht einmal von Christo gehört haben, vorhanden. Aber auch innerhalb der ersteren Gemeinschaft, ja innerhalb des geschlossensten, engst begrenzten Gemeinschaftslebens bleibt immer die individuelle Selbstbestimmung eine freie, und in ihr die Möglichkeit eines Widerstandes gegen das Heil oder einer Wiederabwendung von demselben gesetzt. Daher denn Christus vorausgesagt hat (Matth. 13, 24—30) daß keinerlei Gemeinschaft existiren werde, die nicht neben den

Waizenhalmen auch Lolchhalme in sich schließen würde. Es ergibt sich daraus: es kann und muß eine organische Gemeinschaft derer geben, die (durch die h. Taufe) sich zu Christo als dem Erlöser bekennen, aber diese Gemeinschaft — die christliche Kirche — ist eine Gemeinschaft der Gnadenmittel, nicht der Gnadenerfolge; Gott seinerseits beut in ihr (in Wort und Sakramenten) alle Mittel, die nöthig sind, um zum ewigen Leben zu gelangen; die Gnadenerfolge aber, also die Früchte der Erlösungsthat Christi, sind immer von der individuellen Selbstbestimmung abhängig. Es gibt innerhalb der Kirche (der sichtbaren, weil durch die Taufe gegen außen abgegrenzten Gemeinschaft, welche ihren Gliedern die Gnadenmittel darreicht) Namenchristen und Heuchler, und nie ist es gelungen und wird nie gelingen, eine engere Gemeinschaft (Sekte) zu konstituiren, die aus lauter wahrhaft zu Christo bekehrten, aus seinem Geiste wiedergeborenen, die Kraft des neuen Lebens erweisenden Gliedern bestünde. Diese „wahren Christen" machen zusammen das Gott allein bekannte, vor menschlichen Augen nicht sichtbar erscheinende und sich abgrenzende Reich Gottes aus. — Aber mehr noch: auch in den wahren Christen sind die Früchte der Erlösung hienieden immerdar nur relativ, weil auch im erlösten Individuum neben dem neuen Menschen der Wiedergeburt noch der alte Mensch als ein zu überwindender existirt, dessen letzter Rest erst im leiblichen Tode (vgl. Röm. 7, 24) vollends getilgt wird. — Wenn wir nun also nach den spezifischen Früchten der Erlösung, nach dem Erweise ihrer Kraft gefragt werden, so haben wir diesen Erweis nicht aus der Geschichte christlicher Gemeinschaften zu führen, sondern sind recht eigentlich an die Biographieen christlicher Persönlichkeiten gewiesen, in denen das Evangelium als eine Kraft Gottes sich bewährt hat. Und da steht denn durch alle Jahrhunderte eine Wolke von Zeugen vor unsern Augen, die der alttestamentlichen (Hebr. 11) nichts nachgibt. Wir finden unter ihnen keinen einzigen Heiligen, nämlich keinen Sündlosen, geschweige einen, der mehr, als er schuldig war, geleistet und „überflüssige Verdienste" gesammelt hätte; auch der geläutertste Christ hat seine Flecken, seine dunkeln Seiten, wo der alte Mensch noch zu Tage tritt in Schwächen oder Einseitigkeiten des Charakters, in Irrthümern, in mancherlei momentanem Straucheln. Die christenthumfeindliche Welt, die das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt, wird denn auch nicht müde, auf jede Blöße, die ein Christ sich gibt, mit Hohn und Schadenfreude zu deuten. Aber damit richtet sie doch nur bei ihresgleichen etwas aus

und schließlich auch da nicht viel; denn indem sie dem Christen jede Sünde und sündliche Schwachheit so sehr übel nimmt, gibt sie damit unfreiwillig das Zeugnis, daß ihrer eigenen Ueberzeugung und ihrem eigenen Gefühle nach Sünde und christlicher Glaube sich nicht zusammen schicken, daß also das Christenthum der Sünde entgegengesetzt sei. Mehr Lob und Anerkennung kann das Christenthum nicht verlangen. Wer nun aber unverblendeten Sinnes die Geschichte des Reiches Gottes, d. h. jener Zeugen, betrachtet — diese Kraft der Geduld in Leiden, der Sanftmuth wider die Verfolger, der Glaubenstreue, welche der Verleugnung Martern und Tod vorzieht, der aufopfernden Liebe, die den Verirrten, Verwahrlosten, Elenden, Siechen, Armen nachgeht, jede Art von Noth zu lindern für heilige Pflicht hält, die irdischen Gewinn und Genuß, Lebensglück, Lebensbehaglichkeit dahin gibt, um für Christi Reich in Christi Geiste zu wirken, dann wieder die Kraft muthigen Zeugnisses wider die Sünde mit williger Uebernahme der Schmach Christi — oder um bei bescheidneren Blüthen stehen zu bleiben: wer die Heiligung des Familienlebens, die Reinheit keusch verlebter Jugend, wer die Pflege stillen häuslichen Glückes in Zucht und Gottesfurcht, wer den himmlischen Adel christlicher Frauengestalten ins Auge faßt — wer an einen Paulus (2 Kor. 11), einen Polykarp, einen Ambrosius, Augustinus, eine Monika, einen Patrik und Kolumba, einen Peter Waldes, eine Elisabeth von Hessen, wer an die Reformatoren, an die Blutzeugen des Evangeliums, dann wieder an einen Spener, Coccejus, Lampe, ter Steegen, einen Aug. Herm. Franke, eine Anna Frey, Amalie Sieveking, an einen Wilberforce, einen Fliedner, Baron v. Kottwiz, Goßner und an die Hunderte von hier nicht genannten denken will, oder an die Tausende von unbekannten, dem Herrn aber bekannten, der wird inne werden, daß es an Früchten der Reinigung, Heiligung, Selbstverleugnung, der Christengeduld und des Christenmuthes nie gemangelt hat, und daß der Geist Christi zwar hienieden aus den Gläubigen noch keine Sündlos-Heiligen macht, aber Gottesmenschen, die in der Furcht des Herrn und in der Liebe des Herrn wandeln und wider die Sünde in stetem Kampfe begriffen sind. Der jetzt an seinen Ort gegangene berühmte Gottesleugner hat den Zustand eines in solchem Kampfe begriffenen Christen verhöhnt durch die Vergleichung mit einem Thiere, auf dem ein Engel reitet. Gut, daß der Engel das Thier schließlich zu Tode reitet; besser ein solcher reitender Engel, als eine bloße Bestie. Das Wort Jesu Christi Joh. 16, 8—11 behält seine Wahrheit; der in den wirklichen Gläubigen seine

sündenüberwindende Macht erweisende heilige Geist überführt die Welt, daß sie im Unrecht sei in Bezug auf Sünde, auf Gerechtigkeit, auf das Gericht; in Bezug auf Sünde stellt sich heraus, daß, wo kein Glaube an Christum ist, die Sünde ungestört und ungestraft in's Kraut schießt; in Bezug auf Gerechtigkeit, daß eine Welt, die für den Einzigen, der ohne Sünde war, keinen Platz hatte, sondern ihn haßte, ausstieß und tötete, wie sie ihn heute noch haßt und heute noch töten würde, die Gerechtigkeit nicht auf ihrer Seite hat; die Welt ahnt und spürt überall den himmlischen Lebensverkehr der Gemeinde mit dem unsichtbaren, der Welt so sehr verhaßten Haupte; sie spürt, daß ihr Haß gegen eine reale überweltliche Lebensmacht gerichtet und darum Ungerechtigkeit ist; die unsichtbare Gemeinde Christi ist ihr eine sehr unheimliche Erscheinung[1]); denn auch in Bezug auf das Gericht wird sie durch den in jener Gemeinde sich kräftig erweisenden Geist des Herrn überführt, daß das Endurtheil bereits gefällt *ist*, daß der Sichtungsprozess in der Welt unaufhaltsam weitergeht, und was sich nicht will retten lassen, dem gewissen Verderben anheimfällt. — Das führt aber auf einen zweiten Punkt; auf die fermentirende Einwirkung, die das Christenthum auf die Welt übt.

§ 314. Einfluß des Christenthums auf das Volks- und Staatsleben.

Durch die von Christo eingesetzte Taufe ist die Menge der Bekenner Christi zu einer sichtbar abgegrenzten Gemeinschaft: der christlichen Kirche, ab- und zusammengeschlossen. Die christliche Kirche bietet jedem ihrer Glieder die Gnaden*mittel* dar; in diesen Mitteln und durch sie übt der heil. Geist seine Einwirkung auf die Menschen (gratia sufficiens), aber die Art des Gebrauches und der Erfolg der Mittel hängt von der Selbstbestimmung des Menschen (zu Buße, Glauben, Heiligung) ab; die Möglichkeit ist vorhanden, der Wirkung des h. Geistes in den Gnadenmitteln sich zu entziehen, oder die Gnadenmittel selber nicht zu gebrauchen, oder endlich sie heuchlerisch und nur zum Scheine zu gebranchen[1]), und somit schließt (§ 313) die Mitgliedschaft der Kirche noch keine Gewähr der Mitgliedschaft des Reiches Gottes in sich. Aber das Reich Gottes, die unsichtbare (d. h. nicht sichtbar abgegrenzte) Gemeinde der im neuen Leben aus Christi Geist stehenden, ist *innerhalb*

---

[1]) Mit der Kirche als sichtbarer weiß sie schon eher fertig zu werden!

[1]) Man denke z. B. an den Semiten H. Heine, der aus rein irdisch-weltlichen Gründen sich taufen ließ, und unmittelbar nach vollzogenem Taufakt einen Brief voll Lästerungen über den ihm verhaßten Christus schrieb!

der christlichen Kirche; das sichtbare Gefäß trägt bei all seinen Mängeln und Schäden und Unreinheiten doch jenen unsichtbaren Organismus (Eph. 1, 22; 4, 15; Joh. 15, 1 ff.) mit dessen himmlischen Kräften in sich, und darin übt denn das erstere, wo es existirt — und zwar in dem Maße mächtiger, je relativ-reiner es existirt — nicht nur auf das Leben des Individuums und der Familie, sondern auch auf das des Volkes und Staates, einen umgestaltenden Einfluß. Nämlich den des *Zeugnisses*. Einen weiteren *soll* die christliche Kirche nicht *üben*. Sie soll die Gnadenmittel *anbieten*, sie soll nicht ihren Gebrauch erzwingen wollen (indem sie über den Staat herrschen und durch Staatsgesetze den Eintritt in die Kirche — also die Taufe[2]) — oder gar den Glauben *anbefehlen* wollte). Aber *Zeugnis* muß sie geben und gibt sie, Zeugnis von der Wahrheit und wider die Lüge und Sünde. Darin besteht ihr Einfluß auf das *Volksleben*, daß sie *das eingeschlafene Gewissen weckt* auch in denen, die dem Glauben noch ferne stehen. Die Erlösung anzunehmen, ist Sache individueller Selbstbestimmung; das Gewissen aber ist ein allgemeines Attribut des Menschen als solchen (§ 106). So lehrt denn die Geschichte, *daß* die christliche Kirche, wohin sie immer sich verbreitet hat, und vollends wo ein Volk in seiner Mehrheit ihr zufiel, das öffentliche Gewissen geweckt und hiedurch bewirkt hat, daß Handlungen, die zuvor ungestraft begangen werden konnten, nun von der staatlichen Gesetzgebung verpönt und unter den Strafkodex gestellt wurden, wodurch denn das in Beziehung auf sie geweckte Gewissen auch bei den folgenden Generationen wach erhalten wurde. Als der römische Staat unter Konstantin das Christenthum anerkannte, wurden die Gladiatorenkämpfe, diese Schlächtereien zum Vergnügen eines entmenschten Publikums, sowie die Aufführung obscöner Handlungen auf dem Theater auf dem Wege der Gesetzgebung verboten, die Ehescheidungen, welche zuvor auf die leichtfertigsten Vorwände hin möglich waren, einigermaßen beschränkt, die absolute Gewalt der Väter über ihre Kinder (sie zu töten oder als Sklaven zu verkaufen) sowie die der Herren über die Sklaven wurde beschränkt, die Sklaven unter gesetzlichen Schutz gestellt und ihre Lage dadurch wesentlich gebessert, die Gefängnisse humaner eingerichtet, die

[2]) Und wenn nicht die Taufe, dann auch nicht die christliche Eheeinsegnung. Daß durch Einführung der Zivilehe Kirche und Christenthum Schaden leiden sollten, kann ich meinestheils nicht einsehen. Die Kirche wird dann, wenn die Zugehörigkeit zu ihr eine Sache freier Selbstbestimmung ist, erst recht die ihr abhanden gekommene Kraft wiederfinden, und das wird auch dem Staate und Volksleben zu gute kommen.

grausamen Arten der Todesstrafe abgeschafft, den Frauen größere Rechte, den (bisher so gut wie rechtlosen) Wittwen und Waisen gesetzlicher Schutz verliehen.[3] Wir werden nicht nöthig haben, bei allen einzelnen Völkern die Rechtsumwandlungen, welche in Folge der Christianisirung eintraten, durchzugehen; was öffentlich geduldete notorische Greuel waren: Menschenopfer, Blutrache, Mord, öffentliche Unsittlichkeiten und Schamlosigkeiten, wurden überall gesetzlich verpönt. So fiel auch allmählich die Sklaverei völlig. Wenn dieselbe 1516 von Spanien und Portugal aus als Negersklaverei wieder eingeführt wurde, so geschah dies eben (auf den gutgemeinten aber verblendeten Rath des persönlich edlen Bischofs las Cases von Tschjapa) von einem Theile der christlichen Kirche aus, in welchem die Erkenntnis des Kerns und Zentralpunktes des Christenthums, die des Evangeliums, durchaus verdunkelt war, und eben daher erklärt sich der Fortbestand unchristlicher Willküreinrichtungen und Rohheiten im Mittelalter. Von christlich gläubigen Staatsmännern eines evangelischen Staates ist die Abschaffung der Negersklaverei ausgegangen. So läßt sich kurz sagen: nicht wo die Kirche eine Macht geworden, sondern wo in der Kirche das Evangelium eine Macht geworden, da übt die Kirche jenen segensreichen Einfluß des Zeugnisses auf das Volks- und Staatsleben. Und dieser Einfluß ist ein volksverjüngender. In der Heidenwelt ist (§ 303) die Kultur wie ein Wolkenschatten über einzelne Völker hingezogen, und hinterdrein sind sie in tiefere Barbarei und Rohheit versunken. Als dagegen das politisch morsch gewordene römische Reich von den wilden heidnischen Germanenstämmen zertrümmert wurde, da hat das Christenthum der Ueberwundenen die Sieger überwunden, in den romanischen Mischvölkern wie in den reingermanischen Deutschen (und später auch den Skandinaviern) erlebte die Zivilisation des Alterthums ein sofortiges, seine Kultur ein zwar langsames aber stetiges Wiederaufleben, und in immer neu sich verjüngender Kraft haben diese Völker jede geschichtliche Krisis überstanden. Damit man aber nicht etwa auf den Einfall komme, der antiken Kultur das zum Verdienste zuzuschreiben, was Krafterweis des Christenthums war, so wenden wir schließlich noch den Blick auf die Wirkungen, die das Evangelium direkt auf ganz rohe Völker geübt hat. Das moderne Heidenthum unsrer Tage — durch seine Missionsfeindschaft sich selbst genugsam als heidenthumfreundliches (aber nicht heidenfreundliches!) charakterisirend — behauptet, die Mission richte bei rohen

[3]) De Rhoer, dissertatio de effectu religionis christianae in jurisprudentiam Romanam, Groning. 1776.

Völkern nichts aus und sei thöricht-verlorene Mühe;[4]) man solle den Heidenvölkern die Zivilisation bringen, oder noch besser: man solle sie ihrer eigenen Entwicklung überlassen. Diesen Thorheiten und Lügen stellen wir einfach die Geschichte gegenüber. Als 1816 die ersten evangelischen Missionare, Jansen und Düring, auf das Vorgebirge von Sierra Leone kamen, fanden sie dort 22 verschiedene Negerstämme (mit 22 verschiedenen Sprachidiomen oder Mundarten) im Prozess völliger Fäulnis und nahe drohenden Unterganges begriffen. Sie gingen völlig nackt, hatten von Ehe keine Spur mehr; das Ideal jener „freien Liebe", welches von einer bekannten Partei unsrer Tage aufgestellt wird, war bei jenen Negern verwirklicht, d. h. es herrschte geschlechtlicher Umgang aller mit allen je nach Belieben; fünfzehn bis zwanzig Personen beiderlei Geschlechts wohnten in je Einer Hütte beisammen. Die physischen Folgen waren nicht ausgeblieben. Sie waren allesammt elend und abgezehrt; die Todesfälle mehrten sich in erschreckender Weise, während auf dem ganzen Vorgebirge in einem Jahre nur 6 Geburten vorkamen. Die Religion bestand in finsterem, absurdestem Fetischdienste. Vier Jahre später, als Renner diese Küste besuchte, fand er ein großes Dorf, aus 19 Straßen mit regelmäßigen Wohnungen bestehend, bewohnt von 400 anständig gekleideten Ehepaaren; in 6 Monaten waren nur 6 Todesfälle, dagegen in den drei letzten Monaten 42 Geburten vorgekommen. Diese 400 Ehepaare waren — Christen, die Erstlingsfrüchte der Mission; 1300 Neger nahmen am Gottesdienste Theil; 500 Knaben und Mädchen besuchten die Schule.[5]) Alle guten Eigenschaften und Naturgaben der hamitischen Rasse: die kindliche Offenheit und Zutraulichkeit, die herzliche Dankbarkeit, waren aus ihrem mehrtausendjährigen Grabesschlummer geweckt. Aber zuerst war das *Gewissen* geweckt worden, und siehe, es hatte sich wecken lassen; es war noch dagewesen, so tief es auch geschlafen hatte, und war unter dem Lichte des Evangeliums rasch zu einem zarten Gewissen — einem zarteren, als die Missionsfeinde besitzen — geworden. Diese Erfahrung steht aber nicht etwa allein. Daß die *Buschmänner* auf dem untersten Grade der Verkommenheit und hart an der Grenze der Verthierung angelangt sind, ist § 277 dargethan. Aber auch unter ihnen hat das Evangelium seine regenerative Kraft bewährt; als Beleg

---

[4]) Z. B. *Kossak*, Hildebrandts Reise um die Erde, (an vielen Stellen). Vgl. die verschiedenen Schriften von *Gerstäcker*, von *Langhans* ꝛc.

[5]) Berichte Jansens, Dürings, Renners von 1816 bis 1820 im Basl. Miss. Mag. 1839, H. 2.

diene unter vielen Thatsachen nur die eine, daß bei Einweihung eines neuen Gotteshauses im Buschlande ein Chor bekehrter Buschleute den Chor: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes" aus Haydn's Schöpfung gut und korrekt vorgetragen hat[6]). Bei den australischen Papua's herrscht die Greuelsitte, daß der neu verheiratete Mann sein junges Weib allen Männern des Stammes preißgibt; die aus diesen Vermischungen erzeugten Kinder werden getötet und gefressen. Die Sprache des Volkes hat keine Wörter für die Begriffe „Liebe, Treue, Ehrbarkeit, Verzeihung." Das Volk hat keine Spur mehr von Religion; man müßte denn eine verwaschene Vorstellung von einem guten und einem bösen Geiste — denen aber in keiner Weise gedient wird — dafür gelten lassen. Nicht einmal Götzenbilder oder Fetische kommen vor, kein Ritus, kein Priester, keine Opfer. Längere Missionsanstrengungen der Brüdergemeinde waren fruchtlos geblieben. Als Threlkeld trotzdem einen neuen Missionsversuch wagte, lachten die Ungläubigen, verzweifelten selbst Gläubige. (Hat doch der Darwinismus festgestellt, daß eine Krähe mehr „Geist" besitze, als ein Papua!!) Aber 1860 wurde der Erstling der neuholländischen Papuas, Nathanael Pepper, getauft; heute besteht schon eine stattliche Anzahl von christlichen Papuasdörfern; viele Papuas haben Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, und unter den 1200 Colonialschulen Neuhollands hat jüngst die der Papuaskinder in Ramahynk vom Gouvernement den ersten Preiß erhalten.[7]) Während früher die Zahl der Todesfälle die der Geburten weit überwog, steht es jetzt umgekehrt. — Auf der Fortsetzung der Sierra Leone-Küste haben allein die Methodisten-Missionare von 1817 bis 1834 nicht weniger als 2220 Christengemeinden aus bekehrten Negern gesammelt. Die Baptisten hatten 1856 auf ihren ostindischen und südafrikanischen Missionsstationen 4240 Kommunikanten. Und das sind gerade diejenigen beiden Denominationen, welche mit der Taufe am meisten zögern. Auf den Neuhebriden, wo 1839 der Missionar Williams tot-

[6]) Schleinitz, the lowest of the heathen, in History, essays etc. of the sixth conference of the Evang. Alliance, New-York 1874, pag. 622.

[7]) Ebend. S. 621. — Unsre Darwinisten werden nicht ermangeln, nun auch Krähenschulen anzulegen (Krähwinkel wäre dafür der rechte Ort!) und die Krähen noch weiter an Bildung bringen, als Threlkeld die Papuas brachte. Gelingt ihnen das nicht, so ist klar und erwiesen, daß die heidnischen Papuas nicht ein niedrigeres Stadium natürlicher Entwicklung darstellen, als die Krähen, sondern wirkliche Menschen, d. i. von den Thieren qualitativ verschiedene, weil mit Selbstbewußtsein und weckbarem (folglich nicht völlig vernichtbarem) Gewissen begabte — und nur eben tief in Sünde und durch Sünde gesunkene Wesen sind.

geschlagen und gefressen wurde, sind jetzt 50000 Bekehrte; in Neuholland unter jenen fast thierisch gewordenen Papua's hat, wie gesagt, Missionar Threlkeld mit segensreichem Erfolge gewirkt; auch in ihnen hatte das Gewissen nur geschlafen; sobald es geweckt war, und in Christo den Frieden gefunden hatte, wurden aus den scheinbaren Halbaffen gottesfürchtige und zivilisirte Menschen. In Westindien waren bereits 1825 nicht weniger als 40000 Negersklaven bekehrt. Man gebe sich die Mühe und lese die Geschichte der Bekehrung der Tschuanen und Bassuto's in Südafrika, der der Fidshi-Inseln (ganz bekehrt), Neuhollands, der Sandwitschsinseln (seit 1838 ganz bekehrt), der Karenen, der übrigen Hinterindier (14000 Kommunikanten unter 100000 Bekehrten), der Kolh's ꝛc. — man lese das, so wird man bald einsehen, daß nur schmähliche Unwissenheit solche abgeschmakte Urtheile fällen kann wie die oben angeführten. Das Evangelium hat den Heiden mit dem ewigen Heile auch die Kultur gebracht (Matth. 6, 33). Was aber hat denn die Kultur ohne Christenthum den Heiden gebracht? Schnaps und Opium.[8]) Denn eine im Dienste der Selbstsucht und Habgier stehende Kultur bringt den Heiden nicht sich selbst, sondern nur tiefere Unkultur. Zivilisirte Menschen, wenn bei ihnen selbst das Gewissen nicht geweckt ist, werden gewissenlos die Heiden für selbstische Zwecke ausbeuten, vermögen aber begreiflicherweise nicht, das Gewissen der Heiden zu wecken. Das vermag nur das Zeugnis der vom Evangelium durchdrungenen Kirche. Und nur auf der Basis geweckten Gewissens erwächst wahre Kultur.

§ 315. Der Einfluß der Sünde auf das christliche Gemeinschaftsleben.

Uebt solchermaßen die christliche Kirche vermöge der in ihr lebendigen Kraft des Evangeliums durch das Zeugnis der Wahrheit einen Einfluß auf die Welt und das Völkerleben, so kann es nicht ausbleiben, daß nicht die in der Welt vorhandene Macht sündlichen Willens, der sich nicht will strafen lassen, eine feindliche Reaktion gegen die Kirche als die Trägerin des Evangeliums üben sollte. Es war zunächst die plumpe Feindschaft blutiger, gewaltsamer Verfolgung; aber die ὑπομονὴ *καὶ πίστις τῶν ἁγίων* hat den Sieg davongetragen über das Wüthen der Feinde, der Geist Jesu Christi den Sieg über die brutale Gewalt.

---

8) Die Herren Kossak und Konsorten reden freilich so, als ob die christlich-gesinnten Leute in England an dem Opiumhandel die Schuld trügen! In England sind Missionsfreunde, in England sind auch Opiumhändler, folglich — müssen beide die gleichen Personen sein!!

Auch das um die Hälfte des 3. Jahrhunderts schlau ersonnene System des Neoplatonismus erwies sich dem Evangelium gegenüber impotent, und wurde mit seinem Schutzherrn Julian dem Apostaten in demselben Sarge begraben, den „der Zimmermannssohn“ für diesen gezimmert hatte. Weit erfolgreicher war (und ist bis auf den heutigen Tag) ein Reich der Lüge, in welchem im 7. Jahrhundert der Widerstand der Finsternis gegen das Licht sich eine konzentrirte Gestalt gab. Wiederum ein semitischer Stamm war es, welcher sich der Finsternis als ausgezeichnet geeignetes Werkzeug darbot. Hatte Gott das semitische Israel zu seinem Volke erwählt, daß dasselbe, weil des Natürlich-Guten völlig baar, in seinen gläubigen Gliedern als pures Werk göttlicher Gnade sich darstelle, in seinen ungläubigen aber die Sünde als Verruchtheit wider Jesum austoben lasse: so war es diesmal der Fürst der Finsternis, welcher das semitische Ismaelitervolk zu seinem Volk und Werkzeug erkor, um aus einem Quickbrei von Wahrheit und Lüge eine „Religion“ zu brauen, die wie ein giftiger Samum sich über einen großen Theil der Erde lebenertötend ausbreitete. Ein Zwitterprodukt von mantischem Fanatismus und schlauer Berechnung, aus Christenthum und Judenthum den dem altarabischen Urmonotheismus (§ 255 Anm.) adäquaten Monotheismus aufnehmend, aber als doktrinär vertrockneten, — aus dem Gottesbegriff die Heiligkeit, aus dem Christenthum den Kernpunkt: die Erlösung, tilgend, — durch einige äußerliche Satzungen, die dem Fleische nicht wehe thun, das Gewissen und Heilsverlangen ertötend, — das Mysterium der Menschwerdung der ewigen persönlichen Liebe durch schaale Verstandesargumente beseitigend — hat der Islam das Fleisch in seinen zwei Hauptformen: der rohen und fanatischen Grausamkeit und der raffinirten Wollust, emanzipirt, die Stellung des Weibes entwürdigt, das Familienleben vernichtet, den Staat in Despotieen umgewandelt, und mit dem Firnis einer äußerlichen Scheinzivilisation jede wahre Geisteskultur unmöglich gemacht.[1]) Als eine solche Macht des Todes hat der Islam nicht nur die innerlich faul gewordene Kirche des Orients beinahe ganz vernichtet, die Christenheit des Abendlandes temporär gefährdet, sondern auch als ein isolirender Wall von den Säulen des Herkules an bis zum Aral- und Balkaschsee sich zwischen das christliche Europa und die afrikanisch-asiatische

[1]) Es waren (§ 311 Anm. 2) die fremden Federn altpersischer Bildung, mit denen der gepriesene Chalifat Harun ar-raschid's sich schmückte. Der Islam vermochte diese Kultur nicht zu bewahren, nur, sie auch bei den Persern aussterben zu machen.

Heidenwelt eingeschoben, und auf Jahrhunderte (bis zur Entdeckung und Benützung des Seewegs nach Ostindien) jeden Einfluß des Christenthums auf diese Heidenwelt, jede Ausbreitung des Evangeliums dorthin, unmöglich gemacht. — Und doch: diese äußeren Feinde des Christenthums sind die schlimmsten noch nicht. Verderblicher, als der Widerstand der gegen das Evangelium sich verschließenden Welt, ist der Einfluß, den die im Menschengeschlecht pathologisch (§ 115 ff.) als Zustand vorhandene und auch selbst in den gläubigsten und geläutertsten Christen noch nicht völlig überwundene Sünde auf das christliche Gemeinschaftsleben selber, also auf die christliche Kirche ausübt. Es ist kein Zeugnis wider das Christenthum, sondern ein Zeugnis für dessen Wahrheit, daß auch der Gesammtzustand der „Christenheit" kein Steigen, sondern ein stetiges Sinken, keine Entwicklung, sondern eine wachsende Verwicklung, einen babylonischen Wirrwarr von Wahrheit und Lüge darstellt, und daß die Geschichte der Kirche oder „Christenheit" sich nach einem Punkte abwärts bewegt, wo es zur letzten Krisis kommen muß, und wo eine neue Gottesthat das Gold von den Schlacken, den Waizen vom Unkraut sondern wird (Matth. 13, 41; Offenb. 14, 16 u. 19). Pantheistische Träumer haben gefabelt, die Menschheit werde immer besser werden, bis die Kirche ganz überflüssig werde und sich schließlich in den Staat auflöse. Jesus Christus hat das Gegentheil geweissagt. Die babylonische Mischung von Wahrheit und Lüge wird immer feiner und raffinirter. Die Grundzüge dieses Entwicklungsganges sind in der Geschichte der apostolischen Zeit vorgebildet. Paulus hatte in seinem Leben zu kämpfen wider eine judaistisch-gesetzliche Verkehrung des Christenthums; es sollte nicht Israel erwählt sein als Werkzeug Gottes um der Erlösung willen, und die Erlösung gegeben sein für alle bußfertigen Glieder der sündigen Menschheit, sondern Christus sollte gekommen sein um Israels willen, und man müsse erst Israelit werden durch Beschneidung und Gesetz-Unterwerfung, um an Christo Theil zu haben. So wurde Christus zu einer Segensmaschinerie, einem thesaurus beatitudinis für Israel, und die menschliche Gesetzeserfüllung zu dem das Heil gewährenden und gewährleistenden.[2]) Paulus bei seinem Abschied weissagt von einer bevorstehenden Verirrung entgegengesetzter, antinomistischer Art, und

[2]) Gegen diesen grundstürzenden Irrthum der παρείςακτοι ψευδάδελφοι hat Paulus die zwölf Apostel auf seiner Seite, Gal. 2, 6; Apsche. 15.

was er geweissagt, erfüllte sich alsbald in dem Auftreten des Gnostizismus innerhalb der Kirche, welchen Judas und Johannes bekämpften und (1 Joh. 2, 19) aus der Kirche hinausdrängten, sodaß er vom 2. Jahrhundert an nur in außerkirchlichen Sekten erscheint. Nicht durch die Frage: was muß ich thun, daß ich selig, daß ich von Schuld und Sünde frei werde? waren jene Gnostiker zum Christenthum geführt worden, sondern für kosmogonische, religionshistorische und heidnisch-ethische Probleme meinten sie in einzelnen Punkten der christlichen Lehre willkommene Aufschlüsse zu finden; so nahmen sie das Christenthum nicht als das, was es ist, als Erlösung von der Sünde, sondern verdrehten es zu etwas ganz anderem, ja in sein gerades Gegentheil. Um Erlösung von der Sünde war es ihnen nicht zu thun, sondern um Entschuldigung der Sünde. So wälzten sie die Schuld der Sünde vom Menschen ab auf die „Materie" und auf einen „Demiurgen," der als vom höchsten Gott verschiedener diese geschaffen habe; daß in Christo die ewige persönliche Liebe, der ewiggeliebte Liebende, Mensch geworden sei, um in stellvertretendem Erleiden des Todes und des absoluten Schmerzes über die Sünde sich als die absolute Liebe zu manifestiren, war ihnen, die nach keiner Erlösung verlangten, so unverständlich, wie es den heutigen Pantheisten ist; sie erklärten Jesum entweder für eine Scheingestalt[3]) oder für einen vom „Aeon Christus" unterschiedenen bloßen Menschen;[4]) der Aeon Christus sollte nicht gelitten haben, nicht gestorben sein, sondern nur eine philosophische Erkenntnis gebracht oder den Geist aus der Materie herausgelöst haben. Da die Sünde nun nicht Willensrichtung sondern nur Folge des Verknüpftseins mit Materie sein sollte, so ergab sich, daß den innerlich von der Materie gelösten Geist keine Sünde, die er begehe, mehr zu beflecken vermöge, daß ihm alles erlaubt sei. — Zur Zeit der Apostel konnten solche Irrlehrer sich innerhalb der christlichen Kirche nicht behaupten; die Kirche wurde durch kräftige Kirchenzucht von solchem Unrath gereinigt. Aber in der nachapostolischen Zeit hat sich im Laufe von fast zwei Jahrtausenden der gleiche Prozess in analoger Weise wiederholt. Im Bewußtsein, daß die Gnadenmittel des Evangeliums innerhalb, nicht außerhalb der Kirche zu finden seien, außerhalb ihrer aber jüdische, heidnische und

[3]) So die Naassener und Peratiker (Hippolyt Buch 5), ferner die Gnostiker von Tralles, Smyrna und Ephesus (Ignat. Smyrn. 2 u. 5, Eph. 18, Trall. 10).

[4]) So Kerinthos (Iren. I, 26). Nach Polykarp's Zeugnis (bei Iren. 3, 3, 4) war Kerinth ein Zeitgenosse Johannis und neben ihm in Ephesus wohnhaft.

gnostische Lüge, mahnten Männer wie Ignatius zum treuen Zusammenhalten und Anschluß an die ἐπίσκοποι. Das war begreiflich und berechtigt. Als aber auch ernsten, (theilweise freilich krankhaft-ernsten) Richtungen wie den Montanisten, Novatianern und Donatisten gegenüber ein Cyprianus und Augustinus den consensus episcoporum als Kriterium der Wahrheit aufstellten, da war der Satz: „die Kirche besitzt die Wahrheit, weil sie das Evangelium besitzt," schon nahe daran, auf den Kopf gestellt und in sein Gegentheil verdreht zu werden: „das Evangelium ist Wahrheit, weil es von der Kirche gelehrt wird." So wäre nicht die Kirche da um des Evangeliums, sondern dies um jener willen (wie bei den judaistischen Irrlehrern: Christus um Israels willen). Bald bemächtigte sich das instinktive, dämonische, aus dem Heidenthum her ererbte Weltherrschaft-Streben des, in den Stürmen der Völkerwanderung bedeutsam dastehenden römischen Stuhles jenes verdrehten Satzes; hing vom consensus episcoporum die Wahrheit ab, so mußte derselbe sorgfältig gewahrt werden, und wodurch ließ sich dies besser bewerkstelligen, als durch einen Oberaufseher, als welchen sich durch geschichtwidrige Figmente zu legitimiren eben der Rombischof beflissen war. Mit welchen Mitteln von da an der röm. Stuhl jede romfreie Landeskirche, die sich ihm nicht unterwerfen wollte, zu unterdrücken und zu vernichten verstand, wie er sein Gebot und Gesetz zur Hauptsache machte, die Gnade Gottes in Christo aber zu einem im Verschluß der Romkirche befindlichen thesaurus, dessen Schätze durch Gehorsamsleistungen also durch Werke verdient werden müßten, wie er in Praxi den Blick der Christen vom Erlöser hinweg auf die kirchlichen Mittel (Pabst, Priesterschaft, Messopfer, Indulgenz, Maria und Heilige) lenkte, und als Generaldispensator der Gnadengüter auch von den Staaten und Staatsoberhäuptern unbedingte Unterwerfung forderte, ist aus der Kirchengeschichte bekannt. Als in den Reformatoren der Paulus redivivus diesem zugleich kreaturvergötternd-paganistischen wie judaistisch-gesetzlichen System entgegentrat mit dem evangelischen Zeugnis, da verstockte und verbiß sich der römische Stuhl vollends, übernahm in den grausamen Verfolgungen des Evangeliums (in Spanien, Frankreich, Holland, Italien, Ungarn, anfangs auch in Großbritannien) die Rolle, die einst die Heidenwelt gespielt hatte, und produzirte in der diabolischen Arglist des Jesuiterordens und andrer Werkzeuge eine sittliche Pest, dergleichen das Heidenthum keine gekannt hatte. Die Fäulnisprodukte eines durch Lüge zersetzten Christenthums müssen ja nothwendig gifti-

ger und schrecklicher sein, als die des Heidenthums. Salpetersaures Kali gibt Salpeter, aber salpetersaures Silber gibt Höllenstein. Nur Wahnwitz kann die widerlichen Erscheinungen des Papismus dem „Christenthum" oder — noch alberner! — der „Religion" in abstracto zur Last legen. Vernünftigerweise hat man zu unterscheiden zwischen Evangelium und Kirchenthum. Das erstere ist die von Gott geoffenbarte Wahrheit, das letztere ein Produkt der Aufnahme dieser Wahrheit seitens der Menschen. Ein Kirchenthum kann erkranken und verderben, das Evangelium niemals. Das Evangelium ist und bleibt in Ewigkeit eines und dasselbe; ein Kirchenthum kann sich ändern, indem es an die Stelle des Evangeliums Figmente menschlicher Sünde setzt oder jenes mit diesen verquickt. Daraus entstehen dann jene Erscheinungen ethischer Fäulnis. Aber so unsinnig es ist, dem Christenthum, d. i. dem Evangelium, diese Erscheinungen zur Last zu legen, die gerade in der Entfernung vom Evangelium ihre Ursache haben — die Welt, die nach jedem Vorwand wider die Wahrheit begierige, zieht diesen Trugschluß dennoch; sie läßt sich durch die Schäden des christlichen Gemeinschaftslebens, der Kirche, irre machen am Evangelium. Weil Menschen, dem Evangelium zuwider, den Namen des Evangeliums oder Christenthums oder Christi oder der Sündenvergebung oder der Gnade 2c. misbrauchen im Dienste ihrer Herrschsucht oder Habsucht, zur Bethörung ja zur wirklichen Verdummung des Volkes, so zieht die Menge derer, die zur Erkenntnis ihres Sündenelends noch nicht gekommen sind, kein Heilsverlangen besitzen, ja von der Sünde nicht frei werden wollen, sofort mit instinktiver Schlauheit den Trugschluß: „also ist diese ganze Sache von Christo, von Sündenvergebung und dgl. nur Trug, das Evangelium nur Trug oder Täuschung, alle Religion nur Täuschung." Weil ein verpestetes Pseudokirchenthum fanatische ja satanische Verfolgungen sich hat zu Schulden kommen lassen, so zieht jene Menge den Trugschluß: „Alle Religion ist fanatisch und führt zum Fanatismus." So wird im Kessel des Aberglaubens der Unglaube gebraut. Die Babelsmischung von Wahrheit und Lüge im röm. Kirchenthum hat die Wahrheit in Miskredit gebracht.[5])

---

[5]) Von den Dragonaden unter Louis XIV schreibt Chateaubriand: „Der Anblick der engherzigen und grausamen Bigotterie des Königs, der ehrlosen Ränke seiner Beichtväter, der vom Klerus gutgeheißenen Profanation der Sakramente, der in Missionare verwandelten Soldaten, der Besudelung der Religion mit Blut und Greueln, der Priester, welche alle menschlichen und göttlichen Gesetze mit Füßen traten, waren die unmittelbare Ursache, daß sofort die höheren Klassen

Das Theorem des Unglaubens als eines erneuten Gnostizismus, ja eines repristinirten buddhistischen Heidenthums ist in Gestalt eines philosophischen Theorems zuerst von einem Semiten, Baruch Spinoza, ausgeklügelt worden (§ 182); es gehört als solches der Entwicklung der philosophischen Wissenschaft an; daß aber die Grundanschauung dieses Systems: die Leugnung des persönlichen, heiligen, wollenden Gottes, die Theorie von der absoluten Naturnothwendigkeit, unter der das Absolute selbst stehe, darum die Entschuldigung der Sünde als nothwendigen Momentes im Weltprozess, und die Leugnung des Wunders — daß diese Grundanschauung seit Bayle, den Deisten und Enzyklopädisten die Volksmassen ergreifen konnte, und seit einem Menschenalter auch in Deutschland die Massen durchsickert und durchdrungen hat, das ist eine Folge jenes Miskredits, in welchen das Evangelium Gottes durch kranke Kirchenthumsgestaltungen der Menschen (römische und nichtrömische, denn wer wollte leugnen, daß auch die Periode des Orthodoxismus in den Kirchen evang. Bekenntnisses, und ebenso die des Pietismus ihre kranken Seiten hatte?) gebracht worden ist. Hier drängt sich nun aber zum Schlusse noch eine Erkenntnis unabweisbar auf: Aberglaube und Unglaube arbeiten einander gegenseitig in die Hände, ohne daß ihre beiderseitigen Vertreter dies beabsichtigen. Sie schlagen ihrer individuellen Meinung nach wild auf einander los, und fördern dadurch nur einer den andern. Je weiter die Babelsmacht der Amalgamirung von Wahrheit und Lüge ihre φαρμακεῖαι treibt, um so sicherer werden die Massen an aller Wahrheit irre; je kecker und konsequenter der Unglaube alle Grundlagen ethischer und darum auch sozialer und staatlicher Ordnung untergräbt, um so sicherer treten Zustände ein, wo trostlose, müde gehetzte Massen sich, weil sie im reinen Nichts nicht länger existiren können, lieber dem abergläubigsten Kirchenthum in die Arme werfen. Wir sehen hier eine über dem individuellen Wollen des sündlichen Menschen stehende höhere widergöttliche Macht, eine Providenz des Bösen, die der Providenz Gottes entgegenwirkt, freilich nur mit der Aussicht auf schließliche gewisse Niederlage durch eine letzte, entscheidende Gottesthat. So bestätigt sich durch den Augenschein und die Erfahrung, was

---

dem Skeptizismus sich in die Arme warfen." — Wie sehr haben in unsern Tagen die beiden von Pius IX neueingeführten Dogmen sammt seinem Kampfe gegen die Staatsgewalt die Folge gehabt, den großen Haufen in Deutschland zu einem wüsten Geschrei gegen alles Christenthum und Evangelium, das unter dem Namen des „Pfaffenthums" mit inbegriffen wird, aufzustacheln!

die heil. Schrift sagt von dem „Fürsten dieser Welt," einem nicht übernatürlichen, nicht überweltlichen, aber übermenschlichen, weil einem andern Schöpfungsgebiet, als der Erde, angehörenden, von Gott willentlich abgefallenen geschaffenen Wesen, und diese Lehre der heil. Schrift ist die Wahrheit, deren Karrikatur in der Furcht der Heiden vor bösen Geistern und dem heidnischen Dienste böser Geister vorhanden ist. Das Heidenthum, die Sünde nicht als böse erkennend, führt das Uebel auf böse Geister zurück, die es durch Opfer sich geneigt zu machen, durch Zauberei zu bannen und zu binden sucht; das Christenthum erkennt im Uebel Züchtigungen Gottes, aber als den Verführer zum Bösen, und als den, dessen wider Gott gerichteten Planen der wider Gott gerichtete menschliche Wille wider Willen dienen muß, kennt es einen Fürsten der Finsternis, gegen den nicht Zauberei, nur treue Hingabe an Gottes Gnadenwillen hilft. — Unter den konsekutiven Gestalten der Lüge: dem mit Lüge versetzten Kirchenthum und dem offenen Abfall von Kirche und Christenthum, hat die unsichtbare Gemeinde der Glieder Christi, das zur Zeit noch unsichtbare Reich Christi, zu leiden. In der Geschichte dieses Reiches wiederholt sich die Geschichte des Herrn. Der Verfolgung des Jesuskindes durch Herodes ist die vorkonstantinische Verfolgung durch die außerkirchliche Heidenwelt analog. Die Folgezeit entspricht den 3½ Jahren der Berufsthätigkeit Christi. Wenn der geweissagte Abfall (Offenb. 17) sich vollendet haben und dem Zeugnis des Gesetzes (§ 314) und Evangeliums ein Ende gemacht haben wird (Offenb. 11, 7 ff.), dann werden die Tage der Passion für die unsichtbare Gemeinde Christi anbrechen, denen er durch sein Erscheinen ein Ende machen wird. — Wo stehen wir? Wer aufmerksam die Zeichen der Zeit prüft, den will es bedünken, als sei unsere Zeit dem letzten Jahre der Wirksamkeit Christi vergleichbar, wo die große Menge des Volkes Israel, die ihm früher in unklarer Begeisterung nachgefolgt war, sich von ihm abwendete und ihn mit seinen Jüngern allein ließ (Matth. 16—20 u. par.). Auch heutiges Tages ist es wiederum das nämliche semitische Volk, welches, in die Phase eines modernen Sadduzäismus eingetreten, als Hauptagitator wirkt, um die Masse der germanischen und germano-romanischen Völker, vornehmlich aber der ersteren, in ihrem Christenglauben irre und Propaganda für die Weltanschauung des Pantheismus zu machen, das spezifisch-jafetidische, arische Volksthum der germanischen Völker aber möglichst zu dekomponiren und zu zerstören. Daß der heutige Staat unter dem Einfluß des evangelischen Kirchenthums die Juden nicht mehr, wie der mittelalterliche unter dem

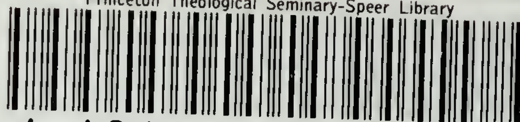
des römischen, verfolgt und drückt, ist im höchsten Grade in der Ordnung, nicht so aber dies, daß die Leute dieser fremden Rasse mit der dieser Rasse eigenthümlichen Zudringlichkeit[6]) in den germanischen Staaten nicht nur mitregieren sondern nachgerathe in der Presse und den gesetzgebenden Versammlungen den Ton angeben.[7]) Unser deutsches Volk ist ihnen gegenüber seit einem Menschenalter nur zu gelehrig gewesen. Das soziale und staatliche Leben des Volkes ist von den Ideen des Pantheismus bereits beherrscht. Und doch gehört nur einige Besonnenheit dazu, um einzusehen, welche Früchte dieses unwahre Theorem gebracht hat. „Laissez faire! Laßt dem Willen des Individuums ungehemmte Freiheit; alles Böse korrigirt sich als Moment des nothwendigen Entwicklungsprozesses unausbleiblich ganz von selbst." Auf dem sozialen und staatsökonomischen Gebiete heißt das: „der Egoismus der Individuen wirkt schon selbst die höchste Wohlfahrt; wo theure Preise, da mehrt sich die Zufuhr und Konkurrenz; Arbeit ist Waare," und wie die infallibeln Sätze des Manchesterthums sonst alle heißen! Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß das Prinzip des freigelassenen Egoismus nichts zu Wege bringt, als (weil Arbeit eine Waare ist, die sich nicht aufstapeln läßt) eine Herabdrückung der Arbeitslöhne zu Gunsten der maßlosen Bereicherung der Kapitalisten, und eine Zornwuth der, christlichen Glaubens und christlicher Ethik beraubten, ebenfalls nur vom Egoismus der Diesseitsreligion beseelten Arbeiter gegen die besitzenden Klassen, und somit die Gefahr eines bellum omnium contra omnes, eines Unterganges aller Kultur und Zivilisation. Auf dem Gebiete der Staatsverfassung heißt jene Idee: „Alle Menschen haben gleiches Recht, zu regieren. Regieren heißt nicht: Gottes Willen erkennen und ausrichten, sondern den Willen der Mehrheit. Da der Mensch von Natur gut ist, so ist auch der Wille der Mehrheit unausbleiblich gut, und was etwa dennoch verkehrt wäre, das korrigirt sich im Entwicklungsprozess ganz von selbst. Also allgemeines Stimmrecht." Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß die Menschen von Natur nicht gut, sondern von den Leidenschaften der Habgier, Herrschgier, Eitelkeit und jener Menschenfurcht, die der Angst vor Schaden die Ueberzeugung opfert, beseelt sind, und daß die Wahl nach allgemeinem Stimmrecht zur puren Ko-

---

[6]) Konstatirt zu werden verdient, daß kürzlich ein in Berlin erscheinendes jüdisches Blatt die Frechheit hatte, die Abschaffung der christlichen zweiten Feiertage zu verlangen!

[7]) Vgl. Konstantin Frantz, „der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft" München 1874.

mödie wird, wo die Massen, von Parteiführern mit meist unverstandenen Stichwörtern und Tagesphrasen geworben und geködert werden, um als blinde, willenlose Werkzeuge den Willen jener Führer auszurichten. Auf dem Gebiete der Tagesliteratur heißt die Losung: „Preßfreiheit! Laßt nur alle Unwahrheit und alles Gift lustig verbreitet werden! Die Wahrheit kann ja ebenso verbreitet werden, und wird schon den Sieg davon tragen." Jawohl, wenn sie gelesen würde! Aber nicht die Wahrheit, sondern das Geld gibt den Ausschlag, welche Blätter die weiteste Verbreitung finden, und wenn es ja gelingt, mit vielen Opfern Blätter zu gründen und zu erhalten, welche der Unwahrheit und dem Gifte widerlegend entgegentreten, so werden sie darum doch gerade von denen nicht gelesen, die solcher widerlegenden Belehrung am meisten bedürfen. Sollte auch noch ausgeführt werden müssen, welchen Einfluß die pantheistische Lüge von der natürlichen Trefflichkeit des Menschen und von der Sünde als einem sich selbst korrigirenden Moment des Entwicklungsprozesses auf dem Gebiete der Pädagogik und der Schule ausübt? — Wir stehen an einem Abgrunde; unser Volks- und Staatsleben ist desorganisirt durch Schuld jenes widerchristlichen Systems. Ein Volk, das dem fermentirenden Einfluß und gewissenweckenden Zeugnis des Evangeliums sich entzieht, geht der Kraft der Selbstverjüngung und des Fortbestehens verlustig, und die vom Christenthum abgefallene Menschheit geht in Fäulnis über (Matth. 24, 28.) Sind wir soweit? Noch ist Umkehr möglich! Noch ist in unserm deutschen Volke eine Schaar, nicht von Millionen, aber von vielen Tausenden, die ihre Kniee dem Baal, dieser alten Gottheit des Pantheismus, nicht gebeugt haben, und die in der Furcht des Herrn mit Aufbietung aller von Gott ihnen verliehenen Kräfte dahin arbeiten, Zeugnis zu geben in Wort und That, Zeugnis wider die Unwahrheit, die Sünde und Zuchtlosigkeit, Zeugnis für die Wahrheit, daß der Mensch ein Sünder und der Erlösung bedürftig ist, und daß nicht der Egoismus, sondern die selbstverleugnende, erst nach dem Wohl und Wehe des Nächsten und der Gesammtheit und dann erst nach dem eigenen fragende, opferwillige Liebe ein Volk glücklich macht. Zur Verbreitung dieser Erkenntnis möchte auch diese Schrift ein Scherflein beitragen.


Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01016 2289